



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



*Am. 130.*

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT





~~Mr. Hoff~~



515A

# Geschichte der Abiponer,

einer berittenen und kriegerischen Nation

<sup>1. n</sup>  
Paraguay.

Bereichert

mit einer Menge Beobachtungen über die wilden Völkerschaften, Städte, Flüsse, vierfüßigen Thiere, Amphibien, Insekten, merkwürdigsten Schlangen, Fische, Vögel, Bäume, Pflanzen, und andere Eigenschaften dieser Provinz.

Verfaßt

von Herrn Abbe Martin Dobrizhoffer,  
sechzehn Jahre lang gewesenen Missionar in Paraguay.

Aus dem Lateinischen übersezt

von  
M. Reil.



Zweyter Theil.

W Z E N,

bei Joseph Edlen von Kurzbeß F. F. Hof-  
buchdrucker, Groß- und Buchhändler 1783.





# Geschichte der Abiponer.

---

## Erstes Hauptstück.

Von dem Aufenthalt, Ursprung und verschiednen Benennungen der Abiponer ic.

Die Abiponer, eine streitbare Nation, halten sich in Chaco, dem Herzen von Paraguay, auf, oder richtiger, neben dasselbst herum. Stette Wohnsitz, oder andere Gründe, als welche ihnen die Furcht vor ihren Nachbarn aussetzt, haben sie nicht. Hält sie diese nicht im Zaume, so streifen sie sowohl von Süden nach Norden, als auch von Osten nach Westen nach allen Seiten auf eine unermessliche Weite hin, je nachdem sie die bequeme Gelegenheit dem Feind eine Schlappe anzuhängen, oder die Nothwendigkeit demselben zu entgehen einen Weg nehmen heißt. Im vorigen Jahrhundert war, wie man aus den Geschichten und Nachrichten dieser Zeit ersieht, das unternächste Ufer des Flusses, welchen die Spanier bald den großen, bald den rothen, die Indianer aber Irate nennen, das Vaterland der Abiponer. Von dort wanderten sie theils um dem Krieg, womit die Spanier von Salta im Anfange dieses Jahrhunderts die Provinz Chaco überzogen, auszuweichen, und theils die südlichen Colonien der Spanier anzufallen, südwärts in das Thal, welches einst die Calchaquies, eine gleichfalls herrliche Nation, inne hatten. In diesem Strich Landes, wel-



her sich auf die 200 Meilen weit erstreckt, wohnen si noch ist, ohne daß sich die Spanier widersetzten; und halten selben für den ibrigen. Woher die alten Abiponer vor Zeiten in Paraguay gekommen sind, läßt sich schlechterdings nicht errathen. Ychamenraquin ihr vornehmster Cacique zu S. Hieronymus, den die Seinigen wie ein Orakel und das Archiv der Nation betrachteten, sagte uns, ihre Vorfahren wären über große Flüsse, auf Eseln hier angelanget; doch gestand er auch, daß er dieses bloß von noch älteren seiner Nation gehöret habe. Allein in dieser Erzählung hängt nichts zusammen; sie muß daher ohne Zweifel zu den Mährchen gezählet werden. Auch hat man keine alte Urkunden, aus denen sich etwas wahrscheinliches herausbringen ließe. Dieser Streit über die Ankunft der Abiponer in Paraguay gehört mit zu dem über die Abkunft der übrigen amerikanischen Völkerschaften, worüber schon so viel untersucht worden ist, aber schwerlich etwas ausgemacht werden dürfte. Hierüber führt Solorzano ein Spanier, wenn ich mich noch recht erinnere, 11 Meinungen an, und widerlegt sie nach der Reihe. Anderer Vermuthungen erwähnt unser P. Guzmilla in seiner Geschichte von dem Fluß Urinoco. Bei anderen findet man noch andere. Man mag sagen, was man will, so werden sich allenthal erhebliche Einwendungen machen, aber keine genugsamen Antworten geben lassen. Ist gerieth ich auf den Gedanken, ob nicht die Amerikaner von den nördlichsten Gegenden von Europa, als ihrem Vaterlande in der Absicht einen milderen Himmelsstrich anzutreffen weiter herab in die Länder, welche wir heut zu Tag Amerika nennen, nach und nach gezogen sind, in der Voraussetzung, daß die neue Welt irgendwo an die alte gränzet, oder doch nur durch eine kleine Meerenge davon geschieden ist, über welche jene mit Kanots oder anderen Fahrzeugen, oder auch mit Schwimmen sehen konnten. Ich habe

zwi

zwischen den Gebräuchen und Sitten der Lappen und Einwohner von Neuzembla, so wie man sie uns beschrieben hat, und denen der Abiponer viele Ähnlichkeit gefunden, wie ich an einem andern Orte anmerken werde. Auch beobachteten wir immer, daß der Sinn dieser Wilden aus einem angebohrten Hantel wie ein Kompaß immer nach den nördlichen Gegenden, als wenn dort ihr Vaterland wäre, gerichtet ist. Bringt sie ein widriger Zufall auf, so schreien sie sogleich mit drohender Stimme: Ich gehe nach Norden, Mahaic quer erëgem. Obwohl sie meines Erachtens durch diese Drohung weiter nichts anzeigen, als daß sie sich nach den nördlichen Gegenden von Paraguay ziehen wollen, wo ihre wilden Landesleute unabhängig von den Spaniern, und ohne Religion auch jetzt noch in ungehinderter Freiheit herum schwärmen.

Allein wollten wir auch den angesehensten Schriftstellern diese Herüberwanderung der Amerikaner aus dem nördlichen Europa einräumen, woher kommt es denn, daß kein Indianer, dessen beide Eltern Amerikaner sind, einen Bart hat, woran es doch keinem nördlichen Europäer gebricht. Der Luft, dem Klima, und dem Himmelsstrich darf man so was nicht zuschreiben: Denn, wiewohl einige Pflanzen, die man aus Europa in Amerika versetzt hat, in kurzer Zeit ganz besonders ansetzten, so wissen wir dennoch von keinem gebarteten Spanier, Portugiesen, Deutschen oder Franzosen, der in irgend einem Lande von Amerika unbärtig geworden wäre, oder dessen Abkömmlinge dieses Merkmal ihres europäischen Ursprungs nur im Geringssten verloren hätten. Ich weiß dieses aus eigener Erfahrung. Nach einem zwanzigjährigen Aufenthalt in Amerika blieb mein Bart immer ebenderselbe. Ich habe mir oft einen Barbierer und ein Barbiermesser gewünscht, weil ich mich statt desselben lange Zeit mit

einer Scheere begnügen mußte. Erblickt man an einem Indianer einen noch so dünnen Bart, so ist das ein sicheres Anzeichen, daß er von einem europäischen Vater oder Großvater, und einer Amerikanerin abstamme: denn die äußerst wenigen Särchen, welche den Indianern wie Wolle um das Kinn hie und da hervorkommen, verdienen den Namen eines Bartes nicht.

Paraguay liegt zwar nahe bei Afrika. Aber wer wird darum mit einer Herüberwanderung der Paraguayer aus Afrika angezogen kommen? Müßten nicht auch die Paraguayer wie die Afrikaner schwarz wenigstens braun oder bleysärbig aussehen? Die Engländer, Spanier und Portugiesen, welche mit den Negersklaven aus Afrika Handel treiben, oder sich von ihnen bedienen lassen, wissen sehr gut, daß ein Mohr und eine Mohrin in der ganzen Welt abermal Mohren erzeugen, da doch die von einem Indianer, und einer Indianerin Abstammenden weiß sind, und erst in der Folge durch die Sonnenhitze, und den Rauch vom Feuer, das sie in ihrer Hütte stets unterhalten, ein wenig braun werden. Hierzu kommt noch, daß auf dem Kopf eines Amerikaners kein krauses oder wolkichtes Haar, sondern flaches wiewohl schwarzes wächst. Aber alles dieses ungerechnet, so würde doch die unermessliche Breite des großen Weltmeeres, welches Afrika von Südamerika unendlich weit entfernt, die Uebersahrt außerordentlich schwer, wo nicht unmöglich gemacht haben, besonders in den Zeiten, da die Seefahrer den Gebrauch der Magnetnadel noch nicht kannten, und daher die Küsten nicht aus den Augen verlieren durften. Vielleicht aber hat ein Sturm einige Afrikaner an die Küste von Amerika verschlagen? Allein wie kamen denn die reisenden Thiere dahin? Dieses macht die Schwierigkeit unauflöslich. Paraguay liegt dem Vorgebirge der guten Hoffnung gegenüber, zwischen dessen Bewohnern den Hottentots

tentotten, und den Indianern in Paraguay in Ansehung  
 ihrer Rohheit und Wildheit eine gewisse Aehnlichkeit beob-  
 achtet wird, wiewohl sie in Rücksicht auf die Leibesge-  
 stalt, Gebräuche und Sprache voneinander ganz unter-  
 schieden sind. So finde ich in dem Buche eines Deutschen,  
 der sich auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung lange  
 Zeit aufgehalten hat. Vermuthlich werden viele mit  
 mehr Grund zwischen Amerika und Asien eine noch unent-  
 deckte Verbindung annehmen, auf welcher sie die Ameri-  
 kaner herüberziehen lassen? Ich habe nichts darwider ein-  
 zuwenden, so wenig als wenn jemand behauptete, die Einwoh-  
 ner der neuen Welt seyn aus dem Monde gefallen. Ich  
 würde vielleicht selbst, wenn ich auf die Unbeständigkeit  
 und Wankelmuthigkeit der Indianer, und ihre mit dem  
 Monde gemeinschaftliche Veränderlichkeit, wie ich sie aus  
 eigener Erfahrung kenne, Rücksicht nehme, dieser Meinung  
 beitreten, wenn ich nicht besorgen müßte von allen Ge-  
 lehrten mit Recht ausgelacht zu werden. Die ver-  
 schiedenen bei den unzähligen Nationen in Amerika üblichen  
 Sprachen geben in Absicht auf ihren Ursprung nicht den  
 geringsten Aufschluß. Nicht die rohesten Grundzüge einer  
 europäischen, afrikanischen, oder asiatischen Sprache las-  
 sen sich an irgend einer von so vielen amerikanischen ge-  
 wahrnehmen. Dieser Meinung bin ich und andere, mit  
 denen ich die Sache überlegte. Man kann hierüber an-  
 dere Schriftsteller nachsehen, welche eigends über diese  
 Materie geschrieben haben. Je mehr man liest, desto  
 ungewisser findet man alles. Nur das ist gewiß, daß  
 der Meinungen hierinn so viele sind, als der Köpfe.

Unsere Nachkommen dürfen darum den Muth nicht  
 sinken lassen. Allem Ansehen nach wird noch die Zeit  
 kommen, daß wir die Verbindung irgend eines bekannten  
 Welttheiles mit Amerika wenigstens ihre kleinste Entfer-  
 nung voneinander näher kennen werden, besonders wenn

die Engländer und Russen ihre Seereisen fortsetzen, welche sie, die unbekannten Länder und Seegegenden zu untersuchen, in unseren Zeiten mit so vielen Kosten und Gefahren (war ohne den gewünschten Erfolg, aber nicht ohne allen Nutzen) unternommen haben. Denn obgleich diese berühmten Seefahrer weiter als alle andere gegen Witternacht kamen, neue Völkerschaften und Inseln, worunter Nootka die bekannteste ist, und unbekannte Meerengen entdeckten, und die nahegelegenen Küsten von Asien und Amerika zu entdecken glaubten, so haben sie diese dennoch nie erreicht. Es gieng ihnen, wie dem Moses, dem Gott von dem hohen Berg Nebo in Palästina nach einer langen Reise das so sehr gesuchte gelobte Land von ferne zeigte, ihn aber selbst nie dahin gelangen ließ. Katharina die Zweyte, diese große Kaiserin von Rußland, und durch Thaten des Friedens und des Krieges gleich berühmte Monarchin, welche alles einer mütterlichen Aufmerksamkeit würdiget, was immer zur Vervollkommenung des Kriegs- und Seewesens, und zur Erweiterung der Künste und Wissenschaften etwas beitragen kann, hat keine Kosten gespart, damit die unbekannten Meere, und die dem nördlichen Europa nahe gelegenen Küsten von Asien und Amerika entdeckt würden. Dieses Geschäft trug sie ihren erfahrensten und geschicktesten Seemännern den Kapitänen Behring und Tschirikow auf, welche mit zweyen in Ochok gebauten Schiffen aus Kamtschatka südwärts unter Segel giengen. Nach verschiedenen Zufällen und Wendungen, welche die Schiffe nehmen mußten, entdeckten sie Land, welches sie für Amerika hielten, und glaubten, nachdem sie den Regeln der Seefahrt gemäß ihre Beobachtungen angestellt hatten, nur wenige Grade von der nordwestlichen Küste von Kalifornien entfernt zu seyn. Sie stießen auch auf andere unbekannte Inseln und Völkerschaften, welche mit den nördlichen Amerikanern  
sehr



sehr übereinstimmen. Sie glaubten daher das Ziel ihrer Bestimmung erreicht zu haben. Allein ihre Freude war zu vorzeitig; denn der Kapitän Krenizin, welcher in eben dieser Absicht im J. 1768, und nach eben diesen Gegenständen mit zweyen Schiffen auslief, sah zwar auch Inseln; aber von den Küsten, die sein Vorgänger Behring, und Eschirlow gesehen zu haben vorgaben, und für das feste Land von Amerika hielten, konnte er mit allen Beobachtungskünsten nichts entdecken. Krenizin behauptete daher, sie müßten sich getäuscht, und die Inseln mit den hohen Bergen für Amerika selbst angesehen haben; weil er an der Stelle, wo sie sich die neue Welt hindachten, weit und breit Meer gefunden hätte. Allein die des Irrthums und der Leichtgläubigkeit beschuldigten Kapitäne waren alle Schuld, daß man das zweyte mal die Küste nicht in Gesichte bekam, auf ihren Nachfolger Krenizin, weil er sich zu weit nordwärts gehalten hätte. Etwas besser südwärts würde er auch ohne Zweifel das nämliche, was sie sahen, gesehen haben. Wer soll aber bei einem so undurchdringlichen Dunkel den Ausdruck thun? Meines Erachtens verdienen beide, wenn sie geirret haben, Nachsicht. In einem so stürmischen Meere, unter einem mit Wolken stets bedeckten Himmel kann man oft mehrere Tage nacheinander die Sonne an der Mittagshöhe nicht beobachten, noch auf eine andere Weise wissen, wo man eigentlich ist. Unaanhaltende Nebel verhindern nicht nur jede Aussicht in die Ferne, sondern verbergen auch dem Auge die nächsten Gegenstände. Ich beziehe mich dießfalls auf meine eigene Erfahrung. Die portugiesischen Matrosen entdeckten auf dem obersten Mastkorb die Insel Madera, welche wir für eine Wolke hielten; hingegen sahen wir auf unserem norwegischen Schiffe auf unserer Rückfahrt durch das mittelländische Meer eine Wolke für die balarische Insel Minorca an. So sehr täuscht man sich zur See, wenn der Himmel nicht heiter ist.

Aus den wiederholten wiewohl unzusammenstimmenden Beobachtungen der Russen schließen die Meisten, daß man von dem mitternächtigen Europa nach Amerika und Asien zur See kommen könne, und daß diese Welttheile von einander eben so weit entlegen nicht sind. Könnten also nicht die Tartarn, ein herumziehendes Volk, durch die verschiedenen an der Küste nahe gelegenen Inseln, wie auf einer Leiter von einer zur andern und endlich nach und nach in Amerika gekommen seyn? Dieß mögen sich andere als möglich vorstellen: ich wenigstens kann mich von der Wirklichkeit desselben nicht überzeugen. Denn wenn die geübtesten Seefahrer mit Kompaß, festgebauten Schiffen, geschickten Matrosen und anderen Hilfsmitteln, die Hindernisse, welche das Meer und die stürmische Witterung im Wege legen, zu überwinden, nachdem sie so vielmal alles umsonst ausgefahren sind, wieder nach Hause segeln mußten ohne ihren Zweck erreicht zu haben: wie sollten sich rohe in der Schifffahrt unerfahrene Wilde ohne Kompaß, und ohne die nöthigen Instrumenten die Mittagssonne zu beobachten mit schlechten entweder aus einem Baume ausgehöhlten oder aus Baumrinden oder Thierhäuten zusammengeflochtenen Fahrzeugen durch ein großes stürmisches Meer zu den unbekannten Küsten von Amerika durchgerungen haben; Es sey denn, daß Amerika von Europa und Asien nur durch eine kleine Meerenge geschieden ist, wie der glückliche Weltumsegler Cook, ein Engländer, vorgegeben haben soll? Dieser Seemann entdeckte, als er mit seinen Schiffen the Resolution und Discovery aus Kalifornien unter Segel gegangen war, in den russischen Landcharten eine Menge Fehler, die ihn von Zeit zu Zeit irre führten, und wenn er ihnen traute, mancherlei Gefahren aussetzten, wie die Engländer schreiben. Nachdem er seine Fahrt weiter gegen Norden längst einer Kette amerikantischer Küsten fortgesetzt hatte, bekam er endlich den Gegenstand des vielen Suchens

und

und Forschens nämlich die äußersten Gränzen von Asien und Amerika, zwischen welchen eine schmale Meerenge durchgieng, zu Gesicht. Hier fand Cook, nachdem er nur noch ein wenig nordwärts gefegelt hatte, daß das Meer weniger tief zu werden begann. In welchen Graden der Länge und Breite er diesen Küsten beider Welttheile so nahe gekommen ist, haben, so viel ich weiß, die Engländer noch nicht bekannt gemacht. Seht man aber dem Striche nach, welchen die Schiffe gehalten haben, so können wir ohne Gefahr zu irren die Vermuthung wagen, daß die äußersten Ende von Asien und Amerika zwischen den 65. und 66. Grade der Breite und dem 200. Gr. der Länge von Greenwich angerechnet gelegen sind, welche Länge und Breite einst D. Math. Stahton für das Land Nitada oder Amerika angesetzt hat. Allein hiervon geht die von Engel herausgegebene Karte des russischen Reichs weit ab, als worinn das Ende von Amerika und Asien näher gegen Westen und Süden gerückt ist. Diese Zweifel und Streitigkeiten werden gehoben werden, sobald die Engländer das Tagebuch der letzten Cook'schen Reise bekannt machen werden. Außerordentlich würde uns dieser Mann, wenn er nicht durch das Geschick aufgebracht worden um das Leben gekommen wäre, nachdem er so viele Meere durchschiffet, so viele Stürme ausgestanden hatte, in diesen dunkeln Untersuchungen viel Licht angezündet haben. Wir erwarten mit Ungeduld, was uns die Russen wieder zurückbringen werden, welche vor wenig Monaten neuerdings, diese Meere zu befahren, und dem alten Streit ein Ende zu machen, ausgesandt sind.

Vom nordwestlichen Europa kann man auch in Amerika zur See kommen. Hieran zweifelt niemand. Im Jahr 830 entdeckten die Norweger Grönland, errichteten daselbst Kolonien, und kamen daher öfter dahin. Auch  
En

Engländer, Schweden und Dänen kamen bis zu diesen äußersten Nordgegenden; allein das Treiben des Meeres, welches nach dem Zeugniß Joh. Munkens eines Dänischen Kapitäns an einigen Orten 300, an anderen 360 Schuhe dick ist, und theils die Wildheit der Einwohner, die sich ihren Absichten widersetzen, hinderten sie noch weiter zu gehen. Einige, welche im vorigen Jahrhundert Grönland besichtigt haben, versichern, die nordwestliche Küste dieses Landes sey von Amerika nur durch eine kleine Meerenge geschieden; wahrscheinlicher Weise hänge sich der Meerbusen, worin man durch diese Meerenge kommt, an Amerika an; die Grönländer stehen mit den Amerikanern im Verkehr, und die Esquimaux, ein wildes amerikanisches Volk, sey von den Grönländern an der Leibesgestalt, Kleidung, Sprache und Lebensart, fast in nichts verschieden. Diese Nachrichten liefert uns Cranz in seiner Geschichte von Grönland. Wäre aber dieses eben so richtig, und gewiß, als es wahrscheinlich ansieht, so würde uns von dem Ursprung der Amerikaner kein Zweifel mehr übrig seyn. Da aber in dem unermesslichen Amerika so unzahllich viele Nationen ihre Wohnsitze haben, und eine von der andern an Gestalt, Sprache, Sitten, Gebräuchen, und Kleidern so sehr verschieden ist, so dünkt mir die Meinung noch immer am wahrscheinlichsten, welche den Amerikanern nicht einerlei Ursprung und Vaterland zumuthet. Da ich mit den amerikanischen Völkerschaften so lang umgegangen bin, so kommen mir diejenigen Schriftsteller allemal lächerlich vor, die da vorgeben, wer einen Amerikaner gesehen hat, habe alle gesehen; ein Indianer sehe dem andern so gleich, wie ein Ey dem andern. Allein ich habe mich über diese Materie, welche der Gegenstand der Wissbegierde so vieler ist, sehr weit, und beinahe wider meinen Willen ausgebreitet; denn in meinem Plan gehört sie nicht.

Wiewohl ich also von der Herkunft meiner Abiponer nichts Zuverlässiges angeben kann, so werde ich doch ihren Aufenthalt genau bestimmen. Sie wohnen in dem großen Striche Landes, welcher von Norden nach Süden zu zwischen dem großen Fluß Paraná und dem Gebiete von Santa Fé liegt, von Osten gegen Westen aber anfangs von dem Paraguay allein nachmals aber von der damit vereinigten Parana und dem Gebiete von S. Jakob umgeben ist; und sind in verschiedene Horden abgetheilet. Ob sie Ackerbau und beständige Wohnplätze wandern sie stets hin und her. Theils sich einen Ort aufzusuchen, wo sie frisches Wasser an der Hand haben, theils sich vor dem nahen Feind in Sicherheit zu setzen sind sie immer herumzuziehen genöthiget. Die Abiponer, diese verschmitzten Räuber, ahmen gekübten Schachspielern nach. Sobald sie in den südlichen Kolonien der Spanier Bemannungen angerichtet haben, wenden sie sich nordwärts, weit von denselben weg. Haben sie hingegen der gegen Mitternacht zu gelegenen Stadt Assumption mit Mord und Räubereien zugesetzt, so eilen sie spornstreichs nach Süden. Haben sie in den Flüssen der Quarantier und der Stadt Corrientes gewüthet, so begeben sie sich mit ihren Familien in die gegen Westen gelegenen Schlupfwinkel. Haben sie endlich das Gebiet von S. Jakob und Cordoba durch ihre Überfälle verhetret, so verbergen sie sich sammt ihren Hüttengenossen schlaun hinter die Moräste, Inseln und mit Rohr bewachsenen Dörter, welche ihnen die Parana anbietet. Denn je weiter sie sich entfernen, und je besser sie sich verborgen halten, desto gewisser entgehen sie der Rache der Spanier, welche, weil sie die Wege nicht wissen, die zu ihnen führen, oder auf denselben nicht fortkommen, die von den Wilden angerichteten Bemannungen nicht rächen können, so gern sie auch wollten. Oft zwingt ein See oder Morast,



raft, über welchen die Abiponer Spielrad setzen; die spanischen Reiter, von denen sie verfolgt werden, zum Rückzuge.

In dem ganzen Lande, wo die Abiponer sich aufhalten, existirt nicht einmal eine bleibende Hütte. Nichts desto weniger ist darinn kein Ort, der nicht seinen eigenen Namen hätte: entweder von einem merkwürdigen Vorfalle, der sich daselbst zugetragen hat, oder von einer besondern Eigenschaft dieser Gegend, kurz wie es bei den Hebräern einst üblich war. Ich will die berühmtesten dieser Oerter hier anführen. So heißt einer derselben Netagfanac Lpátage, Vogelnest, weil gewisse unserer Störche sehr ähnliche Vögel daselbst auf sehr hohen Bäumen ihre Nester bauen. Liquinfánala, das Kreuz, welches die Spanier dort einmal gepflanzt haben. Nihíronac Leëneretquie, die Höhle des Siegers. Paëtlatetá, die zerquetschten Brüste. Atopehenfa lauare, die Herberge der Wasserschweine. Lareca caëpa, die hohen Bäume. Lalegfaicavalca, die weißen Sachen, weil einst an diesem Orte ein Hagel von unglaublicher Größe fiel, und so viele Thiere erschlug, daß die ganze Gegend von den ausgedörrten Gebeinen der Aeser ganz weiß aussah. Andere Gegenden erhielten von den Flüssen, welche daselbst vorbeistießen, den Namen. Die bekannteren sind: Evôfayè, der Fluß Parana oder Paraguan. Ihate, der große oder rothe Fluß. Ychimaye, auf spanisch Rey, oder der König. Neboquelatel, die Mutter der Palmbäume, auf spanisch Malabrigo. Nárahagem, Inespin. Lachaogue, Nauè Ycalc. Ycham &c. Rio negro, verde, salado, &c. der schwarze, grüne, salzichte Fluß &c. Die kleineren zahllosen Flüsse, deren aber jeder seinen Namen hat, übergehe ich.

Ich habe gesagt, daß die Abiponer im vorigen Jahrhunderte an dem Ufer des großen Flusses Iñaré gewohnt, und nachher, als ein aus den Truppen von Salta und Infaman zusammengesetztes Korps Spanier mehr kühnend als siegreich in Chaco eindrang, sich nach den südlichen Provinzen in Paraguay herabgezogen haben. Doch wanderten auch viele abiponische Familien, im J. 1760, nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, theils an das Ufer des großen Flusses und theils auch jenseits desselben in die gegen Norden gelegenen Gegenden, aus Furcht vor den südlichen Spaniern, denen sie durch wiederholte Uebersälle vielen Schaden zugesüget hatten. Die letzte Kolonie der Abiponer zum h. Rosenkranz, welche ich selbst gebauet, und zwey Jahre verwaltet habe, liegt gleichfalls gegen Mitternacht bei 10 Meilen von Rio grande, in welchem Striche sich kurz vorher, wie wir gewiß wußten, die Tobas, eine wilde Nation, welche sich selbst Nataquebit nennen, aufgehalten hatten. Von dieser Kolonie werde ich an einem andern Orte sprechen.

Von dem Namen der Nation, deren Geschichte ich schreibe, will ich nur einiges im Vorbeigehen anmerken. Die Abiponer heißen bei den Mocobis, Tobas, und Yapitalaquas Callagaic, bei den Quaycurus Comidi, bei den Vilelas Luk-uauit, das ist Leute, welche gegen Süden wohnen. Die Spanier nannten sie einst Callagads oder Frontones wegen ihrer hohen Stirne, indem sie sich ihre Haare am Vorderhaupt auf 3 Zoll weit aufrufen, so daß die Stirne durch diese erhöhte Haarköpfigkeit unnatürlich breit wird. Es ist leicht möglich, daß ein lächerlicher Etymologienstümper, um sein Bißchen Gelehrsamkeit an den Mann zu bringen, das Wort Abipon vom griechischen *ἰσος* ein Pferd und *ων*, welches einen Mangel bedeutet, herleite, so daß,  
gleich-

gleichwie wir Leute ohne Wissenschaft, oder Religion Amufos oder Atheos heißen, also auch die Abiponer gleichsam Ahipones, das ist, Leute ohne Pferde genennet wurden; welches freylich das Ungereimteste und Unrichtigste wäre, das sich denken läßt. Denn ob sie gleich vor der Ankunft der Europäer so wenig als die übrigen Amerikaner von einem Pferde gehört hatten, so glaube ich dennoch, daß heut zu Tage kein Volk in Amerika ist, welches sich an der Zahl seiner Pferde mit den Abiponern messen kann. In ihren Kolonien kannte ich nicht wenige, welche bei 400 und noch mehr Pferde besaßen. Dief ist ganz begreiflich. Sie wohnen in Gegenden, in welchen eine zahllose Menge Waldpferde auf unermesslichen Ebenen herumirrt, die man sich ohne eines Menschen Widerrede zueignen kann. Man braucht eben nicht gar lange Zeit um sie zahm zu machen. Ihr Unterhalt kostet nichts, indem die Natur für sie forget. Wasser, Futter und Stall finden sie allemal auf dem Felde. Läßt es der Abiponer nicht an seinem Fleiße gebrechen; so hat er Pferde, so viel er will. Zur Zeit der Kuruken haben sie oft bei einem einzigen Einfall 3 bis 4000 aus den Weiden der Spanier weggeführt.

## Zweites Hauptstück.

### Von der natürlichen Farbe der Amerikaner.

**W**enn europäische Mahler eine menschliche Gestalt von brauner Gesichtsfarbe mit einer plattgedrückten und stumpfen Nase, drohenden Augen, einem großen Rachen, von der Scheitel bis auf die Sohle nackt, und mit Haaren bewachsen, einem Satyr ähnlicher als einem  
Mensch

Krieger, für ein Ebenthener mit Pfeilen, Köcher, Lanzen oder Kolben bewaffnet, und mit einer bunten Federkrone auf dem Haupte mit ihrem Pinsel herstellen, so glauben sie allemal einen Indianer aus der neuen Welt nach dem Leben getroffen zu haben. Und in der That ich stellte sie mir auch nicht anders vor, ehe ich noch Amerika gesehen hatte. Allein meine Augen bewahrten mir meinen Irrthum. Ich hieß die Maler, welche mich so schändlich betrogen; öffentlich Verläumder der Amerikaner, welche sich wie die Dichter Hirngespinnste ansehten. Diese malen mit Worten, jene dichten mit dem Pinsel; beide ungeahndet.

So unzählige Indianer von so vielen Nationen ich auch nahe genug gesehen habe, so habe ich dennoch bei keinem die Fehler der Körperbildung, die man den Amerikanern durchgängig zumutbet, wahrgenommen. Trauet man meinen Worten nicht, so glaube man wenigstens meinen Augen. Kein Amerikaner ist schwarz wie ein Mohr, und auch keiner so weiß, wie viele Deutsche, Engländer und Franzosen: doch giebt es aber auch viele weißer als manche Italiener, Spanier und Portugiesen. Dies halte ich für eine ausgemachte Wahrheit. Die Farbe der Amerikaner ist weißlich; wiewohl sie bei einigen Nationen ins Kornbraune, oder in eine noch bräunlichere einschlägt. Dieser Unterschied rührt, unserer Beobachtungen zufolge, bald von dem Himmelsstriche, worunter sie leben, bald von ihrer Lebensart, und bald vom Unterschiede ihrer Nahrung her. Denn wenn man, wie David sagt \*) auf dem Gelbe braun wird, so müssen die  
India-

---

\*) Fulcantur corpora campo.

Indianer, welche auf dem freyen Felde den Sonnenstrahlen täglich ausgesetzt sind, nothwendig bräuner seyn, als die, welche in ihren vaterländischen Wäldern ihr ganzes Leben im Schatten hoher Bäume, welche die Sonne nie ganz beschneit, zubringen. Unter diesen Waldbewohnern habe ich so weiße und schöne Leute gesehen, daß man sie in einem europäischen Kleide für Europäer gehalten hätte. Die Weiber sind weißer als die Männer, weil sie seltner aus ihrer Hütte heraustreten; und, setzen sie sich auch auf das Pferd, aus einem diesem Geschlechte angebohrnen Sange gefallen zu wollen, für ihre Schönheit mehr Sorge tragen. Damit ihre Reize durch die Sonnenstrahlen keinen Schaden leiden, pflegen sie ihrem Angesicht einen Sonnenschirm von Straußensfedern vorzuhalten.

Oft wunderte ich mich, daß die Wilden Aucas, Puelches oder Patagonier, und andere Bewohner des magallanischen Landes, ungeachtet sie dem Südpole, woher in Paraguay die Kälte kömmt, und den stets mit Schnee bedeckten Gebirgen von Chili näher wohnen, dennoch bräuner sind als die Abiponer, Mocobis, Tobas, und andere Völker, welche um 10 Grade näher gegen Norden, wo es wärmer ist, nämlich in Chaco sich aufhalten, und also von der Sonnenhitze mehr auszustehen haben. Wer weiß nicht, daß die Engländer, Franzosen, Schweden, Dänen, Niederländer und Deutschen, weil sie unter einem kälteren Himmelsstriche wohnen, auch gemeinlich weißer aussehen, als die Spanier, Portugiesen, und Italiener, deren Vaterland unter einem hitzigeren Klima liegt. Was mag also die Ursache seyn, daß die südlichen Indianer, die Bewohner des kälteren Theiles von Paraguay, an Weiße von den mehr gegen Mitternacht wohnenden Abiponern übertroffen werden, da doch diese



diese eine wärmere Luft einathmen? Ich lasse dieses sehr gerne der Untersuchung der Naturforscher über. Vielleicht daß auch die verschiedenen Lebensmittel zu diesem Unterschied der Gesichtsfarbe etwas beitragen? Die wilden Südländer nähren sich meistens bloß mit dem Fleische der Pferde, und Straußen, welche in den dortigen Gegenden sehr häufig angetroffen werden. Vielleicht bräunet dieses ihre Haut? Auch die unter ewigem Eis vergrabenen Grönländer sind nicht weiß, sondern gelbbraun. Die Geschichtschreiber glauben hievon den Grund in dem Fischeßmalz zu finden, welches sie stets und gern essen und trinken. Vielleicht ist auch die strenge Kälte, so wie die strenge Sonnenhitze der Weisse des Gesichts hinderlich? Aber gälte dieser Grund, warum sind denn die Bewohner der Feuerinsel (Terra del fuego) unter dem 55. Gr. der Breite an der äußersten südlichsten Gränze des mittägigen Amerika so weiß, wo doch noch im Jänner, einem Sommermonate, europäische Ankömmlinge erfroren seyn sollen, und es schon im März dem Anfange des Herbstes schnehet, und die grimmigste Kälte währet. Dieses haben mir die spanischen Gelehrte, mit denen ich nach Europa segelte, weitläufig erzählt. Sie konnten kein Ende finden, den unerträglichen Frost zu beschreiben, den sie nahe bei der Feuerinsel in der Insel Maloina, oder Malvina oder auch nach andern Maclovía, wo sie sich eine Zeitlang aufhielten, ausstehen mußten. Selbst im Haden wurde das Schiff alle Tage voll angeschnehet: und ihre Hände und ihr ganzer Leib erstarrten dergestalt, daß sie, wenn sie sich nicht durch häufiges Brandweintrinken erhitet hätten, zu ihren Schiffsverrichtungen untüchtig gewesen wären. Diese südlichen Nationen nämlich die Puelches, Aucas, &c. wohnen näher, als andere Völker bei Afrika. Sollte uns diese nähere Lage nicht auf die Vermuthung führen, daß sie aus Afrika herstammen, und ihre braun

ne Farbe als ein Erbtheil aus diesem Welttheile mit sich gebracht haben? Deucht dieser Gedanke jemanden annehmlich, so mag er wieder zusehen, wie er sich mit der Schwierigkeit abfindet, mit der sie über das große Weltmeer zwischen Afrika und Paraquay ohne Kompaß geschifft haben müssen.

Da ich hier der wilden Bewohner des magallanischen Landes erwähnet habe, so will ich zugleich den Irrthum widerlegen, der in Ansehung der Patagonier bei so vielen Europäern eingewurzelt ist. Viele zählen sie in ihren Geschichten den Riesen und den Abkömmlingen der Cyclopen bei, und viele glauben ihnen noch jetzt. Allein beide betragen sich. In dem Tagebuch des holländischen Admirals Olivier van Noord, welcher im Jahre 1598 während seiner dreysährigen Fahrt mit 4 Schiffen die ganze Welt umsegelte, und bei dieser Gelegenheit auch durch die magallanische Meerenge schiffte, wird die Größe dieser Leute auf 10 oder 11 Schuhe angegeben. Die Engländer, welche im J. 1764 unter dem Byron durch die nämliche Meerenge geschifft haben, gestanden ihnen 8 Schuhe zu. Diese Leute scheinen sie durch ein Vergrößerungsglas angesehen, oder sich eines anderen Maßstabes bedienet zu haben. Im J. 1766 maßen die Kapitäne Wallis und Carteret die Patagonier, und fanden sie 6, oder 6 und einen halben Schuh hoch. Im J. 1767 maß sie der berühmte Bougainville abermal, und fand sie nicht höher als Wallis. Der P. Joseph Gallouet aus England, ein starker Philosoph und Mediziner, und einst mein Mitpriester in Paraquay, welcher lange Zeit in den Missionen in der Terra magallanica gearbeitet, findet die Meinung der Europäer, welche die Patagonier zu Riesen machen, lächerlich, und bezeuget, daß der vornehmste Cacique in diesem Lande Kangapol, welcher über alle Patagonier hinaustragt, ungeschr 7  
Schuhe

Schuh gemessen habe. Vielleicht, daß ihn auch seine Augen täuschten? Nun so höre man mich gleichfalls als einen Augenzengen an. Gleich nach meiner Ankunft aus Europa sah ich zu Buenos Ayres eine zahlreiche Schaar von diesen Wilden. Ich habe zwar keinen gemessen, aber durch einen Dolmetschen mit ihnen geredet. Ich sagte, daß sie sehr groß sind. Aber so groß sind sie nicht, daß sie darum Riesen zu heißen verdienen. Will man die Patagonier unter die Riesen rechnen, so muß man auch alle berittenen Indianer in Paraguay, als die Abiponer, Mocobis, Lenguas oder Oacacalot, Mbayas &c. denselben beizählen: denn sie gehen den Patagoniern an Größe nichts nach, wiewohl diese etwas unterseßter, bräunlicht, und minder schön sind. Nicht nur unter den europäischen Armeen sehen wir täglich unzählige Reiter und Fußgänger, sondern auch in den Städten und Dörfern giebt es eine Menge Kräfte, welche an Größe den Patagoniern nicht weichen. Dieses Märchen von den riesenmäßigen Patagoniern ist durch die an dem Ufer des Meeres gefundenen Knochen, welche man für Riesenknochen hielt, entweder entstanden, oder bekräftiget worden. Im vorigen Jahrhundert hatte jemand, der in dem magallanischen Meere herumgefahren war, vorgegeben, er hätte in puerto deseado (den verlangten Haven) ein 16 Schuh langes Menschenknochen gesehen. Die Spanier, welche von ihrem Könige, wie ich oben erzählt habe, im Jahre 1745 nach Ostien zu besichtigen ausgeschiedet wurden, fanden dort Körper von Wilden, welche weder länger noch höher als gewöhnliche Menschenkörper waren. Der oben erwähnte H. Th. Kalkoner erzählt, daß er auch an dem Ufer des Carcaranal oder des dritten Flusses, ehe er sich in die Parana ergießt, verschiedene Riesengebeine, als Schulterbeine, Rippen, Trümmer von Hirnschädeln und Knochen, welche an der Wurzel 3 Zoll im Durch-

schnitte massen, gesehen habe. Nach dem Zeugnisse anderer werden nicht selten dergleichen Gebeine an dem Gesade der Parana, und des Paraguay ausgegraben. Der Inca Garcilasso de la Vega, dieser Livius von Peru, versichert sogar das Nämliche von diesem Reiche. Nach ihm, sollten auch noch bei den Indianern Traditionen herumgehen, daß die Riesen, welche einst ihr Land bewohnet haben, zur Strafe für ihre sodomitische Greuel durch die rächende Gotteshand von der Erde hinweggetilget worden seyn. Allein man muß auch wissen, daß dieser Geschichtschreiber von der Klasse derjenigen nicht ist, auf die man sich völlig verlassen kann, indem er uns auch oft in seinen Geschichten alter Weiber Märchen für Ueberlieferungen anstischt. Aber auch zugegeben, daß diese Gebeine, wo sie auch immer gefunden seyn mögen, und welche vielleicht Walffischen oder andern großen Thieren angehörten, von Riesen herrühren, so wird doch niemand daraus schließen können, daß die Riesen da, wo ihre Rippen gefunden wurden, gewohnt haben. Konnten sie denn nicht auch anders woher durch die ausgetretenen Flüsse in das Meer, und auf diesem in die entlegensten Länder gekommen seyn? Hat man denn nicht auch in den Eingeweiden der höchsten Berge Elephantenknochen, Anker und Trümmer ungeheurer Meerschiffe gefunden, welche ohne Zweifel durch unterirdische Randle aus dem Meere dahin gekommen sind. Man lese Kirchers unterirdische Welt, und andere, die hierüber geschrieben haben. Von den Riesengebeinen mögen meine Leser glauben, was sie wollen, wenn ich sie nur davon überzeuge, daß die Patagonier keine Riesen sind.

## Drittes Hauptstück.

### Von der Gestalt und dem Körperbau der Abiponer.

Die meisten Abiponer haben eine einnehmende Gestalt, regelmäßige Gesichtsbildung und beinahe die Züge der Europäer, die Farbe ausgenommen, welche, wie ich schon gesagt habe, bei den Erwachsenen nicht sehr weiß, aber dennoch von der Schwärze der Nohren und Mulasen sehr weit entfernt ist. Denn die natürliche Weiße, mit der ihre Kinder auf die Welt kommen, geht in der Folge theils durch die Sonnenhitze, theils durch den Rauch in eine etwas bräunere über; weil sie beinahe ihr ganzes Leben hindurch stets auf dem Felde in der Sonne herumreiten, und wenn sie in ihrer Hütte, welche ihnen zugleich Zimmer, Küche, und Speisesaal ist, ein wenig ausruhen, Tag und Nacht auf dem Boden ein Feuer unterhalten, dessen Hitze und Rauch sie nothwendig auch ein wenig abbräunen muß. Bläst nur ein wenig ein kühler Sudwind; so rücken sie das Feuer zu ihrer Liegerstätte, oder unter die Hangmatte, auf der sie liegen, so daß sie wie Schweinschänken in dem Kamine durch und durch geräuchert werden. Die abiponischen Weiber bewahren ihre Schönheit wider die Sonne mit einem Sonnenschirm. Daher sind sie auch meistens weißer als die Männer. Diese, weil sie bloß von Feinden gefürchtet, nicht geliebt werden, schrecken und nicht reizen wollen, dünken sich desto schöner, je mehr sie von der Sonne verbrannt sind, und je mehr sie Narben aufzuweisen haben.

Ich habe bemerkt, daß die meisten Abiponer schwarze und kleine Augen haben. Aber aus diesen kleinen Augen sehen sie schärfer, als wir aus unsern großen; denn sie unterscheiden alles auf das genaueste, was auch der scharfsichtigste Europäer nicht ausnimmt, so klein, oder so entfernt dasselbe auch seyn mag. Auf unsern Reisen sahen wir oft in einer weiten Entfernung etwas laufen ohne, doch errathen zu können, was es war. Die Abiponer sagten uns auf der Stelle, ob es ein Pferd oder Maulthier, schwarz oder weiß, oder falblicht aussah. Wenn wir in die Nähe kamen, fanden wir allemal ihr Urtheil richtig. Einst gieng der P. Joseph Brigniel, ein sehr kleiner Mann, und damals mein Amtsgesährter zu S. Hieronymus, auf dem Felde spazieren. Ein grosser Abiponer auf einem gleichfalls sehr hohen Pferde entdeckte auf dem Gesichte des Paters einen Floh, welchen er im Herabsteigen vom Pferde mit der Hand fing. Harai Pay! neteguink Loaparat waren seine Worte, Vater! hier ist dein Floh. Aus dieser Anekdote mag man auf die Schärfe ihres Gesichts schließen. Die kleinsten Bienen, welche auf den Wiesen und deren Blumen hin und her flattern, entgehen ihren Augen nicht. Sie gehen ihnen sogar in die Wälder bis zu ihren Bienenstöcken nach, um ihnen ihr Honig wegzunehmen. Dieß mag genug seyn die grosse Sehkraft ihren kleinen Augen zu beweisen, wiewohl ich mehrere Beispiele davon anführen könnte. Sie sehen das mit blossen Augen, was wir mit einem Vergrößerungsglase oder Fernrohre kümmerlich entdecken.

Wenn irgend eine Nation sich durch einen schönen Wuchs auszeichnet, so sind es die Abiponer. Eine stumpfe, plattgedrückte, eingebogene, oder wie die der Rohren aufwärts gegen die Stirn zu gebogene, oder besonders dicke Nase erinnere ich mich nicht bei ihnen gesehen zu haben. Dagegen ist eine Adlernase oder schöne lange und  
 sp.

stige bei ihnen nichts seltenes. Von den Mißgestalten und Leibesfehlern, welchen die Europäer so häufig unterworfen sind, weiß man bei ihnen nichts. Einen bucklichten, Kropfsichten, krummbeintichten oder scheelfüssigen, oder stotternden Abiponer, der das R und S nicht recht aussprechen konnte, mit einer Haasenschnur oder einem Schmeerbanch giebt es gar nicht. Sie haben weiße Zähne, und bringen sie meistens unverfehrt in das Grab.

Man sieht wohl in Paraguan zuweilen zwerghaftige Pferde; aber einen zwerghaftigen Abiponer, oder auch einen andern Indianer, der ein Zwerg wäre, niemals. Unter so vielen tausend Indianern habe ich nicht einen einzigen angetroffen. Dieses ist keinem Zweifel unterworfen. Die meisten Abiponer sind so groß, daß sie, wenn ihr Geist mit ihrem Körper übereinstimmt, unter den österreichischen Grenadieren dienen könnten. In ihren 4 Kolonien (sie hatten nicht mehrere) habe ich während der 7 Jahre, die ich daselbst zubrachte, nur drey gekannt, die in Ansehung ihres Wuchses eine Ausnahme von der Nation machten, klein vom Körper, aber ihrer Herabhaftigkeit, Kriegskunst und Thaten wegen, sowohl bei den Ihrigen, als auch bei den Spaniern besonders berühmt waren. Der erste von ihnen hieß Dehayakaikin. Er war der vornehmste der abiponischen Cariquen, und wurde, weil er so gar klein war, von den Spaniern el petizo, der Kleine, genannt, aber in der ganzen Gegend weit und breit gefürchtet. Von ihm werden wir noch oft zu sprechen haben. Der zweyte hieß Kevachiehi, ein sehr glücklicher Anführer. Der dritte nannte sich Hamihagemkin, ein im Kriege unermüdet thätiger, unerschrockener, und schlauer Mann. Als uns einst die unvermuthete Ankunft eines zahlreichen Schwarmes Feinde in unserer Kolonie Furcht einflachte, weil die meisten Einwohner derselben auf der Jagd waren, so gab er uns von seiner Berg-

schlagenheit und seinem Talente zum Kriege die schönsten Beweise, indem er den Feind theils durch Kühnheit und theils durch List zum weichen brachte. Man verwundere sich nicht, daß so grosse Seelen in so kleinen Körpern gewohnt haben: Denn wo des Körpers wenig ist, da ist des Geistes mehr. Man höre was Statius sagt: Eine Heldenkraft besetzte den unansehnlichen Körper\*).

„Ihnen, sagt Claudian von dem getischen Kriege, nachdem er die Alanen als eines der streitbarsten Völker gerühmet hatte, gab die Natur kurze Glieder aber Riesenseelen; und ein schrecklicher Grimm funkelte in ihren Augen.“ \*\*) Was ist heißender als das kleinste Pfefferkorn? Die kleinen kaum eine Spanne langen Skorpionen und Schlangen thun oft mehr Schaden, als die größten in Amerika. Alexander der Macedonier, und Attila der Hunnenkönig waren eben so unansehnlich vom Körper, als groß an ihren Feldherrneigenschaften. Man verarge es mir nicht, daß ich mich zu so geringen Dingen so grosser Beispiele bediene. Ich weiß wohl, daß die Wilden Debayakaikin, Kebachichi und Hamihagemkin mit dem Alexander und Attila nicht verglichen werden dürfen; denn diese waren die Geiseln der Welt, und Kriegeshelden, eroberten Städte, und Provinzen, während daß jene bloß in Paraguay den Spaniern furchtbar einige Flecken und Weyereyen verwüsteten.

Wart haben die Abiponer, wie ich schon gesagt habe, keinen. Ihr Sinn ist glatt, wie aller Indianer, deren beide Eltern Amerikaner waren, ihres. Entdeckt man an einem Indianer etwas von einem Wart, so war  
sicher

---

\*) 1. Thebaid. Major in exiguo regnavit corpore virtus.

\*\*) Cui natura breves, animis ingentibus artus  
Fluxerat, immanique oculos infecerat ira.



sther eines von seinen Eltern oder Voreltern aus Europa. Warum alle Amerikaner unbärtig sind, ist ein Räthsel, das sich nicht entziefen läßt, und das alle diejenigen, welche es auflösen wollten, in neue Schwierigkeiten verwickelten. Bisher konnte noch niemand dieses Naturgeheimniß enthüllen. Ich läugne nicht, daß den Amerikanern um ihr Kinn etwas Wollichtes hervorsprosse, so wie man auf den sandichten und unfruchtbaren Aeckern hie und da etwas von einer Aehre erblickt: allein auch diese Wolle, welche man aber bei Leibe nicht in die Klasse der Bärte setzen darf, wollen sie auf ihrem Kinn nicht dulden, sondern raufen selbe öfters aus der Wurzel aus. Hier ist ihre sonderbare Barbiermethode. Ein altes Weib macht den Barbier. Sie setzt sich zum Feuer auf den Boden nieder und läßt den Abiponer, der sich gleichfalls auf die Erde niederlegt, seinen Kopf in ihren Schooß legen. Das Gesicht des zu barbierenden bestreuet sie häufig mit warmer Asche, reibt sie ihm tüchtig hinein, welches hier die Stelle des Einseiffens vertritt, und raufet ihm mit einer kleinen elastischen Rupszange von Horn jedes Haar sorgfältig aus. Diese Operation soll nach ihrer Aussage keinen Schmerzen verursachen. Um mich davon zu überzeugen, wollte einer freundschaftlich seine Zange an mein Kinn ansetzen. Ich hatte alle Mühe mich aus den Händen dieses ungestümmen Barbierers herauszuwinden; und wollte ihm lieber glauben, als mich rupfen lassen. Der Gebrauch des Barbiermessers ist in Europa weder allgemein, noch sehr alt. Von den Alten pflegten sich viele den Bart mit einer Scheere abzuschneiden, viele mit einer glühenden Kohle abzubrennen, und andere mit einer Rupszange anzuziehen. Daher ist auch der Gebrauch, die Schaafse zu scheeren nach dem Zeugniß des Varro (l. 2. de re rustica c. 11.) weit jünger als das Ausraufen der Wolle. Erst im Jahr 454 nach Erbauung der Stadt Rom soll nach eben diesem Schriftsteller P. Licinius Mena die ersten

sten Bartscherer aus Sicilien nach Rom haben kommen lassen. Ich erzählte dieses, damit es niemand befremde, daß die Wilden in Paraquey die Kupfänge dem Barbiermesser vorziehen.

Den Schmerz, den die Alte mit ihrer Zange dem Abiponer verursacht, verheißet selber, um ein glattes und unbärtiges Gesicht zu erhalten; weil man das rauhe und haarichte durchgängig verabscheuet. Deswegen duldet auch keines von beiden Geschlechtern die Haare, die ihnen die Natur gegeben hat. Sie pflegen sich daher ihre Augenbraunen und Augenlieder öfters ausrupfen zu lassen. Von dieser Nothheit der Augen, die auch das schönste Gesicht häßlich machen würde, glauben sie, daß selbe ihre Reize und ihre Schönheit ungemein vermehre. Die Europäer, deren starke Augenbraunen ihnen auffallen, verlachen und verachten sie. Sie heißen selbe die Straußenbrüder, weil sich der Strauß gleichfalls durch ein starkes Augenbraun auszeichnet. Sie wähnen, die Haare umnebelten die Augen, und wären ihnen im sehen hinderlich. Aus diesem Grunde pflegen sie sich allemal, so oft sie in die Wälder auf eine Honigsammlung ausgehen, und mit leeren Händen zurück kommen, damit zu entschuldigen, die Augenlieder wären ihnen nachgewachsen, und darum hätten sie die herumschwärmenden Bienen, welche ihnen sonst ihren Aufenthalt verrathen, nicht ausnehmen können. So lächerlich uns auch der Gebrauch der Abiponer ihre Augenbraunen auszuziehen, vorkommen mag, so haben sie dennoch auch hierin falls an den Alten ihre Vorgänger. Nach dem Herodot (in der Euterpe) pflegten sich die Priester der Isis in Aegypten ihr Haupt, die Augenbraunen und Augenlieder, für den ganzen Leib rein abzuscheren, und damit ihnen nichts nachwüchse, so wiederholten sie alle drey Tage diese Vorsicht. Hierauf spielt Martial an, da er sagt: „Glaube mir, tilge an meinem ganzen Leib alle Haare

„hinweg“ \*) Daß sich Eudox, ein Meßküßler, Augen-  
 lieber und Augenbraunen abgeschoren habe, erzählt Laerz;  
 und wird auch vom Synesius (vom Lobe der Kahlheit)  
 bekräftiget. Auch Gott hat den Israeliten (Num. 8.)  
 ein Gesetz gegeben, vermög dessen sich die Leviten alle  
 Haare ihres Leibes abschären sollten. Hieraus erhellet  
 das Alterthum der Gewohnheit, sich die Gesichtshaare  
 wegzunehmen, welche noch ist bei den Abiponern, Moko-  
 biern, Tobas, Quaycurus, und anderen berittenen para-  
 quapischen Völkerschaften im Schwange geht. Von den  
 Gesichtshaaren wollen wir zu den Haupthaaren übergehen.

Alle Abiponer haben dicke und kohl-schwarze Haare.  
 Diese Farbe haben sie mit allen Nationen in Paraguay,  
 die ich gesehen habe, gemein. Ein weishärntes oder ein  
 rothhärntes Kind würde als ein Ebenthener betrachtet und  
 schwerlich beim Leben gelassen. Nach dem Unterschied  
 der Nationen, der Zeiten und der Stände ist auch ihr  
 Haarschnitt verschieden. Die wilden Abiponer, welche  
 noch in keiner Kolonie wohnen, scheren sich das Haupt  
 bis auf einen kleinen Kranz von Haaren, der um den ganz-  
 en Kopf herumgeht, vollkommen wie einige unserer Mön-  
 che. Diesen Gebrauch habe ich bei den wilden Waldbe-  
 wohnern in Mbaèberà und auch bei anderen Völkern be-  
 obachtet. Doch lassen sich die Weiber der Mbayas auf  
 ihrem im übrigen ganz geschornen Kopf einige Haare ste-  
 hen, welche von der Stirne bis an den Hintertheil, wie  
 der Federbusch an einem Helm, in die Höhe stehn. Weil  
 die Wilden weder Barbiermesser noch Scheeren haben,  
 so bedienen sie sich hierzu einer an einem Steine geschärf-  
 ten Muschel, oder des Gebisses der Fische Palometa.  
 Die Abiponer, welche in Kolonien wohnen, flechten sich  
 meistens ihre Haare in Zöpfe, wie sie unsere Soldaten in  
 Eu-

---

\*) *Extirpa, mihi crede, pilos de corpore toto.*

Europa tragen. Eten dieses thun auch ihre Weiber mit diesem einzigen Unterschied, daß diese um ihre Zöpfe ein weißes baumwollenes Band winden, so wie unsere Europäer die übrigen in ein schwarzes wickeln. Sehen sie aber in die Kirchen, oder trauern sie ihrer alten Sitte gemäß einem Verstorbenen zu Ehren, so lassen sie ihre Haare fliegen, und zum Theil auch über ihre Schultern herabhängen. Bei den Quatanlern beobachtet man gerade das Gegentheil. So lang sie sich ohne Religion in ihren Wäldern aufhielten, trugen sie lange Haare; nun aber, da sie Christen geworden sind, schneiden sie sich selbst wie die Priester. Ihre Weiber und Töchter aber flechten sich noch immer ihre langen Haare in ein weißes Band, und gehen sowohl in als außer dem Hause damit herum, wiewohl sie den Religionsübungen in der Kirche nicht anders als mit offenen und ungebundenen Haaren beiwohnen. Auch die spanischen Landleute pflegen mit ihren gebundenen Haaren nur bis an die Schwelle der Kirche zu gehen, um sie dort aufzulösen und mit ungebundenen ganz hineinzutreten. Alle Amerikaner glauben dadurch Gott die seinen Tempeln schuldige Ehrerbietung zu bezeugen. Sie beschämen dadurch so viele Europäer, die nicht anders als ängstlich gekräuselt, mit Locken und tausend Lappereien mühsam behangen ihren Fuß in das Haus des Allerhöchsten setzen.

Frühe nach dem Aufstehen setzen sich die abiponischen Weiber auf die Erde hin, um ihren Männern die Haare zu recht zu machen, als welche sie binden und einflechten. Ein Bündel Borsten von einem Wildschwein oder aus dem Schwanz eines Ameisenbärs dienet ihnen statt eines Kammes. Bei den Indianern wird man nur sehr selten ein von Natur krauses Haar antreffen, ein durch Kunst gekräuseltet niemals. Kahl werden nur die wenigsten, grau aber sehr spät, und als ganz abgelebte Greise.

l. lächerlich, aber merkwürdig ist es, daß die Abiponier, Mofobier, Tobias &c. ihre Haare ohne Unterschied des Geschlechts oder des Alters von der Stirne gegen die Scheitel zu also ausräusen, daß sie auf dem Vorderhaupt wenigstens drey Finger breit kahlköpfig sind. Diese Kahlköpfigkeit heißen sie Nalemfa, und halten selbe für das edelste und beinahe gottesdienstliche Ehrenzeichen ihrer Nation: darum lassen sie auch dem neugebohrnen Kinde durch die Hand eines ihrer Schwarzkünstler und Schwarzkünstlerinnen, (diese Schälke vertreten bei ihnen die Stelle der Aerzte und Priester) die Haare des Vorderhauptes abschneiden. Die Ceremonie ist diesen Wilden eben so wichtig, als die Beschneidung den Hebräern, und die Taufe den Christen; und scheint nur von den ältesten Peruanern auf diese Nation gekommen zu seyn; denn die Peruaner pflegten ihren zweyjährigen Kindern allemal ihre ersten Haare in Ermangelung eines Messers mit einem schneidenden Kieselstein abzuschneiden; welches Geschäft von den Blutsbefreundten nach der Verwandtschaftsordnung verrichtet wurde. Aber auch außer Amerika gab es Völker, welche sich die Haare des Vorderhauptes schnitten, damit sie ihnen nicht im Treffen hinderlich fielen. Also sagt Plutarch im Theseus. Allein weil die Streitsüchtigen Deutschen sich vornehmlich darauf verstanden mit dem Feind handgemein zu werden, so schnitten sie sich die Vorderhaare ab, um ihren Feinden alle Gelegenheit zu benehmen, sie bei denselben anzufassen. Doch lesen wir auch von den Franken, daß sie einen Schopf von Haaren auf der Stirne stehen ließen, um ihren Feinden in der Schlacht desto fürchterlicher zu scheinen.

Auch das ist bei den Abiponern eingeführt, daß man der Wittwe unter vielem Wehllagen der Weiber und Schwelgen der Männer die Haare abscheret, und mit einer schwarzen

schwarzen oder aschengrauen von Caraquatasäden gewebten Kapuze bedeckt, welche sie durchaus nicht eher ablegen darf, als bis sie eine neue Heuroth geschlossen hat. Auch den Wittivern wird unter vielem Gepränge der Kopf geschoren, und ein neßförmiges Häubchen aufgesetzt, welches er erst dazumal weglegt; wann die Haare wieder nachgewachsen sind. Bei der Trauer für einen verstorbenen Caciquen schneiden sich alle Männer ihr langes Haar ab. Bei den christlichen Indianern ist das eine der schändlichsten und schwachvollsten Straffen, wenn man einer liederlichen Weibsperson den Kopf abscheret. So viele Abwechslungen und Verschiedenheiten der Kopftracht giebt es bei den Wilden. Allein ich will meine Ehre verloren haben, wenn man nicht bei den gesittetsten Europäern noch mehrere sieht. Sind denn der Frisuren weniger als der Köpfe, oder sehen und belachen wir nicht alle Jahre neue Moden? Wie viele giebt es nicht, die kein anderes Verdienst haben, als das ihnen ihr Friseur giebt und von denen man mit Seneca (im Buch von der Kürze des Lebens II. Kap.) fragen kann? Wer von ihnen steht nicht lieber sein Vaterland als seine Locken in Unordnung? Wie! du nennst sie Müßiggänger, sie, die der Spiegel und der Kamm so sehr beschäftigen. Von allen diesen ist keiner, der nicht lieber niedlich gekräuselt, als ehrlich heißen wollte. Ich habe bisher die vortheilhafte Gestalt der Abiponer beschrieben; nun will ich meinen Lesern sagen, wie sie selbe verunstalten:

**Wien**

## Viertes Hauptstück.

Von den bei den Abiponern von Alters her gebräuchlichen Verunstaltungen ihrer natürlichen Gestalt.

Die Begierde schön zu seyn ist auch der Seele des Wilden eingepflanzt. Allein er bedienet sich zu seinem Endzweck solcher Mittel, welche alle Schönheit nothwendig zerstören. Wirklich macht sich der Abiponer niemals häßlicher und abscheulicher, als da er sich zu zieren glaubt. Man sieht unter dieser Nation Knaben und Mädchen von einem reizenden Wuchs, einer blendenden Gesichtsfarbe, und einer Stimme, um die sie viele Europäer beneiden würden. Aber ihre Schönheit ist hinfällig und zeradunglich wie der Blumen ihre. Wie sie aufwachsen, verblühen sie, und ihre natürlichen Reize werden durch allerlei Charaktere und andere Mittel, von denen ich gleich sprechen werde, wieder ganz vertilget. Viele unserer Europäer verunstalten sich, da sie alle fremde Thorheiten nachäffen und nach immer neuen ausländischen Moden haschen. Die Abiponer hingegen schänden ihre Bildung und machen sich schreckbar, weil sie auf ihre alte Gebräuche bis zum Unerbittlichen erpicht von den Sitten ihrer Väter nicht einen Nagelbreit abweichen wollen. Nach ihren Beispielen verunstalten sie sich durch allerlei Züge, deren einige beiden Geschlechtern gemein, andere aber den Weibern allein eigen sind. Diese Züge werden mit spizigen Dornen in das Fleisch eingestochen, und mittelst der Asche, die man in die frische Wunde einstreuet, schwarz und unauslöschlich. Auf der Stirne lassen sie sich ein Kreuz, an den

II. Theil. E bei.

beiden Augenwinkeln zwei kleine gegen die Ohren hin gezogene Linien, oberhalb der Nasenwurzel aber, zwischen den zweyen Augenbraunen, vier Querstriche, welche wie ein Krost gegittert sind, eingraben. Diese Charaktere haben alle gemein, weil sie selbe als ein Nationalzeichen ansehen, und sich dadurch von allen anderen Völkerschaften unterscheiden. Alte Indianerinnen stechen selbe mit Dornen nicht nur in die Haut, sondern auch in das Fleisch ein, und bestreuen selbe wie gesagt, wenn sie noch vom Blut triesen, mit Asche, welche sie schwarz und zwar für die ganze Zeit ihres Lebens unauslöschlich macht. Was diese Zeichen bedeuten, oder bedeuten sollen, weiß ich nicht, so wenig als die Abiponer, die sie tragen. Sie haben selbe von ihren Vätern überkommen; dieß allein wissen sie, und das ist ihnen auch Grundes genug ihre thörichte Gewohnheit fortzusetzen. Viele amerikanische Völkerschaften haben in ihrer Sprache kein Wort, welches ein Kreuz bedeutete. Wenn sie also das Christenthum annehmen und sich mit dem Kreuze bezeichnen, so nehmen sie das lateinische Wort *Crux* oder das spanische *Cruz* zu Hilfe, welches sie aber jämmerlich radebrechen. Die Peruaner sagen in ihrer Sprache Quichoa: *Cruspa*; die Quaranier: *Curuzu*; die Chiquiten: *Curuzis*; die Zamuci und alle, die ihre Sprache reden, nämlich die Ygaroni, Kaipotades, Karaoi, Tunachi, Ymonii &c. *Curuzire*. Die Lules, Ilistines und Vilelas aber sprechen wie die Spanier *Cruz* ohne Verstümmelung. Indessen giebt es dennoch einige Völker, die für das Kreuz ein eigenes Wort haben. Die Abiponer nämlich heißen es: *Likinr'ánala*; die Wotobier: *Lacizenr'anr'at*; die Tobas *Lotisdagánadac*; die Mataquay oder Ychibachi: *Lekukitüs*; die Mbayas endlich: *Nikenága*.

Ich habe nicht allein das Kreuzzeichen auf der Stirne aller Abiponer eingegraben, sondern auch schwarze  
Kreuz



Arme in ihren rothwollenen Kleidern eingewebet gesehen. Dies muß jedem sonderbar vorkommen schon darum, weil sie dazumal im Christenthume noch nicht unterrichtet waren, folglich auch weder die Bedeutungen noch die Kraft des h. Kreuzes erkannt hatten. Vielleicht haben ihnen die Spanier, welche in ihre, oder ihre Landsleute, welche in der Spanier Gefangenschaft gerathen waren, einige Begriffe von der Verehrung des Kreuzes und dessen heilsamen Wirkungen beigebracht? Wie aber, wenn sich das Alter dieser Kreuzesbilder weit über den Zeitpunkt der Ankunft der ersten Spanier in Paraquay hinaus erstreckt? Gewiß ist es, daß die Incas, Könige von Peru, ein aus Crystalljaspis (einem glänzenden Marmor) gehauenes Kreuz sehr hoch achteten, vielleicht auch verehrten. Man fand es drei Viertel von einer Elle lang, 3 Zoll breit, und eben so dick. Alle Ecken desselben waren gleich und schwimmerten prächtig. Dieses Kreuz war überhaupt sehr künstlerisch gearbeitet; aber niemand wußte, wann, wo, oder von wem es verfertigt worden ist. Die Incas hatten es in Culco in dem königlichen Palast an dem geheiligten Ort Huaca aufbewahren lassen, bis sich endlich die Spanier des ganzen Landes und der königlichen Schätze und bei der Gelegenheit auch des kostbaren Kreuzes bemächtigten, und dasselbe in den vornehmsten Tempel der Stadt verfesten. Am wahrscheinlichsten deucht mir, daß die Kenntniß oder die Werthschätzung des Kreuzes so wie andere Gebräuche aus Peru in Paraquay verpflanzt worden ist, als sich eine Menge Indianer aus Furcht vor den Spaniern in dieses Land retteten. Ich erinnere mich hierbei einer Stelle des Nicephorus, welche hier an ihrem rechten Ort steht. Dieser Schriftsteller erzählt im 18. Buche 20 Kap., daß die Türken, welche Cosroes, König von Persien, nach Constantinopel geschickt hatte, an ihrer Stirne ein eingetragenes Kreuz trugen. Auf die Frage, warum sie ein Zeichen trügen, das sie nicht verehrten,

antworteten sie, sie wüßten von Christen, daß das Kreuz ein treffliches Mittel wider die Pest sey, und daß sie davon durch eigene Erfahrung überzeugt wären. Dieser Kreuzesmaale, welche sich die Türken nach der Anweisung der Christen auf die Stirne gebrannt hatten, erwähnt auch Paulus der Diakon: und nach dem Zeugniße des Kardinals Baronius sollen die Türken bis auf das Jahr 591 durch diese fromme Vorsicht von der Pest verschont geblieben seyn. Auch die Jakobiten, welche der Keheren des Jakob aus Syrien anhängen, brannten sich mit einem glühenden Eisen das Zeichen des Kreuzes ein, wie der Abbt Joachim in seinem Anhang von den christlichen Nationen erzählt. Die unrichtig verstandenen Worte des Johannes des Taufers (Matth. 3. K. 11. V.) Er wird euch taufen im heiligen Geist und durch das Feuer, hatten den Jakobiten zu ihrer Irrlehre Anlaß gegeben, indem sie ihre Menggläubigen statt der Taufe mit dem Zeichen des Kreuzes brandmarkten. In den ruhigeren Zeiten der Kirche, da sich die alten Christen frey zu ihrer Religion bekennen durften, brannten sie den Christusnamen in ihre Hände. So bezeugt es wenigstens Saneius. Haben doch auch einige Afrikaner (die Marbes) ohne vom Christenthum etwas zu wissen das Kreuz ihrer Stirne eingebracht. Eben dieses brennen sich auch die portugiesischen und spanischen Matrosen in ihren Arm ein, wie ich vielfach gesehen habe, damit sie nicht, wenn sie von den Mohren gefangen würden, ihren Glauben verleugnen könnten. Allein welche Absicht die wilden Abiponer bei ihren Kreuzzeichen auf der Stirne und in ihren Kleidern gehabt haben mögen, weiß ich wahrlich nicht.

Nicht zufrieden mit den Maalen, welche beide Geschlechter bei den Abiponern gemein haben, lassen sich ihre Töchter noch allerlei Charaktere in ihr Angesicht, ihre Brust und Arme einstechen, so daß sie wie türkische Tan-  
peten

zu antsehen. Je vornehmer oder ansehnlicher ein Mädchen bei ihrem Volke ist, desto mehr muß sie sich vertheilen lassen. Diese Zierathen kosten ihr nicht wenig Blut, aber noch weit mehr Seufzer. Hier ist die ganze Trauerscene. Findet man das Mädchen bei den Qualen, die dasselbe antsehen muß, nicht bedauernswerth, so wird man dennoch die unsinnige Sitte lächerlich und abscheulich finden. Sobald die Natur durch irgend ein Zeichen die Mannbarkeit des Mädchens außer Zweifel gesetzt hat, sobald wird es nach hergebrachter Gewohnheit bezeichnet. Eine alte Indianerin setzt sich nämlich auf die Erde, und nimmt den Kopf der zu bezeichnenden in ihren Schooß. Ihre Art zu mahlen ist sonderbar. Dort sind ihre Pinsel, und die mit dem Blut vermischte Erde ihre Farbe. Sie zerfleischt ihr Mädchen um es nach dem Landesgebrauch zu schmücken. Tief sticht die grausame Künstlerin ihre Dorne in das Fleisch der Unschuldlichen, und zieht damit Figuren und Linien, so daß ihr Gesicht im Blute schwimmt. Preßt ihr der Schmerz einen Seufzer aus, oder zuckt sie mit ihrem Gesicht, so wird sie mit Beschimpfungen und Spötteleyen überhäufet. Hin der feigen Empfindlichkeit! wird die Alte grißgramen. Du bist der Auswurf und die Schande unserer Nation. Wie das Kizeln mit einem Dorne findest du so unaussprechlich. Hast du schon vergessen; daß du von Männern abstammest, die sich nach Bunden sehnen, und selbe für Gewinn achten. Schäm dich, du weichtiche Neme! Du bist wie Baumwolle. Sind gewiß beständest du keinen Mann. Wer von unserer Heldennation soll eine so unverschämte furchtsame seiner Liebe würdigen? Wirst du dich eher still halten, so sollst du so schön werden, als die Schönheit selbst. — Diese Bormürfe wirken so sehr auf das Mädchen, daß es, um nicht das Märchen und der Spott ihrer Gespielinnen zu werden, keinen Laut mehr von sich hören läßt, die heftigsten Schmerzen verbeißt, und

sich mit betterer Stirne der grausamen Operation unterwirft, welche die Beitel mit ihren Dornen einige Tage nacheinander fortsetzt: denn wenn sie mit einer Seite des Gesichts fertig ist, so wird das Mädchen nach Haus geschickt, und die Bezeichnung der anderen Hälfte, der Brust und der Arme erst die folgenden Tage vorgenommen. Während dieser ganzen Zeit wird die Patientin in der Hütte ihres Vaters eingeschlossen, und mit Ochsenhäuten umgeben, daß ihr die kalte Luft nicht schade. Fleisch, Fisch, und gewisse andere Speisen läßt man ihr nicht zu. Alles, was sie essen darf, sind kleine Aepfelchen, die man Kakie, Roayami, oder Nauaprahete nennet, und an einigen Dornbäumen findet. Wiewohl diese Frucht sonst sehr fieberhaft ist, so trägt sie dennoch zur Erfrischung des Blutes nicht wenig bei.

Weil nun die Mädchen so viele Tage fasten müssen, und täglich so viel Blut verlieren, so werden sie außerordentlich blaß. Das Kinn wird nicht mit Punkten, wie die anderen Theile, sondern mit geraden Linien, welche die Alte mit ihrem Dorn auf einen Zug anfreißt, gezeichnet. Diese Linien sind so gezogen, daß man Noten darauf schreiben könnte. Alle Dorne scheinen etwas vergiftetes zu enthalten; daher schwellen der jungen Indianerin, die damit gestochen wird, Augen, Wangen, und Lippen schrecklich auf. Die an die wunde Haut angeriebene Asche giebt auch derselben eine so traurig düstere Schwärze, daß sie, wenn sie aus ihrer Holterstube tritt, einer Furie vollkommen gleicht. Sie sieht sich so wenig mehr ähnlich, daß man auch wider seinen Willen ausrufen möchte: O quantum Niobe Niobe distabat ab illa (welch ein Unterschied zwischen dieser Niobe und der vorigen!) Ihr Anblick bewegt selbst ihren wilden Vater zum Mitleid. Aber darum denkt doch niemand daran diesen unmenschlichen Gebrauch abzuschaffen: denn die Indianer glauben, daß

auf ihre Töchter durch diese martervolle Zeichnung geschmückt, und zur Ertragung der Geburtsschmerzen abgehärtet und vorbereitet werden. So sehr ich die Unempfindlichkeit der Alten, mit der sie ihre Mädchen peinigten, verabscheute, so sehr bewunderte ich ihre Geschicklichkeit in Auftragung ihrer Figuren, wobei sie nicht nur in den Punkten viele Manchfaltigkeit anbringen, sondern auch auf beiden Backen ein genaues Ebenmaaß der Linien, und eine vollkommene Gleichheit der Züge beobachten, ohne daß sie sich hierzu eines anderen Werkzeuges als der Dorne von verschiedener Größe bedienten. So viele Abiponerinnen, so viele verschiedene Gesichtszeichnungen. Die am meisten gezeichnet und zerstoßen ist, ist die vornehmste und aus dem ansehnlichsten Geschlechte. Dingen gehört die unstreitig zu den gemeinen oder gefangenen, welche nur mit drey oder vier schwarzen kleinen Linien bemerkt ist. Bei den Thraciern waren auch nach dem Herodot (im 5ten Buch) eingestochene Gesichtsmaale das Zeichen einer vornehmen Frau: die vom Pöbel bezeichneten ihr Gesicht nicht. Ebendieses bestätigt auch Dio Prusius (orat. 14.). Nachdem die Abiponer die christliche Lehre angenommen hatten, beredeten wir sie diesem abscheulichen Gebrauch zu entsagen, und ihre Weiber so zu lassen, wie sie die Natur gebildet hat. Wie sonderbar und bellagenswerth sind in meinen Augen so viele Enroderinnen, welche, ungeachtet sie von ihrer Wiege an im Christenthume unterrichtet worden sind, dennoch durch den Mißbrauch der Schminke, um zu gefallen, sich lächerlich machen! Der Anstrich zerstöret ihre natürlichen Reize so gut wie die Dorne der Indianerinnen ihre. Das Roth, das gefallen, das reizen soll, muß von der Lebhaftigkeit des Blutes herrühren, und nicht von der Schminke entlehnet seyn.

## Fünftes Hauptstück.

Von dem bei den Wilden gewöhnlichen Durch-  
stechen der Ohren und Lippen.

Außer den schon angeführten Gesichtsmalen machen sie sich noch andere, womit sie sich zwar zu zieren glauben, im Grunde aber an sich alle menschliche Gestalt vertilgen: denn mit ihren verstümmelten oder durchstochenen Gliedmassen, sehen sie einem wilden Thiere weit ähnlicher als einem Menschen. Die Abiponer pflegten sich einst, wie fast alle übrigen Indianer in Amerika mit einem glühenden Eisen, oder spitzen Schilfrohre durch die untere Lippe zu stechen. Durch diese Oeffnung steckten einige ein Rohr, andere ein kleines Röhrchen von Bein, Glas, Gummi oder Messing, welches ihnen die Spanier gegeben hatten, und das wie ein Schnabel ausjah. Diesen Schmuck dürfen mit Ausschließung der Weiber die Männer allein tragen und zwar von dem siebenten Jahre an. Die Abiponer haben darauf schon lange Verzicht gethan, wiewohl derselbe noch heut zu Tag bei den wilden Quarantern als den Mbayas, Quanas, Payaguas &c. üblich ist, welche letztere von den Abiponern, wegen des ungeheuren Anhanges ihrer Unterlippe, Petegmek genannt werden. Alle diese dünken sich niemals schöner, als wenn ihnen ein Röhrchen von Messing, welches ungefähr eine Spanne lang, und so dick als eine Schreibfeder ist, von den Lippen bis an die Brust hängt. Sie sind auch wirklich stolz darauf. Allein dieser einzeln bildete Zierratb macht sie in den Augen neuangekommener Europäer nur desto fürchterlicher. Von Natur groß, und stark vom Körperbau bemahlen sie sich noch am ganzen Leib

sich mit allerlei Farben aus Pflanzensaft, färben ihre Haare blutroth, behängen Hals, Arme, Kniee und Waden mit schimmernden Glasflugelschnüren, und gehen so mit einem grossen Geysflügel an dem einen Ohr und einem langen Tobackrobre in der Munde auf dem Plage herum. Ein schreckbarer Anzug!

Alles, was die Indianer in ihre durchlöchernte Unterlippe hineinstecken, heisst bei den Quaranianern überhaupt Tembetà. Unter denen, die sich in den Wäldern aufhalten, ist keiner, der sich desselben nicht bediente; aber sie legen diesen Lippenzwengel ab, sobald sie in eine Kolonie zu unserer Religion herübertritten, so daß sie nichts als das Loch, weil es auf keinerlei Weise zusammengefügt oder verstopft werden kann, übrig behalten. Wenn sie reden, geisern sie dadurch zuweilen ohne Unterlaß: auch hindert sie dasselbe ein wenig gewisse Wörter gehörig auszusprechen. Von den Wäldern, welche ich in den Wäldern Mbaëverà entdeckt habe, hatten alle ohne Unterschied des Alters ein kurzes und dünnes Rohr zu einer Tembetà. Das der drei Caciquen allein war aus Gummi oder Goldfarbigem Harz. Auf den ersten Anblick hätte ich darauf geschworen, daß es Glas wäre. Wenn die Sonne heiss scheint, fließt dieser edle Gummi aus dem Baum Abatitimbaby unvermerkt in die unten hängenden Netze und bildet darin Tembetà, Kreuze, Kugeln, oder was man sonst gegossen haben will. In der Luft wird er so hart wie Stein, löset sich in keiner Feuchtigkeit auf und bleibt durchsichtig wie Glas: denn wenn das Harz aus dem Baum Abatitimbaby minder hart wäre, so würde die daraus gegossene Tembetà, weil sie Tag und Nacht an den Lippen der Wilden hängt, und stets befeuchtet wird, erweicht, und aufgelöset. Ich habe oft bedauert, daß man von diesem kostbaren Gummi

keinen nach Europa bringt, weil selber für die europäischen Künstler in verschiedenem Betracht nützlich seyn könnte.

Die Wilden durchlöchern ihre Lippen nicht auf einerlei Art. Die Menschenfresser, welche in den Wäldern auf die Menschen lauern um sie zu verzehren (die Spanier heißen diese Ungeheuer Caribes, die Quaranier aber Abaporu) durchstechen sich ihre Unterlippe nicht, sondern schneiden selbe längst dem Munde also auf, daß sie, wenn die Wunde ausgeheilet ist, zweyerlei Mundöffnungen zu haben scheinen. Sie irren zerstreut in den Wäldern herum, und wurden von unseren Vätern vielenmals, um sie zu unseren Glauben zu bekehren, nicht ohne Lebensgefahr wiewohl vergebens aufgesucht. Fast alle Indianer in Brasilien und Paraguay hielten einst das Menschenfleisch für eine besondere Delikatesse. Noch als Christen, nachdem sie unsere Religion bereits lange schon ausgeübt hatten, bekannten sie uns zuweilen, daß sie alles Kindfleisch und Wildprät in Vergleich mit dem Menschenfleisch ganz abgeschmackt fänden, und daß sie manchmal ein heftiges Verlangen nach diesem anwandelte. Von den Mokobiern, und den Tobas, welche sich noch in den Wäldern aufhalten, wissen wir, daß sie, wenn sie hungert, in Ermangelung einer anderen Nahrung Menschen essen. Einst überfielen ihrer einige hundert gegen den Anbruch des Tages aus einem Hinterhalt den vornehmsten Caciquen der Abiponer von Conception, Alaikin, welcher dazumal mit einem Haufen seiner Leute weit von dem Flecken auf dem Felde sich aufhielt und jechte. Man socht auf beiden Seiten mit vieler Hitze. Am Ende retteten sich die verwundeten Abiponer durch die Flucht. Alaikin aber und sechs seiner Landesleute blieben auf dem Platz. Alle diese wurden von den hungrigen Ueberwindern gebraten, und ausgezehret; als welche sich ihrer Beute wohl schmeckten



den liegen, und saugend davon zogen. Ein zwölfjähriger abiponischer Knabe, welcher uns gemeiniglich bei Tische aufwartete, wurde auch damals von diesen Wilden ermürdet, und statt eines Kalbfleisches als ein Leckerbissen geschmauset. Doch rührten sie eine alte Abiponerin, welcher sie gleichfalls mit vielen Wunden den Rest gegeben hatten, nicht an, weil ihr Fleisch zähe, und folglich zu nichts mehr nütze war, (Cachergaiè Lpahè chigàt eygà, ran la yhòt) wie mir ein Mosobier, der auch mitgesochen, und mitgeschmauset hatte, zwei Jahre nachher, als ich mich bei ihm über eine Menge diesen Vorfälle betreffender Dinge erkundigte, erzählt hat. Diesest wollte ich bei Gelegenheit der Menschenfresser hier anführen, welche ihre Lippen nicht, wie die übrigen Indianer, durchbohren, sondern längst dem Munde aufschneiden. Nun wollen wir auch etwas von ihrem schmerzlichen Ohrenschmuck erwähnen.

Der Gebrauch der Ohrengehänge ist eben so alt, als bei den verschiedenen Nationen verschieden. Bei den Amerikanern artet selber meistens ins lächerliche aus, und übersteigt allen Glauben. Ich werde hier mit Uebergehung alles dessen, was ich über diesen Gegenstand sagen könnte, bloß das bei den Abiponern übliche anmerken. Nicht nur ihren Mädchen sondern auch den Knaben werden die Ohren schon in dem jüngsten Alter gestochen. Bei den Männern sind die Ohrengehänge fast gar nicht im Gebrauch: bloß die Alten pflegen sich zuweilen Trümmer von Ochsenhorn, Holz oder Bein, Wollfäden von verschiedener Farbe, oder auch Knoten von Horn in ihre durchlöchernten Ohren zu stecken. Dagegen wird man unter den verheuratheten Weibern selten eine ohne Ohrenschmuck finden. Dieser sieht folgendermassen aus. Man nimmt ein langes, zweien Finger breites Blatt von einem Palmbaum, und windet es übereinander zu einer Rolle, wie  
die

die seidenen Bänder übereinander gewunden sind, so daß der Umfang der Rolle nicht viel größer wird, als ein großes Oblat, dergleichen wir zum Reflexen nehmen. In das durchgestochene Ohr wird immer ein größeres Holz hineingedrängt. Dadurch wird das Ohrläppchen in einigen Jahren so ausgedehnet, und das Loch unvermerkt so weit, daß es die ganze Rolle des Palmbaumblatts genau umschließt, und jenes fast auf die Schultern herabhängt. Das zusammengerollte Palmblatt treibt durch seine Federkraft die Oeffnung des Ohrläppchens immer mehr auseinander. In dieser Beschreibung ist nicht das Geringste übertrieben; denn ich habe täglich mit meinen Augen unzählige Weiber und selbst Männer aus anderen Nationen mit diesen eheuerlichen Ohrengebängen belastet gesehen. Die, womit die noch ganz wilden Oaëkakalöt, die Tobäs und noch einige andere Völkerschaften außer Paraguay prangen, sind von denen der abiponischen Weiber fast in nichts unterschieden. Ferdinand der VI. König in Spanien las einst mit besonderem Vergnügen die Geschichte unseres P. Gumilla von dem Fluß Urinoco. Von ungefehr gerieth er auf eine Stelle, wo der Verfasser sagt, daß die Wilden in ihre Ohrläppchen für ihre Ohrengebänge so weite Oeffnungen machten, daß man durch selbe ganz bequem eine Billardkugel durchschieben könnte. Hier fing der Monarch zu lächeln an, und brach in folgende Worte aus: Dieser Mann scheint mir zuweilen mehr ein Gedicht als eine Geschichte schreiben zu wollen. Dieß sagte der König, nicht als wenn er an der Glaubwürdigkeit des Geschichtschreibers oder seiner Erzählung gezweifelt hätte, sondern weil ihm das Unerhörte an solchen Ohrengebängen aufgesallen, und er über die Thorheit der Indianer in Erstaunen gerathen war. Einige Madriter erzählten dieß jemanden, der eben aus Paraguay angelangt war, und gaben ihm hiebei freundschaftlich zu verstehen, daß die Amerikaner den Europäern zuweilen Märchen für Geschichte ver-  
kauf-

lansten. Allein der Paraquayer, welcher das gewiß wußte, was dem König so unglaublich vorkam, versetzte: Samilla habe von den gedachten ungeheueren Ohrengehängen sehr wahr, aber auch sehr wenig geschrieben; er habe selbst bei verschiedenen Nationen in Paraquay noch weit größere Ohrenlöcher gesehen. Von uns haben alle, die mit den Wilden dieses Landes umgegangen sind, täglich das nämliche gesehen, und bezeugen es einmüthig. Daß die Ohrengehänge, welche die Schwarzen in Madagascar tragen, um nichts kleiner sind als die amerikanischen, habe ich in Val cabanuchita an denen, welche man in Paraquay gebracht hatte, mit meinen Augen wahrgenommen. Die quaranischen Weiber schmückten ihre Ohren mit kupfernen Ringen, die zuweilen drey Zolle im Durchschnitt haben, die sie aber nicht in das Ohrläppchen hineinzwängen, sondern wie die Europäer von selbst herabhängen lassen.

Den mannfaltigen Gebrauch der Ohrengehänge scheinen die Paraquayer, wie vieles andere, von den benachbarten Peruanern, unter deren Vöthmässigkeit einst ganz Südamerika stand, gelernt zu haben. Ihr berühmter König und Gesetzgeber Inca Mancocapac erteilte einst allen seinen Unterthanen, um ihnen einen Beweis seines Wohlwollens gegen sie zu geben, die Erlaubniß, sich nach seinem Beispiele die Ohren zu durchstechen, doch so, daß die Löcher, die sie in selbe machten, nur halb so groß als die des Inca seyn durften. Für jede Provinz bestimmte er besondere Ohrengehänge. Die einen steckten sich in die Ohrläppchen ein Stück Holz, andere etliche Glöckchen Wolle von einem Zolle im Umfange, andere eine Winse, noch andere eine Baumrinde. Bloss dreyen Nationen wurden etwas größere Ohrenlöcher zugestanden. Die aus dem königlichen Geblüte abstammten, nahmen statt der Ohrengehänge überaus große Ringe, welche sie an einem langen Band bis auf die Brust herabhängen ließen. Die

Pa.

Paraguayer richteten sich einst nach den Peruanern; in den folgenden Jahrhunderten aber erfanden sie verschiedene läppische Ohrengehänge, die kein Europäer ohne Lachen ansehen kann. Diese Gewohnheit die Ohren zu durchlöchern ist, wie man aus der heil. Schrift weiß, beinahe so alt als die Welt, und beinahe allen Nationen gemein, wiewohl einst die Ohrengehänge fast bei einer jeden anders aussahen, und auch eine andere Bedeutung hatten. So war bei den Ostindianern, Persern und Athenern ein durchbohrtes Ohr das Zeichen des Adels. Die Vermöglicheren hingen sich Gold, Edelgesteine oder Helsenbein daran, wie Arrianus von den Thaten des Alexanders angemerkt hat.

Da sich die Skiponer Augenbraunen und Augenlider ausraufen, Lippen und Ohren durchstechen, das Gesicht mit Dornen zerreißen, und mit allerlei Zügen bezeichnen; ihre Barthaare aus dem Kinn ausziehen, und sich einen beträchtlichen Theil des Vorderhauptes kahl machen, so wundert es mich sehr, daß sie ihre Nase unangefochten lassen, welche doch auch einst die Afrikaner, Peruaner und Mexikaner durchlöcherten, und mit einem Gehänge pfereten. Der P. Joseph Alosta erzählt im 7. Buch seiner Geschichte (17. Kap.) daß der mexikanische König Tikorik an seiner durchstochenen Nase einen grossen Smaragd trug. Die Brasilianer durchbohren sich von ihrem zartesten Alter an nicht nur die Unterlippe, sondern auch andere Theile des Gesichts, und stecken in die Oeffnungen gemeine aber lange Steichen. Ein gräulicher Anblick! wie unser Rassei im 2ten Buche seiner indianischen Geschichte sagt. Man könnte ihre Gesichter mit Rug für eine eingelegte oder mosaische Arbeit halten. Noch ausschweifender waren hierinfallig die Parther, indem sie um sich zu zieren beinahe alle Glieder des Leibes durchlöcherten,

und

nd die Spalten mit kleinen Steinen und kostbaren Kör-  
nern ausfüllen. - So erzählt es Tertulian (L. 1. de cult.  
femin. c. 10.) Nach dem Diodor aus Sicilien (im  
4. B. 1. Kap.) hielten auch einige Mohrinnen an den  
Grenzen Arabiens eine durchbohrte Lippe für eine besonde-  
re Zierde ihres Gesichts. Hieraus erhellt, daß die Wilden  
in Amerika nicht die einzigen sind, welche der läppis-  
chen Sucht, sich allerlei Maale einzugraben, nachhängen.  
Doch bezeichnete sich fast jedes Volk in einer anderen Ab-  
sicht, und legte seinen Maalen die verschiedensten Bedeutun-  
gen bei. Bei den Thraciern waren sie nach dem Herodot (5.  
B.) wie auch bei den Daciern und Sarmatiern nach dem 22.  
Buch des Plinius das Unterscheidungszeichen des Adels,  
wiewohl man auch zuweilen den Sklaven, wie dem Vieh,  
den Namen ihrer Herrn einbrannte. Wenn die Spanier  
einen entlaufenen Schwarzen wieder habhaft werden, oder  
an ihren Sklaven einen Hang zu entlaufen wahrnehmen,  
so lassen sie denselben den Anfangsbuchstaben ihres Na-  
mens mit einem glühenden Eisen einbrennen. Vegetius  
sagt im 2. B. 5. Kap. Die Soldaten wurden auf  
der Haut mit bleibenden Punkten bezeichnet. \*)  
Diese Stelle versteht Justus Lipsius (L. 1. de milit. c.  
ult.) von den Rekruten, welchen der Name ihres ober-  
sten Befehlshabers eingeätzt worden seyn soll. Bei den  
Hebrdern bedeuteten einst die Gesichtsmale die Abgötter-  
ey. Daher liest man im 3. B. der Könige 18. K. 28.  
B. von den Opferpriestern des Baal. Sie machten  
sich nach ihrer Sitte mit Messern und spizigen  
Eisen Einschnitte, bis sie mit Blut überflonnen  
waren. Einige Heiden pflegten sich, wenn sie der gros-  
sen Mutter, der Bellona, oder der Diana opferten, ihren  
Leib auf allerlei Art und mit allerlei Werkzeugen zu  
durch-

---

\*) *Vicinis in cute punctis milites scriptos,*

durchlöchern und zu zerfleischen, indem sie sich bald auf die Stirne, bald in die hohle Hand, und bald in ihren Nasen verschiedene Maale eindrückten. Dieses wird den Juden im Buch Leviticus in 9. Kap. verboten, als wo es heißt: Züge oder Maale werdet ihr euch nicht machen.

Die waren auch solche dem Körper aufgedrückte Charaktere Kennzeichen des Ursprunges und des Vaterlandes eines Volkes. Herodot schreibt im 4. Buch die Phryger hätten sich, um ihre Abkunft von den Trojanern zu beweisen, gewisse Maale eingebrannt. Hieraus läßt sich schließen, daß auch bei den Trojanern diese Brandmarkung üblich gewesen seyn mußte. Die alten Britten zerflachten sich auch am ganzen Leibe, und bemahlten sich mit allerlei Figuren in blauer Farbe, wie Julius Cäsar im 5. B. von dem gallischen Krieg, und Herodian im 3. Buch ungemerkt haben. Dieß gab dem Martial zu seinem 54. Sinnaedichte im 2. B. Anlaß. *Claudia caeruleis cum sit Ruffina Britannis edita cur latias pectora plebis habet?* (Da die Claudia Ruffina von blau gefärbten Britten herflammt, warum hat sie die gemeine Brust einer Römerin?) Gewiß haben die Abiponer die Gesichtsmalereien und Punktirungen aus keiner anderen Absicht so allgemein unter sich eingeföhret, als daß sie sich von anderen Nationen unterschieden, und der Sitte ihrer Väter getreu blieben. Eine andere Ursache konnten wir von ihnen nie herausbringen.

## Sechstes Hauptstück.

### Von der Leibesstärke und der langen Lebensdauer der Abiponer.

Diejenigen deutschen Schriftsteller, welche, ohne Amerika auch nur von Weitem gesehen zu haben, allen Amerikanern ohne Unterschied wenig Kräfte, einen schwachen Körper, und eine eben so schwache Komplexion zuschreiben, machen sich in der That lächerlich. Dieß kann unmöglich allgemein gesagt werden. Nach der Verschiedenheit des Himmelsstriches, der Länder, Nahrung und Beschäftigungen ist auch die Leibesbeschaffenheit der Einwohner verschieden. So sind auch diejenigen Europäer weit dauerhafter und fester gebauet, welche die Luft der steyermärktischen Gebirge einathmen, als die, welche in den morastigen Ebenen des Banats das Fieber ausgehet. Als ich mich in Lissabon aufhielt, wurden oft Sklaven aus Afrika auf Schiffen dahingebracht, und auf dem Plage wie das Vieh verkauft. Die Käufer pflegten jeden um sein Vaterland zu fragen, weil sie bei ihrem Handel hauptsächlich auf Stärke sehen. Die aus Angola, Congo, dem grünen Vorgebirge, und besonders aus der Insel Madagaskar werden am meisten gesucht: weil man ihnen eine dauerhafte Gesundheit und viel Fleiß zumuthet. Die Schwarzen hingegen, welche aus dem Striche von Afrika zu Hause sind, den die Portugiesen la costa de la mina nennen, finden kaum einen Käufer: denn sie sind schwächlich, träge und zur Arbeit fast gar nicht geschickt; weil sie der Linie so nahe wohnen,

wohnen; wo fast kein Wind bläst, oder, wenn einer bläst, nicht lange anhält, die Luft warm ist, und der Regen sehr häufig fällt. In dieser Gegend wurden wir auf unserer Fahrt nach Paraguay beinahe drei Wochen durch eine Windstille aufgehalten, von warmen Regengüssen täglich durchgeweicht, und von der Sonnenhitze fast ganz gebraten. Wen soll es also befremden, daß dieser matte Himmelsstrich auch bloß schwache und kraftlose Menschen erzeuget, ungeachtet man in andern Provinzen von Afrika starke, nervichte Völker zur Gänge antrifft? Hieraus mag man von dem ungeheuer großen Amerika und seinen Einwohnern urtheilen. Nicht bloß die Provinzen dieses Welttheiles, sondern auch einzelne Dörter in demselben sind voneinander an Luft, Nahrung und den Eigenschaften der Wohnplätze eben so sehr verschieden als entlegen. Das hat nun nothwendig die Verschiedenheit der Leibesbeschaffenheit der Einwohner zur Folge, so daß man an einem Orte Schwächlinge, an einem andern Orte aber starke, kraftvolle Menschen erblicket.

Von anderen Amerikanern mögen andere schreiben, was und wie sie wollen. Ich werde ihnen nicht widersprechen. Von den Paraguayern behaupte ich zuversichtlich, daß die unberittenen Völkerschaften den berittenen, die ich in Chaco gesehen habe, an Größe und Geschmeidigkeit des Körperwuchses, an Kräften, Gesundheit und der langen Dauer ihres Lebens bei weitem nicht gleichkommen. Die Abiponer sind breitschultericht, nervicht, schlank vom Körper, und können alle Abwechslungen der Witterung ohne Nachtheil ertragen. Einen fetten Abiponer mit einem Schmeerbalch wird man schwerlich antreffen. Das ist eine Folge ihrer täglichen Beschäftigungen, indem sie wie die Affen niemals ruhig seyn können, sondern stets reiten, jagen, und theils zur  
Luft,



lust, und theils im Ernste sich herumbalgen. Ihr Temperament ist eines der besten und ihre Gesundheit so dauerhaft, daß sie viele Europäer darum beneiden würden. Die meisten Krankheiten, welche den Europäern die heftigsten Schmerzen oder den Tod verursachen, kennen jene auch dem Namen nach nicht. Von dem Podagra, der Wassersucht, dem Sichte, Stein, der Selbstsucht, und den Reizbrüchen haben sie gar keinen Begriff. Sie gehen den ganzen Tag mit blossen Köpfen in der Sonnenhitze herum, ohne daß man auch nur einen einzigen über Kopfschmerz klagen hörte. Es ist gerade, als wenn sie aus Eisen oder Marmor gebauet wären; wiewohl auch die Metalle in der Sonnenhitze heiß werden. Wenn sie in den dürrten Einöden herum schwärmen, und vor Durst fast verstimmen möchten, so trinken sie das morastige, saure, kothichte, faule und bittere Wasser, wenn sie eines gewahr werden, ohne abzusehen, und ohne den geringsten Nachtheil hinein. Ihren Magen pfropfen sie mit hartem und halbgebratenem Rind-, Hirsch- oder Liegerfleisch, wie auch mit dem Fleisch und den Eiern von den Straußen und verschiedenen unzeitigen Baumfrüchten an, ohne von einer Unverdaulichkeit oder Verstopfung gequält zu werden. Sie schwimmen über die größten Flüsse ohne auf Regen oder kalte Bitterung zu achten, oder Blase- und Eingeweidebeschwerden bloßgesetzt zu seyn. Unseren Schwimmern verursacht dies manchmal üble, und wenn die Harnwinde dazukommen, auch gefährliche Zufälle. Sie reisen oft mehrere Wochen auf ihren von hartem Leder zusammengenähten Sätteln, und dennoch reiten sie sich niemals wund. Wiewohl sie ihre Füße auf feine Steigbügel stützen, und meistens Trottpferde reiten, so sind sie doch nach einem Ritte von etlichen Stunden eben so frisch und munter wie vorher. Sie werfen sich auf dem kalten Bansen nieder und bringen darauf oft, wenn

jährlings ein Regen einfällt, mitten im Wasser die Nacht zu, ohne doch in ihrem Leben zu erfahren, was Colik oder Krämpfe heißt. Die Spanier sind von beiden bedrohet, wenn sie zu lange im Regen bleiben. Dieser hat in Amerika etwas Pestartiges in sich, und Ohnmachten, Sinnenschwächen, und zuweilen auch Bläschen und Geschwüre zur Folge. Ich habe oft spanische Soldaten in der Kirche wie todt umsinken gesehen, weil sie auf dem Wege zu lang oder zu heftig beregnet worden waren. Die Abiponer hingegen halten oft viele Tage hintereinander unter freiem Himmel Tag und Nacht die heftigsten Regengüsse ohne alle Gefahr aus; weil sie keine Schuhe tragen. Den Beschuheten schadet das Regenwasser weit mehr, als den Unbeschuheten, weil die Feuchtigkeit, da sie nirgends ausdünsten kann, sich in den Leib schlägt, Nerven und Gebeine durchdringt, und beide hart angreift. Diesem Uebel auszuweichen pflegten wir immer, wenn wir zu Pferde reiseten, bei dem Ausbruche eines Regengusses Schuhe und Strümpfe ausziehen; aber wir waren oft in Gefahr das Uebel ärger zu machen, indem wir stets besürchten mußten, unsere Füße, wenn das Pferd stolperte, an den hölzernen Steigbügeln wund zu fassen. Aber ich will noch mehrere Beweise von der starken Leibesbeschaffenheit der Abiponer anführen.

Stechen sie sich zuweilen einen Dorn in die Fußsohle hinein, und können sie das abgebrochene Stück desselben mit den Händen nicht anfassen noch herausziehen, so schneiden sie sich mit lachendem Munde das Stückchen Fleisch heraus, in welchem der Dorn steckt. Wollen sie den Feind, oder ein entlegenes Ort ausspähen, so stehen sie mit beiden Füßen auf des Pferdes Rücken hinauf. Bäume, welche ihrer Höhe wegen den Wolken drohen, bestei-

knien sie ohne die geringste Gefahr oder Anwandlung eines Schwindels, und setzen sich ganz gelassen auf einen Ast nieder, um aus den verborgenen Bienenstöcken den Honig herauszunehmen. Wenn sie in unseren Kolonien vom Holzhauen und Pflügen, weil sie niemals daran gewöhnet waren, müde wurden, und sich von der Arbeit, dem Schweiße und der Sonnenhitze ganz entkräftet fühlten, schrien sie immer: mein Blut ist mir schon zornig geworden, *La Yivichigui yauigta*. In diesem Falle wissen sie sogleich Rath zu schaffen. Sie stechen sich ihr Messer tief in die Waden, lassen das Blut eine Zeitlang heraustrinnen, wobei sie ganz fröhlich zusehen, und stillen es am Ende mit einer Erbscholle, die sie darauf legen. Alsdann rufen sie freudig, daß sie sich wohl befänden und gesund wären: *La rioamcata*, (es ist mir schon wohl.) So wenig sparsam gehen sie mit ihrem Blute um, als wenn es nicht ihr eigenes wäre. Sie überaschreiten hierinfaß alles Maas und Ziel; und zwar nicht bloß der Gesundheit wegen, sondern auch aus Prahlerei. Aus dieser lächerlichen Eitelkeit zerflechen sie sich bei ihren gemeinschaftlichen Trinkgelagen mit einem Bündel Dörnern oder mit gewissen Rückgradbeinchen von dem Krokodil die Brust, Arme, die Zunge, und — — was ich mich zu sagen schäme, auf eine sehr grausame Art und mit vielem Blutverlust. Sie wettschern hiebei mit einander, damit sie für Verächter des Schmerzens gehalten werden; vor den Wunden, wenn sie mit den Feinden zu thun haben, sich weniger entsetzen, und ihre Haut durch die vielfältigen und tiefen Narben, mit denen sie wie mit einer Rinde überzogen wird, den Pfeilen desto besser widerstehen möge. Die siebenjährigen Knaben ahmen hierinfaß ihren Aeltern nach, wüthen gleichfalls mit den Dörnern in ihren Armen herum und weisen eine Menge Narben zum Beweise ihrer von ihren Vätern ererbten Herabstigkeit, und als ein Vorspiel

Vorpiel des Krieges, zu welchem sie von ihrem zartesten Alter an erzogen werden. Dieser Gebrauch sich selbst zu verwunden verdienet, so barbarisch derselbe auch ist, bei Wilden, die aus dem Krieg ihre Profession machen, nicht ganz getadelt zu werden; denn wie Vegetius dieser Meister in der Kriegskunst der Römer (im 10. Kap. 66. Seite nach meiner Auflage) schreibt, so durchläuft die, welche niemals oder doch schon vor langer Zeit einen Menschen verwunden oder niedermachen gesehen haben, bei dem ersten Anblicke eines solchen Auftrittes ein kalter Schauer; der Schrecken bemächtiget sich ihrer, und sie denken weniger auf das Gefecht als auf die Flucht.

Einige ausgemergelte, auszehrende oder schwindstüchtige sahen wir durch den bloßen Gebrauch des Johannesbrods, das sie täglich assen und tranken, wieder zu Kräften kommen. Die an der schwersten Krankheit darniederliegen oder tödtlich verwundet sind, genesen in sehr kurzer Zeit durch ein gemeines Hausmittel, und oft auch von sich selbst wie die Hunde. Viele lagen mit Wunden von allerlei Waffen überhäuft, mit einer Lanze durch und durch gebohret, mit zerschmetterten Knochen, zerbrochenen Rippen, in ihrem Blute schwimmend, das aus den Wunden häufig herausquoll, auf dem Tode als leibhafte Ebenbilder desselben. Sie waren schreckbar anzusehen. Nach wenigen Wochen sah ich sie wieder frisch und gesund auf dem Pferde fort galloppiren, oder in Gesellschaft mit andern schwelgen. Da man ihre Genesung ihren nichtswürdigen Aerzten und Arzeneyen nicht zuschreiben kann, so hatten sie selbst wohl niemand andern als ihrer starken Natur zu danken. Die Pocken und Kinderflecken sind bekanntermassen die fast einzigen aber auch alles wegraffenden Seuchen in Amerika. Auch die Abiponer werden von selbst ergriffen, wie die übrigen India-

Indianer, aber nur die wenigsten sterben daran, wiewohl man bei ihnen die mit dieser Krankheit behafteten mit weniger Vorsicht behandelt als bei den übrigen Völkern. Ihr besseres Temperament, und ihre reineren Säfte lassen nicht nur nicht so viel Pockengift auskochen, sondern bezeichnen auch selbst seine Tödtlichkeit. Von den Kinderpocken werde ich an einem andern Orte mehr sprechen. Die, welchen man bleyerne Kugeln in den Leib hineingesagt hat, lassen selbe darinnen, und leben noch viele Jahre darnach in dem besten Wohlseyn. Viele wiesen uns das Blei, das ihnen ohne die geringste nachtheilige Folge für sie im Arme oder Fuße steckte, als ein Denkmal ihrer Leibesstärke, und ließen uns dasselbe öfters besühlen. Merzten wird dieses freylich weder neu noch sonderbar vorkommen. Bartholomäus Magius bezeuget in seiner Abhandlung von den Wunden, daß er ein Blei gesehen habe, welches durch 30 Jahre in dem Körper eines andern gesteckt ist, ohne ihm den geringsten Schmerzen zu verursachen. Der Arzneygelehrte Dorf kannte gleichfalls einen vornehmen Mann sehr genau, welcher eine Bleikugel über 40 Jahre ohne sonderbare Beschweriß im Knöchel herumtrug. Merkwürdig ist es, daß eine Flintenkugel selten einen Abisponer tödtet; es sey denn, daß der Schuß durch das Herz oder durch den Kopf geht. Der berühmte Cacique Kaapetpaikir ward sogar von einer solchen Kugel, die ein Spanier nach ihm abgeschossen hatte, ohne Gefahr auf der Stirne getroffen. Dieser Cacique unternahm einst in seinem hohen Alter eine Reise, auf welcher ihn seine Feinde, die Molobier, aus einem Hinterhalte überfielen, sammt noch sechs seiner Leute mit Lanzen erstachen und auffraßen, eben als ich mich in Conception anhielt. Wenn ich dieses bei mir so überdachte, so begriff ich nie, warum die Wilden die Feuerrohre der Europäer so jämmerlich fürchten, indem sie ihnen nur

sehr selten den Tod bringen. Allein fürchten sich denn die Kinder nicht auch vor den Irrlichtern, die keinem Menschen Schaden thun? Eben so ertattem die Indianer mehr vor dem Knall des Schießpulvers, als vor den Kugeln, von denen sie aus Erfahrung wissen, daß sie meistens über die Köpfe hinaus in die Luft fahren. Die Musketen der paraguayischen Truppen kamen mir immer wie Gewitterwolken vor, aus denen es häufig blitzt und donnert, aber nur sehr selten einschlägt. Was ich bisher angeführt habe, glaube ich, wird zureichen die Europäer von der Leibesstärke der Abiponer zu überzeugen; denn ich kann unmöglich denjenigen beistimmen, welche den Amerikanern unempfindliche Nerven und ein stumpfes Gefühl für die Leiden des Körpers zumuthen. Die Abiponer empfinden die Eindrücke der Elemente, die Verletzungen durch die Waffen, und die daraus entstandenen Schmerzen nur zu gut, aber sie erliegen nicht unter denselben, wie die meisten andern; entweder weil bei ihnen Temperament und Säfte besser, und Nerven und Glieder stärker sind; oder weil sie sich von Jugend auf an dergleichen Leiden gewöhnet, und dagegen abgehärtet haben, oder auch weil ihre kriegerische Ruhmsucht sie auch die empfindlichsten Schmerzen verbeißen heißt. Nun wollen wir noch einige andere Beweise für die unglaubliche Lebenskraft und Stärke der Abiponer auseinander setzen.

Ich habe oben gesagt, daß sie selten kahl und nur sehr spät grau werden. In ihrem hohen Alter haben sie noch immer die Kräfte der Jugend, wie gewisse Pflanzen, die immer grün und frisch bleiben. Cicero erhebt und bewundert (im Buche vom hohen Alter) den Masinissa König von Mauritien ungemein, daß er als ein neunzigjähriger Greis, wenn er seine Reise zu Fuß antratt, sich während derselben auf  
fein

kein Pferd gesetzt hat, wenn er sich hingegen zu Pferde auf den Weg machte, niemals vom Pferde herabgekommen ist. Kälte und Regen können ihn nicht dahin bringen, daß er sein Haupt bedeckte. — — Er erfüllt alle Pflichten und Obliegenheiten eines Königs &c. So viele abgelebte Abiponer der römische Redner zu Gesicht bekame, so viele Masinissa oder vielmehr so viele, welche lebhafter noch als Masinissa alle Beschwerden noch leichter als dieser ertragen, würde er vor sich sehen. Er würde kaum seinen Augen trauen, wenn er beinahe hundertjährige Greise sich mit der Leichtigkeit eines zwölfjährigen Knaben ohne Steigbügel auf den ersten Schwung auf ein rasches und feuriges Pferd schwingen, Stunden und Tage lang in der größten Sonnenhitze darauf sitzen, des Königs wegen die höchsten Räume hinanklettern, in der Kälte und im Regen fortreisen, auf dem harten Boden übernachten, mit den Feinden in ordentlichen Treffen sechten, und allen Ungemächlichkeiten der Jagd und des Krieges sich unterziehen sähe. Wenn er sähe, wie unglaublich weit ihre Augen reichen, wie scharf ihr Gehör, und wie voll ihre Kinnlade mit den schönsten Zähnen ist; und daß sie sich von jungen Männern durch nichts als durch die Zahl ihrer Jahre unterscheiden. Dieses alles mag den Europäern noch so neu und noch so unglaublich vorkommen, ich gewöhnte mich in den Kolonien der Abiponer daran als an etwas alltägliches. In diesen Pflanzorten sind Greise mit ganz jugendlichen Kräften nichts seltenes. Stirbt einer in seinem achtzigsten Jahre, so bedauert man ihn, als wenn er in der Blüthe seines Alters gestorben wäre. Die Weiber überleben meist als ihre Männer, theils weil sie im Kriege nicht umkommen, und theils auch, weil sie von Natur aus mehr Feuchtigkeithaben, und daher nicht sobald abwelken. Hundertjährige Mütterchen und noch ältere sind bei ihnen in



einer bewundernswürdigen aber beinahe unzählbaren Menge. Von den unberittenen Völkerschaften in Paraguanay möchte sich in Ansehung ihrer Leibesstärke und Lebenskraft das Mäuliche nicht sagen lassen. Die Quaranier, die Lules, Ysistines, Vilelas, und andere unberittene Indianer sind wie die Europäer für Krankheiten und die Beschwerden des Alters weit empfindlicher und verrathen auch diese ihre Schwäche durch ihren Körperbau. Ihre Lebensdauer ist wie bei diesen bald lang, bald kurz. Auch Greise, die hundert Jahre zählen, oder nahe daran sind, findet man bei ihnen nur sehr selten. Es verlohnet sich ohne Zweifel der Mühe die Quelle dieser außerordentlichen Lebenskraft der Abiponer zu untersuchen.

---

## Siebentes Hauptstück.

Von den Ursachen der Munterkeit, und des langen Lebens der Abiponer.

---

Die Abiponer sind ihren gesunden und festen Körper theils sich selbst und theils ihren Eltern schuldig. In der That erhält sich die Kraft der Jugend durch die Mäßigkeit das ganze übrige Leben und geht sogar auf die Nachkommen über. Kranke Eltern erzeugen auch, wie die Erfahrung lehret, ungesunde Kinder. Die abiponischen Jünglinge kennen den Genuß der Wollust nicht; auch schwächen sie sich, ihres feurigen Naturels ungeachtet, durch keine Ausschweifung. Sie schwächen,

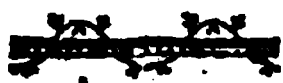


zen, spielen und scherzen miteinander aber immer inner den Gränzen der Schaamhaftigkeit. Ich betheure, durch die sieben Jahre, welche ich mich bei ihnen aufhielt, nicht das geringste gesehen oder gehört zu haben, was man muthwillig oder geil nennen könnte. Ein natürlicher dieser Nation eigener Antrieb flößt den Knaben und Mädchen einen unüberwindlichen Abscheu vor allem ein, was die Ehrbarkeit beleidiget. Diese wird man weder in Geheim noch an einem öffentlichen Orte mit jenen schwärzen noch jemals auf dem Plage müßig sehen. Sie suchen ihre Unterhaltung darinn, ihren Müttern, die sich mit den häuslichen Verrichtungen beschäftigen, mitarbeiten zu helfen. Die Jünglinge finden meistens ihr Vergnügen bei den Pferden und Waffenübungen. Auf sie passen Horazens Verse ganz vortrefflich.

Imberbis Juvenis, tandem custode relicto,  
Gaudet equis, canibusque & aprici gramine  
campi.

(Endlich hat den unbärtigen Jüngling sein Hüter verlassen), und nun kennt er kein anders Vergnügen als Pferde und Hunde und das Freye der blumigten Wiesen.) Andere Indianer sind zuweilen kleiner, magerer und schwächer vom Körperbau. Viele von ihnen verwelken noch als Jünglinge und werden frühzeitig alt; oder vor der Zeit in das Grab hingeraffet. Man wird die Ursache hiervon wissen wollen. Ich will meinen Lesern meine Gedanken nicht vorenthalten. Viele sind so schwächlich, weil sie von schwächtlichen Eltern herkommen; und andere werden es, weil sie unter der Last der ihnen auferlegten Arbeit erliegen, und außerdem schlecht gekleidet, beherbergt und genährt werden. Viele wälzen sich von ihrem ersten  
Jüng-

Jünglingsalter an in den schändlichsten Wollüsten, und erschöpfen sich durch Unzucht. Eine in Geilheit und Unmäßigkeit verschwelgte Jugend läßt dem Alter einen ausgemergelten Körper zurück, sagt Cicero vom hohen Alter. Ach wie vielen, die durch einen frühen Tod das Opfer ihrer Ausschweifungen geworden sind, könnte man auf ihren Leichenstein statt einer Inschrift den Vers des Ovids setzen? Nequitia est, quae te non sinit esse senem. (Die Bosheit hat dich gehindert alt zu werden) Fast. I. Zu frühe Heurathen sind ebenfalls nicht selten Ursache, warum die übrigen Indianer an Kräften, Munterkeit und Lebensdauer den Abiponern so weit nachstehen. Vor etlich und zwanzig Jahren denkt fast kein Abiponer daran sich ein Weib zu nehmen, welches gemeinlich auch über zwanzig Jahre hinaus seyn muß. Dieses trägt, wie alle Aerzte und Naturkündige versichern, zur Erhaltung der Kräfte, zur Verlängerung des Lebens und zur Erzeugung starker und gesunder Kinder nicht wenig bei. Man höre, was Tacitus von den alten Deutschen sagt, welche sich gleichfalls durch ihre Größe und Munterkeit und durch ihr langes Leben vor anderen Völkern auszeichneten: „Sie begatten sich spät und erhalten sich dadurch ihre Jugendstärke. Ihre Mädchen heurathen sie nicht unzeitig. Sie werden daher so groß und so stiel als die Männer. Nun vermischen sich gleich Kraftvolle: ihre Kinder zeugen daher auch von der Stärke ihrer Eltern.“ Es ist nicht zu zweifeln, daß zarte Eltern auch zarte Kinder erzeugen; und da sich die Seelenfähigkeiten nach der Beschaffenheit des Körpers richten, wie Galenus weitläufig beweiset, so ist es kein Wunder, daß solche Kinder blödsinnig und stumpf vom Geiste sind. In unseren kriegerischen Zeiten wünschet man sich nur recht viele und große Leute, um die Regimenter damit ergänzen zu können. Man suche also die allzufrühen Heurathen zu verhindern. Man höre hierüber



hierüber den Aristoteles, welcher (L. 7. politic. C. 16. folgendermassen schreibt: „Die Begattung allzujunger Leute taugt zur Erzeugung der Kinder nichts: denn bei allen Thiergattungen sind die frühen Erzeugungen unvollkommen; auch werden immer mehrere weiblichen als männlichen Geschlechts, und zwar überaus klein geboren. Das nämliche muß sich auch bei den Menschen ereignen. Hieraus kann man abnehmen, warum man in den Städten, wo man Jünglinge und junge Mädchen zusammen verheiratet, elende und kleine Menschen sieht. Solche Mädchen werden immer schwächer entbunden; und vielen kostet ihre Entbindung das Leben. Die männliche Leibesfrucht wird auch in seinem Wachstume gehindert, wenn sie noch 10. 10.“ Der Meinung dieses Weltweisen pflichten Aegydus von Rom und Albertus Magnus ganz bei, und beweisen selbe mit sehr triftigen Gründen. Eizder! wie oft haben Eltern, vom ersten Range, wenn sie, um ihre Familie bald mit neuen Sprossen vermehret zu wissen, die Vermählungen ihrer Kinder zu sehr beschleunigen das Herzenleid, sich ohne Söhne und Enkel, und ihren Stamm aussterben zu sehen. Wenn die Eltern in einer Sache langsam zu Werke gehen und auf Kräfte und Alter Rücksicht nehmen sollen, so ist es gewiß in der Verheirathung ihrer Kinder. Diesen Grundsatz haben die Abiponer mit den alten Deutschen gemein, als von welchen Cäsar in 6 B. vom gallischen Kriege schreibt: „Von Jugend auf suchen sie sich abzuhärten und an das Ungemäch zu gewöhnen. Die am längsten unverehlicht geblieben sind, tragen bei ihnen das größte Lob davon. Das, sagen sie, giebt Kräfte, stärket den Körper und die Nerven. Vor dem zwanzigsten Jahre aber sich mit einem Weibe abgeben, halten sie für eines der schändlichsten Dinge.“ Welch ein Unterschied zwischen den alten Deutschen, von denen Cäsar redet, und unseren igitzen! Wir wollen nun aber eine

eine andere Ursache der Größe und Stärke der Abiponer betrachten.

Die Mütter säugen bei ihnen ihre Kinder selbst an ihren eigenen Brüsten nicht an fremden; und fahren damit bis in das dritte Jahre fort, in welcher Zeit sie sich ihrer Männer enthalten sollen. Dieses trägt frenlich nach dem Urtheile der Aerzte zu dem festen Körperbau der Kinder nicht wenig bei. So sagt Galenus L. I. de sanitate tuenda: „Ich ermahne alle die, welche „Kinder stillen, daß sie sich aller Unreinigkeit enthalten; „denn diese macht, daß die Milch den Kindern schadet: „indem das beste Blut (in den Schwangern) zur Nahrung der Frucht dienet, und daher in den Brüsten „nur wenige und schädliche Milch zurück bleibt.“ Die von einer Schwangern geläugten Kinder heißt Plinius Colostratos, weil sie nämlich mit einer dicken und schwammichten Milch gesäuet, und verderbt werden. Zu dessen Bestätigung dienet auch das, was Cinna, Catullus im Buche de 20 Consulibus meldet. Cajus Fabricius ein sonst ansehnlicher Mann sey Zeit seines Lebens mit besonderen Krankheitszufällen geplagt gewesen, weil ihn seine Mutter noch 4 Monate in ihrer Schwangerschaft gestillet hat. Um diese Ungemächlichkeit von seiner Tochter abzuwenden habe er ihre Amme drey Jahre lang zu den Vestalinen in Verwahrung gegeben. Dieses und noch weit mehr hieher gehöriges führet Petrus Justinelli in seiner Abhandlung von der Erziehung der Kinder an.

Auch die Erziehung der Abiponer hat sowohl auf die Abhärtung ihres Körpers, als auch auf die Sittenbildung einen grossen Einfluß; denn die weibische Erziehung, welche wir die Verzärtlung nennen, entnervet, wie Quintilian im 1. B. seiner Anleitungen sagt, den Geist  
und

nd den Körper. Die Beweise dieser Wahrheit schweben uns täglich vor Augen. Sehen wir denn nicht diejenigen, welchen allzeit von ihren Wärterinnen gütlich gethan worden ist, und die, so zu sagen, von ihrer Kindheit an kein raubes Lästchen antehen durfte, sich mit einem siechen und schlappen Körper herumschleppen, und unter den geringsten Beschwerden erliegen, während daß die in einem Dorfe aufgewachsenen voll Muth und Stärke alles Ungemach der Arbeit, des Krieges und der Bitterung ohne Nachtheil ertragen können. Die Erziehung der Abiponer ist wahrhaftig nicht weichlich. Die neugeborenen Kinder baden sie sogleich im kalten Flußwasser, wenn sie eines bei der Hand haben. Von Wiegen, Federbetten, Rüfen, Binden, Klappern und Liebkosungen wissen sie nichts. Mit Lumpen von einem alten Otterpelz angethan schlaffen diese überall, wo sie hinkommen, und manchmal kriechen sie auch wie die Ferkeln auf dem Boden herum. So oft die Mutter zu Pferd eine Reise unternehmen muß, so oft legt sie ihr Kind in einen aus Wildschweinhäuten zusammengeknähten Sack neben ihre jungen Hunde, Löpfe und Kürbisse hin, und läßt denselben vom Sattel herabhängen. Oft nimmt auch der Mann das noch säugende Kind aus den Armen seiner Mutter, setzt es auf sein Pferd, und weint vor Freuden, wenn er sein Söhnchen reiten sieht. Um sich zu baden schwimmt die Mutter durch einen Fluß, wobei sie mit der einen Hand ihr Kind an ihre Brust drückt, und mit der andern rubert. Sobald dasselbe eine gewisse Grösse erreicht hat, sobald wird es in den Fluß geworfen. damit es gehen und schwimmen zugleich lerne. Knäbchen, welche noch kaum der Brust entwöhnet sind, wird man ohne Bogen und Pfeile selten öffentlich herumgehen sehen. Die kleinen Vögeln, die Flieden, überhaupt alle kleine Thiere sind vor ihnen nie sicher. Eine ihrer liebsten und gewöhn-

gewöhnlichsten Unterhaltungen ist nach einem ausgesteckten Ziel zu schießen; ein Vorspiel des Krieges. Alle Tage reiten sie schaaarenweise miteinander aus, wobei einer dem andern vorzureiten sucht. Dieses alles trägt anstreitig zum Wachstume und zur Abhärtung des Körpers unlaublich viel bei. Wenn doch unsere europäischen Mütter einmal allen den Künsteleyen entsagten, womit sie der Natur bei der physischen Erziehung ihrer Kinder Gewalt anthun! Wenn sie sich doch in dem Gebrauch der Binden und Bindeln mäßigten, womit sie die zarten Sprößlinge gleichsam bepanzern und in eine unbewegliche Holzpuppe umstalten! Wir würden ungleich weniger Doll- und Scheelsüchte, mit aus- oder eingebogenen Knien, Zwerge, Schwächlinge und fleche Menschen zählen.

Die Kleider der Absponier sind nicht enge und knapp, sondern weit und gehen bis an die Knöchel hinab. Sie decken den Körper, ohne ihn zu drücken oder zu beschweren. Sie schützen denselben wider Regen und Kälte, aber sie hindern nicht die Ausdünstung und den Umlauf des Geblütes. Diese Vortheile haben die Europäer nicht. Sie ersticken fast in ihren Kleidern, und glauben sich zu zieren, wenn sie Hals, Hüften, Arm und Beine, theils in ihren bangen Anzug hineinzwingen, und theils mit einer Menge Schnallen, Binden und Schlingen zusammenpressen. Sie bepacken ihren Kopf wie einen Lastwagen mit fremden Haaren, hunderterlei Tändeleien und Anhängseln, nicht ohne Nachtheil für ihre Gesundheit. So viele weise morgenländische Völker, und sogar die alten Deutschen wollten meistens keine andere als weite und geräumige Kleider. Vielleicht waren diese auch an ihrer Lebensgröße und der Länge ihres Lebens eine Ursache mit? Wer für seine Gesundheit besorgt ist,

de-

er habe Acht, daß er in Kleidern so wenig als in andern Dingen über das Mittel schreite. Auch die leichtern Kleider schaden meines Erachtens dem Wohlfeyn des Körpers. Die Klügeren richten ihren Kleiderwechsel nach der Witterung ein, so wie die Seefahrer ihre Segel nach dem Winde. Selbst die wilden Abiponer, welche sich sonst mit wollenen Kleidern begnügen, hüllen sich, sobald der kalte Sudwind bläst, noch in einen aus Ottersellen künstlich zusammengesetzten Mantel ohne Unterschied des Geschlechts oder des Alters. Dieser Pelzmantel sieht einigermaßen unseren Bespermänteln ähnlich, und heißt in ihrer Sprache nichigerit von dem Wort Nichigehé, welches einen Fischotter bedeutet.

Galenus sagt im Buche von der Sorgfalt für die die Gesundheit eben so richtig als freymüthig: Das Schlimmste für die Gesundheit ist die allzugroße Unthätigkeit des Körpers, das Beste aber eine gemäßigte und ordentliche Bewegung. Mit diesem stimmt das überein, was Celsus im 1. B. 1. K. schreibt. Die Trägheit macht den Körper stumpf und schlaf; die Arbeit stärkt ihn. Jene macht junge Greise, und diese alte Jünglinge. Darum waren bei den alten Römern das Kämpfen, Ringen, Reiten, Fechten, der Tanz, die Wurfscheibe, der Ball und der Wettlauf, ferner das Schwimmen und Jagen &c. ihre fast täglichen Unterhaltungen. Es ist demnach kein Wunder, daß die Abiponer so gesund wie die Fechter sind, und wie die Makrobier lang leben. Sie sind niemals unthätig. Kein Tag vergeht, ohne daß sie ritten, jagten, oder schwammen. Gewild und Feinde aufzuspuhen streifen sie immer herum. Über Fische zu schwimmen, Bäume des Honigs wegen hinaufklettern, Lanzen, Bögen, Pfeile &c. mit einem Messer ausarbeiten, aus Leder Stricke zu flechten, Riesen

II. Theil. men

nen und Sättel zu machen, und überhaupt alles, was Hand und Fuß ermüdet, ist stets ihre Sache. Wollen sie nicht mehr arbeiten, so reiten sie mit einander in die Wette und setzen einen Preis für denjenigen aus, der das ausgesteckte Ziel am ersten wird erreicht haben. Oft besteht der Preis in den Pferden, worauf sie reiten. Die Abiponer lieben noch ein anderes Spiel, das sie zu Fuß verrichten. Sie nehmen nämlich ein Stück Holz, welches drey Handbreiten lang, wie ein Stock zierlich zugerundet, und an den Enden dicker, in der Mitte aber etwas dünner ist. Die Abiponer heißen es Yüele oder Hopiginfancatè, die Spanier hingegen Macanà. Dasselbe gleicht gewissermassen dem Pusagan der Hungarn. Dieses Holz werfen sie nun mit aller Gewalt gegen das Ziel, wobei es öfters auf die Erde fällt, und wieder abspringt, fast auf eben die Art, wie unsere Knaben kleine flache Steine an der Oberfläche der Flüsse hinhinschleudern pflegen. Fünfsig oder hundert stellen sich in einer Reihe her, und machen, einer nach dem andern, ihre Würfe. Wer weiter oder gerade wirft, der hat gewonnen. Dieses Spiel wird von ihnen von Jugend auf fast täglich einige Stunden getrieben, unterhält und ermüdet sie, und befestiget ihre Gesundheit unglaublich. Gedachtes Holz dienet ihnen nicht nur zum Spiel sondern auch im Kriege. Sie zerhacken damit ihren Feinden und dem Gewilde die Knochen und machen davon überhaupt einen eben so fürchterlichen als mannichfaltigen Gebrauch. Die Abiponer wollen kein träges und schläfriges Schneckenleben führen. Sie versauern nicht so wie andere Nationen, welche auf ihre Betten hingestreckt oder an ihre Spiel- und Speisetische angeflammt sich auf dem Felde oder an den öffentlichen Orten nur sehr selten sehen lassen, in einem elenden Müßiggange. Die Weiber der Abiponer sind zwar von den Spielen ihrer Männer und den Wette



Wetterkämpfer zu Pferde ausgeschlossen; allein ihre Hauswirthschaft, mit der sie sich Tag und Nacht beschäftigen, läßt sie kaum zu Ruhem kommen, noch in Unthätigkeit. Daher kommt diese männliche Leibeskraft der Mütter, womit sie fast riesenmäßige Kinder auf die Welt bringen; daher kommt ihre Stärke und ihr langes Leben. Denn nach dem Urtheile der Aerzte erhält die Leibesübung und öftere Bewegung die natürliche Wärme; sie hindert auch die Vollblütigkeit, zerstreuet und treibt die überflüssigen Säfte aus, macht die Glieder gelenksamer, und Sinne lebhafter, befördert das Aus- und Einathmen der Lunge, die Verdauung der Speisen und die Absonderung des Verdauten, stärket die Nerven, öffnet die Schweißlöcher, und macht Geiſt und Leib munterer und gesünder. Das Wasser faulet, wenn es nicht bewegt wird: die Luft wird dämpficht, wenn sie keine Winde auffrischen. Liegt man das Schwerdt zu lang in der Scheide, so rostet es. Die Kleider verderben durch das zu lange Liegen. Trägheit und Müßiggang verstopfen die Schweißgänge, veranlassen böse Stöße und haben die Gicht, das Podagra, die Schlagflüsse und Magenbeschwerden, den Eckel vor Speisen und des Lebens Ueberdruß zur Folge. Alle diese Mühseligkeiten, welche die Aerzte den Unthätigen anzuweisen pflegen, kenneſt der Krieger nicht: weil er das müßige und gemächliche Leben scheuet; es sey denn, daß er es nach einer gänzlichen Entkräftung zu seiner Erholung nöthig hat.

Daß auch der Krieger Nahrung ihren Körper unglaublich stärke, und ihre Tage über die gewöhnlichen Grenzen des Lebens hinaus verlängere, war mit nie im geringsten zweifelhaft. Die Stelle des Tacitus von den alten Deutschen: „daß sie sich mit ganz einfachen Speisen, mildem Obst, frischem Wildpret, und saurem

C a

„Rind“

„Wisch ohne alle Zurechtung und Kunstley den Hunger stillen“ paßt vollkommen auf die Abiponer: denn ihre Nahrung besteht meistens im gebratnenen, seltener im gekochten Wildpret oder Rindfleisch, wie es hernach der Zufall säget. Können sie sich auf den Feldern nichts erjagen, so gehen sie in das Wasser, und holen sich Fische von verschiedenen Gattungen wie auch Fischotter, Renton und Wasserschweine heraus. Die Luft versteht sich mit sehr schwachhaften Vögeln; die Wälder aber geben ihnen zur Stillung des Hungers Erd- und Baumfrüchte. In Ermangelung alles dessen nöhren sie sich mit den theils im Wasser, theils unter der Erde verborgenen Wurzeln. Zu den besten Fischen nehmen sie erst im Fall der Noth ihre Zuflucht. Das Liggersfleisch schätzen sie, wenn es auch noch so abscheulich stinkt, so hoch, daß, wer immer einen Liger erlegt, denselben sogleich in die kleinsten Portionen zerstücket, und mit seinen Gefährten theilet, damit ja keiner dieses Ligerbischens beraubt werde. Es ist eine alte Klage von Seite der Meriz, daß man mit den neuen Gewürzen auch viele neue Krankheiten aus Indien nach Europa gebracht habe, und daß die Lüge allein der Gesundheit der Menschen mehr schaden, als alle Apotheker jemals derselben nützen können. Dieser Vorwurf trifft die Abiponer nicht: denn sie essen alles ungekünstelt und ungewürzt. Vor dem Essig tragen sie, so wie alle Spanier in Amerika, einen großen Abscheu. Das Salz schmecken sie gerne wie die Ziegen, aber sie bekommen nur selten eines, weil es in ihrem Striche weder Salz noch Salzgruben giebt. Um dessen Mangel zu ersagen, pflegen sie eine Grube, welche die Spanier Vidriera heißen, zu verbrennen, und mit der Asche, weil selbe etwas Salzlichtes an sich hat, ihr Fleisch und die Tobackblätter zu bestreuen, welche sie im Munde fauen, nachdem selbe mit dem Speichel alter Indianerinnen gehörig zugerichtet sind. Allein auch diese

lke Staude, welche ihnen die Stelle des Salzes vertritt,  
 nicht überall. Viele abiponische Jorden  
 müssen daher alle ihre Speisen ungesalzen essen. Daß  
 der gemäßigte Gebrauch des Salzes dem menschlichen  
 Körper sehr zu statten komme, läugnet niemand; denn  
 dasselbe vertreibt die bösen Feuchtigkeiten, und hindert  
 die Fäulniß. Doch soll, nach der Versicherung der Aerzte,  
 der Mißbrauch des Salzes die Augen schwächen, die  
 guten Säfte heranziehen, und verschiedene scharfe Feuchtig-  
 keiten, welche sowohl die Haut, als auch das Blut  
 verderben, erzeugen; und selbst die Darngänge angreifen.  
 In Paraguay erfuhren wir allgemein, daß die Pferde,  
 Maulthiere, Ochsen und Schaafe bloß auf den Weiden  
 fett werden, wo das Gras etwas Salpêtres oder  
 Salziges enthält. Außerdem werden sie struppicht, und  
 fallen in kurzer Zeit vom Fleisch. Das eingefalzene Fleisch  
 erhält sich, aber es wird um so viel eher faul und stin-  
 kend, je mehr Salz man darauf gestreuet hat, indem die  
 Feuchtigkeit, in welche das Salz sich auflöst, verbunden  
 mit der Wärme, die Fäulung beschleuniget. Dör-  
 ret man das Rindfleisch bloß in der Luft, und die Fische  
 im Rauche weit vom Feuer weg, ohne daß ein Körn-  
 chen Salz dazu kommt, so wird sich beides viele Mo-  
 nate unbeschädigt erhalten. Davon hat mich und alle  
 Wilde die Erfahrung überzeugt. Da wir aus Paraguay  
 nach Europa zurück schifften, so bestand unser Mundvorrath  
 meistens in gesalzenem und an der Luft gedörretem Fleisch.  
 Dieses blieb 4 ganze Monate bis nach Cadix stets  
 schmackhaft und unverföhrt, weil es nämlich ungesalzen  
 war. Jenes hingegen ward bald von der Fäulniß an-  
 gegriffen, und selbst von den ausgehungerten Matrosen  
 über Bord geworfen. Ich ziehe daraus folgenden Schluß.  
 Da die Abiponer, so selten und so sparsam sie auch ihre  
 Speisen salzen, dessen ungeachtet einer dauerhaften Ge-  
 sundheit genießen, und ihre Tage auf ein so hohes Alter

bringen, so dürfte man wohl die Vermuthung wagen, daß die Enthaltung vom Sal, dem Körper zuträglich ist, als der Gebrauch desselben, besonders der übermäßige.

Daß man bei einer frugalen Lebensart, und der Mäßigkeit im Essen und Trinken von den Beschwerden des hohen Alters lange verschonet bleibe, einer ungestörten Gesundheit, und eines langwährigen Lebens sich zu erfreuen habe, predigen uns die berühmtesten Ärzte und Naturkennner aus allen Kräften. Mit diesen stimmt auch das überein, was der brittische Dichter sagt: Wer spät alt werden will, nehme wenig Speise und nur wie eine Medizin zu sich. Ich habe schon vielmal gesagt, daß die Abiponer eine große, nervichte, unverdrossene Nation sind, und ungemein lang leben; aber wer wird sie in Aufsehung der Mäßigkeit rühmen können? Sie essen und trinken, wenn, wo und wie oft es ihnen beliebt. Sie binden sich an keine bestimmte Zeit weder zu Mittag noch zu Abends. Wenn sie aufstehen, und etwas zu essen finden, so machen sie sogleich Mittag. Sie essen zu allen Zeiten, so wie sie zu allen Zeiten hungert. Gebricht ihnen an Proviant nicht, an Appetit wird es ihnen nie gebrechen. Je mehr sie verschlingen, desto eher scheint es, werden sie hungerig. Gewiß halten sie dieses für das richtigste Kennzeichen der Gesundheit und für das sicherste Mittel dieselbe zu erlangen. Wenn jemand, es sey, weil er schon lange satt ist, oder aus einer andern Ursache eine angebotene Schwarte nicht annimmt, sogleich wird er von den Umstehenden für krank erklärt. *La machin, chic rquenne.* Er ist nicht mehr, er ist schon krank, jammern alle, und es fehlt sehr wenig, daß sie ihm nicht das Leben absprechen. Die Abiponer sind gefräßig, und pflöpfen sich wie alle Amerikaner mit Fleisch an ohne allen Nachtheil für ihre Gesundheit. Dinges  
gen

zu verträgt ihr Wagen nicht nur einen großen Vorrath an Speisen sondern auch eine lange Fasten. Sie überessen und überfasten sich nicht leicht. Sie unternehmen Reisen von mehreren Monaten ohne eine Begehrung mit sich zu nehmen. Auf dem Wege finden sie oft keine Lebensmittel, entweder weil nichts zu jagen ist, oder weil sie, um den Feind heimlich zu überfallen, ihre Reise Tag und Nacht fortsetzen, oder weil sie, dem Feind, der ihnen nachsetzt, zu entgehen, ihre Flucht aus allen Kräften beschleunigen. Aber auch bei leerem Wagen, und dem heissen Hunger bleiben sie immer munter und frohlich und vertreiben sich die Zeit mit Kurzweilen. Man wird an ihnen nicht die geringste Spur einer Unzufriedenheit mit ihrem Loos oder eines Uebelbefindens an ihrem ausgehungerten Körper gemahr nehmen; auch wird man sie niemals darüber Klagen hören. Allein bald darauf halten sie sich durch ihre gewöhnliche Frassgier für ihre langwährige Fasten schadlos, und erholen sich dadurch wieder. Ich länge nicht, daß die Mäßigkeit im Essen und Trinken durch ein langes Leben belohnt werde; daß hingegen Krankheiten und ein früher Tod die Strafe des Schwelgens sind; denn ich we  von mehreren heiligen Einsiedlern, daß sie unter täglichen Fastenungen ihr Leben über ein Jahrhundert gebracht haben und vielleicht noch weiter gebracht haben würden, wenn sie ihren Körper besser gepflegt hätten. Es ist mir auch ganz begreiflich, wie diese Helden des Christenthums ihre Tage mit so weniger und so schlechter Nahrung auf ein so hohes Alter bringen konnten; weil, sie Zeit ihres Lebens unverheirathet, ihre Jahre immer an dem nämlichen Orte, fern von ermüdenden Geschäften und erschöpfenden Arbeiten, in einer heiligen Ruhe verlebet haben. Aber eben so leicht begreife ich, warum die Abiponer bei aller ihrer Beseh ftigkeit so lang leben: denn da sie alle verheirathet sind, und sich fast täglich

C 4

täglich mit Laufen, Jagen, Schwimmen, Reiten und Kriegszügen ermüden, so sehe ich wohl ein, daß sie, ihre Kräfte wieder herzustellen, mehr Nahrung zu sich nehmen müssen, und selbe auch leichter verdauen. Ohne Zweifel würde ihr Feuer bald verlöschen, und ihr großer Körper abwelken, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit den Abgang der Säfte durch vieles Essen ersetzen, und auffrischen, so wie man die Blumen, mit kaltem Wasser auffrischet. Ich habe mich nie bereuen können, zu glauben, daß aus der Unmäßigkeit mehr Krankheiten als aus dem Mangel an Nahrung entstehen. So wie die Lampe öfters aus Mangel des Oels als aus Überfluß desselben verlöscht, so bin ich auch fest der Meinung, daß sich weit weniger Menschen zu todt essen als zu todt hungern. Ich weiß wohl, daß mir alle Aerzte, welche die Diät auf das Hartnäckigste vertheidigen, widersprechen werden: allein, ich weiß auch, daß alle Todtengräber und Absiponer mir beipflichten. Sucht doch auch Cornelius Bonletoe, ein Holländer und einst Professor der Medizin zu Frankfurt an der Oder, in seinen Commentarien mit allen möglichen Gründen zu erweisen, daß zu wenig Nahrung der Gesundheit weit nachtheiliger ist, als zu viele: und auch weit gewisser den Weg zum Grabe bahne.

Die Absiponer löschen sich ihren Durst niemals mit Brunnenwasser, sondern mit dem eben nicht sehr süßen Wasser aus Flüssen und Morästen, welches daher meistens warm und laulicht und nur sehr selten frisch ist. Vielleicht vermehren sie auch dadurch ihre Lebenskraft? Die Aerzte ziehen immer das Fluß- und Regenwasser, weil es leichter und mit schädlichen Zusätzen weniger beschwängert ist, dem Brunnenwasser vor. Die Chineser trinken in ihrem Leben kein kaltes Wasser. Das vom perschen Hien Schnee und Eis halten viele für eine Quelle nicht weniger Krankheiten. Allein das mögen die

die Arzneugelehrten ausmachen. In den Gegenden der Abiponer findet man niemals, weder Schnee noch Eis, noch Brunnenquellen, noch andere unterirdische Behältnisse, worinn das Wasser aufgesperrt würde: auch lernen sie Zeit ihres Lebens weder den Wein noch den Brandwein kennen. Allein ob sie gleich gewöhnlicher Weise nichts als Wasser trinken, so versammeln sie sich doch, um die Geburt eines vornehmen Kindes zu feiern, bei den Leichenbegängnissen ihrer Verwandten, nach einem Kriegsrath oder Sieg an einem Orte, um sich mit einem Getränke zu erquicken, welches aus Honig oder Johannisbrod und Wasser bereitet ist, und wenn es ausgegohren hat, zwar heraufset, aber auch mäßig zu sich genommen dem Körper unglaubliche Dienste leistet: denn die meisten halten das Johannisbrod und den wilden Honig für ein vortreffliches Mittel zur Verlängerung des Lebens und zur Erhaltung der Gesundheit. Plinius nennt den Honig, als wenn dieser Sterblichen die Unsterblichkeit zu geben vermögend wäre, einen Göttertrank. Durch das Essen und Trinken desselben sollen Pythagoras, Antiochus der Arzt, Demokrit, Telephus der Grammatiker und Pollio von Rom ein außerordentlich hohes Alter erreicht haben. Der letzte lebte über ein Jahrhundert. Als ihn einst der Kaiser August fragte, womit er sein Leben so hoch gebracht hätte, gab er zur Antwort: Mit dem Honig von innen, und mit dem Oel von außen. In der Wienerzeitung vom 14. Hornung 1770 las ich einst: Zu Smoleniz, einer dem Grafen Christoph Erdödi gehörigen Ortschaft starb Franz Wascho in einem Alter von 104 Jahren. Bis an das Ende seiner Tage blieb ihm sein Gedächtniß getreu, und eine solche Stärke, daß er ganz allein einen mit Holz beladenen Schlitten gezogen hat. Sein munteres Alter schreiben viele dem Honig zu, das er häufig gegessen, und deswegen er viele Bienenstöcke unterhalten haben soll.

Die Abiponer essen und trinken den Honig, wovon in den Wäldern alles voll ist, in großer Menge. Wie! Wenn sie auch demselben ihre blühende Gesundheit und die lange Dauer ihres Lebens schuldig wären! Aber beides haben sie auch wenigstens zum Theil dem Johannisbrod zu danken, welches sie sowohl trocken speisen, als auch mit Wasser vermischt und durch seine innerliche Wärme in ein weinartiges Getränk abgegohren im reinen Maasse zu sich nehmen. Auf beide Arten ist es überaus süß, und von sichtbarer Kraft; denn es stellt die verfallenen Kräfte wieder her, macht ungemein fett; reiniget und stärket die Brust, und leistet in Harnverstopfungen vermög seiner harntreibenden Kraft sichere und schnelle Hilfe. Es hebt auch verschiedene Anlässe zu Krankheiten, widersteht dem Stein, und lindert die daraus entstandenen Schmerzen, wenn zuweilen Europäer damit geplaget sind. Dieses haben mir viele versichert, welche die wohlthätigen Wirkungen des Johannisbrods selbst erfahren haben. In ganz Paraguay giebt es nirgends stärkere und dauerhaftere Pferde, als zu S. Jakob de Storea, wo sie in den nahen Wäldern meistens mit dieser Frucht, weil sie daselbst sehr häufig wächst, gefüttert werden, und daher außerordentlich zunehmen. Allein man muß auch wissen, daß das paraguayische Johannisbrod von dem spanischen und afrikanischen, das man in Deutschland fast in allen Gewürzbusden antrifft, sowohl an Größe als auch an seinen übrigen Eigenschaften ganz verschieden ist, wiewohl die Merzete auch von dem letzteren einen mannichfaltigen Gebrauch machen.

Hierzu kommt noch, daß sich die Abiponer fast alle Tage, wenn es nicht gar zu kalt ist, in dem nächsten besten See oder Fluß baden. Auch die Miten hielten sehr viel auf das Baden, wie es denn überhaupt



haupt von sehr großem Nutzen ist: denn das Waschen reiniget die Haut, öffnet die Schweißlöcher und erleichtert und befördert die Ausdünstung, wobei denn die Gesundheit ungemein gewinnt. Die paraquayischen Pferde und Maulthiere werden, ihres vielen Futters beraubt, bald mager und randicht, wenn sie nicht Flüsse und Seen, worinn sie sich abwaschen können, in der Nähe haben; indem der Staub, der sich an der Haut ansetzt, selbe nicht zu Fleisch kommen läßt. Aus diesem Grunde werden die Pferde in Europa geschätzt. Einige ziehen ein kaltes Bad selbst der Nothlage vor, weil in jenem das Blut bloß abgekühlt wird, bei dieser aber ein großer Theil desselben gänzlich verloren geht. Ich schreibe daher auch das beständige körperliche Wohlbefinden der Abiponer, und daß sie vor anderen Völkerschaften ihre Tage so hoch bringen, ihrem täglichen Baden zu. Dieses bekräftiget auch Francisco Baldo von Bernlamic in seiner Geschichte des Lebens und des Todes, da er (S. 131. nach meiner Auflage) schreibt: „Kalte Bäder nützen sehr viel zur Verlängerung des Lebens, zu laulichte hingegen sind schädlich“, Gerner: „Diejenigen leben länger, welche unter dem freyen Himmel, als die, welche unter einem Obdach wohnen,“. Die Abiponer bringen ihre meiste Zeit auf dem Felde zu: sie athmen daher stets eine reine, unverdorbene, und folglich sehr gesunde Luft ein. Und wohnen sie zuweilen in Laubhütten (sie spannen diese wie Gezelte aus) oder auch in ordentlichen Bohnhütten, so sind doch diese niemals so vermaacht und verstaubelt, daß nicht die Luft wenigstens irgendwo durchziehen könnte. Sie wollen übrigens unter dem freyen Himmel nicht nur leben sondern auch begraben seyn. Es ist unglaublich, welch einen Abscheu sie vor den Begräbnissen in den Kirchen tragen.

Es ist sonst das Geschäft der Aerzte und Apotheker uns zu sagen, was zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit, zur Verlängerung des Lebens und zur Linderung der Schmerzen dienlich ist. Da aber die Abiponer auch ohne Arzneygelehrte und Arzneyemischer ein so hohes und munteres Alter erreichen, so bin ich fast versucht ihre blühende jugendliche Stärke und ihre langwährende Lebensdauer dem Mangel an beiden zuzuschreiben. Sie haben hierin falls vor den Europäern vieles voraus, welche, je mehr ihnen Aerzte und Apotheker zu Gebote stehn, desto mehr Kranke, und desto weniger betagte Greise zählen. Nach dem Zeugniß des Laerz (im 4. B. 6. K.) sagte Arcefilaus schon lang: „Wo der Geseze viele sind, da giebt auch der Verbrecher viele. Eben so herrschen auch dort der Krankheiten viele, wo der Aerzte so viele sind.“ Die Aerzte der Abiponer, von welchen ich an einem andern Orte mehr sprechen werde, sind Charlatane, und dämmer noch als das Vieh: auch verdienen sie den prächtigen Namen eines Arztes nicht; weil ihr Handwerk nicht in Heilung der Kranken, sondern im Betruge und in allerlei Manjereyen besteht. Die Missionarien in den Kolonien der Ehtiquiten lebten unter allen Jesuiten in Paraquay am längsten, und erreichten ein äußerst hohes Alter, wiewohl man daselbst weit und breit keinen Arzneykundigen antrifft, und die dortigen Gegenden wegen der jährlichen Ueberschwemmungen und sonst noch so gesund eben nicht sind. Unser Provinzial wollte aus Sorgfalt für sie einen Laybruder, der ein Wundarzt war, in die gedachten Pflanzörter schicken, damit er ihnen mit seiner Wissenschaft im Fall einer Krankheit beistünde. Allein die Missionarien lebten alle einstimmig das wohlgeordnete Unerbieten ihres Obern von sich ab, weil sie nämlich befürchteten, mit dem Arzt möchten sich auch die Krankheiten in ihre Flecken einschleichen, und sie

den

den Gebrauch der Arzneien mit dem Verlust ihrer unerschütterten Gesundheit bezahlen müssen. Sie lebten daher sich und der Natur überlassen auch ohne Arzt ein langes, durch keine Krankheitszufälle verbittertes Leben, wie die Abiponer. Allein was ich bisher gemeldet habe, gehört blos zu den äußeren Ursachen ihrer Murrei und ihres späten Todes.

Daß die Gemüthsruhe zu dem Wohlstand der Körpermaschine sehr viel beitrage, ist außer Zweifel. Daher setzen die Aerzte von Salerno unter den medizinischen Lebensregeln, die sie dem Robert, Herzogen von der Normandie und Erben von Engelland, vorschrieben, folgende als die erste an: *Curas tolle graves*, (Entlade dich der drückenden Sorgen.) Wenn die Seele von aufrührerischen Leidenschaften, von Kummernissen, Liebe, Furcht, Zorn, Unmuth ic. gedüngt wird, so gehen die thierischen Verrichtungen des Gehirnes nicht mehr ordentlich vor sich; der Magen wird geschwächt, und der Mangel an Nahrungssaft zieht auch nach und nach den Verlust der Kräfte, und der besseren Säfte nach sich. Ein gesunder Körper muß auch nothwendig von einer gesunden Seele bewohnt werden. Nun wird die lange Lebensdauer und das körperliche Wohlfeyn der Abiponer niemand bestreiden. Sie sind stets ruhig und frohen Muths. Das Vergangene vergessen sie bald; über das Gegenwärtige leben sie leichtsinnig hinweg und um das Zukünftige bekümmern sie sich nur sehr selten. Sie fürchten wohl die Gefahr; aber weil sie die Größe derselben selten einsehen, so verachten sie diese, indem sie sich immer schmeicheln derselben entweder entgegen oder sie überwinden zu können. Wenn man ihnen die Nachricht bringt, daß ein zahlreicher Schwarm Feinde ihnen auf dem Halse sey, so nehmen sie wohl manchmal bei Zeiten die Flucht: zuweilen aber warten sie

den

den Angriff ab, und tranken sich unter fröhlichen Gesängen mit Weib in die Wette muthig und unerschrocken. Jene nagenden Sorgen, ihr Hauswesen auf einem besondern Fuß zu setzen, sich und den Ihrigen Unterhalt und Kleidung zu verschaffen, greifen bei ihnen fast niemals Platz. Kein Geschöpf in der Welt macht so vielen Eindruck auf sie, daß sie die Liebe oder die Sehnsucht darnach marterte, oder daß sie deshalb wie viele Europäer ihren Verstand verlieren. Keine Leidenschaft ist bei ihnen heftig oder langwählig. Mit dieser Gemüthsruhe pflegen und wiegen sie ihren Körper, und leben, so lang es Menschen möglich ist. Ich läugne nicht, daß auch der Himmelsstrich, worunter sie leben, weil man daselbst weder über Hitze noch Kälte sehr zu klagen hat, ein treffliches Mittel zur Erhaltung der Gesundheit ist, wiewohl nicht das einzige; denn die Spanier und übrigen Indianer werden, ungeachtet ihnen das nämliche gemäßigete Klima zu statten kommt, weit früher alt und hinfällig als die Abiponer. Wenn die Abiponer den Europäern ihrer unverfälglichen Lebensquelle wegen beneidenswerth scheinen, so mögen diese jenen in ihrer Lebensart nachahmen, wenigstens so weit es thunlich ist. Sie sollen alle stürmische Leidenschaften aus ihrer Seele verbannen, nicht bloß sitzen und mäßig seyn, sondern sich auch Bewegungen machen, bald Wein bald Wasser trinken, und sich die Ruhe durch die Arbeit zum Bedärfniß machen. Sie sollen in Kleidung und Nahrung weniger äppig seyn, mit ungekünstelten Speisen, so wie sie ihnen die Natur anbietet, ihren Hunger stillen, nicht ihren Gaumen reizen, und der Arznei und Arzneyen sich bloß im Nothfalle bedienen. Endlich sollen sie auch die Bollaße, deren giftiger Hauch den Tod und die Verwesung in dem Körper beschleuniget, eben so sehr fliehen, als sie sich ein fröhliches Alter wünschen. So wichtig dieser Grundsatz in Absicht auf die Erhaltung der Gesundheit und der

Leb

Leibeskräften ist, so schlecht wird selber von vielen Jünglingen befolget, so daß sie wie die Aepfel die Haut abreißen, ehe sie reif werden. Sie vergessen, daß sie mit dem Honig auch Gift hineinschlürfen.

---

## Achtes Hauptstück:

### Von der Religion der Abiponer.

Es giebt gar kein so ungezähmtes und wildes Volk, welches nicht wüßte, daß man einen Gott haben müsse; wenn es gleich nicht weiß, was für einen Gott man haben müsse, sagt Cicero im 1. B. von den Gesetzen. Und im 2. B. von der Natur der Götter. Die Ueberzeugung von dem Daseyn der Götter ist allen angeboren und gleichsam unsern Herzen eingepreßt. Eben dies wiederholet er wiewohl mit anderen Worten 1. Tusculan. quest. und 1. de respons. arusp. Die höchste Stufe der Gottlosigkeit ist keinen Gott erkennen wollen, den man doch nicht verkennen kann, schreibt Tertullian in seiner Schutzschrift wider die Heiden. Daß die Unwissenheit in Absicht auf das Daseyn Gottes bei einem vernünftigen Menschen auf eine längere Zeit nicht unsträflich seyn könne, behaupten alle Gottesgelehrte einstimmig. Ich habe selbst diese Meinung bei Endigung meines vierjährigen theologischen Schulkurses, den ich zu Grätz in Steuermarkt anfangen und in der Universität zu Corduba in Tulusan vollendet hatte, aus allen Kräften vertheidiget. Aber wie erkannte ich, als ich nachmals in die Kolonien der Abiponer versetzt wurde, und in ihrer ziemlich reich-

hals

haltigen Sprache kein Wort fand, welches Gott, oder ein höchstes Wesen auf was immer für eine Art bedeutete. Um sie in der Religion zu unterrichten, mußten wir aus dem Spanischen das Wort Dios (Gott) entlehnen. Wir setzten daher in ihren Katechismus: Dios, eonam caogarie, Gott, der alle Dinge gemacht hat; denn das Stammwort ncáoos heißt machen.

Nach dem Zeugniß des Peñañiel, eines unserer Gottesgelehrten, sollen nicht wenige Indianer gewesen seyn, welche auf die Frage, ob sie in ihrem Leben jemals an Gott gedacht haben, Nicht ein einziges mal zur Antwort gaben. Die ersten Portugiesen und Spanier fanden, wie sie selbst versicherten, bei ihrer Ankunft in Amerika bei den Brasilianern und andern Wilden kaum eine Spur einer Erkenntniß Gottes. Eben dasselbe wird auch von den älteren Seefahrern erzählt. Derjenige scheint also so gar unrecht nicht gehabt zu haben, der beim Cicero (1. de natura Deorum) behauptete: Es gäbe so verwilderte und rohe Nationen, die das Daseyn eines Gottes nicht einmal vermutheten. Auch der h. Paulus schreibt in seinem ersten Sendschreiben an die Thessaloniker im 4. Kap. Sicut & gentes, quæ ignorant Deum, Wie die Völker, welche von keinem Gott wissen: wie wohl eben dieser Apostel (an die Römer 1. 2.) behauptet, daß diese Unwissenheit weder unsträflich noch zu entschuldigen ist: Ita, ut sint inexcusabiles. Also, daß sie keine Entschuldigung für sich haben, indem sie durch die Betrachtung der Geschöpfe leicht zur Erkenntniß ihres Schöpfers gelangen können. Sollte sie aber dennoch jemand entschuldigen wollen, so würde er sich vielleicht auf die Verstandesschwäche und Stumpfheit des Geistes der amerikanischen Wilden berufen, vermög welcher alles, was sie nicht mit Augen sehen, ihre Fassung

sungskraft übersteigt. Râsonniren ist nicht ihre Sache: es ist ihnen auch zu schwer. Man darf sich also nicht wundern, daß sie die Betrachtung der Dinge unter und über dem Mond auf keine Vermuthung von irgend einer Gottheit oder etwas Ueberirdischen führet. Zum Beweis mag folgende Erzählung dienen. Als ich einst an dem hohen Ufer des Silberflusses in Gesellschaft von 14 Abiponern reisete, setzten wir uns abends, wie es dort der Brauch ist, unter freyem Himmel um ein Feuer herum. Der Himmel war heiter und voller Sterne, an deren Anblick wir unsere Augen weideten. Ich wollte mich bei dieser Gelegenheit mit dem Caciquen Ychoálay, dem scharfsinnigsten und tapfersten aller Abiponer, die ich kannte, unterhalten. Siehst du, sprach ich zu ihm, diese Herrlichkeit des Himmels; dieses prächtig geordnete Sternenheer? Wer soll so etwas für das Werk des Ungesehrs halten können? Du weißt sehr gut, daß der Lastwagen dem Einsturze nahe ist, wenn die Ochsen nicht von jemanden geleitet werden. Ohne Steuernmann wird jedes Fahrzeug vom rechten Wege abkommen oder scheitern. Der müßte also wohl von Sinnes gekommen seyn, der sich einbildete, alle diese Schönheiten wären durch einen Zufall entstanden, und alle diese Himmelskörper wälzten sich in ihren Kreisen ohne Leitung und Zuthun eines höchst verständigen Wesens so regelmäßig herum. Was dünkt dir also von ihren Urheber und Regierer? Was haben eure Väter davon gedacht? Mein Vater, antwortete mir Ychoálay eben so behende als offenerzigt, unsere Ahnen und Urahnen sahen sich immer auf der Erde um, und bekümmerten sich bloß um Gras und Wasser für ihre Pferde. Was im Himmel vorgieng, wer die Gestirne gemacht habe, und regiere, darauf dachten sie nicht. So sprach der Alte. Ich weiß gar nicht, daß er wahr geretet habe: denn ich habe vielmals beobachtet, daß die Abiponer, wenn sie

II. Theil. § etwas

etwas vor Augen haben, und dasselbe nicht auf den ersten Anblick begreifen, des weiteren Forschens sogleich überdrüssig werden. Sie schließen ihre Untersuchung gemeinlich mit diesen Worten: Orqueenam? Was wird es denn wohl seyn? Das bei den Quaraniern übliche Mbae nipo? bedeutet eben so viel. Bisweilen setzen diese noch, wenn ihnen die Sache unbegreiflich scheint, mit gerunzelter Stirne hinzu: Tupa oiquaã. Gott weiß, was es ist. Da es in den Köpfen der Indianer so gar flatter ansieht, und sie das Raisonniren so äußerst schwer ankommt, so ist es ganz begreiflich, warum sie zu Vernunftschlüssen weder Geschicklichkeit noch Lust haben.

Es ist unglaublich, mit welchen häßlichen Farben die Europäer, welche zuerst in Amerika gekommen sind, die Dummheit der Indianer geschildert haben. Ihrem Vorgeben nach hätte man sie mehr unter die Thiere als unter die Menschen rechnen sollen. Nach dem Zeugniß des Cyriacus Morelli in den Jahrbüchern von der neuen Welt erzählt Gomara in seiner Geschichte von Indien (217. Kap.), der Bruder Thomas Ortiz, nachmaliger Bischof von S. Martha, habe an den Hof von Madrid geschrieben: die Amerikaner seyn so roh wie das Vieh, stumpf vom Verstande, albern, blödsinnig, zur Erlernung der vornehmsten Hauptlehren des Christenthums ganz unfähig, und überhaupt ohne alle menschliche Vernunft und Beurtheilungskraft. Ich schäme mich alle die abscheulichen Laster, die er ihnen Schuld giebt, hier anzuführen. Um seinen Worten Glauben zu verschaffen, schließt er seinen Brief mit folgenden Worten: Alle von uns, die mit den Amerikanern umgegangen sind, haben sie so gefunden, wie ich sie jetzt beschrieben habe. Einige andere Spanier gaben die Amerikaner für so dumm aus, daß sie glaubten, man müßte



se ihnen auch in ihren reifen Jahren die Taufe wie den kleinen noch unmündigen Kindern ertheilen; sie von der Verbindlichkeit zu beichten loszählen, und zu den übrigen Sacramenten nicht zulassen. Der Pabst Paulus der III. mußte hierüber den Ausspruch thun und die Amerikaner für wahre Menschen, welche des katholischen Glaubens und der h. h. Sacramente fähig sind, (*veros homines, fidei catholicæ & sacramentorum capaces.*) erklären. Dieses geschah den 2ten Junius 1537. Am meisten hatte sich Bartholomäus Casaus oder de las Casas, nachmals Bischof zu Chiapa, der Indianer angenommen: allein bei den Spaniern steht er in keinem guten Ruf, weil er die Grausamkeiten der Europäer gegen die Indianer zu sehr übertrieben, und die Laster dieser letzteren zu sehr entschuldigt haben soll. Gedachter Pabst verfügte auch, daß man die Indianer zum h. Abendmahl zulassen sollte. So schreibt Torquemada l. 16. Monarch. Indicæ c. 20. Die päpstliche Verordnung fängt mit den Worten: *Veritas ipsa* an und findet sich beim Harold. Nichtsdestoweniger wurde das h. Altarsacrament den erwachsenen Indianern in Peru, auch nachdem sie gehörig gebeichtet hatten, weder alle Jahre einmal, noch auch in der Todesgefahr ausgespendet, wie Alosta im 6. B. de procuranda Indorum salute c. 8. & seq. meldet. Selbst drey Kirchenversammlungen zu Lima konnten mit allen ihren Ermahnungen und Drohungen nicht zuwege bringen, daß man die Indianer zum Genuß des h. Abendmahls zugelassen hätte. Dieses erhellt aus den Klagen und Schlägen der Kirchenräthe von Lima, Plata, Arequipa, de la Paz und Paraquay, welche das Jahrhundert darauf versammelt worden sind. Die Pfarrer, welche den Indianern dieses Sacrament verweigerten, schützten stets ihre Verstandesschwäche, Unwissenheit, und eingewurzelte Laster vor. Allein die Versammlung zu de la Paz vom J. 1638 schrieb diese Un-

wissenheit der Indianer der Trägheit der Pfarrer zu, als welche, wenn sie jene fleißig unterrichtet hätten, nach der Meinung des Kirchenrathes ohne Zweifel in ihre Köpfe Licht und in ihr Herz Ordnung gebracht haben würden. In den achtzehn Jahren, die ich mich bei den Quaranisern und Abiponern aufgehalten habe, hat mich die Erfahrung von der Wahrheit dieser Vermuthung überzeugt. Ich habe Wilde von einer ungläublichen Rohheit gekannt, welche in Wäldern geboren und von ihren ersten Jahren an zum Aberglauben, zum Mord und Raube gewöhnt worden, übrigens aber dümmer noch als das Vieh waren. Und dennoch haben diese, nachdem sie in unsere Kolonien gekommen sind, unsern täglichen Unterricht also benützt, daß sie das göttliche Gesetz trotz den alten Christen nicht nur wohl begriffen, sondern auch auf das genaueste befolgten. Es ist auch hieran nichts unbegreiflich. Was für Künste lernen nicht die Elephanten, Dunde, Pferde und andere Thiere, wenn sie anders geschickt abgerichtet werden. Die Diamanten erhalten erst durch die Politur, die ihnen des uermüdeten Künstlers Hand giebt, ihren Glanz. Ein Praxiteles staltet auch einen Klotz in einen Merkur um. Die Amerikaner mögen noch so bloß und stumpf vom Geiste seyn, sie lassen sich, wenn anders des Lehrers Fleiß der Schwäche seiner Schüler zu Hilfe kommt, zu gesitteten, frommen und in allen Künsten geschickten Leuten umbilden. Will jemand mit Augen sehen, welcher eines hohen Grades der Kultur die Seelenkräfte der Indianer fähig sind, und wie weit sich ihre Fassungskraft erstreckt, so darf er nur den Quaranisern in ihren Flecken einen Besuch machen. In jedem derselben wird er nicht nur die geschicktesten Tonkünstler, und Meister in Verfertigung musikalischer Instrumente, sondern auch Mahler, Bildhauer, Schreiner, Metallarbeiter von aller Art, Weber, Baumeister, Schönschreiber, Uhrmacher, Glockengießer, Portenwärter  
und

und was nicht alles, antreffen. Ja es waren ihrer nicht wenige, welche auch grosse Werke nicht nur in ihrer Muttersprache sondern auch im Latein druckten, und sich die Lettern dazu selbst assen. Sie schreiben auch die Bücher mit so vieler Kunst ab, daß auch der scharfsichtigste Europäer selbst für gedruckt ansehen würde. Die Bischöfe, Statthalter und alle Fremde erstaunten noch immer über die Kunststücke der Indianer, welche sie in den quaranischen Flecken gesehen oder gehört hatten. Wenn man in anderen Flecken und den übrigen amerikanischen Provinzen diese Kunstarbeiten vermisst, so ist nicht die Ungelehrigkeit der Indianer, sondern der Mangel an Lehrmeistern, die sie unterrichteten, daran Schuld. Die Quaranier hatten das Glück an unseren Missionarien deutsche, niederländische und italienische Musik- und anderer Künste künftige Lehrer zu bekommen, welche die Indianer nicht nur über alle Erwartung, sondern auch über allen Glauben und selbst bis zur Verwunderung gelehrt fanden. Doch hat uns eine langwährende Erfahrung überzeugt, daß die Indianer dasjenige, was sie sehen, weit leichter und schneller begreifen, als was sie hören, so wie allen Menschen der Unterricht durch die Augen weit faßlicher ist, als der durch die Ohren. Will man sich von einem Quaranier etwas mahlen oder auszeichnen lassen, so muß man ihm das Original oder ein Muster vor Augen legen; dann wird er es vortrefflich nachmachen, und man ein schönes und kunstliches Stück Arbeit von ihm erhalten. Gibt man ihm aber kein Model, und überläßt alles seiner eigenen Erfindung, so wird er nichts als albernes Zeug, und Pseudoherren zum Vorschein bringen, wenn man ihm auch die Idee dazu noch so deutlich und weitläufig auseinandergesetzt hat. Auch mangelt es den Amerikanern nicht an einem guten und glücklichen Gedächtnisse. Es ist eine Gewohnheit bei den Quaranieren, daß der indianische

Markttrichter oder ein anderer von den ersten Obrigkeiten der Kolonie die Predigt, die der Priester von der Kanzel herab vorgetragen hat, vor dem Volk entweder auf dem Platz oder in dem Hofe unseres Hauses wiederhole. Dieses thun die meisten mit einer solchen Genauigkeit, daß ihnen fast kein Satz entgeht. Wenn sie eine Symphonie zwey oder drey mal durchgesungen, oder auf der Geige oder der Orael abgespielt haben, (sie wenden aber dabei von den Notizen kein Auge ab) so haben sie selbe so gut im Kopf, daß sie der Musikalien, wenn sie vom Winde weggewähet würden, ferner nicht mehr nöthig hätten. Hieraus mag man auf die Stärke und Güte ihres Gedächtnisses schließen. Dieses wollte ich darum erinnern, damit ich meine Leser überführe, daß die Verstandeskraft der Amerikaner so gar schwach und stumpf eben nicht sind, als es die meisten Schriftsteller von ihnen fälschlich vorgegeben haben. Indessen läugne ich nicht, daß zwischen den verschiedenen Nationen hierinfalls ein Unterschied obwalte: denn nach den Beobachtungen, die ich in Paraguay gemacht habe, sind die besrittenen Völkerschaften den unberittenen an Geist wie an Körper weit überlegen. Die Abiponer haben in dem letztverwichenen vieljährigen Krieg nicht wenige Beweise ihres Scharffsinnes abgelegt, da sie die Anschläge der gleichfalls scharffsinigen Spanier bald durch eine Kriegslist vereitelt, und bald diese unversehens überfallen und mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt haben. Davon werde ich an einem anderen Orte mehr melden. Allein je mehr sie durch die Anordnung und Ausführung ihrer Unternehmungen im Kriege ihren feinen Verstand verrathen, desto weniger kann man ihnen ihre tiefe Unwissenheit in Ansehung des höchsten Wesens verzeihen, indem sie für dasselbe in ihrer ganzen Sprache nicht einmal ein Wort haben, da diese dennoch in Beschreibung anderer Dinge nichts weniger als arm ist.

Hier

Heraus werden Theologen den Schluß ziehen, den Abiponern mangle es an nichts weniger als an Verstande um nicht aus dieser sichtbaren Körperwelt auf ihren unsichtbaren Schöpfer und Regierer schließen, wenigstens denselben vermuthen zu können. „Wer ist so sinnlos,“ sagt Cicero de resp. arusp. der, wenn er seine Augen „aufwärts gegen den Himmel richtet, nicht empfindet, daß „Götter sind?“ So roh einst die Quaranier waren, so erkannten sie doch einen Gott, und nannten ihn in ihrer Sprache Tu pa. Dieses Wort ist aus zweyen andern zusammengesetzt: denn Tu ist ein Zwischenwort der Verwunderung, und Pa ein Fragewort. Wenn es donierte, pflegten sie immer in ihrem Schrecken auszurufen: Tu pa, also war, daß ihnen das Brüllen des Donners und die furchtbaren Eigenschaften des Blitzstrahles Ehrfurcht gegen die Allmacht und die Majestät der Gottheit zuerst eingeflößet haben. Sie scheinen daher den anstößigen Satz des Papinius gewissermaßen zu bestätigen: Primus in orbe Deos fecit timor: (Die ersten Götter hat die Furcht in der Welt gemacht.) Selbst die Römer hießen ihren besten und größten Jupiter den Donnerer.

Ich habe gesagt, daß die Abiponer viel Witz und Scharfsinn zu verrathen scheinen. Aber nun schäme ich mich sie so voreilig gelobt zu haben: ich widerrufe daher ohne Bedenken, und erkläre sie für tolle, unsinnige und hirnlose Menschen. Hier ist der Beweis ihres Unverstandes. Sie wissen weder von Gott noch von seinem Namen. Dem Teufel, welchen sie Aha-raigichi oder Queevèt nennen, geben sie mit vieler Ergebenheit den Namen ihres Großvaters Groaperikie. Dieser, sagen sie, war ihr und der Spanier Großvater, doch mit diesem Unterschiede, daß er diesen prächtige Kleider, reich Gold und Silber, ihnen aber einen großen Muth

zum Erbtheil hinterlassen habe; denn sie trauen sich ungleich mehr Unerfrodenheit und Muth als den Spaniern zu. Wenn man sie fragt, wer dann ihr Stammvater gewesen ist, oder was er gemacht hat, so geben sie ganz unverholen zur Antwort, daß sie dieses nicht wüßten. Seht man mit Fragen noch weiter in sie, so sagen sie: er war ein Indianer wie wir. So ungereimt und arm ist ihre Theologie. Sie verehren ein Wesen, das sie nicht kennen, fast wie die Athenienser, welche dem unbekannten Gott einen Altar errichtet haben. So wie sich die Abiponer für Enkel des Teufels ausgeben, so gaben sich die alten Gallier für Söhne desselben aus. Man höre hierüber den Cäsar, welcher sich im 6. Buche von dem gallischen Kriege folgendermassen ausdrückt. „Alle Gallier rühmen sich von dem Vater Dis abzustammen, und berufen sich diesfalls auf die Aussage der „Druiden.“ Bei den Lateinern aber hieß der Pluto, der Gott der Hölle, Dis. In diesem Verstande nehmen die angeführte Stelle alle Gelehrte, welche die Commentarien des Cäsars mit den übrigen erläutert haben, wie man bei dem Dandorp nachsehen kann. Die Abiponer halten das Siebengestirn, die Plejades, oder die Gluckhenne für das Bild ihres Ahnen. Da nun dieses Gestirn in Sudamerika am Himmel einige Monate nicht sichtbar ist, so glauben sie, ihr Großvater sey krank, und sind daher alle Jahre seines Todes wegen sehr bekümmert. Sobald sich also diese Sterne im May wieder sehen lassen, so meinen sie, er sey von seiner Krankheit wieder genesen, wünschen ihm daher in der wiedererlangten Gesundheit Glück und grüßen ihn mit lautem Freudengeschrey unter dem Jubel von Kriegspfeifen und Hörnern. Quemon ñaachic latene! layámin navichi enà? Ta yegàm! Layámini. Wie danken

---

\* Galli se omnes ab Dite patre prognatos pradicant; idque ab Druidibus proditum dicunt.

wir dir! Endlich bist du wieder zu uns zurückgekehrt. So bist du also wieder glücklich gesund geworden. Mit diesen Zuruffungen erfüllen sie die Lust, und beweisen dadurch ihre Freude über die Rückkunft ihres Großvaters, aber auch zugleich ihre Thorheit. Den andern Tag geht alles auf die Honigsammlung aus, um sich einen Trank zuzubereiten. Sobald dieses zu Stande gebracht ist, veranstaltet man, um das allgemeine Frohlocken zu verherrlichen, große Zusammenkünfte. Die verheuratheten Abiponer setzen sich auf die Erde auf ihre Siegerhäute nieder, und trinken; die herumstehenden Weiber heulen einen Gesang; die unverheuratheten aber lachen und kurzweilen mit einander. So bringen alle die Nacht zu, während welcher der Platz hier und da mit Fackeln beleuchtet ist. Eine Schwarzkünstlerin, welche bei dem Feste die Ceremonienmeisterin macht, belebt dasselbe von Zeit zu Zeit mit einigen Tänzen. Sie schüttelt hierbei eine mit harten Saamenkörnern angefüllte Kürbis statt einer Klapper nach dem Takt, und wirft zugleich, ohne von der Stelle, worauf sie steht, im geringsten abzukommen, oder ihre Bewegungen zu verändern, immer den einen Fuß rechts und den andern links in die Höhe. Auf diese läppische Sprünge des unsinnigen Weibes folgt immer ein schreckliches Getöse von Kriegspfeifen und Trompeten, wobei die herumstehenden Zuschauer, indem sie ihre Hand auf die Lippen halten; und schreien, froh mitjauchzen. Doch wird man bei diesem Spektakel nicht das geringste wahrnehmen, was dem Wohlstand und der Ehrbarkeit zuwiderliefe. Die Männer sind allemal von den Weibern, und die Knaben von den Mädchen abgesondert. Diese Albernheiten und das damit verbundene Frohlocken halten die Abiponer für eine Heverlichkeit, die sie ihrem wieder zurückgekommenen Großvater schuldig zu seyn glauben.

Die Töchterinn und Vorsteherinn dieses lächerlichen Festes reibt ihren Kürbis an die Waden derjenigen, denen sie einen Beweis eines besonderen Wohlwollens gegen sie geben will, und verspricht ihnen im Namen ihres Großvaters Geschwindigkeit in Verfolgung des Gewildes und ihrer Feinde. Zu dieser Zeit weiht sie auch alle, die sie für fähig hält Schwarzkünstler und Schwarzkünstlerinnen abzugeben, mit vielem Gepränge zu ihrer neuen Würde ein. Von dieser Höllebrut wollen wir aus weitläufiger handeln.

---

## Neuntes Hauptstück.

Von den Zauberern der Abiponer, oder, besser zu sagen, von ihren Betrügern.

---

Die Schwarzkünstler, diese lächerliche Zunft Leute, deren ganzes Handwerk in nichts als Betrügereyen und Blendwerken besteht, stehen bei den Abiponern in dem nämlichen Ansehen, und in eben derselben Achtung, als einst die Magi bei den Persern, die Chaldäer bei den Assyriern, die Philosophen bei den Griechen, die Propheten bei den Juden, bei den morgenländischen Indiern die Brachmannen, bei Italiens Bewohnern die Vogel- und Eingeweidebender aus Etrurien und die Drunden bei den alten Galliern gestanden sind. Wenn ich mich nicht irre, so ist in ganz Paraguay keine einzige Nation entdeckt worden, welche nicht ihre Schwarzkünstler



Künstler hätte. Die Lateiner nennen diese Art Leute Magos, oder Maleficos, die Spanier Hechizeros, die Deutschen Zauberer oder Hexenmeister, die Quaranier Abapayé, die Payaguas Pay, die Abiponer aber so wie den Teufel, nämlich Keebét, das ist, Teufelskünstler: weil sie der Meinung sind, daß sie von dem Teufel, ihrem Großvater, die Macht überkommen hätten, Wunderwerke, die alle menschliche Kräfte überstiegen, zu bewirken. Diese Schälke geben, sie mögen nun Männer oder Weiber seyn, bei jeder Gelegenheit vor, daß sie vermög ihrer Kunst alles wüßten, und vermöchten. Es zweifelt daher auch kein Wilder daran, daß es lediglich von der Willkühr der Schwarzkünstler abhängt, ob sie einigen Krankheiten oder den Tod anzubern, oder anderen selbe wegzunehmen wollen; daß sie alles, was in der Entfernung geschieht oder in Zukunft geschehen wird, wissen; daß ihnen Ungewitter, Regengüsse und Hagel zu Gebote stehen; daß sie die Seelen der Verstorbenen bannen, und sich über geheime Dinge mit ihnen besprechen; sich in Tiger verwandeln, alle Gattungen Schlangen unbeschädigt in die Hand nehmen können. Alle diese Wissenschaft, träumen sie, hätten jene freylich nicht auf eine natürliche Weise erworben, sondern der Teufel, ihr An-  
herr, hätte selbe einigen zum Geschenke gegeben. Die zu dieser Zauberwürde gelangen wollen, sollen sich auf eine bejehrte Weide, welche in einen See hinausragt, setzen, und sich einige Tage aller Speisen enthalten, bis sie endlich die künftigen Dinge vorhersehen. Ich habe dieses von glaubwürdigen Männern gehört; allein mir scheint das wahrscheinlichste dieses, daß sich diese Schurken durch ihre lange Fasten eine Kopfschwäche, und eine Art von Wahnsinn zuziehen, also zwar, daß sie sich weiser dünken als die übrigen, und für Zauberer ausgeben. So betrügen diese erst sich selbst und dann andere. Denn im Grunde sind sie von den übrigen in nichts unterschieden,

schieden, außer in der größeren Geschicklichkeit andere zu hintergehen. Es ist aber auch nichts leichteres als rohen und leichtgläubigen Wilden etwas weiß zu machen, welche alles neue, oder was sie noch nie gesehen haben, als ein Naturwunder anstarren, und überhaupt alles für Zauberkünste erklären. Ich habe einst aus rother Leinwand Rosen gemacht die Kirche damit zu zieren. Die Indianer sahen mir mit Vergnügen zu, und indem sie die Nachahmung der Natur bewunderten, rufen sie aus: entweder ist dieser Vater ein Zauberer oder seine Mutter ist eine Hexe. Ein unsriger Laybruder, ein Europäer, hatte etwas schnell und künstlich zum Erstaunen aller Indianer aus Holz gebrähet. Auf der Stelle hielten ihn alle einstimmig für einen Erzzauberer, weil sie bis auf denselbigen Tag weder eine Drähhant noch etwas gebrähtes gesehen hatten. Sollten sie jemals ein Feuerwerk abbrennen, oder physikalische Versuche mit der Luftpumpe oder aus der Optik sehen, oder andere Dinge, welche für einen Europäer etwas gewöhnliches und alltägliches sind, so würde sie das Neue derselben also in Erstaunen setzen, daß sie selbe für unübertreffliche Meisterstücke der Zauberey halten würden. Dieses noch mehr zu bestätigen bemerke ich, daß die Brasilianer ihre Zauberer Payè, die Kraft aber Wunder zu wirken, Caraybà nennen, welchen Namen sie nachmals den europäischen Annehmlichen beilegten; weil sie bei ihnen Kunstwerke gewahrnahmen, von denen sie vorher geglaubt hatten, daß sie die Kräfte der Natur überstiegen. Daher heißen die Quaranier, deren Sprache mit der brasilianischen sehr verwandt ist, nicht nur die Spanier sondern auch alle Europäer überhaupt, auch ist noch Caray'.

Dieser Einfalt des unwissenden Pöbels wissen sich die Schälke trefflich zu ihrem Vorthelle zu bedienen, indem

indem sie sich für Statthalter und Dolmetscher ihres Großvaters des Teufels, für Seher der Zukunft und der Geheimnisse, für Krankheitenbanner und Verbannery, für Schwarzkünstler und Herren aller Elemente öffentlich ausgeben, und was ihnen immer einfällt, ohne Mühe die Leichtgläubigen glauben machen. Sie haben in dieser Absicht immer hunderterlei Künste und Betrügereyen in Bereitschaft. Wenn ihnen ein unvermuthet angelangter Widder heimlich die Nachricht bringt, daß sich der Feind ihren Hütten nahe, um ihre Landesleute zu überfallen, so thun sie vor dem Volke, als wenn ihnen ihr Großvater dieses Geheimniß kund gemacht hätte, und man hält sie nun durchgängig für Männer der ersten Größe. Muthmaßen sie etwas, oder hat ihnen jemand anderer etwas heimlich anvertrauet, oder haben sie etwas durch eigenes Nachdenken herausgebracht, so weiffagen sie künftige Dinge, geben sich dabei eine wichtige Miene, und alle hören ihnen als Inspirirten mit der möglich größten Aufmerksamkeit zu. Straft der Erfolg ihre Weiffagungen Lügen, so mangelt's ihnen nie an Entschuldigungen um ihr Ansehen aus der Schlinge zu ziehen. Oft machen sie bei eitler Nacht mit einer Pfeife oder einer Flöte auf einmal Lärm als wenn sich der Feind näherte. Nun wird alles aufgewecket, kein Mensch zweifelt an der Ehrlichkeit des Schwarzkünstlers oder an der Richtigkeit seiner Weiffagung. Die Männer greifen sogleich zu den Waffen. Die Weiber flüchten sich mit ihren Kindern an einen sichern Ort. Stunden und sogar ganze Nächte vergehen oft, daß diese für ihr Leben ättern, und jene ihren Angreifern ängstlich den Tod drohen; aber vom Feinde erscheint keine Seele. Um nun ihrem Ansehen und der Weiffagung nichts zu vergeben, versichern sie lächelnd ihren betrogenen Stammesgenossen, daß der Teufel, ihr Großvater, die Anschläge der Feinde zu Wasser gemacht hätte. Aber oft fällt ein

Schwarm

Schwarm Feinde in ihre Wohnplätze ganz unversehens ein, ohne daß unter so vielen Schwarzkünstlern auch nur ein einziger die nahe Gefahr geahndet oder vorhergesagt hätte. Ich erinnere mich eben einer ganz lächerlichen Geschichte von dieser Art. Auf die Nacht lief einst ein abiponischer Knabe zu mir, und brachte einen eisernen Pferdjaum, eine Art; und ich weiß nicht was noch für Gezeug, kurz die Schätze seines Hauses mit, damit ich ihm dieses alles in meinem Hause aufbewahrte. Als ich ihn um die Ursache hiervon fragte, antwortete er mir: bei der Nacht würden die Feinde kommen. Seine Mutter, eine der ersten Schwarzkünstlerinnen, wisse dieses zum voraus, weil es ihr, so oft der Feind in der Nähe wäre, im linken Arme beständig juckte, und läche. O mein Knab! versetzte ich, an diesem Jucken sind die Flöhe Schuld. Ich weiß es aus eigener Erfahrung. Tag und Nacht stechen mich die Flöhe auf beiden Armen und sonst noch ganz unleidentlich. Wenn dieß ein Zeichen eines bevorstehenden feindlichen Ueberfalls wäre, so gieng kein Tag und keine Nacht ohne Scharmügel vorbei. Allein dieses mein Zureden fruchtete nichts; denn wie sich das Gerücht von der Weissagung der alten Betel im Flecken verbreitet hatte, so war alles die ganze Nacht durch in Angst. Allein vom Feinde war, wie in mehreren dergleichen Fällen, weder was zu sehen noch zu hören.

So wie die Abiponer theils aus Ruhm- und theils aus Raubsucht stets mit feindlichen Anschlägen wider andere Völker schwanger gehen, so besorgen sie auch immerwährend von andern das Nämliche. Je mehr ihnen ihre Sicherheit am Herzen liegt, desto unablässiger erträumen sie sich Gefahren. Die unbedeutendsten Kleinigkeiten geben ihnen dazu Anlaß. Ein fliegendes Gerücht,  
ein

ein von weitem gesehener Rauch, unbekannte Fußtapfen auf dem Wege, das Bellen der Hunde zu ungewöhnlichen Stunden, u. erregen in ihnen schon Besorgnisse vor einem nahen Ueberfall, besonders, wenn sie kurz vorher irgendwo ein Blutbad oder Verwüstungen angerichtet haben, und daher die Rache der Beleidigten besürchten. Um sich zu beruhigen, und zugleich zu unterrichten tragen sie ihren Schwarzkünstlerinnen auf, sich bei ihrem Großvater, dem Teufel, zu erkundigen, was ihnen für Gefahren drohen, und wie sie sich dabei zu verhalten haben. Auf die Nacht versammelt sich in einem grossen Gezelt eine ganze Schaar solcher Weiber. Ihre Vorfichterin, welche wegen ihrer Runzeln und grauen Haare unter allen die ansöhnlichste ist, trommelt immer auf zwei Trommeln, welche vier Töne oder eine Quart von einander absteigen. Während daß diese mit einem schreckbaren Getöse die Luft erfüllen, so heulet jene mit rauher Stimme, ich weiß nicht, was für Verse daher. Die herumstehenden Weiber schütteln mit fliegenden Haaren und mit entblößter Brust ihre Kürbisklappen, und fügen mit kläglichem Stimm ihre gewöhnlichen Posen, wobei sie stets hüpfen, und die Arme hin und her werfen. Diese höllische Musik machen aber einige andere Trommlerinnen noch unerträglicher, als welche auf gewisse mit Rehhäuten überzogene Töpfe von einem äußerst scharfen Klange mit einem Stäbchen ohne Unterlaß fortklopfen. Dieses abscheuliche und regellose Geschrey möchte weit geschickter scheinen den Teufel zu verschrecken, als ihn herbeizurufen. So vergeht die Nacht. Gegen den Anbruch des Tages läuft alles in diesem Gezelt der Schwarzkünstlerinnen als zu einem delphischen Orakel. Jeder bringt jedweder Sängerin ein kleines Geschenk, und fragt sie mit der äußersten Neugierde, was doch ihr Großvater gesagt habe. Die

Ant.

Antworten der Alten sind meistens so zweydeutig und auf Schrauben gesetzt, daß sie immer Recht behalten, es mag erfolgen, was nur will. Bisweilen wird der Teufel in der nämlichen Nacht in mehreren Hütten zugleich befraget. Wenn nun die einen versichern, daß die Feinde gewiß kommen würden, und die andern hartnäckig auf dem Gegentheile bestehen, so geschieht es gemeiniglich, daß sich diese Verschiedenheit der Meinungen unter den Auslegerinnen des Orakels in einen blutigen Zank endiget. Von den Worten kömmt es zu den Schlägen, und der Streit wird nicht selten mit Fäusten und Zähnen ausgemacht. Wandelt sie eine heftigere Begierde an, das Zukünftige zu wissen, oder sind sie von der Gefahr augenscheinlich bedrohet, so wird einem Schwarzkünstler der Auftrag gemacht, den Schatten eines Verstorbenen ins Leben heraus zu bannen, um von ihm ihre bevorstehenden Schicksale zu erfahren. Hierauf läuft alles, Junge und Alte, Männer und Weiber zu der Hütte des Zauberers hin, welcher hinter einer Ochsenhaut wie hinter einer Courtine steckt. Nachdem er verschiedene Bese theils mit einer weinerlichen und theils mit einem gebieterischen Tone herabgebrummet hat, versichert er, daß die Seele des Verstorbenen, welche das Volk gern hergebannet wissen wollte, wirklich zugegen sey. Diese fragt er nun über die künftigen Ereignisse zu verschiedenenmalen, und antwortet sich selbst mit veränderter Stimme, was ihm zur Sache zu taugen scheint. Keiner von allen Anwesenden zweifelt an der Gegenwart des Schattens, oder der Wahrheit dessen, was sie hören. Ein sonst eben nicht blödsinniger Abiponer, der bei den Seinigen in grossem Ansehen stand, versicherte mir mit Verschwendung vieler Worte, daß er mit seinen Augen die Seele einer Indianerin gesehen habe, deren Mann Akalofaik sich dazumal in unserem Flecken aufhielt. Um mich da

von

zu überzeugen, beschrieb er mir die Gestalt dieser Erde mit zwar lebhaften aber lächerlichen Farben. Selbst verschiedene Spanier, welche als Gefangene von Jugend auf ihr Leben bei den Abiponern zugebracht haben, halten es für eine ausgemachte Wahrheit, daß die abgeschiedenen Seelen auf die Beschwörung der Zauberer erscheinen, auf ihre Fragen antworten, und daß hierbei nichts weniger als ein Betrug vorgehe. Allein welcher Vernünftige wird diesen dummen Leuten Glauben beibringen, welche andere eben so oft hintergehen, als sie sich von anderen hintergehen lassen?

Aus diesem Gebrauch der Widben, die Seelen der Verstorbenen herzubauen, ergibt sich wenigstens dieses, daß sie die Unsterblichkeit der Seele glauben; welches wir auch aus anderen Gebräuchen der Widben geschlossen haben. Auf die Grabstätte der Verstorbenen pflanzten sie sorgfältig einen Topf, Kleider, Waffen und auf Pfähle gezeichnete Pferde hinaupflanzen, damit ihnen ja nichts abgange, was zu den täglichen Bedürfnissen des Lebens gehöre. Die kleinen Renton, welche von den Abiponern Kaitili genannt werden und bei der Nacht mit einem traurig tönenden Gejische schaarenweise herumflattern, halten sie für die Seelen der Verstorbenen, und heißen sie mehe lenkachie, Geister, Schatten, Gespenster. In S. Hieronymus wurde, als ich mich noch daselbst aufhielt, der spanische Aufseher über die Meyerey, Raphael de los Rios, von den Widben bei einem gählingen Ueberfall in seiner Hütte auf das grausamste ermordet. Nach einigen Monaten kam ein neugländiger Abiponer, und fragte mit vieler Ungeduld, ob alle Spanier, wenn sie aus diesem Leben scheiden, sogleich in den Himmel kommen? Maria Wintsgesährte antwortete, daß nur diejenigen einen Anspruch auf diese Glückseligkeit machen könnten, welche ihr Leben mit einem christlichen Tode beschloßen hätten.

hätten. Ich bin vollkommen deiner Meinung, erwie-  
berte der Abiponer; denn der Spanier Raphael, welcher  
leztlin umgebracht worden ist, scheint noch nicht in dem  
Himmel zu seyn, weil er noch, wie unsere Leute erzäh-  
len, fast alle Nächte auf dem Felde herumreitet, und  
ein kläglich trauriges Gejstsch von sich hören läßt. Wie-  
wohl dieses meines Erachtens weiter nichts als eine leere  
Einbildung oder Erdichtung ist, so kann man dennoch  
daraus abnehmen, daß die Abiponer an die Unvergäng-  
lichkeit der menschlichen Seele glauben, wiewohl sie nicht  
wissen, weder wo sie hinkommt, noch was für ein Schick-  
sal ihrer wartet. Diese Meinung von der Unsterblichkeit  
der Seele ist auch andern paraquavischen Nationen tief  
eingepflanzt. Die Patagonier und die übrigen Völkers-  
schaften, welche das magallanische Land bewohnen, sind  
fest der Meinung, daß die Seelen der verstorbenen  
Menschen und die Seelen umgekommener Strauße un-  
ter der Erde in einerlei Gezellen sich aufhalten. Ich  
hoffe, man wird mir diese Ausschweifung von den  
Schwarzhäutlern in der Unsterblichkeit des menschlichen  
Geistes zu gute halten, weil diese auch mit zur Reli-  
gion der Abiponer, wovon hier die Rede ist, gehört.

Aus dem, was ich bisher von den Schwarzhäu-  
tlern gesagt habe, wird jedermann den Schluß ziehen,  
daß alle ihre Wissenschaften und Künste auf Arglist, Be-  
trug und Nummererey hinauslaufen. Und dennoch genie-  
ßen sie nicht nur in ihrem Leben des uneingeschränkten  
Ansehens und Vertrauens bei ihrem Volke, sondern auch  
nach ihrem Tode als Menschen eines höheren Ranges  
einer fast gottesdienstlichen Verehrung. Ihre Gebeine,  
und was sie sonst zurücklassen, tragen die Abiponer in  
ihren Streifzügen als Reliquien bei sich. So oft sie ein  
Lustfeuer, dergleichen man in Amerika, wenn es heiter  
ist, sowohl bei Tag als bei Nacht sehr viele sieht, aus  
Him-



Himmel sehen, und drey oder viermal, wie eine abgefeuerte Kanone, knallen hören, so glauben sie, daß einer ihrer Schwarzkünstler irgendwo müße gestorben seyn, und daß der Himmel durch diesen Glanz und wiederholten Knall bei ihrem Leichenbegängniß traure. Wenn sie in den Krieg oder auf die Jagd reiten, so nehmen sie allemal einen dieser Betrüger mit sich, dessen Worte und Rathschläge sie als heilig zu befolgen pflegen, weil er ihrer Meinung nach alles, was zum glücklichen Ausgang ihrer Unternehmung gehört, am besten weiß, und voransieht. Dieser zeigt ihnen die Zeit, den Ort und die Art an, wann, wo und wie sie auf das Gewild und die Feinde loszugehen haben. Wollen sie ein Treffen wagen, so reitet der Schwarzkünstler um die ganze Schlachtordnung seiner Landesleute, suchelt mit einem Palmzweig in der Luft herum und verwünscht die Feinde mit drohenden Augen, wilden Rufen und allerlei pantomimischen Gebärden. Diese Ceremonie trägt in ihren Augen zur Gewißheit des Sieges unendlich viel bei. Zur Erkenntlichkeit für seine Bemühung geben sie ihm einen grossen Antheil von der Beute. Ich habe beobachtet, daß diese Schölke die besten Pferde und das beste Hausgeräth haben. Es ist auch ganz begreiflich. Sie pressen dem leichtgäubigen Volke alles heraus, was sie wollen. Keiner getrauet sich ihnen das Geringsste zu verweigern. Sie werden von allen sehr geehret, aber noch mehr gesüchtet. Man hält es durchgängig für groß unrecht ihren Worten zu widersprechen, oder ihren Befehlen oder Wünschen kein Gehör zu thun, weil man ihre Rache besorgen muß. Wenn ein Schwarzkünstler wider einen andern Abiponer aufgebracht ist, so läßt er ihn in seine Wohnung rufen, und er hat das Vergnügen seinen Willen so leicht befolgt zu sehen. Man verweist er dem armen Indianer seinen begangenen oder eingeübten Fehler, oder die von ihm empfangene Unbill mit vielem

Ernte, und verurtheilet ihn im Namen seines Großvaters zur Strafe. Er läßt ihn seine Schultern und die Brust entblößen, und zertrümmert ihn mit dem äußerst scharfen Gebiß des Fisches Palometa, wie ihn die Spanier nennen, ganz erbärmlich auf allen Seiten, ohne daß der Mißhandelte, wenn auch das Blut stromweise von ihm rinnt, das geringste Zeichen einer Unzufriedenheit an sich bemerken ließe. Ja er hält es noch für eine Wohlthat, daß ihn sein Peiniger mit dem Leben entkommen läßt.

Oft drohen diese Geiseln der Abergläubischen, wenn sie sich von jemand beleidiget glauben, oder ihn für ihren Feind halten, daß sie sich auf der Stelle in Tiger verwandeln und alles auf einmal in Stücke zerreißen wollen. Kaum saßen sie an das Gebrüll des Tigers nachzuahmen, so nehmen alle, die um sie sind, mit Angst und Zittern den Reißaus nach allen Seiten hin. Doch horchen sie von weitem auf das nachgeahmte Gebrüll. Sogleich jammern sie vor Schrecken ganz außer sich: sieh! wie er schon Tigerflecken bekommt, wie ihm schon die Klauen hervormachen, wiewohl sie den verschmitzten Betrüger, welcher sich in seiner Hütte verborgen hält, nicht sehen können. Allein ihre Angst macht, daß sie Dinge sehen, die nirgends sind. Sie fürchten sich für Pöffen, sie, die oft wirklich fürchterbare Dinge als Pöffen verlacht haben. Wir haben sie nie dahin bringen können, daß sie diese Schreckensbilder verlacht hätten. Ihr erlegt, sagte ich zu ihnen, täglich auf dem Felde wahre Tiger, ohne euch darüber zu entsetzen, warum erblasset ihr so feige über einen eingebildeten in dem Flecken? Sie antworteten mir mit Lächeln: Ihr Väter habet von unseren Sachen noch keine rechten Begriffe. Wir fürchten die Tiger auf dem Felde nicht, weil wir sie schon; wir erlegen sie

se daher ohne Mühe. Die künstlichen Lieger aber setzten uns in Angst, weil wir sie nicht sehen, und folglich auch nicht tödten können. Wenn ihr diese nicht sehen könnt, erwiederte ich auf ihre läppische Rechtfertigung, wie wißt ihr denn, daß ihnen Liegerfledern und Liegerflanzen hervorschießen? Allein man verliert seine Zeit, wenn man mit ihnen rasonnirt, indem kein Versuchsschluß, wäre er auch noch so einleuchtend, über ihre hartnäckige Abhängigkeit von die Meinungen ihrer Väter etwas vermag. Wenn ein heftigeres Ungewitter mit einem fürchterlichen Hagel, mit Rollenbrüchen und Stürmen unter Donner und Blitzen losbricht, so weißt kein Mensch, daß dieses Ungewitter von einem Gemeinwesen erregt worden ist, und daß der Hagel, der Sturm und die aus dem jäbgefallenen Regen entspringende Ueberschwemmung ein Werk dieser bösen Menschen sind. Nur dann entsteht unter ihnen oft der heftigste Zank noch heftiger als das Ungewitter selbst, wenn der eine diesen, und der andere jenen zum Urheber des Sturms und der Ueberschwemmung macht. Ein folgendes Ereigniß kann ich nicht ohne Lachen nie vergessen. Im Januar gieng einft in der Nacht einer der fürchterlichsten Rollenbrüche nieder, und stürzte von der hohen Höhe mit solcher Gewalt auf den Flecken S. Hieronymus, daß selber die Kolonie fast austränkte. Das Wasser drang bei meiner ledernen Thüre, die es zerriß und fortgeschwemmte, in meine Hütte, während als ich schlief, und weil es keinen Ausgang fand, häufte es sich darin bis auf die Höhe von fünf Handbreiten an. Das Getöse deckte mich auf. Ich streckte immer meine Hände aus dem Bette, und erforschte damit wie mit einem Geuthele die Tiefe des Wassers, welcher, wenn nicht die Wand durch den Unfall desselben durchlöchert worden wäre, mich entweder ertränket oder wenigstens in die Nothwendigkeit hinausgeschwommen versetzt hätte. Dieses Schicksal traf alle

Hätten der Abiponer, welche in dem Thale wohnten. Den andern Tag verbreitete sich das Gerücht, daß eine Zauberin, weil sie von jemand aufgebracht worden ist, dieses Ungewitter in der Absicht den ganzen Stamm auszutrocknen erregt; daß aber ein anderer Schwarzkünstler der Gewalt der Wolken mittelst seiner Künste Einhalt gethan, die Regengüsse zurückgehalten, und also den Kriegen gerettet habe. Allein auch in Amerika sind wie in Europa der Meinungen so viele als der Köpfe. Der gewaltige Regen hatte sich auf die nahen Felder nicht erstreckt, wo der vornehmste abiponische Schwarzkünstler Pariekaikin sammt andern sich aufhielt, welche nach einer langwährigen Trockenheit sich nicht wenig nach einem Regen gesehnt hatten. Dieser that sogleich den Ausspruch, daß der P. Joseph Brigniel, mein Amtsgefährte, zum Nutzen seines Kieckens habe regnen, aber auch die Wolken, weil er (der Pariekaikin) darian nicht anzuhaften wollte, aus Rache so habe stehen lassen, daß kein Tropfen davon seinen Wohnplatz erreicht hätte: denn diesen Vater zählten sie ohne Anstand unter die Herenmeister, weil er viele Krankheiten glücklich und in kurzer Zeit kurirte. Ich werde, wenn von den Krankheiten, Kerkten und Medicinen der Abiponer die Rede seyn wird, alle die Künste anführen, deren sich diese Charlatane bedienen ihre Patienten zu betrügen, die sie überhaupt weit leichter hintergehen als heilen.

Daß die amerikanische Zauberer mit dem Teufel einen sehr vertrauten Umgang pflegen, und sich sehr oft mit demselben besprechen, sind nicht nur alle amerikanischen Wilden von ganzem Herzen überzeugt, sondern suchen auch einige Schriftsteller den Europäern weiß zu machen. So lang ich auch mit diesen Wölkerschaften umgegangen bin, so konnte ich doch nie dahin gebracht werden, daß ich diese Albernheit geglaubt hätte. Ich halte es für  
eine

eine gewisse Wahrheit, daß sie nichts wissen und nichts vermögen, was die natürlichen und menschlichen Kräfte übersteigt. In dieser Ueberzeugung habe ich sie oft freundschaftlich aufgefordert, daß sie mich verheeren sollten, wenn sie könnten. Oft haben wir sie mit Freundschaftsbezeugungen, mit Liebkosungen und allen möglichen Gefälligkeiten und Wohlthaten zu gewinnen gesucht, um sie zur Ergreifung unserer Religion und eines bessern Lebenswandels zu bewegen; weil sich die meisten nach ihrem Beispiel gerichtet haben würden. Allein wir mußten an einem Mohnen: denn dieser Auswurf unter den Menschen ließ, um nicht seines Ansehens bei dem Volke und seines einträglichen Gewerbes verlustig zu werden, keine Arglist und keine Bemühung unversucht, seine Landesleute von dem Eintritt in unsere Kirche, von dem Unterricht der Priester und der Taufe abzuhalten und abzuschrecken: und ihnen im Weigerungsfalle das äußerste Uebel, den gewissen Tod und den Untergang der ganzen Nation anzudrohen. Dies ist weder neu noch sonderbar. In Amerika haben die Missionarien noch überall an den Zauberern, als den Vorstehern des alten Aberglaubens, geschworne Feinde des Christenthums, welche sich der Verbreitung der wahren Religion am meisten in dem Wege stellten, erfahren. Was hatte nicht der P. Anton Ruiz de Montoya, der Quarantier Apostel, von diesen Leuten anzusehen? welche Schwierigkeiten hatte er nicht in Ansehung ihrer zu überwinden? Erst dann gelang es ihm diese zahllose Nation zum katholischen Glauben und in die Kolonien zu bringen, nachdem er die noch übrigen Hexenmeister gedemüthiget, und die Gebeine der Verstorbenen, welche in höchsten Ehren gehalten wurden, im Beiseyn des Volkes öffentlich zu verbrennen befohlen hatte. Solang diese Schurken bei einer wilden Nation nicht in Mißcredit kommen, und ausgerottet werden, solang ist bei derselben alle Mühe

und Arbeit verloren. Ich schreibe vieles aus eigener Erfahrung. Der Kleden S. Joachims, welcher aus 2000 ungläubigen Quaranieren an dem Volkstamme der Ytatinguns bestand, zeichnete sich nicht nur durch den Eudachtseifer seiner Bewohner aus, sondern trug auch die herrlichsten Früchte ungeheurer Frömmigkeit. Allein, wie oft eine Schlange unter Blumen und Unkraut unter dem besten Weizen verborgen ist, so mochte auch hier ein alter Indianer in Geheim den Schwankünstler und ließ sich von gewissen Weibspersonen eine Art gottedienstlicher Ehre erweisen. Bald war er ihr Arzt, und bald ihr Wahrsager; auch ließ manches Ungeheuerliche mit unter. Sobald mir der erste Cacique des Kledens, Iguaq Paranderi, ein sehr rechtschaffener Mann, dieses Unwesen entdeckt hatte, ermahnte ich den alten Betrüger anfangs in Geheim: da ich aber damit nichts anrichtete, so beschloß ich ihm seinen Unflug öffentlich zu verweisen und dem alten Uebel ein stärkeres Gegenmittel entgegen zu setzen. Ich gieng daher mit den Vornehmsten des Volkes in sein Haus. „Wie lange noch, steng ich an, indem ich bei dieser Gelegenheit die donnernde Beredsamkeit des Cicero wider den Catilina nachahmte, Wie lange noch „wirßt du dich, elender Alter! zum Christen lägen, „und durch deine unseligen Künste und verruchten Sitten „der Unschuld deiner Mitgenossen Faltstricke zu legen dich „verstehen? Nachdem du dich bereits fast zwanzig Jahre „zu der Lehre Christi bekennest, scheuest du dich nicht „noch der Gemohnheit der Wilden Dinge auszuweichen, „die dieser Lehre geradezu widerstreben. Du suchst „noch ist deinen Namen (denn er hieß Yagua otè, das „ist Lieger) durch deine schändlichen Thaten zu beweisen, da du die Schaafe Jesu, Christi durch deine Betrügerey und Eitelkeit so zu sagen zerreiße. Dein „hohes Alter hat dich an den Rand des Grabes geführt,

„mit welchem schrecklichen Tod wirst du, wenn du  
„nicht in dich gehst, deine Tage beschließest und dann  
„welch ein fürchterliches Loos wartet deiner! Ich erröthe  
„über dich, guter Alter, aber ich bemitleide dich nicht  
„weniger. Dieser, den du hier am Kreuze aus Liebe  
„für dich erblasset siehst (ich wies ihm ein Kreuzifix)  
„wird dich, Heuchler! in den Abgrund der Hölle ver-  
„dammen. Sey, was du scheinst, oder scheine, was  
„du bist. Das göttliche Gesetz sey deine Richtschnur:  
„oder hat der Aberglaube der Wilden in deiner Seele  
„unausrottbare Wurzeln geschlagen, so geh, so bald es  
„möglich ist, wieder dahin, woher du kamst, in die  
„Wälder der Wilden, in den Aufenthalt der Thiere,  
„wo du das erste Tageslicht erblicket hast, damit du nicht  
„die anderen, die Gott und seinem Gesetze huldigen,  
„mit deinem Beispiel ansteckst. Wenn du aber klug  
„bist, so beweine deine Missethaten, und suche sie durch  
„eine wahre Buße und durch die Besserung deines Le-  
„bens wieder gut zu machen. Wirst du auf diese mei-  
„ne freundliche Ermahnung nicht achten, so wird dir die-  
„ses wahrhaftig! theurer zu stehen kommen. In Zu-  
„kunft sollst du der Strafe nicht entgehen. Das erste-  
„mal daß ich noch etwas Unächtiges oder Abergläubis-  
„ches von dir vernehmen werde, wirst du auf mein  
„Geheiß im Beiseyn des ganzen Volkes durch den Platz  
„und alle Säßen geführt und von den Knaben mit Küh-  
„nemist angeworfen werden. Dazu bin ich fest entschlos-  
„sen: Für deine schmutzige Götlichkeit, derer du dich,  
„Ahabsonnener! anmassst, schickt sich kein ander Kampf-  
„werk!“. Diese Drohung wirkte so sehr auf den alten  
„Lauer, daß ich ihn nicht nur ganz erschütterte, sondern  
„auch, wenn ich mich nicht irre, gebessert verließ. Alle  
„Rechtschaffenen billigten die Strenge, mit der ich zu  
„ihm geredet hatte, ungemein. Ich wußte auch nicht,  
„daß man noch ferner über ihn geklaget oder ihn im Ver-  
„dacht

nacht gehalten hätte, wiewohl ich ihn stets aufmerksam und scharf theils selbst beobachtet hatte, und theils beobachten ließ. Ich wollte dieses aus einer doppelten Ursache hier anführen, erstens, damit man das Herenmeistergeschmeiß als die Pest der Entgearteten und als die vornehmsten Feinde unserer Religion in Amerika kennen lernte: zweytens aber um meinen Lesern zu zeigen, daß die Missionarien den Welsen der Wilden keineswegs durch die Finger sehen, sobald sie etwas an ihnen gemahrnehmen, was sich mit der reinen Lehre unseres Glaubens nicht verträgt; wenn man es anders, ohne größeren Nachtheil für das Christenthum, und für das Heil ihrer Seelen austreten und vertilgen kann. Was man aber ohne Gefahr nicht ändern kann, muß man gutwillig ertragen. Wer ungezähmte Wilde von ihren Irrthümern und Lastern auf den Weg der Wahrheit und Tugend führen will, muß sachte dazwischen gehen, gleich dem Hausvater im Evangelium, welcher das Unkraut aus seinem Acker nicht austreten wollte, damit nicht das gute Getreid auch mitausgereutet würde. Das Glas würde zerbrechen, das man mit Gewalt biegen wollte. Es würde auch der Keim und Wurzel zugleich zerstören, der, aus Uebereilung oder von einem unzeitigen Glaubenseifer entbrannt, gegen Wilde, die erst zu unserer Religion herübergetreten sind, strenge verfahren sollte.

Da die Schwarzkünstler bei ihrem Volke nicht nur die Rolle der Propheten und Aerzte spielen, sondern auch dasselbe im Aberglauben unterrichten, so ist es ganz unglaublich, welche ungereimte Gezung sie in die ungebildete Seele des Abiponers hineinstopfen. Ich will hier nur einige wenige Punkte davon berühren. Die Abiponer glauben, sie würden alle unsterblich seyn, und keiner von ihnen könnte auf irgend eine Art umkommen, wenn



Wenn es in Amerika weder Spanier noch Schwarzkünstler gäbe: indem sie, wenn einer stirbt, seinen Tod, er mag von was immer herrühren, entweder den Dämonen der ersten oder den Zauberkräften der letzteren aufschreiben. Es sterbe jemand mit Wunden überhäuft, mit zerquetschten Knochen oder von dem Alter abgezehret; daß die Wunden oder die Erschöpfung die Leibesstrafe an seinem Tod Schuld waren, wird kein Abwägen eingebracht. Sie werden sich vielmehr Mühe geben den Schwarzkünstler und die Ursache ausfinden zu machen, weswegen ihm dieser vom Leben geholfen hat. Da sie wissen, daß die meisten von ihnen ihre Tage über ein Jahrhundert hinausbringen, so stehen sie in dem Glauben, daß sie ewig leben würden, wenn kein Spanier und kein Zauberer, diese allgemeinen und ewigen Werkzeuge des Todes, in der Welt wären. Was träumen nicht die Amerikaner alles von den Sonnen und Mondfinsternissen? So lang sie währen, so lang erfüllen die Abiponier überall die Luft mit ihrem Schreul: Tayretá. Du Krieger! rufen sie der Sonne und dem Mond mittheilich zu: denn sie fürchten immer, daß der verfinsterte Planet endlich gar verlöschen möchte. Zu uns aber sagten sie: Geh Vater! bitte den Schöpfer, daß er uns dieses so unentbehrliche Himmelslicht nicht zu Grunde gehen lasse. Noch lächerlicher aber sind die Chiquiten, nach deren Meinung die Hunde, wovon in der Luft alles voll seyn soll, die Sonne und den Mond jämmerlich zerreißen, so oft beide verfinstert werden. Die Knochen der Gestirne legen sie dahin aus, als wenn selbe von den Hundebissen bluteten. Sie schießen daher zur Zeit einer Sonnen- oder Mondfinsterniß, um ihre theuern Planeten wider die Lufthunde zu schützen, einen ganzen Hagel von Pfeilen mit vielem Geschrey gegen den Himmel ab. Allein unglaublich ist die Thorheit der sonst gestitzten Indianer in Peru, die da glaubten, die Sonne sey

sei während ihrer Verfinsterungen auf sie zornig, und  
 wehe das Gesicht von ihnen weg; weil sie sich eines  
 Vergehens schuldig gemacht hätten. Sie hielten daher  
 die Sonnenfinsternisse für Vorbedeutungen schwerer Drang-  
 salen, welche auf sie alle warteten. Wurde der Mond  
 seines Lichtes beraubt, so meinten sie, er wäre krank,  
 und fanden immer in Furcht, daß er, wenn er stirbe,  
 auf die Erde herabsallen und mit seinem schweren Körper  
 alle Bewohner derselben erschlagen möchte. Erhielt er  
 sein Licht wieder, so glaubten sie, er sey wieder genesen,  
 und in dem Pachacamac dem Erhalter der Welt ge-  
 heilet worden: dieser hätte ihn nicht sterben lassen, damit  
 nicht die Welt, durch seinen Verabschied, zertrümmert, in  
 Grunde liege. Andere Amerikaner glaubten noch ande-  
 re Absichten in Ansehung der Finsternisse. Ein Vo-  
 lant heißt bei den Chiriquern Noyac, bei den Quaranern  
 aber Yacitá ta tancu bac, ein rauchender Stern: weil  
 sie dasselbe, was wir die Haare, der Bart, oder den  
 Schwanz des Kometen nennen, für Rauch halten. Von  
 dieser Art Sterne entstehen sich alle Völken, weil sie  
 selbe durchgängig für Vorläufer, oder für Vorzeichen  
 allgemeiner Bedrängnisse ansehen. Die Peruaner waren  
 immer der Meinung, die Kometen bedeuteten entweder  
 den Tod ihrer Könige oder den Untergang der König-  
 reiche und Provinzen. Montezuma, der Kaiser in Mexco,  
 ältete für sich und die seinigen, als er einen Kometen,  
 der wie eine feurige Pyramide sich von Mitternacht bis  
 gegen Aufgang der Sonne sehen ließ, zu verschiedenen  
 malen ansah. Wirklich wurde er bald darauf von  
 Cortes, dem Anführer der Spanier, überwunden,  
 und seines Lebens beraubt. Diese Unwissenheit in  
 Ansehung der Kometen kann man den Amerikanern  
 leicht verzeihen, nachdem fast alle Völker des Al-  
 terthums von denselben eine üble Meinung ge-  
 setzt

get hatten. Wem sind die Berge des Lufas im 1. B. unbekannt?

Ignota obscurae viderunt sidera nocte,  
Ardentemque polum flammis, coeloque volantes,  
Obliquas per inane faces, crinemque tinendi  
Sideris, & terris minitantem regna cometae.

(In den dunklen Nächten zeigten sich bekannte Gestirne. Der Himmel brannte & Feuer. Am Firmamente sah man geschweifte Fackeln und die Haare des furchtbaren Sterne kurz der Provinzen Unglücksboten, den Kometen.) Mit dem Lufas stimmt auch Virgil überein da er (1. Georg.) dichtet: „Nec diri toties arsera cometae“ (Auch brannten nicht so viele schreckbare Kometen.) So schreibt auch Cicero im 2. Buche von der Natur der Götter: „Man hatte nicht nur am Himmel brennende Fackeln, sondern auch Sterne von der Gattung gesehen, welche bei den Griechen Kometen, bei uns aber Haarsterne heißen, und legt hin im oltavianischen Kriege die Vorboten großer Unglücksfälle waren.“ Eben derselbe sagt auch an einem andern Orte, daß die Erscheinung der Kometen immer eine unglückliche Vorbedeutung für Rom gewesen ist. Stellen, welche von den bisherangeführten fast in nichts unterschieden sind, wird man bei geistlichen und weltlichen Schriftstellern häufig genug antreffen. Aber unstreitig würde derjenige von allen Philosophen sammt und sonderst thöricht ausgelacht werden, welcher noch in unseren Zeiten die Kometen fürchtete. Im Jahre 1618 suchte unser Vinzenz Quinti, ein sehr berühmter Lehrer der Redekunst in unserem Kollegium zu Rom, als sich

in

in dieser Nacht den 28. November gedachten Jahres ein Komet zeigte, mit Autoritäten, Erfahrungen und verschiedenen Vernunftgründen öffentlich zu beweisen, daß die Kometen etwas Gutes, und nicht wie die meisten glauben, etwas Böses bedeuteten. Die Rede ist den Schulden dieses Schriftstellers, welche 1633 in Antwerpen abermal aufgelegt worden sind, eingeschaltet. Ich nehme Theils gestehe aufrichtig, daß ich weder mit dem Archtenden Pöbel noch mit dem hoffenden Quinist einverstanden bin, sondern noch immer der Meinung aushar, welche man mich auf der hohen Schule zu Wien im Jahre 1742 gelehret hat, und die ich auch öffentlich vertheidigte, nämlich, daß die Schwanzsterne weder als Gutes noch etwas Böses anzeigen. Aber wohin ich mich von den Kometen verleißen? Wir wollen der zu dem Aberglauben unserer Abiponer zurückkehren. Diese sagen noch von einem andern Stern, dessen Namen ich nicht mehr weiß. Sie erzählen von demselben, daß ihre Nation in den Jahren, in welchen er erschienen ist, viele Niederlagen erlitten, und die schwersten Drangsalen ausgestanden habe. Wenn ein Wirbelwind den Staub im Kreisel herumtreibt, so werfen die Weiber eilends eine Menge Asche demselben entgegen, damit er sich daran sättige und anderswohin wende: denn wenn der Wirbelwind in seinem gewaltsamen Herumdrähen in das Haus sich hineinschleichen sollte, so glauben sie, müßte jemand alsogleich aus dem Hause sterben. Finden sie in einem Honigkuchen, den sie vom Walde nach Hause gebracht haben, noch lebendige Bienen, so lassen sie selbe außer der Thürschwelle des Hauses tödten: denn wenn man sie im Hause um das Leben brächte, so befürchteten die Abiponer, daß sie keine Honigkuchen mehr entdecken würden. Aber genug von dem Aberglauben und den alerweibischen Possen der Amerikaner. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alles einzelnweise durchgehen wollte.

wollte. Wer mag aber dieses rohen Bilden verargen, nachdem das gemeine Volk überall, nicht nur auf dem Lande sondern auch in den Städten dergleichen lächerliche Meinungen heget, und, als wären es Aussprüche der größten Gelehrten, gewissenhaft darüber hält? Christoph Wänzlungen hat ein ganzes Buch mit den bei den verschiedenen Völkern herrschenden verschiedenen Sattungen des Aberglaubens angefüllt. Die Ammen und alten Kinderwärterinnen pflanzen den Irrwahn in das zarte Gemüth ihrer Pflegebefohlenen. Dieser wächst nun mit den Knaben auf, wird alt mit den Greisen, und stirbt meistens erst mit den Sterbenden ab. Der Topf behält den Geruch lange, womit derselbe, als er neu war, angestrichet worden ist. Bei den Abiponern aber geht darum so vielerlei Aberglauben im Schwange, weil es bei ihnen überall von den Lehrmeistern desselben, den Schwarzkünstlern, wimmelt. Zu der Zeit, als ich mich bei ihnen aufhielt, waren die berühmtesten: Hanetrain, Nahagalhin, Nilicherani, Oaikin, Kaäperlakachin, Pazanoirin, Kaachì, Kepakainkin, Laamamin. Der vornehmste aber, und der sich unter ihnen sowohl durch seine Weissagungen als auch durch seine Kuren am meisten auszeichnete, hieß Parickaikin. Er war sehr weiß von Gesichtsfarbe, und außerordentlich sitzsam und höflich. Er trug meistens etliche Schnüre schwarzer Kügelchen, welche an Bäumen wachsen, so wie die christlichen Indianer den Rosenkranz, um den Hals. Allen anderen Schmuck, womit sich die übrigen Schwarzkünstler zu zieren pflegen, verachtete er in allen Zeiten; aber in der Kunst Blendwerke zu machen und dem Volk Rebel in die Augen zu streuen, war er eben so geschickt als unermüdet. Von Schwarzkünstlerinnen giebt es ganze Schwärme. Sie sind eben so unzählbar als die Schnacken in Aegypten: ich bin daher nicht im Stande ihre Zahl anzugeben, so wenig als ihre Namen. Ihr vornehmstes Geschäft ist allen  
ihren

Ihren Stammgenossen stets von der Verehrung des Teufels, ihres Großvaters, vorzuschwären, und selbe tief ihren Gemüthern einzuprägen. Von dieser Verehrung wollen wir nun reden.

---

## Zehntes Hauptstück.

**Neuthmassungen, warum die Abiponer den Teufel für ihren Großvater und das Siebengestirn, die Gluckhenne, für sein Bild halten.**

---

**W**enn man liest, daß die Abiponer den Teufel für ihren Großvater halten, so mag man allerdings über ihre Albernheit lachen, ihre Thorheit bemitleiden, und wenn man will, darüber stannen: aber der Bescheidene wird dabei Ziel und Maas nicht verfehlen. Es gab eine Menge Völkerschaften, welche bei aller ihrer Aufklärung, bei allen ihren Künsten und Gesetzen und dem hohen Grade der Kultur, den sie erreicht hatten, dennoch weit unsinnigeres Gezeug als die Abiponer ausheckten. Wer sich in der weltlichen Geschichte nur ein wenig umgesehen hat, der wird eingestehen, daß kaum etwas existirt, das nicht einmal göttliche Ehren empfangen hätte. Baal, Beelphegor, Beelzebub, Moloch, Dagon, Chamos, Astaroth, ic. welch ebenbürtige Namen! Und dennoch waren sie zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten die Götter der Hebräer. Den Aegyptiern, welche den Hund, die Katze, den Habicht und den

den Krokodil, der im Nil sich aufhält, anbeteten, suchten auch ihre Gottheiten in den Gärten, als Knoblauch, Zwiebel, &c. Die Afrikaner hielten den Himmel, die Perser das Wasser, Feuer und die Winde; die Ägypter die Sonne, und den Mond, die Thebaner die Schaafe, und Wieseln, die Babylonier die Stadt Memphis und den Wall sich, die Mendefier die Kuh, die Theffalier die Störche, die Phöniciet endlich in Syrien die Tauben für Götter. Eher würde der König Ferres mit der Abjählung seines Kriegsbeeres, als das alte Rom mit der Abjählung seiner Götter und Göttinnen fertig geworden seyn. Was durchblättere nur, wenn man es anders ohne Lachen kann, die Göttergeschichte der Griechen und Römer, und man wird überzeugt werden, daß sie nur Erdumens, oder Fieberhafte in einem Anfall von Wahnsinn zusammengeschmiedet haben können. Jeder Vernünftige wird den Jupiter, Saturn, Mars &c. diese durch ihre vielen Schandthaten gebrandmarkten Sögen des Alterthums nicht bloß gottlose und gottheitslose Götter sondern auch mit dem königlichen Psalmsänger Teufel nennen: Alle Götter der Heiden sind Teufel. Die Ehre, welche die höllische Schlange unseren Stammältern im Paradiese versprochen hat: Ihr werdet wie Götter seyn, ist wahrhaftig nicht wenigen alten Helden von Griechenland und Rom zu Theil geworden: indem man ihnen, ungeachtet sie nichts als ihre Laster berühmt gemacht haben, nach ihrem Tode die Vergötterung, Opfertische, Säulen und die gottesdienstliche Verehrung zuerkannt hat. Wer mag endlich alle die Sögenbilder beschreiben oder abjählen, denen Afrika, Asien und Amerika geräuchernd und Tempel erbauet haben? In der Insel Ceilan erweisen die Einwohner einem Affenzahn, als wäre selber etwas göttliches, mit gewissenhafter Pünktlichkeit gottesdienstliche Ehre. In dieser Absicht wallfahrtet alles jährlich, auch bei fünfhundert Meilen weit, schaaarenweise an

den Ort, wo dieser Zahn aufgestellt ist. Vor Drachen, Flüssen, Felsen, Bäumen, und wer weiß, vor was noch allem beugen die Bilden noch ihr Kniee. Doch wer wird sich darüber verwundern, daß Thiere von Dummköpfen, und physikalische Klöße von moralischen angebetet werden? Aber das setzt mich in Erstaunen, daß es unter dem Kaiser Antonin dem Frommen und Papst Pius dem I. umgekehr um das Jahr 150 nach Christi Geburt Keger gegeben hat, welche neben andern Irthümern den Brudermörder Cain, den gottess- vergessenen Verräther Judas von Iscarioth, die wegen der Neutherey von der Erde verschlungenen Israeliten Chore, Dathan und Abiron, und sogar auch die ehelosen Einwohner von Sodoma zu Gegenständen ihrer Verehrung gemacht haben, und darüber von dem Tertullian auf das schärfste hergenommen worden sind, wie Petrus Minatus (l. 7. Appar. ad Theolog.) erzählt. So vieles unsinnige und alberne Gezeug politirter Nationen muß nothwendig unsern ganzen Unwillen und all unser Erstaunen auf sich ziehen, dergestalt, daß wir die rohen, ganz ungebildeten, und unter den wilden Thieren aufgewachsenen Abiponer mit ungleich mehr Rücksicht zu beurtheilen haben, wenn sie den Teufel ihren Großvater heißen, weil sie ihm weder den Namen eines Gottes beilegen, noch denselben gottesdienstlich ehren. In den sieben Jahren, die ich mit diesen Bilden umgegangen bin, habe ich nie etwas von dieser Art bei ihnen entdeckt. Haben sie etwas solches mir unwissend und in meiner Abwesenheit vorgenommen, so bin ich fest der Meinung, daß sie dieses nicht aus einer abgöttischen Anhänglichkeit an den Teufel, sondern aus Furcht vor demselben, und aus Matrieb der Schwarzkünstler, welchen die Beibehaltung alter Ceremonien sehr am Herzen liegt, folglich mehr aus Dummheit als verruchter Gottlosigkeit gethan haben.

Dumit



Damit man nicht glaube, als hätten wir ihnen in dem, was die Verehrung des Teufels betrifft, nachgegeben, so werde ich hier einen Vorfall erzählen, der sich zu S. Hieronymus, der ersten abiponischen Kolonie, kurz nach ihrer Erbauung zugetragen hat. Fast alle Indianer ritten einst ganz unvermuthet in das nahe Feld hinaus. Der P. Joseph Brigniel, ihr Missionar, gab sich alle Mühe die Ursache dieses allgemeinen Hinausreitens zu erfahren, und brachte endlich von denen, welche zu Hause geblieben waren, heraus, daß ihre Landesleute heute im Sinn hätten, dem Teufel, ihrem Großvater, aus Palmzweigen und Reisern auf dem Felde ein Haus zu bauen (Groaperikie Leëriki); und daß dieses der Zweck ihrer Reise wäre. Unwillig über das abergläubische Vorhaben seiner Abiponer stieg er eilends auf sein Pferd, in der Absicht, dasselbe so viel möglich zu hintertreiben. Ein besser denkender Indianer führte ihn an den Ort, wo er die in der Eile aufgeschlagene Hütte, und das um dieselbe geschäftige Volk von weitem sehen konnte. Die Wilden, erschrocken über die unvermuthete Ankunft des Paters, hielten ihn iuständig, sich ja dem Hänschen nicht zu nähern, wenn er anders nicht von den Klauen ihres Großvaters, der unter demselben verborgen wäre, elendiglich zerissen werden wollte. Der Schwarzkünstler Haanettain kniete in der Hütte und brüllte bald wie ein Lieger, bald aber suchte er seine Stimme zu verändern, und ertheilte im Namen seines Großvaters, als welchen er vorstellte, verschiedene Antworten. Der Pater erkannte ihn an seiner Sprache, und verwies den Herumstehenden ihren gottlosen Aberglauben und ihre dumme Leichtgläubigkeit mit eben so viel Kühnheit als Nutzen: denn ich wüßte nicht, daß man noch in der Folge etwas von der Teufelsstätte gehört hätte.

Nicht bloß die Abiponer, sondern auch die benachbarten Mocobis, Tobas, Yapitalakas, Quaikurus und andere berittene Nationen in Chaco rühmen sich Enkel des Teufels zu seyn. Sie sind so abergläubisch als die ersteren, aber auch so dumm. Allein wie weit geben von ihnen die südlandischen Nationen ab, welche in dem magallanischen Lande herumstreifen! Alle glauben einen Teufel und nennen ihn Balichù. Ihrer Meinung nach giebt es der bösen Geister unzählige. Ihren Vorficher nennen sie El El; die gemeinen Teufel hingegen Quzabu. Allen aber trauen sie feindselige Gesinnungen wider das menschliche Geschlecht zu; halten selbe für den Ursprung alles Übels, und fürchten und verfluchen sie. Die Puelches, Picunches, und Moluches kennen Gott auch dem Namen nach nicht. Diese letzteren schreiben alles Gute, das sie genießen, oder das sie sich wünschen, der Sonne zu, und wenden sich deshalb stets an dieselbe. Als sie ein unfirger Missionar erinnerte, daß man Gott, weil er die Sonne so wie alles übrige erschaffen hat, ohne Zweifel auch mehr als die Sonne verehren müsse, versetzten sie: wir haben bis auf diesen Tag weder was herrlicheres noch was wohlthätigeres als die Sonne gesehen. Die Patagonier nennen Gott Soyebù, das ist ein Wesen, welches unsichtbar und aller Verehrung werth ist, und außer der Welt sich aufhält. Darum heißen sie die Verstorbenen Soyebubër, das ist, Menschen, welche bei Gott sind, und außerhalb der Welt leben. Sie scheinen mit den Gnostikern und Manichäern zweyerlei Principien zuzulassen, da sie Gott zum Urheber alles Guten, und den Teufel zum Urheber alles Übels machen. Diesen letzteren verehren sie zwar nicht, aber sie fürchten ihn ungemein. Wenn jemand unter ihnen erkranket, so glauben sie, er sey vom Teufel besessen. Deswegen tragen ihre Aerzte beständig eine mit Teufelsgestalten schrecklich bemahlte Trommel mit sich herum, und trommeln damit bei

bei der Liegerstätte der Kranken aus allen Kräften, um aus dem Körper des Patienten den Urheber der Krankheit, den Teufel, hinauszutreiben. Die Wilden in Chili wissen weder von dem Namen noch von dem Dienste Gottes etwas. Sie glauben an einen gewissen Lustgeist, den sie *Pillan* nennen, und im Kriege anrufen, auf daß er ihre Waffen segne. Nach dem Siege pflegen sie ihm mit einem festlichen Trinfelgelage ihren Dank abzustatten. *Pillan* bedeutet bei ihnen auch den Donner; während dessen sie gedachten Lustgeist am meisten verehren. Den Teufel, den sie *Alote* nennen, verabscheuen und verfluchen sie als den Zerstörer und Hintertreiber alles Guten von ganzem Herzen. Da sie nun das Leben für das größte aller Güter ansehen, so sagen sie, wenn unter ihnen jemand stirbt, der Teufel habe ihn geholet. Die Brasilianer und Quaranier nennen, den Teufel *Anã* oder *Anãnga*, und fürchten sich vor ihm unglaublich, weil er den Menschen auf so vielerlei Weise Schaden zufügen kann. Die alten Peruaner hießen ihn *Cupay*, und hielten ihn als den Urheber alles Unglücks dergestalt, daß sie allezeit, ehe sie seinen Namen aussprachen, ausspicien, um ihre Berachtung gegen ihn anzuzeigen. In Virginkien nennen die Wilden den Teufel *Oke*, und beten ihn an. Da andere benachbarte und zahlreiche Nationen der Wilden den Teufel eben so sehr fürchteten als verabscheueten, so begreife ich nicht, was denn die Abiponier bewogen haben mag, demselben den süßen und ehrwürdigen Namen ihres Großvaters beizulegen. Man muß aber auch wissen, daß es bei den Wilden eben nicht vieler Gründe und Beweisthümer braucht, um ihnen die größten Ungereimtheiten aufzubinden, und sie das Zweifelhafte als gewiß, und das Falsche als wahr glauben zu lassen. Ein schlaner Schwarzhändler darf ihnen nur etwas vorspiegeln, ein altes Weib einen Traum erzählen, dieses ist ihnen Grundes genug zu glauben, daß der Teufel

D 3

ih

Ihr Großvater ist, oder was sonst noch Widersinnisches erdacht werden kann, und, wenn man will, darauf zu schwören. Hunderterlei Meinungen haben sie von ihren Vätern geerbet; und dieses unwissende Volk hält darüber eben so fest, als wir auf die apostolischen Sagenen unsers Glaubens halten.

Noch ist uns übrig zu untersuchen, warum die Abiponer die Plejades das Siebengestirn, oder die Gluckhenne, für das Bild ihres Großvaters ansehen. Ich kann hierüber nichts als Vermuthungen anführen, weil es mir schlechterdings unmöglich war, von den Abiponern oder den amerikanischen Geschichtschreibern etwas Gewisses herauszubringen. Diese sieben in dem Stierkopf befindlichen Sterne heißen bei den Lateinern Vergiliae (Frühlingssterne) Borborhen des Frühlings und des Regens. *Navita quas Hja-des grajus ab imbre vocat* sagt Ovid (5. fast.) (Die Sterne, welchen die griechischen Schiffer vom Regen den Namen Hja-des beigelegt haben.) Nach der Lehre der Dichter sind die sieben Töchter des Euforg die Elektra, Halcyone, Celano, Merope, Asterope, Taygete und Maja, weil sie den Bacchus auf der Insel Naxos erzogen hatten, vom Jupiter unter die Sterne versetzt und Plejades genennet worden. Wie, wenn jemand auf den Gedanken verfiel, daß die Abiponer als außerordentliche Liebhaber vom Zusammenrinken diese sieben Sterne zu Gegenständen ihrer besonderen Verehrung von darum gemacht haben; weil von diesen einst Bacchus erzogen worden ist! Allein dieser drollichte Einfall schickt sich eher zu einer gesellschaftlichen Unterhaltung als in eine Geschichte. Von gleichem Scherz und Korn ist auch folgende Muthmassung eines Spaniers. Die Plejades, sagte er zu mir, nennen wir Spanier *las cabrillas*, die Ziegen. Da nun die Rabler den Teufel auch mit Hörnern in einer Widdergestalt darzustellen pflegen, so mögen wohl

wohl die Ahipaner diese Ziege oder die Plejadas für das Bild ihres Großvaters, des Satans, gehalten und folglich ihrer Verehrung werth geachtet haben. Mir gefiel dieser Schwanz, weil er wirklich lustig, wenn gleich nicht im geringsten wahrscheinlich ist. Dies aber finde ich bemerkungswürdig. Von so verschiedenen Völkern wir auch wissen, daß sie bald die Sonne, bald den Mond, bald allerlei Sterne angebetet haben, so finden wir dennoch in der h. Schrift nicht einen Buchstaben von irgend einer gottesdienstlichen Verehrung der Gluckhenne; es wäre denn, daß jemand behauptete, diejenigen Völker hätten sich dem Dienste der Gluckhenne ergeben, von welchen es Deuteron. 17. K. 3. B. heißt: — — Damit sie hingiengen und fremden Göttern dienten, und sie anbeteten, die Sonne, den Mond und das übrige himmlische Heer. (Omnem militiam caeli;) — — denn der h. Hieronymus glaubt, daß unter dem himmlischen Heere alle Gestirne, und folglich auch die Sterne der Gluckhenne verstanden werden. Daß Salomon dem Planeten Istar, das ist der Venus, der Göttinn der Sidonier, nachdem er bereits von der Liebe zu seinen Weibern bestrahlt war, einen Tempel erbauet habe, wird gleichfalls in der göttlichen Schrift gemeldet.

Wenn ich alles genau abwäge, so halte ich für das Wahrscheinlichste, daß die Erkenntniß und die Verehrung der Gluckhenne von den ältesten Peruanern, von denen Südamerika größtentheils beherrscht und unterrichtet wurde, auf die Wilden in Paraguay gekommen ist. Denn ob sie gleich einen Erschaffer und Erhalter aller Dinge Pachacamac genannt, welcher nach der Bedeutung dieses Wortes der Welt das Leben gegeben hat, verehrten, so sollten sie dennoch auch das Meer, die Felsen, die Bäume, und, was hier das vorzüglichste ist, die Gluck-

Gluckhenne angebetet haben, welche sie damals in ihrer Sprache Colca nannten. Ihr nachmaliger Beherrscher und vorzüglicher Gesetzgeber Ynca Mancocapac (er war bei ihnen das, was Romulus Ruma bei den alten ungebildeten Römern war) setzte zu den alten Gebräuchen des Aberglaubens neue hinzu, und befohl der Sonne als dem herrlichsten und wohlthätigsten Gestirne göttliche Ehre zu erweisen. Zu Cusco, der damaligen Hauptstadt in Peru, ließ er der Sonne einen der prächtigsten Tempel erbauen, dessen Wände mit Goldplatten überziehen, und selben von oben bis unten mit goldenen Säulen ausschmücken. In der Mitte des Tempels stellte er das Bild der Sonne mit ihren Strahlen von purem Gold gegossen auf, so daß ihr majestätischer Glanz aller Augen blendete, und aller Herzen mit ehrerbietigen Empfindungen erfüllte. Dieser Sonne allein opferten und leisteten sie einen eigentlichen Gottesdienst, wiewohl sie auch dem Mond, den sie für die Gemahlinn der Sonne, und gewissen Sternen, die sie für Aufwärterinnen des Mondes ausgaben, silberne Altäre errichteten, und eine Art minderer Verehrung zuerkannten. Unter diesen Gestirnen aber schätzten, und verehrten sie besonders die Gluckhenne, ob wegen ihrer wunderbaren Lage oder ihres herrlichen Glanzes weiß ich nicht: denn auch (Job. 38 R.) wird die Gluckhenne von Gott selbst vor den übrigen Sternen ihres Glanzes wegen gerühmet. *Micantes stellae Plejades.* Nachdem sich die Spanier Peru mit Gewalt unterjochet, und den Incas die Regierung aus den Händen gewunden hatten, flüchteten sich die Peruaner, um sich jener ihrer furchtbaren Dienstbarkeit zu entziehen, nach allen Seiten hin. In diesem Zeitpunkte ist es glaublich, daß ihrer nicht wenige in das benachbarte Lufuman und von dort in die angrenzenden Wäldern in Chaco gezogen sind, und den wilden Bewohnern derselben nebst anderem Aberglauben auch eine religiöse Verehrung

chung der Gluckhenne eingefloßt haben. Sehen wir nun, daß die Abiponer durch die Anleitung dieser Fremden zur Erkenntniß dieses Gestirnes gekommen sind: so wird man uns den Einwurf machen. Da die Abiponer in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort für die Gottheit haben; und den Teufel als ihren Großvater erkennen, warum haben sie von den Peruanern nicht Gott zu nennen und zu verehren, den Teufel hingegen zu hassen und zu verachten gelernt? Gewiß haben jene gegen den Gott Pachacamac, welcher der Welt das Leben giebt, eine so tiefe Ehrfurcht geäußert, daß sie es für eine Sünde hielten, seinen Namen ohne eine sehr wichtige Ursache auszusprechen. So oft sie aber denselben ansprachen, so geschah dieses allemal mit einer ungemainen Ehrerbietung: denn sie hoben die Schultern in die Höhe, neigten das Gesicht abwärts gegen die Erde, verschlossen ihre Augen, legten ihre rechte Hand flach auf die rechte Schulter mit einer gewissen Andacht, und warfen der Luft ihre Knie zu, um dadurch den höchsten Grad ihrer gränzenlosen Ergebenheit gegen Gott auszudrücken. Den Teufel hingegen das ist den Cupay verachteten sie, wie ich kurz vorher gemeldet habe. Warum, wird man also einwenden, haben die Ankömmlinge aus Peru den Abiponern nicht auch die Verachtung des Teufels beigebracht, wenn sie diese in dem Dienste der Plejaden unterrichtet haben? Allein man saugt von andern immer eher das Böse ein, als das Gute, so wie die Gesunden von den Kranken weit leichter angesteckt, als diese von jenen geheilet werden. Besteht man aber hartnäckig darauf, daß die Erkenntniß der Abiponer von der Gluckhenne in Peru nicht ihren Ursprung habe, so will ichs auch dabei bewenden lassen. Was hindert uns aber anzunehmen, daß selbe einst aus dem benachbarten Brasilien in Paraguay gekommen ist? Denn wie Jakob Kabbel, der sich einige Jahre bei den Tapuiyas, einer wilden

Q 5

wilden und einst zahlreichen Nation in Brasillen, aufgehalten hat, bezeuget, so haben diese Wilden den Aufgang der Gluckhenne ganz besonders gefeyert, und den Sternen derselben wie einer Gottheit mit Singen und Tanzen eine Art Gottesdienst erwiesen. Da es dem Forscher hierin falls an Urkunden mangelt, woraus sich etwas Zuverlässiges herausbringen ließe, so mußte ich mich mit Vermuthungen, Meinungen und Wahrscheinlichkeiten begnügen, um von dem Teufel, dem ehrlosen Großvater der Abiponer, und der Gluckhenne als dessen Bild doch etwas gesagt zu haben.

## Fünftes Hauptstück.

Von der Eintheilung der abiponischen Nation, ihrer Entvölkerung, und der vornehmsten Ursache derselben.

Bei den Wilden eine bürgerliche Verfassung auffuchen heißt des Zirkels Viered, oder im Winkstein Wasser finden wollen. Erpicht auf ihre alte Freyheit lebten die Abiponer allzeit ununterjocht und gänzlich unabhängig. Sie ließen sich von niemanden etwas vorschreiben; und kannten überhaupt kein anderes Gesetz als ihren Willen. Dieß ist ganz unwidersprechlich. Nichtsdestoweniger behalten auch die wildesten Indianer, nach Art der Vögel, Ameisen und der Thiere überhaupt, welche von gewissen jeder Thierart eigenen Naturtrieben geleitet werden, gewisse Ueberlieferungen ihrer Nation, die von ihren



ren Vätern auf sie gekommen sind, auch ist noch unverändertlich bei, und beobachten sie wie Geseze. Nun habe ich von ihren politischen, ökonomischen und militärischen Einrichtungen, von ihren Sitten und Obrigkeiten zu sprechen. Diese Materie hat für mich ungleich weniger Schwierigkeiten, weil ich hierbei bloß von Gegenständen schreibe, die ich gesehen habe, und nicht erst wie bei dem Aberglauben der Wilden mühsame Betrachtungen anstellen muß um einige Vermuthungen darüber zu erhellen. Die Quellen und Ursachen dieses letzteren liegen in ihrem Herzen verborgen, ohne daß man auch nur etwas Wahrscheinliches davon herausbringen könnte, weil sie der Stumpfheit ihres Verstandes wegen sich nicht im geringsten darüber ausdrücken im Stande sind.

Die ganze Nation der Abiponer ist in dreyerlei Stämme eingetheilt: in die Riikahè, welche sich auf freyen offenen Feldern aufhalten; in die Nakaigetergehè, welche die Schlupfwinkel der Wälder zu ihrem Aufenthalt machen; und die Jaaukanigà, welche einst eine besondere Nation ausmachten, und eine besondere Sprache redeten: aber im vorigen Jahrhundert von den Spantern, auf einem Streifzug wider diese, aus einem Hinterhalte überfallen, und beinahe gänzlich ausgerieben worden sind. Die wenigen Ubriggebliebenen, das ist, die Kinder und Wittwen der Erschlagenen gesellten sich zu den Abiponern dergestalt, daß durch die wechselweisen Verheurathungen aus beiden Nationen eine wurde, und die alte Sprache der Jaaukanigà gänzlich aufhörte. Alle diese Stämme haben einerlei Lebensart und Sitten, und auch, wenige Wörter ausgenommen, durchaus einerlei Sprache. Zum Erstaunen ist es, mit welcher Eintracht und mit welcher unwandelbaren Treue sie zu Werke gehen, so oft sie es wider die Spanter aufzunehmen haben. Gegen diese

trau

tragen sie als gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde einen unversöhnlichen Haß; und suchen sich mit vereinigten Kräften ihres Joches zu erwehren. Ubrigens hindert sie weder das Band der Freundschaft noch die Verwandtschaft des Bluts jeden Anlaß zum Krieg begierig zu ergreifen und weil sie schlechterdings keine Unbill ertragen können, vielmal untereinander blutige Niederlagen anzurichten. Diese Brüdergesichte und oft mehrere Jahre hindurch mit verschiedenem Erfolge fortgeführten Kriege werde ich an seinem Orte erzählen.

Bei einigen Abiponern ist die Vielweiberei, bei mehreren die Ehescheidung im Gebrauche, so wie bei den übrigen Wilden in Amerika. Bei allem dem sind sie nichts weniger als zahlreich; denn die ganze Nation besteht aus nicht mehr als ungefahr 5000 Köpfen. In dieser Abnahme und geringen Zahl sind theils die inneren Kämpfe, theils die Streifzüge wider auswärtige Feinde theils die Pocken und Kinderpest und nicht selten, wer soll das glauben? die Grausamkeiten der Mütter gegen ihre eigene Kinder Schuld. Die Ursache dieser Kammenscllichkeit ist diese. Die Mütter pflegen ihre Kinder bis in das dritte Jahr zu säugen. Während dieser Zeit haben sie mit ihren Männern nichts zu thun. Die letzteren aber werden zuweilen des langen Säugens überdrüssig und sehen sich um ein anderes Weib um. Um also nicht ihre Männer zu verlieren tödten die Mütter ihre Kinder gleich nach der Geburt. Zuweilen erwarten sie auch diese nicht, sondern treiben sich die Frucht noch im Mutterleib durch gewaltsame Mittel ab. Sie wüthen wider dieselbe, um sich nicht den Beschwerlichkeiten des Säugens unterziehen zu müssen, und dadurch ihren Männern unnütz oder verhasst zu werden. Sie fürchten sich, so lange ihr Mann noch bei Leben ist, Wittwen zu werden; aber  
 sie

ſie erdſehen nicht ſelbſt die Ueher an Grausamkeit zu übertreffen. Ich habe eine ſtarke breiſſchulterichte Mohorinn, die Gefangene eines Abiponers, gekannt, von welcher die Rede gieng, daß ſie ſich bei dem unruhmliehen Geſchäfte, den wilden Müttern die noch unreitige Frucht aus dem Leibe herauszureißen, ſehr oft habe gebrauchen laſſen. Wir erinnerten deßwegen ihren Herrn, der bereits geſtaubet, und überhaupt ein Mann von den beſten Sitten war. Er geſtand die That ſeiner Gefangenen ſogleich ein, aber er verſicherte uns, daß er ſelbe nie für unrecht gehalten habe, weil ſie bei ihnen von jeher üblich war. Seit der Zeit, daß er mittelſt unſeres Unterrichts wußte, wie ſehr dieſe Handlung den göttlichen und menſchlichen Geſetzen zuwiderliefe, hätte er ſelbe nicht mehr geduldet; und verſprach uns, daß er ſie auch in Zukunft nie dulden wolle. Die Mütter ſchonen lieber und öfter der weiblichen Frucht als der männlichen, und dieß war aus einem ſchmerzigen Eigennutz, indem ſie ihren erwachſenen Söhnen ein Weib kaufen mußten, ihre Töchter aber, ſobald ſie beirathsmäßig ſind, an einen Mann um was immer für einen Preis verkaufen können.

Hieraus ergiebt ſich der Schluß, daß bei der abiponiſchen Nation das weibliche Geſchlecht zahlreicher als das männliche ſeyn muß, theils weil die Mütter die weibliche Frucht ſeltner tödten, theils, weil die Weiber bei den Scharmäzeln, welche ſo vielen Männern das Leben koſten, nicht mißſechten, und theils auch weil ſie von Natur die Anlage haben länger zu leben als die Männer. Bei hundert Männern ſieht man ein ganzes Gefolg von Weibern. Eine Horde von Männern mag noch ſo klein ſeyn, man wird immer darin eine unendliche Menge Weiber von verſchiedenem Alter, auch hundertjährigen, antreffen. Es irren daher nicht wenige

wenige Schriftsteller, welche die geringe Anzahl der igtigen Amerikaner ohne Bedenken der Sprachen der Spanier inschreiben, da doch die Ursache davon größtentheils in der Grausamkeit der kinderwörderischen Amerikanerinnen liegt. Wir wenigstens, die wir unsere Tage unter den Abiponern verlebt haben, rechneten das Weib immer zu den gutartigen, welches zwei oder drei Söhne erzogen hatte. Allein solcher Weiber zählt die ganze abiponische Nation so wenige, daß man alle ihre Namen auf einen Ring schreiben könnte. Ihr vornehmster Cacique Debayakaikin hatte vier Söhne; der Kain Jaaukaniga hatte eben so viele, allein jeden von einem anderen Weibe. Ich kannte andere Weiber, welche, wie die allgemeine Sage gieng, alle ihre Kinder bei der Geburt getödtet haben, ohne daß jemand diesen Kindermord gehindert oder bestraft hätte. So ungeahndet werden die Verbrechen verübet, sobald sie allgemein verübet werden; als wenn sie darum aufhörten Verbrechen zu seyn oder weniger strafbar wären, weil sie durch die herrschende Gewohnheit öffentlich im Schwange gehen. Wenn ein Kind an einer Krankheit stirbt, so weinet und klaget die Mutter ganz erbärmlich; ihre neugebohrne Frucht hingegen schmettert sie mit heftiger Stirne wider die Erde, oder nimmt ihr auf eine andere Art das Leben, das sie vielleicht hoch gebracht hätte. Daß eine so mütterliche Zärtlichkeit gegen die verstorbenen Kinder neben einer so barbarischen Unmenschlichkeit gegen die lebenden bestehen könne, dürfte Europäern eben so unglaublich scheinen, als es uns gewiß und ungetrübelt ist. Nachdem wir aber durch unseren Unterricht den Abiponern Achtung und Folgsamkeit gegen das göttliche Gesetz eingeblöset hatten, so verlor sich allgemach diese grausame Gewohnheit. Nun triefeten die Hände der Mütter nicht mehr von dem Blute ihrer Söhne; sondern sie trugen ihre theuren Pfänder auf ihren Armen ihren freudigen Männern entgegen

gegen

gegen, ein angenehmes Schauspiel für die abiponischen Väter! Dieß ist die Frucht, und der Triumph der Religion, welche der Erde wie dem Himmel Einwohner giebt: denn nachdem wir die Blutschuld und die Ehescheidungen abgeschafft, dem gräßlichen Kindermord Einhalt gethan, und dem willkührlichen Fruchtabtreiben durch die Lehre des Christenthums einen Damm gesetzt hatten, so sahen die Abiponer mit Frohlocken, daß sich ihre Nation durch den Zuwachs sowohl an männlichen als weiblichen Sproßlingen ins Unglaubliche vermehre. Je pflücklicher die Europäer die göttlichen Gesetze beobachten werden, desto mehr werden sie die Bevölkerung in ihren Provinzen zunehmen sehen, zum Vortheile des Ackerbaues und der Künste, und zur Vertheidigung des Vaterlandes; denn daß die Wollüste, die wüthenden Erbitterungen, die Trunkenheit und die übrigen Laster, welche die Religion verbietet, den Keim einer zahlreichen Nachkommenschaft theils ersticken und theils zerstören, hat noch kein Vernünftiger geläugnet.

---

## Zwölftes Hauptstück.

Von den Obrigkeiten der Abiponer, Kapitänen, Caciquen, &c. und ihrer Regierungsform.

---

Einem Regenten, welcher über die ganze Nation eine oberste Gewalt auszuüben hätte, erkennen die Abiponer nicht. Sie theilen sich in verschiedene Haufen ein. Jedem derselben steht einer vor, welchen die Spanier den Kapitän oder Caciquen, die Peruaner Curaca, die Quaranier

ranier Abarubichà, die Abiponer aber Nelafoytà oder Capità nennen. Dieses Wort Capitan klingt in den Ohren der Amerikaner besonders herrlich. Sie glauben sich des vornehmsten Ehrenworts zu bedienen, wenn sie Gott oder den spanischen König Capitan latenc, oder Capitan quazù, das ist, den großen Kapitän nennen. Dieses Wort bedeutet aber bei ihnen nicht bloß die oberste Gewalt oder die obrigkeitliche Würde, sondern auch den Adel überhaupt. Alte Weiber in Lumpen, deren ganzer Reichtum in ihren Runzeln bestand, pflegten oft, um uns zu zeigen, daß sie nicht von gemeinen Eltern abstammten, mit vielem Stolz zu sagen: Aym Capità, ich bin eine Kapitänin, das ist, ich bin vom Adel. Ich erstaunte, als ich die Wilden mitten in den dicksten Wäldern von Mbaevera, und entfernt von allem Umgange mit den Spaniern ihre Caciquen den Capità Roy, den Capità Tupanchichù, den Capità Veraripochiritù nennen hörte, ohne daß sie sich des Wortes Abarubichà aus ihrer Muttersprache bedienten. So allgemein ist dieses Wort Capitan bei allen Wilden geworden, so ehrenvoll dessen Bedeutung. Wenn einem Abiponer ein gut gekleideter Spanier begegnet, dieser mag ohne Adel und von der gemeinsten Herkunft seyn, so wird ihn jener sogleich ohne Bedenken einen Kapitän nennen. In Europa macht die Mönchskutte noch keinen Mönchen, in Amerika aber wird wenigstens nach dem Urtheile der Abiponer zum Adel weiter nichts als ein prächtiges Kleid erfordert. Wollen doch auch die gemeinsten Spanier auf dem Lande in Paraquay Kapitäne heißen. Sie setzen auch wirklich ihre ganze Glückseligkeit darein. Wer sie nicht mit diesem Worte anredet, der wird von ihnen sauer angesehen, und nicht die geringste Gefälligkeit, oder einen Tropfen Wasser, verschmachtete er auch vor Durst, erhalten. Von eben dieser rasenden Titelsucht sind

sind auch die Christlichen Quaranier, wie von einer Pest, angesteckt. Sie thaten durch zwey oder drey Jahre in dem königlichen Heere unverdrossen Dienste, und glaubten sich für die Beschwerlichkeiten und das Ungemach, das sie im Kriege erduldet, und für die Wunden, die sie empfangen hatten, hinlänglich belohnet, wenn sie nach Erzugung des Feldzuges, von dem königlichen Statthalter mit dem Kapitänstab und Range belohnet, in ihre Kolonie zurückkehrten. Sie mögen auf dem Felde oder in der Werkstätte arbeiten, und mit blossen Füßen herumgehen, so tragen sie dennoch immer den Kapitänstab mit einer gewissen Prahlerey an der Hand mit sich, und sehen sich dabei stolz herum. Bei ihrem Leichenbegängnisse wird dieses hölzerne Ehrenzeichen der Kapitäne auf ihre Bahre gelegt. Einer von ihnen, der bereits dem Tode nahe war, und die letzte Delung empfangen sollte, zog seine Festschellen mit den großen Spornen an, nahm einen Kapitänstab in die Hand und erwartete so die Ankunft des Priesters, und selbst den nahen Tod, gleichsam als wenn er diesen hätte schecken wollen. Als sich die Herumstehenden über den sonderbaren Anzug des Sterbenden verwunderten, antwortete er mit allem Anstand und Ernst: ein Kapitän müsse so sterben. So einen hohen Begriff verbinden die Amerikauer mit dem Worte Kapitän. Die Benennung Cacique zeiget das Männliche an, und ist ursprünglich in Ostindien zu Hause, wo er einen Vorsteher der Mahumedaner bedeuert, wie unser P. Rassei in seiner Geschichte von Indien an verschiedenen Orten meldet.

Bei den Christlichen Quaraniern in den Kolonien ist der Name und der Rang des Caciquen auch jetzt noch erblich. Sie sind hierinfallt dem Gebrauch getreu geblieben, den sie einst in den Wäldern beobachtet haben. Wenn der Cacique stirbt, so folgt ihm ohne Widerspruch

II. Theil.

der älteste Sohn in seiner Würde nach; ohne daß dabei auf seinen Verstand oder Charakter geachtet würde. Bei den Abiponern erbt gleichfalls der älteste Sohn die Stelle seines Vaters doch mit diesem Bedingnisse, daß er ein rechtschaffener, kriegerischer, edelgesinnter und seines Vorsteheramtes würdiger Mann seyn muß. Ist er raub, feige, von schlechten Sitten, so wird er abgewiesen und ohne Weiters ein anderer, den sie dieser Stelle werth halten, zum Caciquen erwählt, wiewohl dieser mit seinem Vorgänger nichts weniger als verwandt war. Dieses habe ich öfters gesehen. Einst blieb Ychamenkaikin, der vornehmste Cacique von S. Hieronymus, in einem Treffen. An seine Stelle setzten die Abiponer seinen Enkel Raachik, und nicht seinen Sohn Kiceinkè; weil sie ihn, ungeachtet er bereits ein gefeselter Mann, tapfer, behende vom Körper, und scharfsinnig vom Verstande war, für einen Lügner hielten, und darum verabscheueten, als wenn sie sich nicht alle auf das Lügen besser noch als alle Kretenser verstünden. Der Cacique Debayakaikin, welcher theils wegen der Menge seiner Leute, und theils wegen seiner berühmten Thaten den Vorrang vor allen Caciquen behauptete, kam einst in einem Scharmügel um das Leben, und hinterließ vier Söhne, deren er einen jeden, wie ich schon gesagt habe, mit einem andern Weibe erzeugt hatte. Keiner von ihnen wußte sich das Zutrauen des Volkes zu erwerben. Eine Parthey wählte sich den Revachigi, die andere aber den Oaherkaikin (beide waren von niedriger Herkunft, aber durch ihre Thaten berühmt) zu ihrem Anführer. Hieraus erhellet, daß die Würde eines Caciquen bei den Abiponern zwar erblich ist, aber daß dabei doch immer auf die persönlichen Verdienste des Nachfolgers und die Stimme des Volkes viel ankommt. Diesen Gebrauch der wilden Abiponer wird hoffentlich kein Europäer für eine Wirkung ihrer Wildheit ansehen, indem derselbe einst



elast bei vielen gestifteten Nationen eingeföhret war; denn der Würdigste wird, wie Tacitus schreibt, nur durch die Wahl entdeckt, \*)

Wiewohl, die Wahrheit zu sagen, ein von den Abiponern erwählter Cacique so wenig Ursache hat sich zu freuen, als der Ubergangene sich zu beklagen oder den andern um seine Würde zu beneiden, indem jener dadurch nichts gewinnt, und dieser nichts verliert. Der Name eines Caciquen klingt bei den Abiponern zwar prächtig, aber er ist mehr zur Last als zur Ehre, ist mit vieler Gefahr verbunden und niemals einträglich. Nach einem alten Sprichwort ist es besser des Hasen Kopf als des Löwen Schwanz zu seyn: aber wie auch nur ein einziger nach der Ehre, der Abiponer Haupt zu seyn, sich bestreben kann, begreife ich noch nicht. Sie verehren ihren Caciquen weder als ihren Herrn, noch beweisen sie ihm durch Abgaben oder sonstige Dienstleistungen ihre Unterthänigkeit. Sie erkennen ihn weder als ihren Richter noch als Schiedsmann; noch räumen sie ihm das Recht, die Schuldigen zu bestrafen, ein. Betrunkene werden oft von Betrunknen erschlagen. Aufgebrachte Weiber verwunden einander nicht selten bei ihren Zänkereyen. Ruhm- und raubbegierige Jünglinge treiben oft den Spaniern, ungeachtet die Nation mit ihnen ein Friedensbündniß eingegangen hat, ganze Schaaren Pferde weg; und erschlagen heimlich nicht wenige Leute dieser Nation. Der Cacique weiß alles das, aber er darf kein Wort dazu sagen. Würde er ihnen wegen ihrer Frevel, die sich aber die Wilden zur Ehre und zum Verdienst anrechnen, nur die geringsten Vorwürfe machen, so würde er in dem nächsten öffentlichen

---

\*) Optimum quemque electio invenit. . . . .

Erfolgslage seine Unvorsichtigkeit theuer bezahlen müssen. Man würde ihn mit Häuten züchtigen, und öffentlich für einen Feind der Spanier, und für einen trägen und um seine Leute wenig bekümmerten Müßiggänger ausschreien. Der Ychamenraikin bei den Riickahé und der Naré bei den Jaaucanigas haben dieses, ungeachtet sie die vornehmsten Caciquen waren, leider! oft genug erfahren. Wie oft haben sie nicht aus der Schufterversammlung aufgeschwollene Augen, einen Kopf voller Beulen, blaue Backen, und ein Gesicht mit allen Farben wie einen Regenbogen nach Haus gebracht!

Allein obgleich die Abiponer in ihrem Caciquen weder ihren Richter fürchten, noch ihren Herrn verehren, so folgen sie ihm dennoch wie Kriegskameraden als ihrem Führer und Kriegsbefehlshaber, so oft der Feind angegriffen oder zurückgeschlagen werden soll: ungeachtet sich viele auch hierinfallt nicht nach ihm richten wollen, weil man dem Caciquen mehr wegen seines Ansehens im Nachbargeben als wegen seiner Macht zu befehlen Gehör giebt; wie sich Cäsar von den alten deutschen Fürsten ausdrückt. Sobald sich das Gerücht, daß der Feind im Anzuge ist, verbreitet, sobald ist es die Pflicht des Caciquen für die Sicherheit seiner Krieger zu wachen; den Waffenvorrath zu vermehren, die Pferde von den entfernteren Weiden in ein sicheres Ort bringen zu lassen, Wächter und Rundschaffer nach allen Seiten hin auszuschicken, und sich bei seinen Nachbarn um Bundesgenossen, und Unterstützung zu bewerben. Soll das Treffen mit dem Feinde angefangen werden, so reitet er den Seinigen vor, und stellet sich vor die Fronte der Schlachtordnung, die er formiret, weit weniger um die Zahl der Feinde als um die Standhaftigkeit seiner Leute bekümmert. So wie bei einer Schaar Vögel, wenn einer davon niedergeschossen wird, alles davonsteht, so

so lassen auch die Abiponer, sobald einige unter ihnen getödtet oder verwundet sind, ihren Anführer im Stich, und flüchten sich mit ihren pfeilschnellen Pferden spornstreichs, wohin sie nur immer können. Ihre Rettung liegt ihnen weit mehr am Herzen als der Sieg. Allein, der lieben Wahrheit zur Steuer, muß ich auch bekennen, daß es dieser Nation keineswegs an Helden mangelt. Viele setzten noch mitten unter den Leichen ihrer Brüder unerschrocken bis auf den letzten Tropfen ihres Blutes, so, daß sie, in demselben schwimmend, von den häufigen Wunden auf eben dem Fleckchen todt niedersinken, auf welchem sie im Anfange des Gefechtes gestanden hatten. Ruhmbegierde, wütende Rachsucht, und die Verzweiflung entkommen zu können, floßen auch den von Natur Zaghaften einen Muth ein, den Lacedämon bewundern würde, und den Europa allen seinen Kriegern wünschet.

Ubrigens wollen sie wegen ihrer außerordentlichen Liebe zur Freyheit und zum Herumschweifen Herren für sich und durch nichts an ihren Caciquen gebunden seyn. Ohne seine Erlaubniß einzuholen, oder seinen Unwillen befürchten zu müssen zieht ein jeder mit seiner Familie überall hin, wo er immer will, und gesellet sich zu einem anderen Caciquen. Wird er des zweyten überdrüssig, so lehret er ungehindert wieder zu dem ersten zurück. Dieß geschieht alle Tage, und wird nur dem sonderbar vorkommen, der den flüchtigen Geist und die Wandelmüthigkeit der Indianer nicht kennt. Unzuverlässige und unbekannte Leute dürfen nur ein Gerücht austreuen, daß der Feind nur noch wenige Tagereisen von ihrem Aufenthalt entfernt sey. Mehr brauchen sie nicht. Mehr um ihr Leben als um ihre Ehre besorgt werden sie sogleich ihrem Caciquen den Rücken zukehren und sich in ihre bekannten Schlupfwinkel verbergen. Um aber nicht das Aussehen zu haben, als entliefen oder

fürchteten. sie sich, so sagen sie, sie gehen auf die Jagd. Wir Priester mußten daher die neuen, fast immer von ihren wehrhaften Einwohnern verlassenen Kolonien wider die häufigen Angriffe der Wilden allein verteidigen; freylich nicht durch die Gewalt unserer Waffen sondern durch List und Drohungen. Wenn die Gefahr oder der Schrecken vorbei ist, so lehren diese flüchtigen Helden zu ihren Mitbewohnern zurück, ohne daß man ihnen den Vorwurf einer Jagdbastigkeit machen dürfte, obgleich jedermann weiß, daß sie die Furcht weggehen und die Sicherheit wiederzunehmen vermocht hat.

Fällt es einem Caciquen ein, einen Streifzug wider Feinde zu thun, so wird ein öffentliches Trinkgelage angesetzt. Sobald die dabei anwesenden von dem Hoviggotranke erhitet sind, so versprechen sie dem Caciquen, der sie zum Krieg einlädt, auf das bereitwilligste ihm in seinem Vorhaben beizustehen; und tanzen unter lautem Freudengeschrey über den Sieg, ehe sie ihn noch erfochten haben. Aber was zum Erstaunen ist, sie halten alles, wenn sie wieder nüchtern sind, mit gewissenhafter Pünktlichkeit, was sie im Rausche verheißen haben. So viel Gewalt hat man über ihren Willen, wenn man ihre Lehle nehet. Daß Liebe Gegenliebe, und die Freygebigkeit Freunde erzeuge, sind in Europa bekannte Sprichwörter, deren Wahrheit wir bei den Abiponern durch eine vieljährige Erfahrung bestätigt fanden. Derjenige Cacique wird die meisten, folgсамsten und ihm ergebensten Leute unter sich haben, von dem keiner eine abschlägige Antwort erhält. Sanfte Worte, freundliche Mienen, und Versicherungen des Wohlwollens machen bei einem Wilden keine Wirkung, wenn selbe nicht mit wirklichem Wohlthun verbunden werden. Sie pflegen von dem Caciquen alles zu begehren, was

was ihnen in den Sinn oder in den Mund kommt; weil sie fest der Meinung sind, daß er ihnen alle ihre Forderungen zu gewähren vermöge seines Amtes verbunden ist. Thut er ihnen nicht nach ihrem Willen, so läugnen sie ihn rund weg, daß er ein Kapitän oder vom Adel ist, und geben ihm den schimpflichen Namen eines Waldindianers: Acami Lanaſaik. Der Cacique unterscheidet sich durch kein äußeres Ehrenzeichen von seinen Untergebenen, weder in den Waffen noch in der Kleidung, außer daß er meistens alte und abgenutzte Kleider trägt: denn wenn er sich mit einem neuen und schönen Kleide, das erst von dem Weberstuhl seiner Gattin gekommen wäre, öffentlich sehen ließe, so würde ihn der erste, der ihm begegnete, mit aller möglichen Unverschämtheit zurufen: Tach caue grihilalgi, gib mir dieses Kleid. Schenkt ihm nun der Cacique dasselbe nicht auf der Stelle, so wird dieser von allen verachtet, verlacht, und als ein schmutziger Geizhals verspottet. Apalaik retà. Wenn sie zuweilen zu mir kamen in der Absicht, eine Sache von Belange von mir zu fordern, so strichen sie mit der Hand meine Schulter, und sagten mit einer sanften Stimme zu mir: Mein Vater, du bist ein großer Kapitän! Pay! Acami capitā latene. Durch diese ehrenvolle Benennung wollten sie mir auf eine höfliche Art zu verstehen geben, daß ein Kapitän keinem Menschen etwas abschlagen darf. Da ich also die Sachen, die sie verlangten, nicht bei der Hand hatte, und vielleicht selbst zu Amsterdam in allen Trödelbuden nicht gefunden haben würde, so versicherte ich ihnen gleich anfangs, daß ich kein Kapitän wäre, damit sie meine abschlägige Antwort nicht beleidigte, und sie selbe mehr meinem Unvermögen als meiner Katzheit zuschrieben. Allein ich predigte Tauben vor. Sie hielten unsere Entschuldigung für Ausflüchte, und schrien uns aus vollem Halse mit vielem Hohngelächter zu: Quemen oahargek!

quemou apalaik! O was bist du für ein Lügner! was bist du für ein Geizhals! Ich habe gesehen, daß diejenigen Caciquen immer die meisten Leute hatten, welche im Rauben glücklich und unermüdet, und laß von aller Mühseligkeit, alles ihr Haab mit einer verschwenderischen Freigebigkeit, unter ihre Untergebenen vertheilten. Den berühmten Caciquen Kaapetraikin und Kebachin ließ einst alles zu, weil sie sich durch ihre Thätigkeit und Geschicklichkeit im Rauben vor allen andern hervorgethan hatten. Als sie aber vermög ihres hohen Alters keinen Streifzug mehr mitmachen konnten, und folglich nichts mehr zu vertheilen hatten, so blieb in ihrer Genossenschaft außer ihren Blutsfreunden saß niemand.

Auch das dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, daß sich die Abiponer keineswegs weigern, sich auch von edlen Weibern regieren zu lassen, nach dem Beispiel der alten Britten, von welchen Tacitus in dem Leben des Agricola sagt: bei den Britten sey es gewöhnlich, unter der Anführung der Weiber zu sechten. Wirklich war bei ihnen zu meiner Zeit eine Frau, welche aus einem vornehmen Geschlechte abstammte, und von den Abiponern Nolaſeycate die edle Regiererin oder Kapitanin genennet wurde. Sie hatte einige Familien unter sich, und stand wegen ihrer hohen Geburt und der Verdienste ihrer Ahnen bei allen in Achtung. Die Könige von Spanien und ihre Statthalter erkennen den Adel der amerikanischen Caciquen, von was immer für einer Nation diese seyn mögen; und heißen sie in ihrer Sprache Herren, indem sie nach spanischem Gebrauch ihren Namen das Ehrenwort Don vorsezen, wie aus den königlichen Befehlen und Briefen erhellet. Es ist gleichfalls ein alter Brauch in ganz Amerika, soweit es unter Spanien steht, daß die Caciquen der Indianer, auch nachdem sie getauft sind, und dem Könige von Spa.

Spanien die Treue geschworen haben, ihre Vorrechte, die sie noch als Wilde über ihre Untergebenen ausgeübt hatten, beibehalten, und nach ihrem Tod ihren Nachkommen erblich hinterlassen. Dieses wird hauptsächlich bei den Quaranien beobachtet: doch stehen diese Caciquen und ihre indianische Unterthanen unter dem Capitán und übrigen Obrigkeiten des Fleckens, welche jährlich nach spanischem G. brauche am neuen Jahrstage erwählt, und von dem königlichen Statthalter bestätigt werden. In jedem dieser Flecken befinden sich mehrere Caciquen. Den fähigeren werden auch obrigkeitliche Aemter anvertrauet, damit man ihnen keinen Anlaß zu argwöhnen gebe, als verachtete man den indianischen Adel. In dem Flecken S. Joachin, worüber ich die Aufsicht hatte, zählten wir fünf Caciquen, nämlich den Don Ignaz Paranderi, den Don Michael Yeyú, den Don Markus Guirakerà, den Don Joseph Xavier und den Don Michael Yazuká, welcher mehrere Jahre das Amt eines Markthauptmanns (Corregidor, wie ihn die Spanier nennen) bekleidete. Ungeachtet er im Walde das Tageslicht erblicket hatte, so war er dennoch nicht nur ein eifriger Beobachter des Christenthums, sondern auch ein unerschrockener Vertheidiger desselben, und überhaupt über alles Lob erhaben. Dieß ist etwas äußerst seltnes und verdient daher unsere Bewunderung. Denn wir haben durchgängig die Caciquen dümmer und ungeschickter zu öffentlichen Amtsverrichtungen als die gemeinen Indianer befunden. So wahr das Sprichwort ist, daß die Adler wieder Adler erzeugen, so gewiß ist auch das andere: daß große Männer oft fleinsägige Kinder nach sich lassen. Wer soll es also den Abiponern zu einem Fehler anrechnen, daß sie oft mit Hindansetzung des Rechtes der Geburt sich ihren Capitán selbst wählen, welcher seine niedrige Herkunft durch den Glanz seiner persönlichen Verdienste im Kriege bedeckt. Eben diesen Grundsatz sollen



auch die alten Deutschen angenommen haben; denn wie Tacitus von den Sitten der Deutschen schreibt, so sahen sie bei ihren Königen auf den Adel, bei der Wahl ihrer Feldherrn aber auf das Verdienst.\*)

---

## Dreizehntes Hauptstück.

Von der Nahrung, den Reisen, und andern häuslichen Einrichtungen der Abiponer.

---

Die wilden Abiponer leben wie die wilden Thiere. Sie säen und erndten nicht. Der Feldbau ist ihre geringste Sorge. Von Naturtrieben, den Ueberlieferungen und ihrer eigenen Erfahrung geleitet, wissen sie genau, was für Erd- und Baumfrüchte und in welcher Jahreszeit sie von selbst wachsen; was es für Gattungen des Gewildes giebt, wo sie sich aufhalten, und wie sie gefangen werden müssen. Alle haben daselbst alles miteinander gemein. Bei ihnen gehören die Grundstücke, Flüsse und Wälder nicht, wie bei uns, jemanden ausschließungsweise zu, welcher sich das Recht zu jagen, zu fischen, Holz zu fällen, &c. allein zueignete. Was in der Luft fliegt, im Wasser schwimmt, in Wäldern und Feldern wächst und lebt, gehöret dem, der es am ersten nimmt, oder fängt. Von der Haue, dem Pfluge und der Art konnten die  
Abipon-

---

\*) Reges ex Nobilitate, Duces ex virtute sumunt.  
De moribus Germ. §. 7.



Abiponer nichts; Pfeile, Lanzen und Kolben sind nebst ihren Pferden die einzigen Werkzeuge, womit sie sich alles zu ihrer Nahrung, Kleidung und Wohnung Nöthige zusammensuchen. Da auf jedweden Boden nicht alles gedeiht, und jede Jahreszeit ihre eigenen Früchte hervorbringt, so können sie an einem Orte nicht lange bleiben. Sie ziehen daher aus einer Gegend in die andere, wo sie zu essen und zu trinken finden. In den Feldern wimmelt alles von Straußen und ihren Eiern, von Rebhen, Tigern, Löwen, allerlei Gattungen von Kaninchen, Rebhühnern und andern Amerika eigenthümlichen Thieren. An den Ufern der größeren Flüsse hingegen streifen eine Menge Hirschen, welche von den unsrigen in nichts unterschieden sind, herum. Eben so halten sich in den morastigen Orten nahe bei den Wäldern, dem Paradiese der Wildschweine, diese Thiere in unendlicher Menge auf. Die Wälder nähren ganze Schaaren von Elendthieren, Ameisenbären, Affen und Papageyen vorzüglich aber von Rebhühnern. In den überaus fischreichen Flüssen und Seen trifft man unzählige Wölfe, Hunde, Wasserschweine, Fischotter, Enten und Gänse an. Ich übergehe die ungeheuern Haufen Schildkröten, weil selbe weder von den Abiponern noch von den eingebornen Spaniern in Paraguay gegessen werden. Zu gewissen Zeiten suchen sie sich auch an den Ufern der Flüsse unzählig viele junge Wassersnaken zusammen, und halten sie für ein besonderes Leckerbissen. Aber hätten sie auch alles dieses nicht, so wird es ihnen doch nie an so vielen essbaren Baums Früchten und vortreflichen Honigkuchen mangeln. Bloss die verschiedenen Gattungen Palmbäume können ihnen Speise und Trank, Arznei, Wohnung, Kleidung, Waffen und, was sie sonst noch brauchen, geben. Unter der Erde und auch im Wasser wachsen Wurzeln, welche wenigstens den Hunger stillen. Das Johannesbrad, welches man in zweyerlei Gattungen den größten Theil des Jahres haben kann, läßt sich nicht  
nur

nur trocken essen, sondern auch zu einem sehr angenehmen Trank zubereiten. So wohlthätig hat die von ihnen verkannte Vorsicht für sie gesorget. So mag es auch umgekehrt im goldenen Zeitalter ausgesehen haben! Alles, was die Abiponer zum täglichen Unterhalt ihres Lebens brauchen, finden sie allenthalben mit geringer Mühe, kennen keine Münze und haben doch alles, was sie bedürfen. Trocknen bei einer langwährigen Dürre die Flüsse aus, so werden sie dennoch auch in den wüsten Gegenden unter den Blättern der Caraguata, wovon ich an einem andern Orte mehr gesagt habe, ihren Durst zu löschen, Wasser antreffen, oder kleine von einem wasserichten Saft strotzende Aepfel, welche mit den Melonen sehr übereinkommen und unter der Erde wachsen, aufsaugen. Manchmal graben sie sich auch mit ihrer Lanze mitten in dem ausgetrockneten Flußbeete einen Brunnen, woraus für sie und ihre Pferde hinlänglich Wasser hervorquillt. Der Spanier, der in diesen Wüsteneien reiset, verschmachtet vor Durst, weil er entweder diese Hilfsmittel nicht kennt, oder weil es ihm an Geduld gebricht, sich ihrer zu bedienen.

Da die Abiponer die nöthigen Lebensmittel nicht immer an einem Orte beisammen finden, oder selbe auf eine längere Zeit oder für eine große Horde nicht zu reichen, so befinden sie sich oft in dem Falle, ihre Wohnsitze ändern, und anderswohin ziehen zu müssen. Manhe Wege oder die große Entlegenheit der Gegenden scheuen sie von der Reise niemals ab; denn Männer und Weiber bedienen sich dazu ihrer stüchtigen Pferde, die es da selbst in unzählbarer Menge giebt: sie machen auch täglich damit ungeheure Strecken, wenn sie ihre Reise beschleunigen wollen. Ich werde hier die Ausrüstung ihres Pferdes und ihre Art zu reiten kurz beschreiben. Ihr Zaum ist aus Dachsenhorn mit vier rote ein Ross neben eins.

einandergelegten Querbölkchen, und auf beiden Seiten mit einem doppelten Riemen, dessen sie sich statt des Zügels bedienen, versehen. Ist haben aber die meisten schon eiserne, und thun außerordentlich stolz darauf. Ihre Sättel, welche wie die englischen oder noch besser, wie die Saumsättel aussehen, machen sie sich aus einer rohen Ochsenhaut, die sie mit Binsen füttern. Steigbügel sieht man bei ihnen fast gar keine. Die Männer springen auf das Pferd von dessen rechter Seite. Mit der rechten Hand halten sie den Zügel, mit der linken ihre ungeheure Lanze, und schwingen sich so mit beiden Füßen auf einmal in die Höhe, worauf sie auf den Rücken des Pferdes herabfallen. Eben so schnell springen sie auch vom Pferde herunter. Bei uns Europäern erregt diese Geschwindigkeit blos Bewunderung; bei ihnen aber hat selbe in ihren Scharmügeln vielen Nutzen. Sporne brauchen sie auch ist noch keine. Statt der Peitsche bedienen sie sich vier übereinandergelegter Flecken von Ochsenhaut, und bringen damit die Wildfänge oder widerspenstigen Pferde zum Laufen, weniger durch den Schmerz als durch den Schrecken, den sie diesen mit ihrem Geklapper verursachen. Die Sättel der Weiber sind von den Sätteln der Männer in nichts unterschieden, außer daß jene, weil sie für das Zierliche mehr eingenommen sind, die übrigen aus weißem Kuhleder machen lassen. Sie sitzen auf dem Pferde mit auseinander geschränkten Schenkeln wie die Männer, und machen in dieser Stellung, ohne sich einen Schaden zu thun, oft Reisen von mehreren Tagen. Indessen schreiben auch viele die unleidentlichen Schmerzen und die Schwierigkeit, mit der die meisten Weiber der berittenen Wilden gebähren, dieser nämlich Art zu reiten zu: denn durch das lange Sitzen auf dergleichen harten Sätteln wird das bei jungen Mädchen noch weiche Steißbein nebst den daran liegenden so zusammengedrückt und hart, daß es gar kein Wunder

Wunder ist, wenn sie hernach als Mütter so schwer und nie ohne Lebensgefahr entbunden werden. Dieses wollte ich auf Maratben eines in ganz Europa berühmten Arztes, meines Freundes, hier anmerken, um die europäischen Frauen, welche nach Art der Männer reiten, vor dieser gefährlichen Leibesübung zu warnen, und zu vermögen, daß sie in Ansehung ihrer Töchter ein gleiches thun, und diese aus eben dem Grunde weder zu lang noch zu hart sitzen lassen.

Wenn die abiponischen Weiber sich auf das Pferd setzen wollen, so schwingen sie sich von dessen linker Seite auf den Hals desselben bis fast an des Leibes Mitte, dann schränken sie ihre Beine voneinander und lassen sich an den Sattel hinab, um sich darauf ohne alle Küssen zu setzen. Sie reiten sich auch, wenn gleich die Reise mehrere Tage dauert, niemals wund. Hieraus mag man schließen, daß die Haut der Abiponer so hart wie eine Ochsenhaut seyn, und durch das tägliche Reiten ohne Küssen längst alle Empfindlichkeit verloren haben müsse. Wenn die Indianer lange ohne Sattel reisen, so reiten sie des Pferdes Rücken nicht selten wund, ohne daß sie sich selbst jemals wund ritten. Nun will ich meinen Lesern auch etwas von ihrer Art zu reisen, wenn sie mit ihren Familien anderstwhin ziehen wollen, erzählen.

Das Weib nimmt, außer dem Bogen und dem Köcher ihres Mannes, sonst allen ihren Hausrath, als Töpfe, Kürbisse, Kannen, Muscheln, ihr Schaaf- und Baumwollgespinnst, ihren Weberstuhl u. mit auf das Pferd. Alle diese Fahrnisse werden in große aus Wildschweinhäuten zusammengeadhte Felleisen, welche auf beiden Seiten von dem Sattel herabhängen, gepackt. Eben darin kommen auch ihre kleinen Hunde und Kinder, wenn sie welche hat, zu liegen. Außerdem hängt sie noch  
eine

eine wohl zusammengewickelte Binsendecke sammt zwey Stangen, um überall ein Gezelt aufschlagen zu können, und eine Ochsenhaut, um damit die Flüsse übersezen zu können, statt eines Rahmes an den Sattel zu beiden Seiten anzuf. Auch tritt kein Weib die Reise an, ehe sie ihr ungefehr zwey Ellen langes, aus dem härtesten Holze künstlich geschnitztes Holz, das wie eine Spachtel der Wandärzte in der Mitte rund, an den Enden aber breit ist, bei sich hat. Dieses Werkzeuchen dienet ihr die genussbaren Wurzeln aus der Erde herauszuscharren, die Früchte und dörren Nüsse zur Feuerung von den Bäumen herabzuschlagen, und den Feinden, wenn sie auf dem Wege angegriffen werden sollten, ihre Waffen und Hirnschädeln zu zerschmettern. Eine solche Last, die fast für ein Kameel zu schwer seyn dürfte, muß jedes Pferd, worauf eine Abiponerinn sitzt, tragen. Aber das ist noch nicht alles. Auf einem und ebendemselben Pferd sieht man oft zwey oder drey Weiber oder Mädchen reiten, nicht als wenn sie nicht genug Pferde hätten; denn diese haben sie im Ueberflusse, sondern weil sie wie die Europäerinnen geschworne Feindinnen der Einsamkeit und des Stillschweigens sind, und überaus gern miteinander kurzweilen. Da die meisten Pferde, wenn sie nicht dazu abgerichtet sind, mehrere Reiter auf ihrem Rücken nicht leiden wollen, so werfen sie oft ein Paar solcher hintereinander reitender Weiber ab, doch meistens ohne ihnen Schaden zu thun; außer daß diese auf der Erde wie die Schnecken herumkriechenden Amazonen von den Japjanern tödtlich ausgelacht werden, und unter wechselweisem Gelächter eben so oft wieder auf den groben Zeltler zu kommen trachten, als er sie hinabschleudert.

Der lange Zug der reitenden Weiber ist von Vorne, von Hinten und auf den Seiten von einer unendlichen Menge Hunde wie von Trabanten umgeben. Gg  
halb

bald sie auf dem Pferde sitzen, mustern sie dieselben. Mangelt aus der ungeheuern Schaare auch nur ein einziger, so hören sie nicht auf ihr Ne Ne Ne, womit sie ihren Hunden zu rufen pflegen, aus vollem Halse in einem fortzuschreien, bis endlich alle beisammen sind. Oft verwunderte ich mich darüber, daß sie es gleich bemerken, wenn unter so vielen Hunden auch nur ein einziger abgeht, wiewohl sie nicht einmal zählen können. Man darf ihnen aber ihre ängstliche Sorgfalt in Ansehung ihrer Hunde nicht verargen: denn diese sind auf der Reise ihre Ernährer und so zu sagen ihre Speisemeister; indem sie ihnen in der Aeh - Otter - und Straußenjagd den Dienst der Windspiele leisten, und folglich außerordentlich zu statten kommen. In dieser Absicht unterhält jede Familie eine Menge Hunde und zwar mit wenigen Kosten; denn Fleisch haben sie genug, indem sie Kopf, Herz, Lunge und Eingeweide des geschlachteten Viehes, von welchem allen die Europäer vielfältigen Gebrauch machen, wegwerfen, und den Hunden Preis geben: also zwar, daß es allerdings unentschieden ist, ob diese Jagdhunde ihre Nahrung den Herren, oder die Herren die übrige den Hunden schuldig sind. So gut die Hunde in Paraguay gefüttert werden, so fruchtbar sind sie auch. Sie werfen selten weniger als zwölf auf einmal, oft aber mehr. Sobald die Stunde dazu herannahet, so graben sie sich mit den Füßen eine sehr tiefe Grube aus, wo sie ihre Jungen sicher hinlegen können. Bei dieser Grube lassen sie einen sehr engen Eingang, welchen sie mit so vielen Krümmungen und Schlängengängen so künstlich anlegen, daß bei dem größten Plutregen auch nicht ein Tropfen Wasser in ihre Höhle eindringt. Die Hündin geht täglich heraus um sich Speis- und Trank zu holen, und winselt und schmeichelt um ihren Herrn herum, indem sie mit ihrem Schwanz wedelt, als wenn sie sich ihres

Ausbleibens wegen entschuldigen wollte. Lange Zeit darnach führt sie endlich die Jungen ihrem Herren vor, ohne daß sie sich aber mit dieser ihrer Schönheit brüsten könnte, es wäre denn, daß wir alles Kleine, und folglich auch die Ferkeln schon finden wollten. Ueberhaupt sind die indianischen Hunde nichts weniger als niedlich: meistens von mittlerer Größe, und von eben so vielerlei Farben wie bei uns. Schoßhündchen wie die Wopsen und Bologneser, oder Jagdhunde, wie die unserer Fleischer, wird man nur sehr selten, Wudeln aber, die da jedem vorgeworfenen Stücker Holz nachschwimmen, und sonst noch allerlei Künste lernen, wird man nirgends, außer bei den Spaniern antreffen, als welche sich selbst zuweilen aus Europa zu Schiffe bringen lassen. Allein wenn sich gleich die indianischen Hunde durch ihre Schönheit nicht auszeichnen, so geben sie doch an der Schärfe ihrer Spurkraft im Auswittern des Gewildes, an ihrer Hureigkeit dasselbe einzuholen, und an Wachsamkeit und Treue gegen ihre Herren den europäischen Hunden nichts nach. Da in jeder abiponischen Kolonie immer etliche hundert Hunde wachen, so weckten sie uns bei der Nacht durch ihr schreckliches Geheul und Gebell, daß sie wegen der geringsten Veranlassung aus vollem Rachen miteinander anfiengen, oft vom Schlafe auf, und dennoch stellten sie uns vor den jähligen Übersällen feindlicher Wilden niemals sicher. Oft schlich sich ein Schwarm von jenen in die Kolonie hinein, während daß alle Hunde schwiegen. Und dennoch wird kein Abiponer den Hunden etwas zur Last legen, weil sie in dem Wahne stehen, daß jene durch die lauterischen Künste der feindlichen Schwarzkünstler haben verstummen müssen. Lieber wollte ich glauben, daß die indianischen Hunde von jenen römischen abstammen, welche zur Zeit, da die Gallier den tarpejischen Felsen im Kapitolium hinaufkletterten, aber von den Gänzen verrathen wurden, ein ungemeines Stillschweigen

ger beobachteten. Allein man muß es diesen sonst so wachsamem Thieren zu Gute halten, wenn sie, durch das beständige Herumlaufen beim Tage ermüdet, mit dem guten Homer zuweilen des Nachts schlummern. Ich meines Theils muß aufrichtig gestehen, daß ich die Erhaltung meines Lebens auf den vielen Reisen, die ich durch die der Wilden und Sieger wegen so unsicheren Wüsteneien gemacht habe, der Wachsamkeit und dem Eifer meines Hundes schuldig bin, und mich auch darauf mehr verlassen konnte als auf hundert Indianer oder Spanier, die mich begleiteten: denn während als diese vom Innersten heraufschuarchten, zeigte mir mein treuer Gefährte durch sein Bellen alle Gefahren an, mit denen ich von den wilden Thieren bedrohet war. Man muß es unter die Glückseligkeiten von Paraguay rechnen, daß man in diesem Lande von der Wuth der Hunde und der andern Thiere, und folglich von der in Europa so fürchterlichen Hydrophobie nichts weiß. Dieß ist eine besondere Wohlthat der Vorsicht und ein Wunder der Natur, indem in Paraguay die Thiere nicht nur allein von einer schrecklichen Hitze, sondern auch vielmal bei einem sich oft auf viele Meilen weit erstreckenden Wassermangel von einem langwährigen Durst gequälet werden; zwei Ursachen, von welchen nach der allgemeinen Meinung die Wuth ihren Ursprung haben soll. Allein lassen wir nun die reitenden Weiber sammt ihren Hunden im Frieden fortziehen; und betrachten wir vielmehr ihre Männer, die Abiponer.

Nachdem die Abiponer alle ihre Bagage ihren Weibern übergeben haben, treten sie bloß mit einer Lanze die Reise an, um sowohl zum Gesecht, wenn sie dazu gendshiget werden sollten, als auch zur Jagd desto leichter zu seyn. Sehen sie Straußen, Rehe, Hirschen, Wildschweine oder ein anderes Gewild, so reiten sie demselben



selben nach, und erlegen es mit der Lanze. Entdecken  
sie kein Wildprät, so jähnen sie, wenn sie hungert, ein  
mit hohem und dürrem Grase stark bewachsenes Feld an.  
Sogleich springen die darunter verborgenen Thiere hau-  
kweise hervor, und fallen, da sie sich aus dem brennen-  
den Felde retten wollen, in die grausamen Hände der  
Indianer, welche sie erschlagen, erstechen, oder erpür-  
gen und bei dem Feuer braten. In Ermangelung alles  
anderen werden die unzähligen Rantinen, wovon in den  
Feldern alles wimmelt, den Hungrigen ein Frühstück,  
Mittag- oder Abendmahl abgeben. Um Feuer zu  
machen brauchen sie nirgends weder Stahl noch Feuer-  
stein. Statt beider nehmen sie zwey umgekehrte eine Span-  
ne lange Hölzchen, deren das eine weich und das andere  
harter ist. Das erste wird in der Mitte etwas einge-  
bohret, und unter das andere gelegt. Das harte ist  
wie eine Eichel zugespitzt, und wird in dem Loch des  
weicheren mit beiden Händen auf das schnellste herumge-  
trieben, umgekehrt wie man die Schokolade zu einem  
Schaum absprühlet. Durch dieses schnelle und wechsel-  
weise Herumtreiben und Reiben beider Hölzer gegen ein-  
ander, werden an dem weicheren Holze einige Sägspäne  
oder Stäubchen abgerieben und gleich darauf entzündet.  
Diese Funken fangen nun die Indianer mit Spreu,  
Rohrsmist, dürren Blättern, oder was sie sonst mit ih-  
ren Händen zerreiben können, auf, und unterhalten da-  
mit die Flamme. Das weiche Holz nehmen die In-  
dianer bald von dem Baume Ambay, bald von dem  
Strauche Caraquata quazu, bald von den Cedern, und  
manchmal auch von andern Bäumen; das harte aber,  
welches sie mit den Händen herumtreiben, von dem  
Baume Tatayi, welcher ein safrangelbes, wie Bar sa-  
bartes und die Feuge gelb zu färben sehr dienliches Holz  
hat, und sonst mit unseren Maulbeerbäumen sehr über-  
einkömmt. In Süd- und Nordamerica bedienen sich

andere Völkerschaften noch anderer Völker zu diesem Gebrauch, wie man von den Huronen und Iroquoisen weiß. Auch in Europa hatte man einst, wenn wir dem Plinius glauben wollen, durch diese wechselweise Reibung zweyer Hölzer aneinander Feuer gemacht; denn der angeführte Schriftsteller schreibt im 16. B. 40. 2.: Die wärmeren Bäume als der Maulbeerbaum, der Lorbeerbaum, der Ephen, und alle, aus denen man Feuerzeuge macht u. Ich vermuthe, daß jedwehes andere Holz die nämliche Wirkung macht; denn ich habe Fuhrwägen, wenn die Achse von dem Rade zu lang gesetzt und gerieben wurde, Feuer fassen und verbrennen gesehen. Die Mühlräder haben zuweilen das nämliche Schicksal. Die Vestalinen sollen sich aus dem Holze ein neues Feuer, wenn das alte durch ihre Nachlässigkeit verloschen war, herausgerieben haben. So sagt Festus bei dem Worte: Das Feuer der Vestalinen. Es war der Brauch, eine Tafel von einer dazu schickigen Materie so lang zu reiben, bis das Feuer hervorgelockt war, und die Jungfrau dasselbe in einem Siebe von Erz in den Tempel hineintragen konnte. Um des Feuers wegen nie in Verlegenheit zu seyn, führen die Aetruer die zwey dazu nöthigen Hölzer in ihrem Sattel überall mit sich, und nennen selbe mit einem Worte Neenata.

Wollen sie unterwegs Mittag machen, oder ihr Nachtlager aufschlagen, so sehen sie sich sorgfältig um einen Ort um, wo sie Holz, Wasser und Weide finden. Fürchten sie einen feindlichen Überfall, so verbergen sie sich in von Natur unwegsame und unzugängliche Oerter. So wie sie überall Gefahren argwöhnen, so verstehen sie sich auch vortrefflich auf die Wahl vortheilhafter Posten. Man sollte meinen, daß sie mit ihren Familien überall, wo sie immer hinziehen, zu Hause sind; denn wir

der Schneid sein Haus überall mit sich trägt, so schlepen sie auch überall ihre Binsendecken, welche ihnen die Stelle ihres Hauses vertreten, mit sich. Sie stecken 120 Stangen in die Erde, und befestigen daran die Binsendecke, welche sie, um sich wider Wind und Regen zu verwahren, doppelt und auch manchmal dreysach übereinander legen. Damit nicht der Boden, worauf sie liegen, bei einem jählings entstandenen Regen naß werde, so graben sie sehr vorsichtig um ihr Gezelt einen kleinen Graben herum, damit das sich anschwellende Wasser darin abfließen könne. Wenn sie ihre Pferde auf die Weide lassen, so gefellen sie ihnen meistens eine zahme Stutte bei, der sie eine Schelle an den Hals hängen. Von dieser gehen die übrigen Pferde nicht weg: geschieht es, daß sie von einem herannahenden Lieger erschreckt werden, und sich auf dem Felde zerstreuen, so kommen sie wieder bei ihr zusammen, wie bei ihrer Mutter. Die Spanier heißen sie darum la madrina, und die Abiponer late, welches gleichfalls eine Mutter bedeutet. Einigen wenigen Pferden aber pflegen sie Fußriemen von einem sehr weichen Leder umzuwerfen, damit sie zwar weiden, aber von den Gezelten sich nicht weit entfernen können, um sie bei der Hand zu haben, wenn man bei der Nacht etwa plötzlich davon reiten müßte. Über tiefe, brücken- und fähnelose Flüsse setzen Männer und Weiber, junge und alte, mit Schwimmen. Dazu gewöhnen sich die Abiponer, diese Kivalen oder vielmehr Raucherer der Vögel und Fische, jener im Reiten, dieser im Schwimmen, schon von ihrer ersten Jugend an. Kinder, Sattel und ihren übrigen Hausrath führen sie auf einer Ochsenhaut, die ihnen die Dienste der Fähre versieht, hinüber. Die Abiponer nennen selbe Natàc, die Spanier aber la pelota, und machen davon in Uebersetzen kleinerer Flüsse vielfältig Gebrauch. Hier ist eine kurze Beschreibung von dem lebernen Fahrenge.

Man nimmt eine rohe, haarichte, unangeräthete und ungegerbte Ochsenhaut, und schneidet davon die Füße und den Hals weg, so daß sie fast viereckicht wird. Ihre vier Seiten werden ungefehr vier Spannen hoch aufgebogen (so wie man die Hüte aufstülpt,) und mit Riemen festgebunden, damit sie aufrecht bleiben, und ihre viereckichte Figur nicht verlieren. Auf den Boden dieser Pelotas wirft man die Sättel und anderes Gepäck statt des Ballastes. Derjenige, der über den Fluß fahren will, setzt sich darauf in die Mitte, und giebt auf die Beibehaltung des Gleichgewichtes Acht. An einer Seite dieser Ochsenhaut wird ein Riemen statt eines Schiffseiles fest gemacht. Diesen nimmt nun der Schwimmer zwischen die Zähne oder in die eine Hand, während daß er mit der andern rudert, und zieht so das Fahrzeug nach sich, ohne daß der Darinsitzende im Geringssten herumgeworfen würde, oder eine Gefahr befürchten müßte, wenn auch Wellen und Winde um ihm herumtoben. Sollte auch die dem Wasser immer eigene Kälte dem Schwimmenden einen Krampf in die Füße ziehen, und ihn im Schwimmen hindern, so daß er im Wasser sein Grab fände, so wird dennoch die Ochsenhaut mit ihrer Fracht unbeschädigt vom Fluße auf das entgegengesetzte Ufer getragen werden. Ist ein breiterer und reißender Fluß zu übersetzen, und der Schwimmende setzt in seine Kräfte Mißtrauen, so hält er sich mit der einen Hand an den Schwanz seines vor ihm schwimmenden Pferdes an, und zieht mit der andern seine Fähr nach sich. Wenn man mich fragen sollte, wie viele Flüsse, und wie oft ich sie in diesen lebernen Schiffen übersetzt habe, so müßte ich aufrichtig bekennen, daß ichs nicht wüßte: indem ich mich desselben auf meinen so vielen und so großen Reisen fast alle Tage und auch oft in einem Tage vielfmals bediente. Im Anfange schien mir eine solche

solche Überfahrt wie allen übrigen Europäern furchterlich und gefahrvoll: allein nachdem ich selbe einigemal versucht hatte, wurde ich damit so vertraut, daß ich nachmals über mich und die eingebildete Gefahr lachte, und immer zum Übersetzen was immer für eines Flusses die Ochsenhaut einem schwankenden Rähne oder Boot vorzog. Wenn selbe bei einem mehrere Tage lang anhaltenden Regen durch und durch naß und so schlappicht wie Leinwand wird, welches mir auf der Reise öfters wiederfuhr, so werden die vier Wände und der Boden des Fahrzeugs mit Baumästen auseinander gespannt, und dadurch, um über den Fluß desto sicherer setzen zu können, fest gemacht. Die Offiziere der spanischen Soldaten in Amerika können zwar alle schwimmen; aber sie wollen es nicht, um sich nicht vor ihren Leuten entblößen zu müssen. Um also von einem Ufer zu den entgegengesetzten zu kommen, besteigen sie eine solche Pelota, welche sie aber nicht von einem anderen Schwimmer ziehen lassen, sondern mit zweyen Baumästen, die wie eine Gabel aussehen, statt der Räder fortstreiben.

Ich weiß nicht, daß auch den europäischen Kriegsheeren die Pelotas manchmal wohl zu statten kämen, besonders wenn man die Feinde jenseits eines Flusses plötzlich überfallen wollte. Ganz gewiß würde man eine Ochsenhaut überallhin weit schneller und mit weniger Kosten bringen können, als Rähne oder kupferne Pontons. Zu diesen braucht man Lastwagen und Lastthiere: jene könnte auf den Schultern der Soldaten eine Zeitlang getragen werden. In der Nacht würde man in der größten Stille über die Flüsse setzen können, welches die Ausführung selbst entscheidender Unternehmungen ungemein erleichterte; indem sich die Rähne wegen des Geräusches, das die Räder machen, den Feinden schon

von weitem verrathen. Ein berühmter Oberster hielt diesen meinen Vorschlag von der Einführung der Pelotas bei den Armeen aller Aufmerksamkeit werth. Außer anderen hydraulischen Künsten, von denen man im Kriege Gebrauch macht, zeigte er auch einen, der in einer nach der obigen Beschreibung zugerichteten Ochsenhaut über die Donau setzte. Die zahlreichen Zuschauer, worunter einige vom ersten Range waren, bewunderten nicht nur die neue Erfindung, sondern gaben ihr auch ihren ganzen Beifall. In der Besorgniß, daß das Leder nach einer Zeitlang im Wasser weich werden möchte, ließ er in den vier Wänden des Fahrzeuges, um demselben mehr Festigkeit zu geben, vier eiserne Stangen oder Leisten anbringen. Allein der scharfsinnige Mann halte mir es zu gute, wenn ich seine Vorsicht nicht nur für überflüssig sondern auch für schädlich erkläre; denn außerdem daß die Pelota durch die Eisenstangen beschweret wurde, verliert das Rindleder, wenn es auch mehrere Stunden unter Wasser ist, sehr wenig von seiner Härte. An den Ufern der paraguayischen Flüsse sahen wir täglich, daß man sich, die Waaren, die auf Lastwägen ankamen, von einem Gestade zum andern herüberzuschaffen, oft den ganzen Tag der nämlichen Ochsenhaut ohne alle Gefahr bediente, indem das Rindleder, wenn es gleich an der Außenseite im Wasser liegt, dennoch erst nach vielen Stunden von demselben durchdrungen wird. Wir wußten von verschiedenen Schleichhändlern, welche sich aus mehreren Ochsenhäuten Schiffe zusammenfügten, und die Nähte mit Schiffbech und Theer sorgfältig verschmiereten, um sich vor dem Hineindringen des Wassers und überhaupt vor aller Gefahr in Sicherheit zu setzen. Diese ledernen Fahrzeuge hatten vor den hölzernen den Vorzug, daß man sie wegen ihrer außerordentlichen Leichtigkeit, sobald sie ausgeladen sind, mit den Händen auf  
das

das Land hinauszichen und in den nahen Wäldern oder Inseln trocknen und verbergen kann, so oft Gefahr vorhanden ist, daß selbe von den königlichen Wachtschiffen aufgespüret und weggenommen werden möchten. Ein Spanier, der sein Gold höher als sein Leben schätzte, ruderte auf einer einzigen Ochsenhaut von Buenos Ayres nach der Kolonie S. Sakrament über den Silberfluß, der dort bei 15 Meilen breit ist, um dem portugiesischen Statthalter eine für ihn erfreuliche Nachricht, welche ein spanisches Schiff mitgebracht hatte, am ersten und allein zu überbringen, ohne Zweifel, weil er von ihm eine ansehnliche Belohnung erwartet hatte. Der Durst nach Gold hatte ihn also verblindet, daß er die Gefahr, die ihm drohete, entweder nicht sah, oder verachtete. Es ist wahr; als er sein Schiff bestieg, war der Himmel heiter, der Fluß ruhig und kein Lüftchen regte sich; also war, daß er das entgegengesetzte Ufer glücklich erreichte; nichtsdestoweniger sprach ihn kein vernünftiger Spanier von dem Vorwurfe der Verwegenheit frey, weil er sich in einer elenden Ochsenhaut einem so ungeheuerem Schwall Wasser, auf dem man keinen Augenblick vor Stürmen sicher ist, so tollkühn anvertrauet hatte. Allen schien er bewunderungs- aber keinem nachahmungswerth. Dieses habe ich in der Absicht erzählt, meine Leser zu überzeugen, daß man viele Stunden lang und viele Meilen weit im Wasser in einer Ochsenhaut fahren könne, ohne daß diese von ihrer Festigkeit verliere. Die sich noch mehr in Sicherheit setzen wollen, hängen zwei Pe-lotas mit einem Riemen zusammen, so wie man auf dem Uruguay die Röhre Paar und Paar mittelst etlicher Querbalken aneinander befestiget: weil sie sich in diesem Falle wechselseitig unterstützen. Ob übrigens die Ochsen-haute also eingerichtet werden könnten, daß sie einer Armee wenigstens in kleineren Flüssen die Dienste der B.äden und Röhre leisteten, lasse ich denjenigen zu er-sor-

forschen über, welche sich eigends mit neuen Erfindungen abgeben. Vielleicht hielt es für sie eben nicht schwer, in dem Alten noch etwas hinzuzusehen, oder davon hinwegzunehmen?

Die Abiponer reiten auch in größere Flüsse hin-  
ein: springen aber von den Pferden herab, sobald sie,  
bemerken, daß der Boden unter ihren Füßen zu ver-  
schwinden anfängt. Den Zügel der schwimmenden Piere  
hängen sie an ihre rechte Hand und rudern auch da-  
mit. In der linken halten sie ihre lange Lanze, und  
ihr Kleid, welches sie aber, damit es nicht naß wird,  
gleichsam in der Luft tragen. Den Pferden geben sie,  
wenn sich selbe von der Gewalt des Strommes hinreißen  
lassen, von Zeit zu Zeit tüchtige Maulschellen, damit sie,  
durch diese freundschaftlichen Erinnerungen belehret, wieder  
auf den rechten Weg einklenken, und das entgegengesetzte  
Ufer an dem ausgesteckten Orte erreichen, wo es nämlich  
weder morastig, noch waldicht, noch zu sehr abhängig ist, wo  
man folglich sicher und geschwind an das Land steigen  
kann. Oft würden meine Leser gelacht haben, wenn sie,  
wie ich, ganze Schaaren Wilde schwimmen, bloß mit  
dem Kopfe aus dem Wasser hervorragen und dabei so  
vertraulich, als lägen sie auf einem Wafen, miteinander  
schwätzen gesehen hätten. Wie oft habe ich mitten unter  
ihnen die fürchterlichsten Flüsse auf einem Leder überschiffet!  
Bielmal vergaß ich die Gefahr, in der ich schwebte, den  
Schrecken und mich selbst, und betrachtete und bewun-  
derte die Leichtigkeit und die Furchtlosigkeit der Abipo-  
ner, welche mit den Fluthen kurzweilten, so daß ich  
manchmal Mühe hatte meinen Augen zu glauben. Je-  
der von ihnen ist mit dem Wasser so vertraut, daß man  
sie für Abkömmlinge des Neptun halten sollte. Ihre  
Kühnheit übersteigt allen Glauben. Wenn sie von S.  
Ferdinand, der Colonie der Yaucarigas, in die Stadt



Corrientes reifeten, fo schwammen fie allemal fammt ihren Pferden in Angeficht der erfiaunten Spanier über das ungeheure Gewäßer, das dort der groffe Paraguay, vereinigt mit der noch größeren Parana, vor fich herwälzet, da doch der Fluß dafelbft wegen feiner unglaublichen Tiefe, Breite und hinreißenden Gewalt felbft für Schiffe gefährlich ift, wie er mich denn auch fammt meinen Mitgefährten auf dem Schiffe oft genug zittern machte, als ich mich noch in gedachter Kolonie aufhielt. Vor Zeiten nahmen diefe Wilden den Spaniern zuweilen ganze Heerden Vieh weg und eilten damit nach Hause. Um nun damit über den groffen Strom zu fetzen, zogen fie weiter füdwärts, wo fie von Inſel zu Inſel schwammen, weil fie und das Vieh auf diefe Weiſe in jeder Inſel vom Schwimmen andrücken, und ſich neue Kräfte ſammeln konnten. Es verlohnet ſich der Mühe, die Art und Weiſe zu beſchreiben, auf welche man einen Zug von mehreren tauſend Ochſen, Pferden oder Maulthieren über größere Flüſſe bringt. Niemals wird der ganze Haufe auf einmal, ſondern eine Abtheilung nach der anderen hineingetricken. Reitende umgehen ſelbe von Hinten und auf den Seiten. Dieſe Abſicht zu bewerkſtelligen macht man zween Jänne an dem Ufer, welche im Anfange weiter, nachmals aber immer enger werden müſſen, alſo zwar, daß die Thiere, welche durch ſelbe durchziehen, nur zwey und zwey, oder drey und drey in dem Fluſſe waden können. Man pflegt immer zahme Ochſen in demſelben voranzutreiben, weil die wilden alldann weniger Schwierigkeit machen, den andern zu folgen. Beſonders aber iſt darauf zu ſehen, daß ſie einander nicht zu ſehr drängen, weil ſie hernach nicht mehr mit den Füſſen ſo bequem rubern, und ſolglich auch nicht mehr ſo behende ſchwimmen können. Auf den Seiten und von Hinten tragen ſchwimmende oder auch in Rähnen ſchiffende Indianer Sorge, daß jene nach der beſtimm-

stimmten Richtung das entgegengesetzte Ufer erreichen; indem sie, wenn sie sich selbst überlassen werden, sich von dem Flusse abwärts fortreißen lassen, und folglich an Derter gelangen, wo das Ufer entweder steil oder morastig oder mit Bäumen besetzt ist, und wo man daher nicht an das Land kommen kann. Wenn Ochsen oder Pferde einigemal im Kreise herumswimmen so werden selbe von dem Wasserschlund verschlungen, weil sie Sinn und Kraft verläßt. Dieses zu verhindern steigen die Abisponer im Flusse auf die trägen und widerspenstigen Ochsen, nehmen sie mit beiden Händen bei den Hörnern, setzen sich auf ihren Rücken, und stoßen sie mit ihren Füßen in die Seiten, bis diese endlich auch wider ihren Willen das andere Ufer erreichen. Sobald sie am Lande sind, verwandelt sich ihr Schrecken in eine Wuth, und sie gehen mit gesenkten Hörnern auf alles los, dessen sie ansichtig werden. Aus Furcht vor ihnen stieg ich am Gestade selbst auf einen sehr hohen Baum, und zählte die aus dem Flusse hervorkommenden Ochsen, weil sie für unsere Kolonie bestimmt waren. Die trozigen Stiere fand ich allemal, wer sollte das glauben? im Schwimmen weit träger als die Kühe, weil diese wegen ihrer natürlichen Furchtsamkeit sich gegen ihre Führer weit folgsamer weisen, und mit größerer Anstrengung ihrer Kräfte dem Ufer entgegenarbeiteten. Mittelt vorbeisagter Anstalten sah und ließ ich viele tausend zum Unterhalt der Indianer bestimmte Ochsen meistens glücklich auch über größere Flüsse bringen. - Zuweilen bindet man auch die Ochsen bei ihren Hörnern an einen großen Kahn an, und schleppet sie so selbst über große Flüsse mit der größten Sicherheit; denn da ihre Köpfe an den beiden Seitenwänden des Kahnes hängen, so kostet es ihnen fast gar keine Mühe mit dem übrigen Körper nachzuschwimmen. Auf diese Weise ließ ich durch zwey Jahre, auf jeder Uferschiff

20 Ochsen von unserem Meyerhof nach der Kolonie von h. Rosenfranz, welche ich für die Abiponer erbauet hatte, über den Fluß Paraguan bringen. Je nachdem der Fluß groß oder klein ist, je nachdem kann man mehr oder weniger Ochsen daran binden. Zuweilen wird auch der Haufe des ganzen schwimmenden Viehes von Rähnen oder anderen Fahrzeugen umgeben, daß sich die vom Schwimmen ermüdeten Ochsen nicht vom Fluße wegreißen lassen und also das ihnen vorgesteckte Ziel am Ufer verschlen. Allein die Abiponer wissen mit ganzen Schaaren Pferden auch ohne diese Anstalten der Spanier über die größten Flüsse zu schwimmen. Diese Unbedingtheit der Abiponer im Übersetzen der Flüsse hatte ich oft unseren europäischen Kriegsheeren gewünscht, als welche sich oft den Feind von darum nicht anzugreifen getrauen, weil dieser durch einen eben nicht sehr großen Fluß von ihnen geschieden ist: ungeachtet der Sieg offenbar auf ihrer Seite wäre, wenn sie ohne Brücken zu schlagen oder mit den Pontons ein Geräusch zu machen, über den Fluß setzen könnten. Allein wie wenig gute Schwimmer giebt es auch in dem zahlreichsten Heere? In der That haben oft die Kroaten den österreichischen Armeen die wichtigsten Dienste geleistet, da sie ohne Brücken und Fahrzeuge abzuwarten, über die Flüsse schwammen und dem Feind, der sich keines Anariffes versah, auf dem andern Ufer die verheßten Schläge versetzten. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die verschiedenen Methoden und Hilfsmittel, mittelst welcher die Alten im Kriege über die Flüsse setzten, beschreiben wollte. Wer sich hiervon näher unterrichten will, darf nur den Vegetius und andere nachschlagen.

## Vierzehntes Hauptstück.

Von dem Stoff und der Gestalt ihrer  
Kleider, und der Verfertigung ihres  
übrigen Geräthes.

**D**iesenigen irren ganz erbärmlich, welche sich einbilden, als giengen alle Amerikaner ohne Unterschied so nackt, wie sie von Mutterleibe kamen, einher. Dieser bei so vielen eingewurzelte Irrthum scheint seinen Ursprung von gewissen Wildern und Kupferstichen zu haben, indem die Mahler und Kupferstecher alle Amerikaner durch die Haut bald rauh, wie die Satyren, und bald nackt wie die Eyplophen darzustellen pflegen. Ich läugne nicht, daß in Amerika Völker existiren, welche ganz unbedeckt und ungekleidet herumgehen; aber daß diese Völke alle miteinander gemein haben sollen, ist eine Behauptung, die der Wahrheit schnurstracks zuwider läuft. Von den in verschiedenen amerikanischen Provinzen üblichen Kleidertrachten ist von vielen vieles geschrieben, und von andern noch mehr den ersteren nachgeschrieben worden. Meine Absicht ist bloß von den Paraguayern, und zwar von den Abiponern das Vorzüglichste zu melden. Die Payaguas, die wildesten unter den Anwohnern der Flüsse, welche ohne alle Kleider, so wie ohne alle Schamhaftigkeit, herumziehen, werden selbst von allen übrigen Indianern verabscheuet. Sie dünken sich dazumal am prächtigsten gekleidet, wenn sie am ganzen Leibe mit verschiedenen Farben bemahlet, und mit Glasfugeln gezieret, oder

oder besser zusage-belaftet öffentlich erscheinen. Die Mbayas, ein berittenes und eben so schamloses Volk, haben zwar einen Ueberfluß an Kleidern, aber sie machen davon einen seltsamen Gebrauch; denn sie bedecken damit Theile des Körpers, die sie ohne Bedenken dürften sehen lassen, und lassen hingegen andere Theile unbedeckt, welche die Ehrbarkeit zu bedecken befehlt. Als ich einst meine Abiponer befragte, was sie von den Mbayas hielten, antworteten sie mir, daß diese Nation so unverschämt wie die Hunde wäre. Ueber ihre Unverschämtheit und die unehrbaren Dinge, die sie öffentlich treiben, haben mir meine Gesellschaftsgenossen, die mit ihnen umgegangen sind, vielmal geklagt. Doch kleiden sich die Weiber beider Völkerschaften ziemlich ehrbar. Von diesen Wilden habe ich ganze Schaaren in der Stadt Assumption vielmal gesehen. In den Wäldern Mbaevera oder Mborebireta, das ist dem Vaterlande der Elendthiere, habe ich Indianer angetroffen, welche nur bis an des Leibes Mitte mit einem dünnen Zeuge bedeckt, im übrigen aber bloß waren, wiewohl allen Indianerinnen, selbst die Kinder nicht ausgenommen, eine Art weißer Leinwand, die sie sich selbst weben, von den Schultern bis an die Fußsohle hinabhieng. Eben dieses habe ich auch bei den Waldindianern, die an den Ufern des Tapiraguay und Yequy herumziehen, beobachtet, als sie die Pares aus meiner Gesellschaft haufenweise nach den neuen Kolonien S. Stanislaus brachten. Die alte Indianerin, und ihre fünfzehnjährige Tochter, die ich in den Wäldern zwischen den Flüssen Monday und Empalado entdeckt habe, hüllten sich des Tages bloß in eine Hangmatte, in welcher sie des Nachts schliefen; also zwar, daß ihnen das nämliche nur gar zu durchsichtige Geräth zugleich statt eines Bettes und eines Kleides diente.

Von den wilden, und wie das Vieh noch überall herumziehenden Abiponern versichere ich hoch und theuer, daß sie alle ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes oder des Ranges jederzeit sehr ehrbar, und nach ihrer Tracht meistens zierlich gekleidet herumgehen. Selbst ein Kind von etlichen Monaten lassen sie nicht unbedeckt. Wir haben oft wiewohl vergebens gewünscht, daß die Spanier in Paraguanay besonders in den Städten Assumption und Corrientes diese Schaamhaftigkeit der Abiponer nachahmen möchten: indem die erwachsenen Frauenpersonen wegen der dort herrschenden übermäßigen Sommerhitze die Kleider von sich werfen, und sich, selbst auf dem öffentlichen Plage, in ihrem anstößigen Aufzuge sehen lassen, weshwegen sie auch die Prediger öfters nicht nur in Geheim sondern auch öffentlich darüber zurechtgewiesen haben. Man wird nun die Form der abiponischen Kleider kennen wollen. Sie nehmen einen Fleck Zeug, ein Tischtuch oder was immer für eine viereckichte Tapete, ohne sie im geringsten zu verändern oder Ärmeln dazuzufügen, und bedienen sich dessen statt eines Kleides. Ein solches baum- oder schaaßwollenes Gewebe werfen sie um ihre Schulter. Das eine Ende binden sie an den linken Arm, und lassen den rechten bloß, damit sie ihn vollkommen frey haben. Dieses mit allerlei Farben bemahlte Kleid, welches ihnen von den Schultern bis an die Knöchel und meistens bis auf die Ferse reicht, umgürten sie unter der Brust mit einer Binde von Wolle. Wenn sie auf das Pferd springen, so halten sie das Kleid mit ihren zusammengeschrankten Kuteen fest, damit es nicht aneinander falle und sie unbedeckt lasse. Schuhe, Strümpfe und Beinkleider kennen sie nicht, und sind dadurch zum Schwimmen, Laufen und Reiten um so viel geschickter. Außer dem bisher beschriebenen Kleid hüllen sie sich noch in ein anderes gleichfalls viereckichtes wie in einen Mantel. Sie knöpfen dasselbe unter dem Halse zu.

Dieses Kleid schützt sie wider die Kälte und giebt ihnen ein gewisses gravitätisches Ansehen. Wenn sie so in diesem Hütze und mit ihren Lanzen zu Pferde sitzen, so sollte man glauben, Marius, Scipio, Epaminondas und alle große Männer des Alterthums seyn wieder in diese Welt zurückgekommen. So antique sieht alles in ihrer Tracht aus. Bisweilen werfen sie, wenn sie Wälder säumen, um nicht müde zu werden, an einem Ort, wo sie niemand sehen kann, alle ihre Kleider von sich. Einige ziehen sich nackt aus, so oft mit dem Feinde angebanden werden soll, und treten auch so auf den Kampfplatz, theils damit sie leichter und folglich behender werden, den ihnen zugebachten Streichen auszuweichen, theils aber auch, um sich das Ansehen zu geben, als verachteten sie die Wunden, indem sich die meisten anderen nicht anders als geharnischt ins Treffen wagen, wie ich anderswo erzählen werde. Auf ihren langen Reisen halten sie mit bloßem Kopfe Wind und Regen und die strengste Sonne aus. Doch binden sich auch einige eine rothe wollenne Binde um ihren Kopf, welches, wie ich selbst aus Erfahrung weiß, ein treffliches Verwahrungsmittel wider die Sonnenhitze und Kopfschmerzen ist. Heut zu Tage schätzen sie, besonders aber die Jünglinge, die europäischen Hüte, wenn sie welche habhaft werden können; sehr hoch; wie sie denn auch an den spanischen Sätteln und Steigbügeln, und an den eisernen Baumgebissen Geschmack finden. Die Kleider der Weiber sind von den Männern ihren in nichts unterschieden, außer, daß sie etwas anders nach ihrem Leibe gerichtet sind.

Die ganze Garderobe der Abiponer ist das Werk ihrer Weiber und ihr vornehmstes Geschäft. Man muß es diesen zum Ruhme nachsagen, daß sie ungemein eifrig und arbeitsam sind; denn außer ihren täglichen Verrichtungen zu Hause scheeren sie auch die Schaafe, spinnen

nen ihre Wolle und zwar auf eine sehr künstliche Art, färben dieses Gespinnst sehr zierlich mit allerlei Farben, so wie sie selbe bei der Hand haben, und weben endlich allerlei gestreifte und buntfarbige Zeuge mit verschiedenen Figuren und Zügen daraus. Diese haben das Ansehen türkischer Tapeten, womit die vornehmen Europäer ihre Tische zu zieren pflegen, wiewohl jene weiter zu nichts als den Leib der Abiponer zu bedecken bestimmt sind. Der Weberstuhl und alle Werkzeuge dazu bestehen aus Schilfrohren und wenigen Hölzchen, welche, wenn sie gehörig zusammen gelegt sind, ohne Beschwerde auf das Pferd gepackt und auf die Reise mitgenommen werden können. Die Amerikanerinnen besitzen auch die Kunst anderes Geräth zu verfertigen. Sie wissen Töpfe und Kannen von verschiedener Form aus Thon zu kneten, ohne sich der Töpferscheibe zu bedienen. Diese Thongefäße härten sie nicht im Brennofen, sondern auf dem freyen Felde, indem sie rund um selbe herum Feuer anmachen. Sie haben die Geschicklichkeit nicht selbe mit Glasur zu überziehen; sondern sie färben die Töpfe anfangs roth, beschmieren sie aber hernach, um ihnen einen Glanz zu geben, mit einer Art Gummi. In dem ganzen Striche Landes, in welchem sich die Abiponer aufhalten, fällt gar kein Schnee und nur selten ein Reif, dennoch wird es, wenn der Sudwind lang anhält, so kalt, daß die Leichtgekleideten die rauhe Bitterung nicht ertragen können. Wider diese Kälte verwahren sich die Abiponer mit einem Pelzmantel von Ottersellen. Dieses Kleidungsstück, welches wie alle ihre Kleidungsstücke viereckicht ist, wird gleichfalls von ihren Weibern eben so mühsam als zierlich zusammengefüget. Ihre Sache ist es, den Fischottern, welche meistens mit Hunden gefangen werden, das Fell auszuziehen, dieses sodann mit kleinen Nägeln auf der Erde auszuspannen, damit es nicht runterlicht werde, und am Ende, wenn es trocken ist, ge-  
wäre



würfelt mit rothen viereckigten Fleckchen zu bemahlen. Die Indianerinnen verstehen sich zwar nicht auf das Abgärben und Zürichten der Felle wie unsere Weißgärber; aber sie machen selbe mit den Händen weich und geschmeidig, und nähen sie mit einem sehr feinen Faden trotz unsern Rirschuern mit so vieler Kunst zusammen, daß auch das scharfsichtigste Aug keine Fuge daran wahrnimmt, und der ganze Mantel aus einem einzigen Fell zu bestehen scheint. Statt der Nadel bedienen sie sich ungemein zarter Dorne, mit welchen sie nach Art der Schuster wie mit einer Ahle das Otterfell durchstechen, damit sie ihren kaum merkbaren Caraquatafaden durch selbes ziehen können. Diesen Mantel, welcher bei ihnen von dem Wort Nichigehé (ein Fischotter) nichigherit heißt, nehmen Männer und Weiber um, so bald eine raube Witterung einfällt; wiewohl auch die abgelebten Abiponier und Abiponierinnen selbst niemals ablegen, wenn auch alles vor Hitze verschmachten möchte. Die Hermesren erscheinen auch in Hirsch-, Reh- oder Tiegereellen gleich den alten Römern, von welchen Properz im 4. B. sagt: Pellitos, rustica corda, patres. Daß sich einst alle Völker zur Kleidung der Thierfelle bedienet haben, und dieser Gebrauch nicht viel jünger als die Welt ist, weiß jedermann. Auch wissen wir aus dem B. Genes. 3. K., daß sich derselbe nicht von einer Erfindung der Menschen, sondern von Gott selbst herschreibt. Gott der Herr heißt es daselbst, machte Adam und seinem Weibe Kleider von Thierfellen, und zog sie an, sie, die sie kurz vorher, weil sie ihre Nacktheit erfannen, sich Feigenblätter zusammengestöckten, und Schürze gemacht hatten. Tacitus bezeugt von den alten Deutschen, Herodot von den Afrikanern, Arrian von den Thraciern und Scythen, daß sie nach der Verschiedenheit der Länder, worinn sie sich aufhielten, auch verschiedene Thierfelle zu ihrer Kleidung gebraucht haben.

haben. Homer stellt uns in seiner Iliade 3. seine Helden in Löwen, Bären, Wolf, und Ziegenfellen vor, wiewohl man dazumal schon von dem Gebrauche gewußt hat, der sich von der Wolle, dem Flachs und selbst von der Seide machen läßt, indem man von der Helena, der Menelope und anderen griechischen und trojanischen Frauen liest, daß sie gesponnen haben. Daß fast alle Amerikaner, welche nicht gänzlich die Schamhaftigkeit abgelegt haben, sich in Thierfelle hüllen, um sich wider die Kälte zu verwahren, versichern alle Geschichtschreiber durchgängig. Bei vielen habe ich dieses selbst beobachtet. Andere verwechseln oder verschönern die Thierhäute mit bunten Vogelfedern, welche sie besonders künstlich zusammensetzen, mehr in der Absicht sich zu schmücken, als zu bedecken. Die Wilden, die in den Gebirgen sich aufhalten, pflegen aus der Caraquata oder der Pinorinde Bänder zu spinnen, und sich daraus eine Art Leinwand zu verfertigen, worunter sie wenigstens einen Theil ihres Leibes verbergen. Mit einem solchen Zeuge verbinden sich auch die abiponischen Wittwen, so lang sie ihrem verstorbenen Manne zu Ehren trauern, ihren geschnittenen Kopf und die Schulter nach einer von Alters hergebrachten Gewohnheit. Die Wilden, welche die Franzosen Esquimaux nennen, und noch andere Völker bei Terra Labrador und Neuzembla machen sich aus der Blase und den Eingeweiden der Fische Hemden, über welche sie aber noch wegen der unausstehlichen Kälte, die daselbst herrscht, einen Mantel ziehen, den sie aus den Fellen der Hirschen und Seewölfe sehr zierlich zusammensetzen und bemalen, also zwar, daß selbst die dahingekommenen Europäer ihre Geschicklichkeit bewunderten. Wenn die Abiponer stark schwitzen, so muß ich bekennen, daß ihre ungerbten Ottersfelle keinen Balsam sondern einen für die Dabeistehenden ganz unerträglichen Gestank ausdünsten. In kalten Tagen müssen ihnen selbst Bettdecken abgeben.

Die

Die Lumpen von solchen alten Fellen und Mänteln werden bei den Kindern statt der Windeln und bei den Verwundeten zum Verband gebraucht, weil es ihnen schlechterdings an allem Leinwandzeug gebricht.

In den vorigen Jahrhunderten zogen die Amerikaner die Blöße allen Kleidern bergefalt vor, daß sie die Kleidungsstücke, die ihnen die Europäer anbot, entweder nicht annahmen, oder wenn sie selbe angenommen hatten, sogleich wieder wegwarfen. Dieses erzählten uns glaubwürdige Geschichtschreiber der damaligen Zeiten. Heut zu Tage aber ist es ganz unglaublich, wie sehr sich die Indianer in Paraguay nach schönen Kleidern sehnen. Ich darf ihnen nur einen niedlichen Hut, ein kleines Stück von einem rothen Tuch oder Zeug oder ein Bündel Glasperlen zum Geschenke geben, und ich bin in ihren Augen alles, was ich mir zu seyn nur wünschen kann. Auch werden sie für mich alles thun, was ich von ihnen verlange. Stets lagen uns die Abiponer in den Ohren: *Pater! gieb mir ein Kleid, Pay! Tach cauc hihilalk* oder *Apafaik*. Es giebt gar nichts, was über das Herz der Wilden so viele Gewalt hätte, als ein Kleid, das man ihnen schenkt. Mit dieser Lockspeise fängt man sie, wie die Fische mit der Angel. Eine amerikanische Kolonie wird schwerlich viele christliche Einwohner zählen, wenn sie nicht Ochsen und Schaafe im Ueberflusse hat; weil die Indianer mit dem Fleische der ersten genähret, und mit der Wolle der zweyten gekleidet werden müssen. Mangelt beides oder auch nur eines aus beiden, so lehren sie wieder in ihre Wälder zurück; und halten es für zuträglich, mit den Spaniern in Feindschaft als mit ihnen in Freundschaft zu leben. Dieses bekannten sie oft in meiner Gegenwart mit vielem Herzeleid, weil sie aus Erfahrung wußten, daß der Krieg mit den Christen ihnen mehr einträgt als der Friede.

Solang der Krieg währte, raubten sie sich mit den Waffen in der Hand, was sie nach geschlossenem Frieden mit allem Bitten nicht mehr erhielten. Dies ist die alte und tägliche Klage der Abiponer: und wenn wir die Wahrheit gesehen wollen, so haben sie sogar unrecht eben nicht. Man wird sich hievon erst dann überzeugen, wenn von dem Zustande der neuen Kolonien die Rede seyn wird. Der beredsamste Missionar wird in Paraguay wenig ausrichten, wenn er nicht seine Neubelehrten häßlich kleidet und sättert. Es steige ein Engel vom Himmel herab, und verkünde den Abiponern Gott und sein Gesetz: wenn er mit leeren Händen kommt, ohne Kleider, Eßwaaren oder andere Geschenke, so ist seine Zeit mit ihnen so gut als verloren, und er wird schwermüthig angehört werden. Es komme hingegen der Schrecklichste von allen Trabanten des Lucifers, er bringe aber Kisten mit Kleidern, Speisen, Messern, Scheeren, Ringen und Glasflugeln mit. Sobald er alles dieses unter die Abiponer austheilet, so werden sie ihn alle durch die Dank, ich stehe ihm gut dafür, einen Kapitän heißen, und sich gegen ihn geneigt, willig, und folgsam finden lassen. Will man die Ursachen wissen, warum man bis jetzt, das ist, bald durch dreihundert Jahre noch nicht alle Amerikaner zum christlichen Glauben gebracht hat? Hier sind sie. Die erste sind ohne Zweifel die abscheulichen Beispiele der alten Christen, und ihre Kargheit und Härte wider die Indianer. Durch jene werden sie angesteckt, durch diese dem Christenthum abgeneigt. Die zweite Ursache ist die äußerste Dürftigkeit der Priester, die man, sie zu belehren, zu ihnen schickt, und ihr Europäern ganz unglaublicher Mangel an allem dem, was sie zu ihrem Entzwecke nöthig hätten. Was ich jetzt gesagt habe, ist nichts weniger als Vermuthung oder Meinung, sondern gewisse Wahrheit und Thatsache. Dann wird man erst meinen

Wdr.

Worten Glauben beimessen, wenn man die letzteren hauptsächlich dieser Geschichte wird durchgelesen haben.

---

## Fünfzehntes Hauptstück.

### Von den Sitten und Gebräuchen der Abiponer.

Bei den Wilden ist nicht alles wild. Selbst aus dem Riß wächst oft die niedlichste Blume hervor; und die Rose blühet unter Dornen. So wie das Gute meistens mit dem Bösen vermengt ist, eben so verbinden auch die Abiponer mit den ihnen eigenen Tastern Eigenschaften, die auch einem Christen allerdings Ehre machen. Ich werde hier der hauptsächlichsten erwähnen, ohne aber auch ihrer Gebrechen zu vergessen. Wie unverleglich sie in allen ihren Leibesstellungen den Wohlstand beobachten, wird ein Europäer schwerlich glauben. Aus ihrem Muthig und Gange leuchtet immer eine fröhliche Gesamkeit und ein männlicher Ernst hervor, den sie durch eine freundliche Gefälligkeit zu mildern wissen. In allen ihren Handlungen entdeckt man nichts, was man Ausgelassenheit, Muthwillen oder Rohheit nennen könnte. Bei ihren täglichen Zusammenkünften ist alles friedsam und ruhig. Man hört daselbst weder ein polterndes Geschrey, noch Zänkereyen, noch beißende Anspielungen. Sie scherzen gern aber ohne Frechheit oder Bitterkeit. Die Beschwerden, die sie auf ihren Reisen, sowohl bei Tag als bei der Nacht ausstehen, suchen sie sich durch Kurzweilen zu versüßen, ohne daß sie jemals die geringste Nothe darunter mengten. Entsteht unter ihnen zuweilen ein Streit, so sagt ein jeder mit ungerunzelter Stirne und mit der größten Gelassenheit seine Meinung.

Niemals brechen sie, wie es bei gewissen Völkern in Europa der Bruch ist, in ein Geschrey, in Drohungen oder Schmähungen aus. Diese Lobsprüche gelten von den Abiponern, so lang sie nüchtern sind: denn im Trausche treten sie aus dem Gleise der Vernunft; werden tollsinnig und sehen sich selbst nicht mehr ähnlich. Ubrigens äußern sie in ihren Zusammenkünften ein äußerst besittetes Betragen. Kaum untersteht sich einer den andern im Reden zu unterbrechen. Wenn jemand eine ganze halbe Stunde lang eine Kriegsbegebenheit erzählt, so hören ihm die anderen nicht allein aufmerksam zu, sondern sie pflegen ihm auch nach einer jeglichen Periode ihren Beifall zujucken, indem sie aus dem untersten Wagen herausschnarchen, als welches das Zeichen der Bejahung und ihres Beifalles ist. Diesen geben sie auch öfters mit diesen Zwischenworten zu erkennen: *Quoverken*, freylich wohl; *Cleera*, ganz gewiß; *Cbik akalagrizen*, ohne allen Zweifel. *Ta Yeegam!* oder *Kem ekemar!* sind Ausdrücke der Verwunderung. Eben diese Worte, welche sie allemal mit grosser Anstrengung ihrer Stimme aussprechen, und mit einem Sprunge in die Höhe begleiten, sagen sie auch dem Priester unter der Predigt, und glauben, daß dies ganz artig lasse. Jemanden zu widersprechen, wenn er auch offenbar irrte, halten sie für eine Grobheit. Ihr Gruss und Gegengruss besteht in zweyen Worten: *La nauichi?* Bist du schon da? *La naue*, ich bin schon da. Allein der Kürze wegen pflegen beide, das ist, sowohl der Grüßende als der Begrüßte nur das Wort *La* mit vielem Nachdruck einander vorzuschreyen. Die Quaranier grüßen auf die nämliche Art. *Ereyupà?* Bist du schon da? *Ayù angà*, ich bin schon da. Wenn sie gleich lange beisammen auf der Erde im Kreise gesehen, und miteinander geschwätzet haben, so gehen sie dennoch nie nach Hause ohne von dem Hausvater Abschied zu nehmen. Der bei diesem am nächsten sitzt, frägt

keinen

seinen Nachbar: Ma chik kla leya? Haben wir noch nicht ausgeredet? Diese Frage stellt nun abermal der Zweyte an den Dritten; dieser an den Vierten, u. s. w. bis endlich der letzte im Kreise den Ausdruck thut: Wir haben ausgeredet, Kla leya? Hierauf stehen alle auf einmal und in dem nämlichen Augenblicke auf, und rufen dem Hausvater mit einer Art von Freundschaftsbeyegung sehr höflich zu: Lahikyegarik, ich gehe weg von dir. Auf dieses versetzt der Hausvater: La micheroa. Du gehst schon weg von mir. So meine Indianer sagen: Lahik, ich gehe schon weg; La me, du gehst schon weg. Sobald sie unter die Hausthüre, (das ist, an den Ort, wo man aus dem Hause geht; denn es giebt da gar keine Thüren) kommen, wenden sie sich an den Hausvater mit dem Worte: Tamtara, bis auf ein andermal. Sie wollen damit sagen: Ich werde dich künftig wiedersehen: so wie man sich bei uns mit den Worten: Auf Wiedersehen beurlaubet. Sie glaubten sich auch wider die Gesetze der Höflichkeit gar sehr zu verstoßen, wenn sie nicht jeden, der ihnen begegnet, fragten, wo er hingehe. Daher hört man sie ihr Mickatie, oder Mickauchite, wo gehst du hin? auf allen Wegen und Stegen rufen. Eben diese Frage ist auch in Paraguay bei denen gewöhnlich, welche die Sprache Quichua reden. Sie lassen keinen Menschen vorüberziehen, ohne ihn mit dem Maipirinkí, wo gehst du hin? anzureden. Selbst wenn die Abiponier (ich schäme mich beinahe dieses niederzuschreiben,) weit auf dem Felde ihre Nothdurft verrichten, schreyen sie den Vorübergehenden aus vollem Halse von Weitem zu: Mickaue! Wohin? Ich konnte es nie begreifen, daß sie hierüber nicht erschrecken, da ich sie doch in allem übrigen außerordentlich schamhaft fand. In den ganzen sieben Jahren, die ich mich bei diesen Wilden aufhielt, habe ich nicht das geringste beobachtet, was ein menschliches Ohr oder

Aug beleidigen könnte. Dieses muß man der ganzen Nation ohne Unterschied des Alters und Geschlechts zum Ruhme nachsagen. Die Männer halten, so lang sie noch Heiden sind, die Vielweiberei und die Ehescheidung nach dem Beispiele ihrer Vorfahren und der übrigen Völker von Amerika für erlaubt; wiewohl wenige Abiponer von dieser Erlaubniß Gebrauch machen. Die letztere geht bei ihnen mehr im Schwange als die erste. Doch begnügen sich auch sehr viele Zeit ihres Lebens mit einer einzigen Gattin. Mit fremden Weibern, mit denen sie in keinem Eheverhältniße stehen, etwas zu thun zu haben, halten sie für einen schändlichen und entehrenden Frevel. Ein Ehebruch ist daher bei ihnen etwas unerhörtes. Von den Greueln der Unzucht, die bei uns so schamlos herrschen, wissen sie nichts, nicht einmal ihren Namen. Knaben und Mädchen sehen immer fröhlich und munter aus; aber niemals wird man die einen mit den andern schwärmend oder auch nur beide beisammen antreffen. Gleich nach meiner Ankunft spielte ich, auf Verlangen meines Amtsgefährten, öffentlich auf der Geige. Die Annehmlichkeit meines von ihnen noch nie gesehenen Instrumentes lockte eine Menge Weibspersonen, und bald darauf auch die Jünglinge scharenweise herbei. Diese waren noch nicht angekommen, als sich jene schon davon machten, also zwar, daß nicht eine einzige zurückblieb. Das Baden in einem nahen Flusse ist eine allen Abiponern sehr angenehme, und wenn sie anders nicht die gar zu raube Witterung davon abschreckt, tägliche Unterhaltung für Männer und Weiber. Allein so wenig man im Meere Sirenen und Delphinen beisammen sieht, so wenig sieht man auch hier Männer und Weiber in eben dem Flusse oder See und an dem nämlichen Orte miteinander baden und schwimmen. Nach dem Herkommen der Abiponer sind die, welche verschiedenes Geschlechts sind, auch durch den Ort von einander getrennet und geschieden. Wo die

Wch



Weiber in das Wasser gehen, da ist auch kein Schatten eines Mannes zu sehen. Oft ziehen mehr als hundert Weiber in die entferntesten Felder, um daselbst verschiedene Früchte, Wurzeln, Karben und andere Geräthschaften zusammenzusuchen. Sie bleiben vier manchmal auch acht Tage auf diesen Haiden, ohne daß sie auch nur eine einzige Mannsperson, es sey als einen Gefährten auf der Reise, oder Gehilfen in der Arbeit, zur Wartung der Pferde oder zu ihrer Vertheidigung wider die Feinde und wilden Thiere mitnehmen. Diese Heldinnen brauchen niemanden. Ihrer Meinung nach sind sie niemals sicherer, als wenn sie allein sind. Und in der That ich erinnere mich nicht jemals gehört zu haben, daß eine Abiponerinn von einem Lieger wäre zerrissen oder von einer Schlange gestochen worden. Abiponer aber, die durch einen von beiden Unfällen um ihr Leben gekommen sind, kannte ich mehrere.

Daß die Abiponer grausame und unmenschliche Wilde gewesen sind, läugne ich nicht: aber sie waren es bloß gegen die, welche sie für ihre Feinde hielten. Ehe der Frieden geschlossen, und das Volk in die Kolonien, welche wir für dasselbe erbauet hatten, gezogen war, verheerten sie viele Jahre lang fast ganz Paraguay mit Sengen und Brennen, Morden und Rauben; allein sie sahen alles dieses im Kriege für erlaubt an; weil die Spanier sich stets als ihre Feinde bewiesen, oder doch gefährliche Gesinnungen gegen sie verrathen hatten. Sie glaubten bloß Gewalt mit Gewalt abzutreiben, Beleidigungen mit Beleidigungen, Raub mit Raube, und Todtschläge mit Todtschlägen zu vergelten; und dies halten sie weder für ungerecht noch für eine Schande: indem sie zu Kriegzeiten von den Spaniern gegen die Portugiesen und von diesen gegen jene das Mämlche ausüben sahen. Da sie also dieser ihr Beispiel für sich hatten,

hatten, so wollten sie keine Mörder und Straßenräuber sondern Soldaten heißen, deren Pflicht es ist dem Feinde Schaden zu thun, und sich und die ihrigen zu vertheidigen. Sie wußten vielleicht, daß bei den Soldaten, so wie bei den Hunden, der ärgste der bravste ist, wie Martial vom Attalus sich ausdrückt \*) Die abgeschnittenen Köpfe der Spanier nannten sie ihre Siegeszeichen, und bewahrten sie als Beweise ihrer Tapferkeit sehr sorgfältig auf. Die unzähligen Herden Hornvieh, die viele tausend Pferde und was sie sonst noch den Spaniern wegnahmen, nannten sie ihre im Kriege rechtmäßig erworbenene Beute. Sie läugnen es durchaus, daß sie Räuber sind, aus dem Grunde, weil ihrem Vorgeben nach alles spanische Vieh ihnen zugehöret, indem es auf ihrem Grund und Boden, welchen sich die Spanier wider den Willen ihrer Väter zueignet haben, und noch ohne alles Recht, wie sie glauben, weiden, das Tageslicht erblicket hat. Wir haben uns viele Mühe gegeben, ihnen diese Irrthümer, welche in ihrem Innersten ganz eingewurzelt sind, zu benehmen und ihren rohen Gemüthern freundschaftliche Gefinnungen gegen die Spanier beizubringen; allein der Erfolg davon entsprach unsern Wünschen nie. Obwohl ein wüthender Haß gegen die Spanier bei ihnen vom Vater zum Sohn gleichsam erblich übergieng, so verriethen sie dennoch selbst im Umbringen ihrer Feinde gegen diese eine Art von Menschlichkeit. Sie erschlugen die Spanier, aber nachdem sie ihnen mit der Lanze die tödliche Wunde versetzt hatten, ließen sie selbe ruhig sterben, ohne sie, wie andere Völke zu thun pflegen, zu martern, zu zerreißen, oder zu zerfleischen. Sobald sie aber ihren Geist aufgegeben hatten

---

\* Miles es, & malus es, bonus es tamen Attale miles; Miles enim ut canis est, qui malus ille bonus.

ten, unterließen sie niemals ihnen das Haupt von dem Rumpfe abzulösen, um durch dessen Vorweisung zu Hause ihre Landesleute von ihrer Tapferkeit überzeugen zu können. Des schwächeren Geschlechtes schonten sie immer. Knaben und Mädchen führten sie mit sich weg ohne ihnen ein Leid anzuthun. Die Kinder, die sie den Müttern von der Brust wegnahmen, nährten sie auf der langen Nachhausreise mit dem Saft von Kräutern und Früchten, und brachten sie gleichfalls wohlbehalten in ihren Aufenthalt zurück. So unglaublich diese Gutherzigkeit der Wilden manchen Europäern vorkommen dürfte, so überzeugt sind wir davon. Haben sie zuweilen Mütter oder Kinder niedergemeigelt, so geschah dieses entweder von Jünglingen, die es nach spanischem Blute dürstete, oder auch von Männern, denen das Andenken an die Grausamkeiten der Spanier gegen die Ihrigen eine blinde Wuth eingegeben hatte. Diese und nicht etwa ein hartherziges Naturel war an der verübten Unmenschlichkeit Schuld, welche selbst alle Abiponer verabscheuen. Hätten sie sich aber nach dem Beispiele der christlichen Soldaten gerichtet, so würden sie noch weit größere Grausamkeiten begangen haben. Aus einer Menge solcher Schandthaten will ich nur zwei anführen. Paraguanische Soldaten aus der Stadt Assumption schnitten den Leichnam eines von ihnen getödteten Quaraniers auf, und pisten darein, als in einen Pistopf. Eben dieselben bedienten sich des Leichnams eines anderen Erschlagenen statt einer Wäschbank, um ihre Hemder, die sie im Flusse Tebiquary gewaschen hatten, mit Wäscherschlägeln auszuschlagen. So einen Heldenmuth bewiesen diese Tapferen wider die Todten, die sich nicht mehr wehren konnten, wie die, welche ihre Lanze tief in die Brust eines entseelten Möbren gestossen; und dadurch zu dem spanischen Sprichwort Anlaß gegeben hatten: Al Morteo gran Lanzada. Beispiele einer noch teuflischeren

ren Grausamkeit der europäischen Soldaten in Amerika finden sich bei den Geschichtschreibern allenthalben. Wenn die Abiponer selbst läsen, so würden sie darauf schwören, daß wüthende Thier und nicht Menschen die Urheber davon haben seyn können. Ihre Gutartigkeit und Sanftmuth außer dem Kriege wird man aus Nachstehendem abnehmen.

Die Spanier, Indianer und Mohren, die sie im Kriege gefangen nehmen, behandeln sie nicht hart wie Knechte, sondern gütig und nachsichtsvoll gleich ihren Söhnen. Wenn der Herr von seinem Gefangenen etwas verlangt, so trägt er ihm dieses nicht im Tone eines Gebietenden sondern eines Bittenden vor. Wenn du willst, fängt er an, oder erbarme dich über mich, und bringe mir mein Pferd. Amamat gröhöchem oder Grañagiikam, yañerla ahöpegak tak nahörechi ená. Streubte sich der Knecht zuweilen, oder machte er Schwierigkeiten den Willen seines Herrn zu vollziehen, so wüßte ich dennoch nicht ein einzigesmal, daß ihm dieser einen Verweis oder wohl gar Schläge gegeben hätte. Viele äußern gegen ihre Gefangenen ein zärtliches Wohlwollen und Vertrauen, und eine beinahe unglaubliche Wohlthätigkeit. Sie liehen sich aus, um diese zu bedecken. Sie versagen sich, auch wenn sie hungerig sind, eine Speise um ihrem Gefangenen den Hunger damit zu stillen. Die alte Gattin des Alaykin, eines der vornehmsten Caciquen, hat oft ihrem Gefangenen, einem Mohren, in meinem Beiseyn das Pferd gesattelt. Eine andere Alte, die Mutter des Caciquen Rebachigui, ließ ihrem gefangenen kleinen Knaben in seiner Krankheit viele Nächte hindurch ihr Bett, legte sich auf die bloße Erde, und leistete ihm Tag und Nacht unverdrossen Hilfe. Durch diese ihre Güte und Gefälligkeit gewinnen sie das Herz ihrer Gefangenen dergestalt, daß selbst mit ihrem Schicksale

fast ganz zufrieden leben, und an das Entfliehen nicht einmal denken, so viele Gelegenheit sie auch dazu hätten. Ich kenne sogar mehrere, welche, nachdem sie ausgelöst, und in ihr Vaterland zurückgelehrt waren, wieder von selbst zu ihren vorigen Herrn zurückgingen, und mit ihnen theils auf die Jagd, und theils in den Krieg zogen, auch sich kein Gewissen machten ihre Hände mit dem Blute der Spanier, ihrer Landesleute, zu beflecken. Auf welche Gegenstände des Jammers führt mich diese Betrachtung! Wie viele geborne Spanier haben nicht, nachdem sie von ihrer ersten Jugend auf bei den Abiponern erzogen, und in ihren Sitten, Gebräuchen und Kriegskünsten unterrichtet worden waren, Lanzen und Mordspießen in der Faust, wider ihr eigenes Vaterland gewüthet! Wie oft machten sie die Streifzüge der Wilden mit? Wie oft sah man sie bei den Verwüstungen, die ihre Herren unter den Christen angerichtet, mitten unter ihnen, nicht bloß als ihre Reisegefährten, sondern als Wegweiser, als Handlanger beim Verheeren, Rauben und Morden, kurz als Miturheber der allgemeinen Drangsalen, unter denen Paraguay seufzte? Sie glichen hierinfalls den portugiesischen, spanischen und italienischen Renegaten, welche den algierischen und marokkanischen Seeräubern beim Wegklapern der Schiffe ihres Landesleute mit Rath und That an die Hand gehen; und bewiesen durch ihr Beispiel die Richtigkeit des Sprichwortes, daß, wie der beste Wein in den schärfsten Eßig sich verwandelt, also auch der Menschen Trefflichster, wenn er ausartet, unter den Bösewichtern der ärgste wird.

Noch schweben mir die Gesichtsbilder und die Schandthaten mehrerer solcher Gefangenen, die ich bei den Abiponern gekannt habe, und die an Mordlust und barbarischer Gemüthsart alle Wilden weit hinter sich liegen,  
vor

vor Augen. Einst stießen die Soldaten von S. Jakob, welche in Chaco geschickt worden waren, eben als sie Mittag machten, von ungesehr auf einen Todtenschädel. Nachdem man verschiedentlich darüber nachgeforschet hatte, um zu erfahren, wessen er wäre, zeigte sich am Ende klar, daß dort vier Spanier von einem anderen Spanier erschlagen worden sind, welcher, (ich weiß seinen Geschlechtsnamen, aber ich verschweige selben) der Abiponer Gefangener und ihr Anführer, aber auf die Spanier mehr noch als alle Abiponer erbozt war. Dieser Ort, ich war öfters daselbst, hat noch von den Gräbern den Namen de las sepulturas. Ich wüßte von diesen ehrvergeßenen als dem Almaraz, Caloo, Juanico, einem Mohren aus Corrientes, dem Joh. Joseph, einem Indianer, aus dem Flecken Ytaty und besonders vom Joh. Diaz kaëperlahachin eine Menge zu erzählen. Der letzte war seiner Geburt nach ein Abiponer, wurde aber als ein Knab von den Spaniern gefangen, und nachmals im Christenthume unterrichtet. Die ganzen zwanzig Jahre, die er zu S. Jakob als ein Gefangener zugebracht hat, stand er in dem Ruhme eines rechtschaffenen und gottesfürchtigen Menschen. Er pflegte sich auch alle Jahre in der Charwoche öffentlich zu geißeln. Allein am Ende schüchelte er sich dennoch zu seinen Landesleuten. Hier that er den Spaniern unendlich viel Übels an, meßelte ihrer eine Menge nieder, und machte sich dadurch bei den Seinigen ungemein berühmt, als welchen er, weil er alle Wege und Stege kannte, überaus wichtige Dienste leistete. Wenn sie unter den Spaniern ein Blutbad anrichten wollten, machte keiner von allen den Rundschafter und Anführer besser und lieber als er. Als man in der Folge den Frieden mit den Abiponern zu Stande gebracht, und ihnen den Flecken Conception erbauet hatte, gab eben dieser Kaëperlahachin daselbst einen Dolmetscher ab, weil er

verschick-

verschiedene Sprachen redete. Dieses sein Amt nützte er ganz zu seinen Absichten; wie er denn überhaupt nichts unversucht ließ, den neubekehrten Abiponern, die dazumal vor den unbekehrten wenig voraus hatten, die Freundschaft der Spanier verdächtig, und das Christenthum und uns als dessen Lehrer verhaßt zu machen. Dennoch brachte es der verschmigte Schall durch seine angeheuschelte Frömmigkeit dahin, daß ihn die leichtgläubigen Spanier und Abiponer außerordentlich werth schätzten, wiewohl er beiden eben so gefährlich als uns, die wir der Kolonie vorstanden, unaussprechlich war. Allein dieser gottlose Sohn stammte von einer noch gottloseren Mutter her. Dieses mehr als hundertjährige Weib und Vorseherin aller Schwarzkünstlerinnen, welche von dem Volke wegen ihrer Künste nicht weniger geehrt, als wegen ihrer Zauberkräfte, deren Kenntniß man ihr zumuthete, geachtet wurde, redete den ihrigen ohne Aufhören zu, um sie von unserer Kirche, unserem Unterricht, und der Taufe hindanzuhalten, der letzteren selbst die Kinder an dem Todtbette zu berauben, vor allem diesem aber der ganzen Nation einen unauslöschlichen Haß und Abscheu einzusößen. So eine Mutter war ihres Sohnes werth! Man sieht hier, daß der Apfel nicht weit von seinem Stamme gefallen ist. Allein diese unglückliche (Medea oder Megära, es gilt gleich viel) entaiena am Ende dennoch der strafenden Gotteshand nicht: denn sie wurde, als sie mit einem kleinen Haufen ihrer Paribey aus dem Flecken floh, auf freiem Felde nebst vielen andern von den Mokobiern erschlagen, und starb also eines elenden Todes. Wie oder wo Kaëperlahachin seine Tage beschloß, habe ich nie in Erfahrung bringen können.

Die Freyheit nach Willkühr überall herumzuschweifen, die Leichtigkeit sich Kleidung und Unterhalt zu erwerben; die Menge Pferde, das müßige Leben, der ungehinderte Genuß aller Wollüste und die gänzliche Straflosigkeit an einem Ort, wo man weder Gesetze zu befolgen noch Abndungen zu befürchten hat, machen den Gefangenen ihr Loos bei den Abiponern so angenehm, daß sie ihre Gefangenschaft ihrer Freyheit weit vorziehen, und darüber Vaterland und Eltern vergessen, als bei welchen sie täglich arbeiten und ordentlich leben mußten, wenn sie sich anders der Schläge und des Hungers erwehren wollten. Katharina, eine Spanierinn vom Adel aus Santa Fe, welche ihrer Religion auch unter den Wilden unveränderlich getreu geblieben war, lehrte, nachdem ihre Landesleute sie ausgelöst hatten, in ihr Vaterland zurück. Ihr Sohn Raymund aber und ihre Tochter, die einen Gefangenen geheurathet hatte, wollten lieber bei den Abiponern, bei denen sie aufgewachsen waren, zurückbleiben, als ihrer Mutter folgen. Viele andere lehrten wieder aus ihrem Vaterlande jauchzend in ihre Gefangenschaft zurück. Ich kannte mehrere Gefangene von einer so schelmischen Gemüthsart, daß ihre Herren öfters gern ihrer losgeworden wären, und ihnen umsonst ihre Freyheit geschenkt hätten. Bei den meisten dieser Leute trifft man keine Spur eines Menschen und noch weniger eines Christen an. Nur sehr wenige Abiponer nehmen sich mehrere Weiber zugleich, wiewohl sie die Vielweiberey für erlaubt halten. Die Gefangenen hingegen begnügen sich selten mit einer, sondern heurathen so viele gefangene Spanierinnen oder Indianerinnen, als sie können; denn die Abiponerinnen verschmähen alle Eheverbindnisse mit Spaniern und andern Indianern, es wäre denn, daß sich diese durch den Glanz ihrer Thaten, das ist durch Mord und Raub bei den Auswärtigen, gewissermassen veredelt und den Abiponern gleichgemacht hätten.



hätten. Diese nehmen nie eine gefangene Spanierin, weil sie sich edler dünken, als alle übrigen Nationen, zu ihrem Weibe, noch viel weniger treiben sie heimlich mit ihnen Unzucht. Ihre Ehre ist also in der Gefangenschaft bei den Wilden weit mehr gesichert als in ihrer Freyheit zu Hause, wenn sie anders von Nachstellungen der Gefangenen entgehn. Ich habe mehrere Spanierinnen nach einer langwierigen Gefangenschaft bei den Abiponern Beichte gehört, und ihre Unschuld noch unverehrt gefunden. Alle gestanden mir einstimmig, daß keine Weibsperson bei denselben Gefahr laufe, verführt zu werden, wenn sie es nicht selbst wollte. Von manchen Jünglingen, welche viele Jahre bei diesem Volke in der Gefangenschaft zubrachten, weiß ich in Ansehung ihrer Tugend das nämliche. Aber welchem Europäer wird es nicht unglaublich vorkommen, daß die Wohnplätze der Wilden, welche von keinem Gott wissen, die Zufluchtsörter und die Freystätte der Keuschheit seyn sollen? Ich wenigstens weiß es gewiß, daß die Abiponer von der frechen Ausgelassenheit in den Sitten, welche fast bei allen verfeinerten Nationen in Europa im Schwange geht, noch weit entfernt sind.

Diese meine Ausschweifung von den Gefangenen der Abiponer werden mir meine Leser zu gute halten, wenn es doch anders eine Ausschweifung war, weil selbe ungemein viel beiträgt die Schamhaftigkeit und Herzengüte dieser Wilden in das Licht zu setzen, als welche Eigenschaften der vornehmste Gegenstand dieses Hauptstückes sind. Ich werde nun zu den bisherigen Beweisen noch andere hinzusetzen. Die gemeinen Spanier, Mohren, und Christlichen Indianer, welche ihren Herrn entlaufen, oder von dem rechten Weg abgekommen sind, oder durch sonst einen Zufall auf einen Wohnplatz der Wilden stoßen, nehmen diese sehr freundschaftlich auf, geben ihnen zu essen, und erweisen ihnen sonst noch alle

liche Gefälligkeiten, und zwar um desto lieber, je schimpflicher diese Fremdlinge von den Spaniern sprechen. Unterlassen sie dieses, so stehen sie in Gefahr für Spionen gehalten, und folglich sehr übel behandelt zu werden. Für unsere (der Vorsteher der Kolonie) Sicherheit sorgen sie sehr besorgt. Glaubten sie, daß uns entweder von Seite auswärtiger Feinde, oder ihrer betrunkenen und ausgebrachten Miteinwohner eine Gefahr drohete, so gaben sie uns alsogleich davon Nachricht, und standen uns redlich bei. Es ist unglaublich, mit welcher Willfährigkeit sie uns auf Reisen in der Pflege unserer Pferde, wenn man über Flüsse setzen, den unvermutheten Nachstellungen der Feinde entgegen, oder sie zurückschlagen mußte, überall an die Hand giengen. So gutberzig, so menschenfreundlich denken diese Wilden! Wiemohl sie die Spanier während des Krieges, weil sie selbe als ihre Feinde ansahen, theils tödteten, und theils beraubten, so pflegen sie dennoch untereinander niemanden weder das Leben noch sonst etwas zu nehmen. Es ist daher bei ihnen, solange sie nüchtern und ihrer mächtig sind, der Todtschlag oder das Rauben etwas äußerst seltenes oder, besser zu sagen, unerhörtes. Sie sind oft und lange vom Hause abwesend. Während dieser Zeit lassen sie alle ihre Kleider, und ihr übriges Geräth unvergeschlossen und unverwahrt vor aller Augen stehen und liegen, ohne dessentwegen im geringsten besorgt zu seyn. Kommen sie von ihrer langen Reise wieder nach Hause, so finden sie daselbst alles unangetastet. Alle die Thüren, Schlüsseln, Riegeln, Schränke, Wachen, welche die Europäer brauchen, ihr Eigenthum in Sicherheit zu setzen, sind bei den Abiponern eben so unbekannt als entbehrlich, weil man sich bei ihnen vor keinem Dieb fürchtet, und auch nicht zu fürchten hat. Zu S. Hieronymus wurde uns einst aus unserem Hause ein Handtuch und sonst noch verschiedenes von unserem

Hause.

Dauégerdth heimlich entwendet. Als der Cacique Ychoalay diesen Diebstahl in Erfahrung gebracht hatte, versicherte er uns ganz zuversichtlich, unter seinen Abiponern fehle niemand. Um aber selbe von diesem seiner Nation unerträglichen Verdacht zu befreien, ließ er alles auf das strengste untersuchen. Und in der That zeigte es sich am Ende, daß das Abhängige von einem Gefangenen gemauert worden war. Zu S. Ferdinand entdeckte einst der Cacique Kachirikin ein Weib, das gläserne Kuaeln, womit ein geistliches Bild geschmückt war, aus der Kirche entwendet hatte. Als den Bitten und Drohungen des Paters mußte es zugeschrieben werden, daß ihr nicht der Cacique auf dem öffentlichen Plage seine Lanze durch den Leib stieß. Die Schande, womit das Weib durch ihre Dieberei die Ehre der abiponischen Nation brandmarkte, brachte den Indianer so in Wuth, wiewohl er übrigens zu den besten eben nicht gehörte, denn er war stets der Anführer der Räuber, welche aus den Meyereyen der Spanier unzählige Pferde weggetrieben hatten. Machten ihre Knaben und Mädchen den Melonen, die wir in unseren Gärten erzielten, oder den Hühnern, die in unserem Hause ausgebrütet worden waren, einen geheimen Besuch, wie denn dieses nicht selten geschah, so kann man vielleicht den Vorwurf eines Diebstahles von ihnen ablehnen, weil sie in der irrigen Meinung standen, von gedachten Erzeugnissen dürste jedermann nehmen, so viel er wollte, wenigstens würde der Eigenthümer darüber so ungehalten eben nicht seyn.

So sehr ich mich bisher über die natürlich guten Eigenschaften der Abiponer (fast wider meinen Willen) ausgebreitet habe, so glaubte ich dennoch nichts davon gesagt zu haben, wenn ich nicht über ihre Abhärtung und Erduldung des Ungemaches, als worinn ich sie stets bewunderte, einiges hinzusetzte. Wer mag alle die Mühselig-

seligkeiten abzählen, die sie im Kriege und auf der Jagd täglich auszustehen haben. Ziehen sie wider die Feinde aus, so bringen sie oft zwey und auch drey Monate auf der äußerst beschwerlichen Reise durch die Einsiden zu. Sie wandern vielmals mehr als drehundert Meilen weit. Die größten Flüsse, und die noch gefährlicheren Moräste übersezen sie schwimmend. Sie durchziehen nicht nur ende=sondern auch wasser= und holzlose Halben. Sie sitzen ganze Tage auf ihren wie Holz so harten Sätteln, ohne ihre Füße auf Steigbügel zu stützen. In der Hand tragen sie immer die Last einer vielen Ellen langen Lanze. Ihre Pferde sind meistens Trottgänger, die bei jeglichem Tritt ihrer Reiter Knochen und Eingeweide jämmerlich zusammenschütteln. Mit bloßem Haupt sind sie stets der Sonnenhitze, den oft viele Tage hintereinander anhaltenden Regengüssen, den Staubeiwolken auf den dürren Feldern und den Windstößen ausgesetzt. Sie tragen auch meist wollene Kleider und zwar auf bloßem Leibe. Lassen sie diese nun bei strenger Sommerhitze bis auf den Nabel hinab, so werden sie an der Brust, den Schultern und Armen von den herumfliegenden Schnaken, Breinen und Wespenschwärmen elendiglich zerstoßen, und mit ihrem eignen Blute gefärbet. Weil sie ohne Begehrung die Reise antreten, so müssen sie den ganzen Tag auf dem Felde sorgfältig herumsehen um ein Gewild zu entdecken, das sie mit ihren pfeilschnellen Pferden sogleich einholen, erlegen, und am Ende zu einer Speise zubereiten. Da sie kein Trinkgeschirr mit sich nehmen, so lagern sie sich des Nachts um das Ufer der Flüsse und Seen herum, da sie denn das Wasser wie die Hunde hineinschlürfen. Allein dieser Vortheil, das Wasser nahe bei der Hand zu haben, kömmt ihnen oft theuer zu stehen: weil sich in dergleichen nassen Gegenden nicht nur Schlangen und

Schnas

Schnacken, sondern auch reißende Thiere in unzählbarer Menge aufhalten, welche ihnen viele schlaflose und gefährvolle Nächte verursachen. Sie legen sich, es mag kalt oder warm seyn, auf dem harten Erdboden nieder, und erwachen oft, wenn ein Regenwetter einfällt, mitten im Wasser. Wenn sie den Feind auskundschaften, (ein Geschäft, wobei man alles sehen, aber von niemand gesehen werden soll,) so müssen sie oft auf allen Vieren auf unwegsamen Felsen, und im Gebüsch herumkriechen, damit sie nicht entdeckt werden, und viele Tage und Nächte ohne Speis und Trank, und schlaflos zubringen. Ebendieses widerfährt ihnen auch, wenn sie dem Feind eine Schlappe versetzt oder von ihm eine empfangen haben, und daher dem ihnen nachsetzenden Feind zu entgehen, ihre Flucht beschleunigen müssen. Dieses thut und leidet der Abiponer ohne sich zu beschweren, oder einen Unwillen zu äußern, wie die Europäer, welche bei Erzduldung der geringsten Beschwerde in Klagen ausbrechen, vor Zorn entbrennen, und wenn sie der Himmel nicht anhört, die Hölle um ihren Beistand anrufen. Auf vielen und beschwerlichen Reisen hatte ich Abiponer zu Gefährten und Gehilfen. Ich nahm selbst an dem gemeinschaftlichen Ungemach der Reise Theil, aber ich sah und rühmte auch ihre bewundernswürdige Gedult in Ertragung desselben. In der That ich erstaunte, als ich sah, daß die Wilden bei den Mühseligkeiten, die wir täglich auszustehen hatten, nicht einen Laut von sich hören ließen, selbe mit heiterer Stirne, freudigem Herzen und lächelndem Angesicht erduldeten, und sich mit Scherzen und Kurzweilen für den Hunger und Durst und die Unfreundlichkeit der Witterung schadlos hielten, indeß meine Gedult erschöpft war, wenigstens zu schwinden anfieng. Sollte es möglich seyn, sagte ich oft zu ihnen, wenn wir so miteinander fortritten, daß ihr euch um der

Pferde willen, die ihr einst den Spaniern weggetrieben habet, von der Courne also biaten, von den Schnacken zerfleischen, und vom Regen durchwechen liisset, und so vielem Ungemach Preis gabet. Ich wenigstens möchte mich nicht, wenn man mir auch alle amerikanische Pferde schenkte, bloß von den Schnacken also quälen lassen, wie sie uns heute quälten. Hierüber lachten die Abiponer; denn was wir Gedult nennen, scheint bei ihnen Natur zu seyn. Geel' und Leib ist bei ihnen gegen alles Leiden von Jugend auf also abgehärtet, daß sie beinahe alle Empfindlichkeit verloren haben. Soviel vermag eine langwierige Gewohnheit. Schon als Knaben zerfleichen sie sich nach dem Beispiel ihrer Väter, ohne sich einen Schmerzen anmerken zu lassen, mit spizigen Dornen ihre Brust und Arme. Daber kommt es, daß sie in ihrem gestandenen Alter auf keine Wunden achten, und ihre Starkmuth beschirmt glauben, wenn sie jemand bemitleidete. Der unleidentlichste Schmerz kann den Verwundeten den Grist auspreßen, einen Seufzer niemals. Der Ritel des Ruhmes, den sie sich durch ihre Starkmuth zu erwerben hoffen, macht sie unüberwindlich und stumm.

Das Meiste, was ich hier gesagt habe, gilt von den Männern und Weibern zugleich, wiewohl sich diese durch einige ihrem Geschlechte eigenthümliche Tugenden und Laster auszeichnen. Beide Geschlechter haben bei allen Nationen ihre besonderen Fehler. Trägheit und der Hang zum Müßiggange scheinen allen amerikanischen Völkerschaften angeboren zu seyn. Von diesem Vorwurfe spreche ich die abiponischen Weiber willig frey. Wir alle bewunderten ihren unermüdeten Fleiß und ihre Emsigkeit. Ihre häuslichen Geschäfte, mit denen sie täglich überhäufet sind, verrichten sie gern und freudig.

Hierum

Hierunter gehört: dem Manne und den Kindern Kleider zu weben; das Fleisch zu kochen; eßbare Wurzeln und Früchte in den Wäldern aufzusuchen; Johannesbrod nach Hause zu bringen, zu zerreiben, und mittelst hinzugegossenen Wassers einen Trank daraus zu bereiten; und endlich Wasser und Holz zum täglichen Gebrauch in ihre Hütte zu tragen. Es ist ein lächerlicher, aber bei den Abiponern durchgängig eingeführter Gebrauch, daß das älteste Weib des Hauses alle mit Wasser versieht. Dieses wird aus dem nächsten Fluß, sollte derselbe auch nur einige Schritte von der Wohnung weg seyn, in grossen Kanzen zu Pferde gebracht: dergleichen das Holz zur Feuerung. Die abiponischen Weiber habe ich, ungeachtet sie mit hunderterlei Dingen stets beschäftigt sind, nie sich über die Menge der Arbeiten beschweren, wohl aber darüber klagen gehört, daß es ihnen an Schaafe oder Baumwolle, an Farben oder Maun zu den Kleidern, die sie fertig machen wollen, gebräche. So leicht kommt sie die Arbeit an, und so sehr sehnen sie sich darnach. Ein spanischer Edelmann bediente sich einst einer gefangenen Abiponerin statt einer Hausmagd durch viele Jahre. Er versicherte mir, daß sie ihm lieber wäre, als drey andere, und daß er sie besonders in Ehren hielt, weil sie allen seinen Befehlen zuvorkäme, und ihre Geschäfte ordentlich, sorgfältig und mit aller Willfährigkeit verrichtete. Die rühmliche Benennung des andächtigen Frauenvolkes verdienen die Abiponerinnen mit allem Rechte. Kaum hat man mit der Glocke das Zeichen zum christlichen Unterricht gegeben, als sie sich eilends in der Kirche versammeln, auf der Erde niedersitzen, und dem Priester aufmerksam und lehrbegierig zuhören. Das Christenthum gefällt ihnen überaus wohl, weil es keinem Mann sein Weib zu verstoßen oder mehrere zu nehmen gestattet. Sie wünschen daher sehr mit ihren Männern nur bald die Taufe zu empfangen, um

dadurch von der Unauflöslichkeit ihres Ehebandes und von der ewigen Treue ihrer Männer versichert zu seyn. Dieses gilt von den jungen Weibern; denn die alten widersezen sich der Annahme der christlichen Religion aus allen Kräften; weil sie als Vorsteherinnen der barbarischen Gebräuche auf ihren alten Aberglauben außerordentlich erpicht sind. Nähmen nun die Abiponer unseren Glauben an, so sehen die alten Mütterchen vor, daß es um ihr Ansehen geschehen wäre, und sie verlachtet und verachtet werden dürften. So wie von den Abiponerkinnen hauptsächlich die Alten der Ausbreitung unserer Religion Hindernisse legen, so sind es hinwiederum von den Abiponern vorzüglich die jungen, welche ihr Herz vor dem Christenthum verschließen. Ihre Ruhm- und Raubgierde macht, daß sie unaufhörlich nach Gelegenheiten lechzen, den Spaniern die Köpfe abzuschneiden, und ihre Lastwägen und Meyereyen plündern zu können, welches, wie sie wissen, im göttlichen Gesetze untersagt ist. Sie wollen daher lieber den Gebräuchen ihrer Väter getreu bleiben, und mit ihren schnellen Pferden in den Feldern herumjagen, als zwischen den Wänden der Kirche einem Prediger zuhören. Wäre es bloß auf die alten Abiponer und jungen Weiber angekommen, so hätte sich schon lange die ganze Nation unserer Religion ergeben.

Der Schamhaftigkeit der abiponischen Weiber habe ich schon öfters mit Ruhm gedacht. Ich werde es noch öfters thun müssen. Es würde unbillig seyn ihre Mäßigkeit und Mäßternheit mit Stillschweigen zu übergehen. Sie schmecken nicht wenig, wenn sie ihren Männern bald aus Honig und bald aus Johannisbrod einen süßen Trank bereiten, und dennoch kosten sie davon keinen Tropfen. Sie sind verurtheilet in ihrem Leben nichts als Wasser zu trinken. Allein möchten sie sich auch von Zant und  
Hader



Haber, so wie von berausenden Getränken enthalten! Diese Zänkereyen sind bei ihnen etwas alltägliches, und fallen oft aus nichtswürdigen Ursachen sehr blutig aus. Um ein Nichts schlagen und balgen sie sich, oder mit Horaz zu reden, um eine Ziegenwolle und des Esels Schatten. Ein Schimpfwort, welches ein zankfüchtiges Weib aus ihrem Munde läßt, veranlaßt oft die heftigsten Streitigkeiten. Die Akbiponer haben eigentlich drey Schimpfwörter, womit sie einander im Zorn verunglimpfen. Acami lanaraik, du bist ein Indianer, das ist einer vom Pöbel. Acami lichiegaraik, du bist ein armer oder elender Mensch. Acami ahamraik, du bist todt. Von diesen Beinamen machen sie oft einen ganz läppischen Gebrauch. (Wer sollte nicht lachen, wenn er ein Pferd, das wie der Blitz so schnell davonläuft, und das der andere im vollem Gallop nicht einholen kann, ahamraik, ein todtess nennen hört? Wenn zwischen zweyen Weibern ein Zank entsteht, so heißt eine die andere eine elende, eine vom Pöbel, oder eine todt. Sogleich ist Feuer im Dach. Von den Worten kömmt es zu den Fäusten. Die ganze Weiberschaare wird nun auf dem Platz zusammenlaufen, nicht bloß um zuzusehen, sondern auch nach Erforderniß den streitenden Partheyen Hilfe zu leisten; indem die eine Hälfte auf die Seite der einen, und die andere auf die Seite der anderen tritt. Nun verwandelt sich der Zweykampf in eine förmliche Schlacht. Wie die Sieger fallen sie einander mit den Zähnen in die Brüste, und beißen sich, daß das Blut oft in ganzen Strömmen von ihnen fließt. Mit den Nägeln zerfleischen sie einander die Backen, raufen einander die Haare aus, und zerreißen sich wechselseitig, als wohin alle ihre Bemühungen gleich beim ersten Angriff abzielen, das Loch des Ohrläppchens, worin eine Rolle von Palmbaumblättern als ein Zierrath steckt, auf eine erbärmliche Weise. Man sollte glauben, daß

hölli=

höllische Furien oder wilde Thiere, oder Kechter eines römischen Amphitheaters auf den Kampfsplatz getreten wären. Ein Mann mag sein Weib, ein Großvater seine Enkelin, ein Vater seine Tochter im Blute schwimmen und voll Wunden sehen, so wird er sich dennoch nicht von der Stelle bewegen, sondern still und ruhig dabei zusehen. Sie klatschen ihren Heldinnen Beifall zu, lachen und verwundern sich, daß weibliche Seelen so erbittert seyn können, aber sie halten es für unanständig, daß sich ein Mann in die Zänkereyen der Weiber mische, oder ihnen zu Hilfe komme. Ist gar keine Hoffnung zu einem Frieden vorhanden, so wenden sie sich an den Vater. Sieh! sagen sie zu ihm, heut haben unsere Weiber wiederum allen ihren Verstand verloren. Geh! erschrecke sie mit deiner Flinte. Der Knall, ja sogar der bloße Anblick derselben macht, daß sie ertattert nach ihren Hütten den Reißaus nehmen. Allein da sie die beleidigenden Worte, welche den Anlaß zum Zank gegeben hatten, aus ihren Hütten mit dem heftigsten Zettersgeschrey wiederholen, und kein Theil dem andern nachzugeben scheinen will, so gehen sie von Zeit zu Zeit aus ihren Zelten wieder heraus, um das Treffen von neuem anzufangen. Bisweilen kostete es uns nicht wenig Mühe den Sturm wieder zu stillen, weil etliche Sylben hinreichen, die ganze Kolonie in Aufruhr zu bringen. Ohne Zweifel geschieht es durch einen besondern Rathschluß der Vorsicht, daß sich die Abiponerinnen aller herauschenden Getränke enthalten: denn wenn sie nüchtern so zu wüthen pflegen, was würden sie nicht erst im Rausche beginnen? Lange schon würde von der ganzen abiponischen Nation nichts mehr übrig seyn: denn die Männer leben miteinander, wenn sie nicht betrunken sind, ungemein friedlich, und haßen alles Geschrey, alle Uneinigkeiten und Zänkereyen. Das übrige, was die Sitten und Gebräuche der Abiponer betrifft, werde ich, es mag

mag nun lobens- oder tadelnswerth seyn, in dieser Geschichte an seinem Orte anmerken. Aus dem bishergejagten werden meine Leser den Schluß ziehen, daß vieles von dem, was bei den Wilden üblich ist, auch von den gesittetsten Europäern nachgeahmt zu werden verdiente. Es fehlt sehr wenig, daß ich nicht dem berühmten Leibniz beipflichte, welcher sich in der Vorrede ad noviss. Sinica folgendermassen ausdrückt: „Bei dem immer weiter um sich greifenden Verderbnisse scheint es igt endlich dahin gekommen zu seyn, daß wir Chinesischer Wissenschaften unumgänglich bedürfen, die uns in dem Gebrauch und der Ausübung der natürlichen Theologie unterrichten, gleichwie die Chineser von den unsrigen die geoffenbarte lernen.“ Von den Abiponern möchte ich beinahe das nämliche sagen: denn wenn sie in gewissen Dingen so arg aussehen, daß man sie kaum unter die Menschen rechnen soll, so müssen wir dennoch, wenn wir auch auf gewisse ihrer Handlungen einen aufmerksamen Blick werfen, eingestehen, daß auch Christen von ihnen gefällig, ehrbar, duldsam und gemäß zu seyn lernen könnten. Unglücklicher Weise verunzieren diese Wilden ihre rühmlichen Eigenschaften durch mehr Laster, als eine weiße Liegerhaut schwarze Flecken zählt. Die Richtigkeit meiner Behauptung wird aus dem erhellen, was ich noch von den Abiponern erzählen werde.

## Sechzehntes Hauptstück.

### Von der Sprache der Abiponer.

Die Menge und Verschiedenheit der Sprachen, die bloß in Paraguay gesprochen werden, ist ganz unglaublich; ich möchte fast sagen, sie sind unzählbar. Man glaube nicht, daß man selbe bloß als verschiedene Mundarten zu betrachten habe. Die meisten sind selbst an ihrem Stamme von einander unterschieden. Man muß über das Kunstmäßige dieser Sprachen erstaunen: und niemand vernünftiger wird es glauben wollen, daß rohe und dumme Wilde selbe erfunden und ausgebildet haben. Diese Betrachtung leitete mich oft auf den Gedanken, daß man die Mannfaltigkeit und das Kunstgebäude der Sprachen als einen der vornehmsten Beweise von dem Daseyn eines ewigen und weisen Schöpfers ansehen müsse. Unsere Patres haben in vierzehn Sprachen das Seelenheil eben so vieler Völkerschaften besorget, und die Religion nach ihren Kräften ausgebreitet. Jeder von ihnen redete nicht alle, sondern zwei oder drey, die sie sich aber auch aus dem Grunde eigen machten, indem sie mit verschiedenen Völkern zu thun hatten. Zu der Anzahl dieser letzteren gehöre auch ich, der ich mich sieben Jahre bei den Abiponern und eils bei den Quaranierern aufgehalten habe. Die Völkerschaften, deren Unterricht wir uns gewidmet, und denen wir Kolonien erbauet hatten, waren die Quaranier, Chiquiten, Mokolobier, Abiponer, Tobas, Malbalaes, Vilelas, Passaines, Lulles, Isistines, Homoampas, Chunipies, Mataquayos, Chiri-

Chiriguanas, Lenguas oder Quaycurus, Mbayas, Pampas, Serranos, Patagones, und Yaros. Hierzu setze man noch, daß sich viele von uns der Sprache Quichua, welche in ganz Peru gesprochen wird, und auch den afrikanischen Sklaven, den gemeinen Spaniern und selbst vornehmen Frauen in Lufuman geläufig ist, sowohl auf der Kanzel als im Beichtstuhle bedienet haben. Außerdem waren auch in den Flecken der Chiquisten, weil dort viel Volk von verschiedenen Nationen beisammen lebte, verschiedene Sprachen im Gebrauche. Die Sprachen der Abiponer, Mofobier und Tobas haben einerlei Ursprung und sind miteinander eben so verwandt, wie die spanische und portugiesische. Indessen gehen sie dennoch nicht an der Mundart allein sondern auch in unzähligen Wörtern von einander ab. Eben dieses gilt auch von der Sprache Tonocote, welche bei den Lules und Ilistines üblich ist. Die Chiriguanas und die Quaranier reden, ungeachtet ihre Wohnplätze bei fünfhundert Meilen weit von einander entlegen sind, fast einerlei Sprache, wenigstens ausgenommen, was jeder, der eine von beiden spricht, innerhalb wenig Wochen ohne Mühe lernet.

Viele Europäer, welche von Amerika schrieben, haben ihren Geschichten und Wörterbüchern allerlei Bruchstücke, Sätze und Sprüche aus den indianischen Sprachen eingeschaltet; aber auch jämmerlich verunstaltet, und verhunzt. Kaum ließen sie an jedweden Worte einen Buchstaben unverstümmelt. So gut wir diese Sprachen inne hatten, so mußten wir doch den Sinn gedachter Stellen bloß errathen und so zu sagen enträthseln. Allein man muß diesen Schriftstellern ihre Verstümmelungen zu gute halten, weil sie ihre Kenntniße meist aus trüben Quellen geschöpft haben. Viele, die Amerika kaum von weitem gesehen haben, schreiben sogleich die  
Wdr.

Wörter und Ausdrücke der Wilden nieder um selbe hernach in Europa an den Mann zu bringen, wiewohl sie weder ihren Laut noch ihre Bedeutung recht verstanden haben. Daher kommt es, daß wir die Namen der amerikanischen Dörfer, Flüsse, Bäume, Pflanzen, Thiere, &c. in so vielen Werken so erbärmlich verunstaltet lesen, daß wir selbe ohne zu lachen gar nicht lesen können. Die spanischen Knaben lernen von den indianischen bloß dadurch, daß sie täglich miteinander spielen und schwätzen, die indianischen Sprachen sehr gut und in kurzer Zeit, da doch grossen Leuten diese Arbeit nicht wenig Zeit und Mühe kostet. Wir wissen beides aus Erfahrung. Ich kannte verschiedene von einem gestandenen Alter, welche, ungeachtet sie viele Jahre mit den Indianern umgegangen waren, dennoch so viele Fehler als Sylben aus dem Munde herauswürgten. Es ist nichts leichtes für einen Europäer seine Ohren und Zunge an die fremden und sonderbar gezerrten Laute zu gewöhnen, welche die Wilden bald mit der Zunge zischend, bald durch die Nase schaurrend, bald durch die Zähne firrend und bald aus der Kehle gurgelnd aussprechen, und zwar schnell und unvernehmlich, so daß man nicht die Worte redender Menschen sondern das Gequäke von Aenten zu hören glaubt, und mit der größten Aufmerksamkeit keine Spur von einem Buchstabenlaut zu entdecken im Stande ist. Lange war es schon der Wunsch gelehrter Männer, daß doch einmal jemand, der einer amerikanischen Sprache mächtig ist, den Bau, den innern Gang und die ganze Einrichtung und Fäaung derselben umständlich aufeinander setzte. Diesen Wunsch zu erfüllen, werde ich nun kurz von der Sprache der Abiponer handeln. Wenn meine Leser bei Durchlesung dieses Hauptstückes lange Weile fühlen, so will ichs ihnen gern verzeihen; denn ich fühlte sie auch, als ich dasselbe schrieb. Doch schrieb ich

ichs um den Gelehrten, wie ich hoffe, einen angenehmen Dienst zu erweisen. Denjenigen, welche von den Theilen und den Regeln einer Sprachlehre keine Begriffe haben, rathe ich diese Blätter, worinnen weiter nichts als Worte der Wilden vorkommen, zu überschlagen.

Die meisten Amerikaner haben gewisse Buchstabenlaute nicht, die wir Europäer brauchen; hingegen brauchen sie andere, die wir nicht haben. Einer der beiden Abiponern gebräuchlichsten, bei uns aber unbekannten Buchstaben hat einen aus dem R und G zusammengesetzten Laut. Um selben gehörig auszusprechen, muß man die Zunge ein wenig an den Gaumen aufstoßen, und zugleich gegen die Kehle zurückziehen, wie die, welche aus einem Naturfehler das R stammelnd aussprechen. Diesen den Abiponern eigenthümlichen Buchstaben zu bezeichnen, schrieben wir nach Belieben R oder G; aber mit einem Zeichen darauf: 1. B. Laetarat, der Sohn; Achibi'aik, das Salz; Nelaſeyſat, ein Kapitan oder Cacique. Die vielfache Zahl verändert das i in k: 1. B. Laetkâte, die Söhne; Nelaſeykâte, die Kapitäne, Caciquen oder Vornehmen. Die Europäer haben nicht wenig Mühe diesen Buchstaben gehörig auszusprechen, besonders wenn derselbe in einem Worte öfters vorkommt. 3. B. Raſegſanſaik, ein Indianer aus der Nation der Vilelas. Rellaſanſan potrol, er jaget Waldpferde. Lapſiſatſaik, buntſärbig ic. Bloß aus der Aussprache dieses Lautes werden die Abiponer einen Europäer, wenn er auch ihre Sprache noch so gut inne hätte, erkennen, und von ihren Landesleuten unterscheiden, so wie die Ephraimiten (im Buch der Richter X. 6.) an einem einzigen Laut von den Galaaditen erkannt worden sind, indem jene das Wort Sibboleth mit einem S, das ist mit

- II. Theil. R einem

einem Samech D; diese aber Schiboleth mit S und C das ist mit einem Scin V aussprechen.

Die Abiponer brauchen wie die Franzosen, Deutschen und Ungarn das Ö, welches aber die Spanier in Paraguay lieber mit dem mit zweenen Punkten bezeichneten E schreiben. S. V. Ahepëgak, das Pferd. Yahëc, mein Angesicht. Das griechische α kommt in ihrer Sprache sehr oft vor. N sprechen sie wie die Spanier aus, indem sie nach dem n ein j hören lassen. So klingt Español, ein Spanier; gleichsam wie Espanjol. Die Abiponer sagen Menetañi, er ist dazinn. Yoam-cachini, das Innere davon ist gut. Die gehörte Aussprache dieser und anderer Buchstaben kann nur mündlich erklärt und gezeigt werden.

Auf die Tonzeichen und Punkte muß man besonders Acht haben: indem das nämliche Wort, sobald man die Punkte ausläßt oder den Accent abändert, eine andere Bedeutung annimmt. So heißt Heët, ich stehe; Hëët, ich rede; Haten, ich verachte; Hatén, ich habe ins Ziel das ausgesteckte Ziel. In dieser Sprache kommen nicht selten Wörter vor, welche aus zehn, zwanzig und mehr Buchstaben zusammengesetzt sind. Die verschiedenen in einem und ebendemselben Worte vorkommenden Tonzeichen zeigen an, wo man die Stimme erheben oder einziehen soll. Die Sprache dieses Volkes ist außerordentlich klingend und singend. Die Aussprache zu lernen, reichen die Accente allein nicht an. Es wäre vielleicht nicht überflüssig in jeder Sylbe musikalische Noten hinzuzusetzen, wenn nicht der mündliche Unterricht des Lehrmeisters diese Mühe entbehrlich machte. Wir wollen Beispiele von solchen Tonzeichen hier anführen. So sind Hamihégemkin, Debáyakaikin, Raregrágreimarachin, Oahérkaikin, &c. Namen der Abiponer.



poner. Grcàuagyègarige, heißt: erbarme dich meiner; oahàyegalge, rette, befreie mich; Hapagrañiitapegetà, ihr unterrichtet euch wechselseitig; Nicaugrañiapegaralge, ich bitte für dich; Hemokàchiñiitapegioà, du lobest mich. Hier sind Wörter zu zwanzig Buchstaben. Einsylbichte giebt es wenig. Die großgewachsenen Abiponèr sind Liebhaber von langen Wörtern, die nämlich ihnen gleichen.

Geschlechter haben sie zwey, das männliche und weibliche; das sächliche oder ungewisse mangelt ihnen. Man lernet selbe bloß durch den Gebrauch kennen. Grahaulai, die Sonne, ist bei ihnen weiblich; Grauck, der Mond, hingegen männlich, wie bei uns Deutschen. Einige Beiwörter sind zugleich männlich und weiblich, als: Noè, der böse oder die böse. Neèn, der gute oder die gute. Bei andern hat jedes Geschlecht einen besondern Ausgang, als: Ariaik, der gute, treffliche; ariaye, die gute, treffliche; cachergaik, ein alter; cachergaye, eine alte.

Die Kennwörter bleiben in allen Endungen unverändert, außer, daß zuweilen ein denselben vorgesetzter Buchstabe diese letzteren anzeigt. Z. B. Aym, ich. M' aym, mir. Akami, du. M' akami, dir.

Die Bildung der vielfachen Zahl der Kennwörter kostet den Asánaern gemeiniglich nicht wenig Mühe. Sie haben hierinnfalls so verschiedene Fälle, daß man

gar keine Regel darüber festsetzen kann. Hier sind einige Beispiele:

## Einfache Zahl.

## Vielfache Zahl.

Laetafat, der Sohn.

Laetkatè, die Söhne.

Lekat, das Metall.

Lekachi, die Metalle.

Ahëpegak, das Pferd.

Ahëpega, die Pferde.

Yuihak, der Ochse.

Yuiha, die Ochsen.

Nekétetak, die Gans.

Neketeteri, die Gänse.

Oachigraniga, der Hirsch.

Oachigranigal, die Hirsche.

Iniefa, die Blüthe des  
Johannesbrods, oder das  
Jahr.

Iniegari, die Blüthen des  
Johannesbrods, oder die  
Jahre.

Neoga, der Tag.

Neogota, die Tage.

Eetgraik, der Stern.

Eetgraie, die Sterne.

Aaparaik, eine Leinwand,  
oder ein Wollzeug.

Aaparaika, die Zeuge.

Yapot, großmüthig.

Yapochi, die Großmüthigen.

Lachaoge, ein Bach.

Lachaokè, die Bäche.

Letek, das Baumblatt.

Letegke, die Baumblätter.

Ketelk, das Maulthier.

Ketelfa, die Maulthiere.

Pana, die Wurzel.

Panari, die Wurzeln.

Ibichigi, zornig.

Ibichigeri, die Zornigen.

Aus diesem wenigen erhellet, daß Wörter von einerlei Endbuchstaben in der vielfachen Zahl die verschiedenen

denken Ausgänge haben. Gleichwie sich aber die Griechen außer der vielfachen Zahl noch einer zweysachen bedienen, um zwey Dinge einer Art zu bezeichnen; so brauchen auch die Abiponer eine doppelte vielfache; deren die erste mehrere Dinge, die zweyte aber recht viele anzeigt. So heißt Joale, ein Mann; Joalee oder Joaleena, einige Männer; Yoaliripi, sehr viele Männer; Ahēpegak ein Pferd; Ahēpega, einige Pferde; Ahēpegeripi sehr viele Pferde.

Ich begreife nicht, warum die Abiponer nicht wie die übrigen Amerikaner für die erste Person der vielfachen Zahl nämlich: Wir, zwey Wörter haben. So drücken die Quaranier selbe auf zweyerlei Art aus, nämlich bald durch nande und bald durch ore. Das erste heißen sie das einschließende, das andere das ausschließende. Wenn sie in ihrem Gebete zu Gott sprechen, sagen sie: ore angaypabiya, wir Sünder; weil Gott von der Zahl der Sünder ausgeschlossen ist. Reden sie aber mit Menschen, so sagen sie: nande angaypabiya, wir Sünder; weil die, mit denen sie reden, gleichfalls Sünder sind; und brauchen darum das einschließende Fürwort nande.

Da sie keine zuweisenden Fürwörter, als mein, dein, sein, haben, so müssen selbe in jedwedem Renntwort durch mannfaltige Hinzusetzungen oder Veränderungen der Buchstaben ersetzt werden. Dieses hat die abiponische Sprache mit der hebräischen, hungarischen und verschiedenen andern amerikanischen gemein. Allein in der abiponischen sind die Schwierigkeiten wegen der so vielen Versetzungsarten der Buchstaben am größten: besonders in der zweyten Person. So heißt Neta, ein Vater überhaupt; Yitā, mein Vater; Gretachi, dein Vater; Letā, sein

Vater; Greta, unser Vater; Gretayi, euer Vater; Letai, ihr Vater.

Nactarat, ein Sohn; ohne zu bestimmen, wessen er ist. Yaactarat, mein Sohn; gractrachi, dein Sohn; Lactarat, sein Sohn.

Nepèp, der Großvater mütterlicher Seite; Yepèp, mein Großvater; Grepepe, dein Großvater; Lepèp, sein Großvater.

Naal, der Enkel; Yaal, mein Enkel; Graali, dein Enkel; Laal, sein Enkel.

Nenàk, der kleinste Bruder; Yenàk, der meinige; Grenarè, der deinige; Lenàk, der seinige.

Nakirèk, Geschwisterkind; Nakirèk, das meinige; Gnakiregi, das deinige; Nakirek, das seinige.

Noheletè, ein Lanzenstock; Yoheletè, der meinige; Grohelichi, der deinige; Lohcletè, der seinige.

Natatra, das Leben; Yatatra, mein Leben; Gratatie, deines; Latatra, seines.

Dies ist genug meinen Lesern von den mannichfaltigen Veränderungen der zweyten Person einen Begriff zu geben. Bei den Quaranianern werden zwar auch den Nennwörtern gewisse Buchstaben statt der zueignenden Fürwörter vorgesetzt, allein hiebei ist gar keine Schwierigkeit, weil alle Wörter nach einer und ebender selben Regel

gel verändert werden. 3. B. Tuba, der Vater; Cheruba, mein Vater; Nderuba, dein Vater; Tuba, sein (des andern) Vater; Guba, sein Vater; Tay, der Sohn; Cheray, mein Sohn; Nderay, dein Sohn; Tay, sein (des andern) Sohn; Quay, sein Sohn. Che wird nämlich allen Wörtern statt der ersten, und Nde statt der zweyten Person unverändert vorgesetzt, dergleichen in der vielfachen Zahl Nande oder Oreruba, unser Vater; Penduba, euer Vater; Tuba oder Guba, ihr Vater. Ueberhaupt vertreten diese Vorschubstaben bei allen Hauptwörtern die Stelle der zueignenden Fürwörter mein, dein, sein.

In Ansehung dieser muß ich, insofern selbe bei den Abiponern üblich sind, folgende Anmerkung machen. Sehen sie etwas, dessen Eigenthümer sie nicht wissen, so haben sie zweyerlei Arten zu fragen, wenn es zugehöre: denn wenn die Sache, deren Eigenthümer sie wissen möchten, belebt ist, sey es auch, daß sie nur ein Pflanzenthier hat, z. B. das Getreid, ein Pferd, Hund, Gefangener u. so sagen sie: Cahami lela? Wessen Eigenthum ist dieses? worauf der andere antwortet: Yla, mein; Grele, dein; Lela, sein. Im Gegentheile, wenn die Sache leblos ist, z. B. eine Lanze, Speck, ein Kleid u. so sagen sie: Kahami, Kalam? Wem gehört dieses? Hierauf wird geantwortet: aim, mir; Karami, dir; Halam, ihm; Karàm, uns; u.

Die Fürwörter der ersten und zweyten Person sind in Absicht auf den Ort oder die Lage keiner Veränderung unterworfen. Als: Aym, ich; akami, du; akam, wir; akamyi, ihr. Wird das Wort allein dazugesetzt, so werden sie folgendermassen abgeändert. Aymàtara, ich allein; akamùtara, du allein; akamàkalè, wir allein.

Das Fürwort hingegen der dritten Person, er, selber, 2c. wird nach der Lage, oder Stellung desjenigen, von dem die Rede ist, verschiedentlich verändert: denn, wenn der, von dem ich rede, gegenwärtig ist, so muß ich sagen:

	Encha.	im männlichen Geschlecht.	Anahà.	im weiblichen Geschlecht.
Sieht er,	Hîhniha.		Hâniha.	
Liegt er,	Hîriha.		Hâriha.	
Steht er,	Hâraha.		Haraha.	
Seht er herum, so daß er gesehen wird,	Ehahà.		Ahaha.	
Wird er aber nicht gesehen,	Êkaha.		Âkaha.	

Er allein nimmt gleichfalls allerlei Veränderungen an, denn:

Sieht er allein:	so sagt man	Yñitara.
Liegt er allein,	— — —	Iritàra.
Seht er,	— — —	Ehàtara.
Ist er abwesend,	— — —	Ekàtarà.
Steht er,	— — —	Eràtara.

Die Steigerungen der Beiwörter, das ist, der Comparativ und Superlativ werden nicht wie in den meisten übrigen Sprachen durch Sylbenzusätze sondern auf eine andere Art ausgedrückt. Diesen Satz: der Tieger ist bössartiger als ein Hund, wird ein Abiponer also geben: Der Hund ist noch nicht bössartig, wenn schon der Tieger bössartig ist. Ne-  
tegink

regink chik naà, o'agan nihirenak la naà; oder er umschreibt selben auf diese Art: der Hund ist nicht so böseartig als der Tieger; Netegink chichä naà jag m nihirenak. Wenn wir sagen, ein Tieger ist das böseartigste Thier, so sagt der Abiponer: der Tieger ist über alles böseartig, nihirenak. Lamerpëäoge kenogè naà; oder auch also: der Tieger ist so böseartig, daß er in der Böseartigkeit nichts seines gleichen hat, nihirenak chit keoà naà. Bisweilen drücken sie durch die Erhebung ihrer Stimme den Superlativ, oder was immer für einen höheren Grad aus. Ariaik wird also nach Maßgabe der Aussprache bald etwas mittelmäßig und bald etwas überaus gutes bedeuten. Sprechen sie es mit voller Anstrengung ihrer Lunge mit lauter und scharfsonender Stimme, so drücken sie damit den Superlativ aus; sagen sie es mit gelassener und dumpfer Stimme, so zeigt selbes den Positiv an. Ihren Beifall und ihr Wohlgefallen über eine Sache geben sie hauptsächlich mit diesen Worten zu erkennen: La naà! ariaik oder Eünenék! es ist schon schlimm! dieses ist schön oder vortrefflich. Nehaol bedeutet die Nacht. Rufen sie aus voller Kehle und mit scharfer Stimme: La nehaol, so wollen sie sagen: es ist schon Mitternacht oder eitle Nacht. Sprechen sie es gelinde und gleichsam stotternd aus, so zeigen sie die anbrechende Nacht oder den Anfang derselben an. Sehen sie, daß jemand mit seinem Pfeile das Ziel getroffen, oder einen Tieger auf den ersten Angriff erlegt hat u. so rufen sie, um seine Geschicklichkeit auszudrücken, überlaut aus: La yäraige, der weiß es schon. Dieses ist bei ihnen einer der größten Lobsprüche.

Die verkleinerenden Wörter werden aus den Nennwörtern gebildet, wenn man zu diesen die Sylben Avälk, oder Olek hinzusetzt. So bedeutet Ahepegak ein Pferd

Ahēpegaravālk, ein Pferdchen. Oēnēk, ein Knab, Oēnēkavālk, ein Knäbchen. Haāye, ein Mädchen. Haayaole, ein kleines Mädchen. Pay, ein Pater. Diesen Namen (die Portugiesen haben selbst nach Amerika gebracht) pflegten sie uns Priestern zu geben. Pay'olek, ein Paterchen, ein Wort, womit sie uns ihre besondere Zuneigung zu uns zu erkennen gaben. Wenn sie wider uns aufgebracht waren, so nannten sie uns allemal Pay. Kāēpak, ein Holz; Kāēperaole, Hölzchen. So heißen sie die Krallen der Rosenkränze. Lenechi, Klein, mäßig. Lenechiolk oder Lenechiavālk. Diese Verkleinerungswörter brauchen sie sehr häufig, theils ihre gütliche Liebe, und theils auch ihre Verachtung damit auszudrücken. So heißt Yoale ein Mensch, Mann; Yoaleolk, ein Männchen; ein Stüd von einem Mann. Oft drücken sie ihre Liebe oder das Lob, das sie jemanden geben, durch ein Verkleinerungswort weit stärker, als durch alle Superlative aus. So heißen sie ein treffliches oder ein schönes Pferd schmeichelnd Ahēpegaravālk. Auch die Spanier glauben ihre freundschaftlichen Gesinnungen weit besser anzuzeigen, wenn sie Bonito sagen, welches ein Verkleinerungswort ist, als wenn sie sich des Wortes Bueno bedienten, welches schön oder gut bedeutet. Wir Deutsche pflegen von den Verkleinerungswörtern manchmal in eben dieser Absicht Gebrauch zu machen.

An Zahlwörtern sind die meisten amerikanischen Völkerschaften ungemein arm. Die Abiponer haben nicht mehr als für drey Zahlen eigentliche Ausdrücke. Initara eines; Inoaka, zwey; Inoaka yekaini, drey. Die übrigen Zahlen anzuzeigen brauchen sie allerlei wunderliche Kunstvortheile. So sind der Geyenkñatē der Strau-  
senzeihen, weil die Straußen drey von vorne und eine von hinten haben, in allen vier, welche ihnen daher auch die  
Zahl



Zahl vier zu bezeichnen dienen. Neenhalek, die schöne Haut, welche sich durch Flecken von hundertlei Farben auszeichnet, muß ihnen fünf andeuten. Fragt man einen Abiponer über eine kleine Anzahl Dinge, so antwortet er mit aufgehobnen Fingern: Leyer iri; sieh, so viel sind es! Wenn es ihnen daran liegt, die Zahl genau zu bestimmen, so zeigen sie die Finger der Hand und die Zehen in den Füßen, und wenn sie alle zusammen einmal genommen nicht zureichen, etliche male demjenigen, der sie fragt. Daher bedeuten Hanamhegem, die Finger einer Hand, fünf; Lanamrihegem, die Finger von beiden Händen, zehn; Lanamrihegem cat Gracherhaka anamichirihegem, die Finger und Zehen von beiden Händen und Füßen; zwanzig. Sie haben auch noch eine andere Art die ihnen mangelnden Zahlwörter zu ersetzen. Wenn ihrer etliche von den Feldern, wo sie entweder einige Waldpferde gefangen, oder schon zahmgemachte anderen entwendet haben, nach Hause zurückkehren, so wird kein Abiponer die Ankömmlinge fragen: Wie viel Pferde habt ihr nach Hause gebracht? sondern: Wie viel Raum nehmen die Pferde ein, die ihr nach Haus gebracht habet? Diese werden nun hierauf antworten: Wenn wir unsere Pferde alle in einer Reihe hin zusammenstellten, so würden sie diesen Platz ganz einnehmen: oder sie reichen von diesem Walde an bis zu dem Ufer des Flusses. An einer solchen Antwort genüget allen, weil sie daraus auf die Menge Pferde einen Schluß machen können, wenn sie gleich deren eigentliche Anzahl nicht wissen. Bisweilen nehmen sie einen Haufen Gras oder Sand in die Hände, weisen selben den Fragenden, und glauben ihnen dadurch von der übergrossen Menge der Dinge, worüber man sie fragt, einen hinlänglichen Begriff gegeben zu haben. Allein man darf den Abiponern niemals weniger

ger trauen, als wenn von Zahlen die Rede ist. Sie sind nicht bloß des Rechnens unfähig sondern auch abgelsagte Feinde desselben. Ihr Gedächtniß ist ihnen fast immer ungetreu. Beim Zählen haben sie unaussprechlich lange Weile. Um also über Fragen bei Zahlen der Antwort wegen nicht lange in Verlegenheit zu seyn, heben sie von ihren Fingern, so viel sie wollen, nach Gutdünken in die Höhe, und betrügen also bald sich selbst, und bald den, welcher sie fragt. Oft rufen sie, wenn die Zahl über drei geht, des Fingeraushebens überdrüssig Pop! viele, oder chic legyekalipi, unzählige aus. Einst langte im Flecken eine Rotte von zehn Mann Soldaten an. Gleich schrie das von allen Seiten zusammengelaufene Volk: Yoaliripi latenk naïeretape, überaus viele Leute kommen.

An den sogenannten Ordnungszahlen leiden sie noch größeren Mangel. Über das erste können sie nicht hinaus zählen. Era namachit, der erste. Die zehn Gebote Gottes mußten wir ihnen auf folgende Art vortragen. Das erste Gebot Era namachit. Da sie das zweite, das dritte und vierte &c. in ihrer Sprache nicht mehr ausdrücken können, so setzten wir statt dieser Zahlwörter vor jedwedem der folgenden Gebotte: cat lahaua, cat lahaua &c. und ein anderes, und wieder ein anderes &c. Doch haben sie ein Wort den vorbergehenden, und den folgenden damit zu bezeichnen. Enam cahék, der vorausgeht. Inagehék, der am letzten kommt.

Eintheilende Zahlwörter haben sie nicht mehr als zwei. Initarape, einzeln; Inoakatape, zwey und zwey; und nun stehen die Ochsen am Berge. • Linoakayahat, zweymal; Ekatarapek, einmal; Haüeken, bisweilen. Hierin besteht die ganze Rechenkunst der Abiponer, und

und auch ihr ganzer Zahlenvorrath. Die Quaranier sind hierinnfalls nicht viel reicher; denn über vier zählen sie auch nicht. 1. Peteÿ. 2. Mokoÿ. 3. Mbohapi. 4. Irundÿ. Iyipibae, der erste; Imomokoyndaba, der zweyte; Imombohapihaba, der dritte; Imoirundÿhaba, der vierte; Peteÿteÿ, einzeln; Mokoÿmokoÿ zwey und zwey; Mbohapihapi, drey und drey; Irundÿrundÿ, vier und vier; Peteÿ yebi, einmal; mokoÿ yebi, zweymal ic. Geht eine Zahl über vier, so antworten sie flugs wie die Abiponer: Ndipapahabi, oder ndipapahai, unzählige. Da aber das Zählen sowohl im gemeinen Leben von vielfältigem Nutzen, im Reichthum aber um eine vollständige Reicht abzuliegen schlechterdings unentbehrlich ist, so wurden die Indianer bei dem öffentlichen catechetischen Unterricht in der Kirche täglich auf spanisch zählen gelehret. An Sonntagen pflegte das ganze Volk mit lauter Stimme von 1 bis 1000 spanisch zu zählen. Allein wir wuschen an einem Moheren. Die meisten lernten eher die Musik, die Malerey und Bildhauerey, als die Zahlenlehre: denn wenn sie gleich alle Zahlen auf spanisch aussprechen können, so irren sie sich doch leicht an Zählen, so daß man ihnen hierinnfalls nur sehr selten trauen darf.

In Ansehung der Abwandlung der Zeitwörter kann man schlechterdings kein Muster aufstellen: indem beinahe bei einem jeden Zeitworte die einfache Zahl der gegenwärtigen Zeit in der anzeigenden Art anders abgewandelt wird, und daher Anfängern weit mehrere Schwierigkeiten verursachet, als diese selbst bei den griechischen zu überwinden haben. Besonders hat die zweyte Person nicht bloß im Anfange sondern auch am Ende oder in der Mitte fast immer andere Ausgänge, wie man aus nachstehenden Beispielen sogleich sehen wird.

Ein

## Einfache Zahl.

## Vielfache Zahl.

Ich liebe, Rikapit.

Wir lieben, Grkapitak.

Du liebst, Grkapichì.

Ihr liebet, Grkapichü.

Er liebt, Nkàpit.

Sie lieben, Nkapitè.

## Erste Person.

## Zweyte.

## Dritte.

Wissen. Riàraige.

Graàraige.

Yaraige

Erinnern. Hakalcènt.

Hakalcèenchì.

Yakalcènt.

Eben- Netúnctà.  
dasselbe.

Nichunüta.

Netúnctà.

Lehren. Hápagrànàtfran Hapagrànàtfrä- Yápagrànàtfran.  
iii.

Eilen. Riahagalè.

Grahàlgali.

Yahàgalè.

Sterben. Riigà.

Gregachì.

Yigà.

Ertrinken. Riigaraüi.

Gregachüi.

Yigaraüi.

Lanzen. Riahàt.

Rahachì.

Rahàt.

Fürchten. Rictachà.

Gretachì.

Netachà.

Verlangen. Rihe.

Grihi.

Nihè.

Fliegen. Natahegem.

Natachihegem. Natahegem.

Betrunknen Rkíhoget.  
seyn.

Grkíhogichì. Lkíhoget.

Saut seyn. Riàal.

Graali.

Naal.

Start seyn. Riahòt.

Grihochi.

Yhòt.

Sich wohl befinden.	Rioamkata.	Groemketa.	Yoamkata.
Treten.	Hachak.	Hachare.	Rachak.
Essen.	Hakené.	Kinigi.	Rkené.
Erbrechen.	Riemaletapek.	Gremalitapek.	Nemaletapek.
Schlaffen.	Aatè.	Aachi.	Roatè.
Sich schämen.	Ripagak.	Grpagafe.	Npagak.
Zielen.	Hatenetalge.	Hachinitalge.	Yatenetalge.
Hochschämen.	Riapategè.	Grpachinge.	Yapategè.
Schlagen.	Hamelk.	Hamelgi.	Yamelk.
Erinken.	Nañam.	Nañami.	Nañam.
Ehun.	Haet.	Eichi.	Yaet.
Ochorsa.	Riahapèt.	Grahapichi.	Nahapèt.
Kommen.	Nauè.	Nauichi.	Nauè.

Dieses wenige mag zureichen, meinen Lesern von den verschiedenen Abwandlungsarten der abiponischen Zeitwörter, deren fast jedes nach einer besonderen Regel sich richtet, einen Begriff zu geben. Darum begnüge ich mich mit den angeführten Beispielen, wiewohl ich deren noch eine Menge wüßte. Meine Absicht ist nicht eine abiponische Sprachlehre zu schreiben, sondern bloß das Sonderbare und Fremde an dieser Sprache zu zeigen, und zugleich dem Eitel vorzubauen, der aus den langen Wörtern der Wilden entstehen dürfte. Aus dem wenigen, das ich angemerkt habe, wird man abnehmen, daß der Biegungen und Veränderungen besonders der zweiten Person

son nicht weniger sind als der Zeitwörter, und man selbe nicht nach Regeln sondern aus dem blossen Gebrauch lernen muß. Die übrigen Zeiten der anzeigenden Art haben so wie die übrigen Arten für einen, der die Sprache lernt, wenig Schwierigkeiten, weil man zu der gegenwärtigen Zeit der anzeigenden Art nur etliche Sylben hinzusetzen darf. Z. B. Rikapit; ich liebe. Eine halbvergangene Zeit haben sie nicht.

### Vergangene Zeit.

Ich habe geliebet, Rikapitkan, oder Kanigta.

### Längstvergangene Zeit.

Ich hatte geliebet, Kanigragehe rikapit.

### Künftige Zeit.

Ich werde lieben, Rikapitam.

Eben diese Zusätze macht man auch bei der zweiten und dritten Person; welche aber im übrigen unverändert bleiben. Als: du liebst, g kapichi; du hast geliebet, grkapichi kan; du hastest geliebet, grkapichi kanigra gehe; du wirst lieben, grkapichiam; denn durch die Sylbe am unterscheidet sich die künftige Zeit von der gegenwärtigen.

Die gebietende Art ist von der gegenwärtigen und künftigen Zeit der anzeigenden Art in nichts unterschieden. Z. B. Grahálgali, eile; welches auch die zweite Person in der anzeigenden Art ist: Du eilest. Lichi, thue. Grkapichi, liebe, oder grkapichiam, welches auch du wirst lieben heißt. Bisweilen setzen sie dem Zeitworte

worte in der zweiten Person der gebietenden Art die  
 Solbe Tach, und in der dritten Tak vor. Als: Tach  
 grahàpichì, gehorsame. Tach grakatrani, rede.  
 Tak hanek, er komme; welches auch von der zulaf-  
 sende Art gilt. 3. B. Tak hanek kaarnelk. Meinets  
 wegen mag auch ein Spanter kommen.

Die verbiessende Art wird durch die künftige Zeit  
 mit Vorsehung der Sylben Tchik oder 'chigè, nach  
 Raafgabe des folgenden Buchstaben ausgedrückt. Als:  
 Du sollst nicht tödten, chit kahamatraniam. Chit  
 noaharegraniàm, du sollst nicht lügen.

Die wünschende und verbindende Art wird aus ver-  
 schiedenen Partikeln, die man der gegenwärtigen Zeit  
 in der anzeigenden Art theils vor, und theils nachsetzt,  
 gebildet. Dieses wird man aus folgenden Beispielen  
 sehen.

Chigriek, wollte Gott! Chigriek grkapichi  
 g' Dios, eknam kaogarik. Möchtest du doch Gott lie-  
 ben, der dein Schöpfer ist.

Kèt, wenn. Kèt greenfani, g' Dios grkapichi  
 kèt. Wenn du ein guter Mensch wärest würdest du Gott  
 lieben. Kèt, wenn wird sowohl in dem Bedingungs-  
 als auch in dem Nachsage gesetzt.

Amla, nachdem. Amla grkapichi g' Dios, Dios  
 ló nkapichieioàm. Nachdem du Gott wirst g. lieben haben,  
 wird dich Gott auch lieben.

Ehenhà, bis. Ehenhà na chigrkapichi g' Dios,  
 chitl gihe groamketàpekàm. Bis oder so lang du Gott  
 nicht lieben wirst, wirst du auch niemals ruhig sein.

II. Theil.

Q

Am

Amamach, wann. Amamach rikapichioà, lo grkápichioam, Wann du mich lieben wirst, werde ich dich auch lieben,

Këtmat, wenn. Këtmat rikapichioà, lo rikapitla kët, Wenn sie mich geliebt hätte, hätte ich sie ebenfalls geliebt.

Tach, auf das. Tach grkápichioà, rikapichioam. Liebe mich, damit ich dich liebe.

Eine unbestimmte Art scheinen die Abiponer nicht zu haben. Sie ersetzen selbe auf verschiedene Art. Beispiele werden hierüber nicht Licht geben. Z. B. Ich will jetzt essen, la rihete m' hakenè; esse oder rihete, ich will; und Hakenè, ich esse; werden beide in der nämlichen Art, Zeit und Person gesetzt. Das dazwischengesetzte m macht oder ersetzt unsern Infinitiv. Ich kann nicht gehen. Haoahèn m' ahik. Haoahèn und ahik kommen hier in der ersten Person der gegenwärtigen Zeit in der anzeigenden Art zu stehen, und bloß das m wird dazwischen gesetzt. Du kannst mich nicht lehren, chig graaraige m' riapagraani. Wollst du getauft werden? oder, wie die Abiponer sich ausdrücken: willst du dir das Haupt waschen lassen? Mik mich grehech m' nkarigi gremarachi?

Der Infinitiv, das Supinum und die Gerundien machen sie sich durch allerlei Redensarten entbehrlich. Ich werde dies durch einige Beispiele erläutern. Wenn wir sagen: ich kann gehen; so drückt sich der Abiponer folgendermaßen aus: ich werde gehen. Es ist hier bei keine Schwierigkeit, oder, ist denn dabei eine Schwierigkeit? Lahikam, chigeeke loaik, oder Maniga loaik? Du mußt gehen, übersetzt der Abiponer



poner also: geh, es ist billig. Yoamkatà ket, lame. Du mußt nicht gehen, oder, es ziemt sich nicht, daß du gehst. Mich grehech m' amè oagan chik yoamk. Willst du denn gehen, obwohl sich dieses nicht ziemt. Wie geschieht es dieser Mensch im Schwimmen! Der Abiponer sagt dieß also: Was für ein trefflicher Schwimmer ist dieser Mensch! Kernen àlařankachàk yòale! Mit essen werde ich stark, Rihotam, am hakènè. Ich werde stark seyn, wenn ich esse. Ich komme dich zu sehen. Hanegixeroà. Ich komme mit dir zu sprechen. Hëëchiapigrari, kleranam kaue, la flauc. Ich werde mit dir sprechen. Dieß ist die Ursache, warum ich zu dir komme. Der Knab pflegt zu lügen. Là noaharegrān kèn oenèk. Die Wörter kèn und Aage bedeuten eine Gewohnheit. Ebendasselbe kleidet der Abiponer auch also ein: Der Knab hat gelogen; dieß ist schon so seine Gewohnheit, noaharegrān oenèk, la lahèrek. Ich pflege zu beten. Klamach hanayaagè m'hëëtoalà.

Wenn mit dem Zeitworte etwas leidend bejahet werden soll, so haben sie dazu keine besondere Abwandlungsart, sondern sie bedienen sich zu diesem Entzweck entweder eines leidenden oder eines thätigen Mittelworts. Wenn wir sagen, die Sache sey verloren oder habe ein Ende; so sagen sie, die Sache sey zu Grunde gegangen, habe aufgehört, lasse sich nicht mehr sehen &c. Yuihàk-oaloo, oder Chitlgihè. Der Ochse ist zu Grunde gegangen, oder er erscheint nicht mehr. Wird etwas verneinet, so stellen sie mit dem wirkenden Zeitworte mittelst Vorsehung des Wortes Chigat oder chigichiekat die leidende Gattung her. Z. B. Chigat yaraigè, man weiß es nicht. Yaraigè ist die dritte Person der anzeigenden Art, gegenwärtiger Zeit, thätigen

**Gattung.** Dieses wird nicht gegessen, chigat yaik. Das wird nicht gebraucht, chigat eyga. Mir ist nichts hinterbracht worden, chigatripa-chigni. Die Pferde sind nicht gut verwahrt worden: darum sind sie verloren gegangen. Machka chigat nkehayape eno ahēpega, māoge oal-oera. Die Sterne können nicht gezählet werden, chigichiekat nakatni eergrae. Was man nicht weiß, muß man auch nicht erzählen. Am chigat yaraige, chigichiekat yafatapekain &c.

Aus verschiedenen Zeitwörtern der thätigen Beden-  
tung werden auch nicht bloß thätige sondern auch leidens-  
de Mittelmörter, deren aber keines eine künftige Zeit  
ausdrückt, abgeleitet. Rikapit, ich liebe. Hieraus  
entsteht: Ykapicheiat, von mir geliebt, oder mein  
Geliebter. Grkapicheiachi, dein Geliebter. Lka-  
picheiat sein Geliebter. Von diesem kommt das  
weibliche Mittelwort her. Ykapicheiate, meine Ge-  
liebte. Grkapichkachi, deine Geliebte. Lkapich-  
kate, seine Geliebte. Ich bin von allen geliebt.  
Lkapicheiate kenoataoge. Aus dem Mittelworte wird noch  
gebildet: Kapicheia, die Liebe. Ykapicheia, meine  
Liebe. Kapichieiaik, ein Liebender, Liebhaber.

Rikauage, eines sich erbarmen, jemanden  
wohlwollen. Das leidende Mittelwort davon heißt,  
Ykauagiat, der, dem ich wohl will. Das Haupt-  
wort Ykauagra, mein Wohlwollen. Kauagranka-  
te, ein Werkzeugen, eine Art, ein Ort des  
Wohlwollens, oder auch die Wohthat selbst.  
Kauagranchak, ein Wohlwollender, Barmher-  
ziger. Ykauagek, einer, den ich liebevoll be-  
handelt habe. Grkauagigi, einer, den du lie-  
bevoll behandelt hast.

Hapa-

Hapagianatian, ich lehre. Napagianatranak, ein Lehrender, Lehrmeister. Napagianatek, einer, der gelehret wird, ein Schüler. Napagianatranek, das Lehren, die Unterweisung. Napagianatiankare, der Ort, wo, oder die Materie, worüber gelehret wird. Ich will nicht mehr Beispiele herüber anführen: denn ich befürchte, meine Leser werden daran schon bis zum Eckel satt haben; indem ich auch schon des Schreibens überdrüssig werde. Dessen ungeachtet ist noch vieles übrig, das ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf.

Wir treten nun in den für Anfänger so schaudervollen Labyrinth der abiponischen Sprache. Wenn man hierinn nicht von einer längeren Erfahrung, so wie Theseus von der Ariadne geleitet wird, so ist man nirgends vor Abwegen sicher. Ich rede von den zurückkehrenden und überraschenden Zeitwörtern (Verbis transitivis, wie sie die Sprachlehrer nennen.) Die Wirkung des einen auf das andere erklären wir in unseren Sprachen ohne Mühe mit ich, du, er, wir, ihr, sie. Die Abiponer hingegen bedienen sich keiner Fürwörter, sondern behelfen sich mit allerlei Wendungen der Zeitwörter und hie und da eingemengten Partikeln. Beispiele werden die Sache verständlicher machen. Ich liebe dich, du liebst mich, er liebet mich oder dich. Wir lieben ihn, ihr liebet uns, oder sie. So drücken die Deutschen die wechselseitige Liebe ohne Veränderung des Zeitwortes mit Hilfe einiger Fürwörter aus, welches aber der Abiponer nicht anders als durch verschiedene Umschweife und Kunstvortheile zu thun vermag. Z. B. Ich liebe, Rikapit; ich liebe dich, rikapichioa; du liebst mich, grkapichioa; er liebt mich, nkapichioa; er liebt dich, nkapichioa. Wir lieben ihn,

ihn, grkàpitàe; Wir lieben sie, grkàpitlà; ich liebe mich selbst, Matnìkapitálta; du liebest dich selbst, Nikapichialta; wir lieben einander, grkapitáata. Allein, wenn dies noch ein Muster für alle Zeitwörter wäre! So aber nehmen die anderen wieder andere Partikeln und Endenveränderungen an.

3. B. Rìkauagè, ich erbarme mich. Ich erbarme mich deiner. Rìkauagyègarigè. Du erbarmest dich meiner. Grkauagiye. Du erbarmest dich unser. Grkauagyegarik. Er erbarmet sich meiner. Nkauagiye. Er erbarmet sich deiner. Nkauagyegarige. Er erbarmet sich seiner. Nkàuagegè: Wir erbarmen uns einander. Grkàuagekàpegetaa. Ich erbarme mich über mich selbst. Nikauakaltaa.

Hapagianatìan, ich lehre. Ich lehre mich selbst, oder ich lerne, Neapagian. Wir lehren einander, Hapagiankatàpegeta. Ich lehre dich, Hapagiani. Du lehrest mich, Riapagiani. Er lehret mich, Riapagian. Er lehret ihn, Yapagian. — Hamelk, ich schlage. Ich dich, Hámelgi; du mich, Riámelgi; er mich, Riamelk. Er schlägt dich, gramelgi; er ihn, yamèlk. — Hakleentè, ich erinnere mich. Ich deiner. Hákleenchitàpegrari. Du Erinnerst dich meiner. Hakleenchitapegii. Er erinnert sich meiner. Yákleentetàpegii.

Daraus kann man die mannichfaltigen Veränderungen der übergehenden Zeitwörter zur Genüge erkennen, indem man zu selben bald eròa, bald Yegarige, bald rari, und bei anderen Personen noch andere Partikeln hinzusetzen muß. Die Erkenntniß derselben löset einem Euro.

Europäer unglaublich viele Mühe, und ist erst das Werk eines langwierigen Umganges mit diesen Wilden. Andere Amerikaner bedienen sich auch dieser transitiven Zeitwörter; aber sie richten sich, dieses Zueinanderwirken und Leiden anzuzeigen immer nach der nämlichen Regel. So sagen die Quaranier: Ahaihu, ich liebe; Orohaihu, ich liebe dich. Ayukà, ich bringe um; Oroyukà, ich bringe dich um. Amböe, ich lehre; Oromboe, ich lehre dich, 2c. Was kann man leichteres und faßlicheres erdenken?

Das bezeichnende Fürwort, welcher, welche, welches drücken sie zuweilen durch eknám oder enonám in der vielfachen Zahl aus. Sie Dios, eknám kao-garik, Gott, welcher der Schöpfer ist. Hemocachin nauáchickà, enonám yapochi. Ich schätze die Soldaten, welche tapfer sind. Bisweilen lassen sie nach Art der Lateiner das welcher aus, und ersetzen es durch ein Mittelwort oder ein anderes Beiwort. Riákaya netegingà, oakaika, kach quenò ahám-raëka. Ich verabscheue die bissigen und todten Hunde.

---

## Siebenzehntes Hauptstück.

### Von anderen Eigenschaften der abiponischen Sprache.

Ich weiß nicht, ob ich die abiponische Sprache unter die armen und dürftigen oder unter die wortreichen setzen soll. Man wird darüber den Ausspruch thun können, wenn ich werde gewiesen haben, welche Wörter dieser Sprache abgehen, und an welchen selbe Ueberflus hat. Den Abiponern mangeln Wörter, welche man im täglichen Umgange fast für unentbehrlich halten sollte. Man vermisst bei ihnen das selbstständige Zeitwort **Seyn**, welches zwar auch den Quaraniern mangelt. Es gebricht ihnen an dem Zeitworte **haben**; desgleichen an allen den Wörtern, welche einen Menschen, Körper, Gott, Ort, Zeit, niemals, allzeit, überall x. andeuten, die man doch in dem gemeinen Leben braucht. Statt: ich bin ein Abiponer, sagen sie **Aym' Abipon'**, ich ein Abiponer. Du bist ein gemeiner, **akamì Lanaraik**, du ein Gemeiner. Bisweilen setzen sie auch an die Stelle des Zeitworts und des **Seyns** ein mittleres Zeitwort wie die Deutschen, als bei welchen es gleich viel ist, ob ich sage: Ich bin gesund, oder ich befinde mich wohl. Ich bin stark, **riahót**; du bist stark, **grihochì**; er ist stark, **yhót**. Ich bin großmüthig, **riapót**; du bist es, **grapochì**; er ist es, **yapót**. Ich bin furchtsam, **riakalò**; du, **grakalói**; er, **yakalò**.

Es komme nur ein Spanier, ich werde schon tapfer  
 seyn, Tak hanek kaamelk, la riapotam. Man sieht  
 hier, wie leicht die Abiponer des selbstständigen Hilfs-  
 zeitworts entbehren. Ebendasselbe findet auch bei dem  
 Zeitworte haben statt. Ich habe viele Pferde. Aytē  
 yla ahepega. Viele meine Pferde. Ich habe viele  
 Glöbe, netegink loapakatē enō. Pop; ich habe kein  
 Fleisch, chit kackà lpahē; ich habe keine Fische, chige-  
 koà nōayī. Heka heißt bei den Abiponern eben so  
 viel als im Deutschen: Es giebt, im Latein *Darur*,  
 oder *Supperis*, und im Spanischen *ay*. Chitkackà ist  
 verneinend und bedeutet: es giebt kein Fleisch, keine Fi-  
 sche &c. In der vielfachen Zahl sagt man: Chigekoà.  
 Giebt es eine Speise? Mekà kanak?

Neoga heißt der Tag, oder die Zeit. Grauek  
 der Mond, bedeutet auch einen Monat. Yñiera,  
 die Bläthe des Johannesbrods wird auch für ein Jahr  
 genommen. Frägt man also jemanden, wie alt er ist,  
 so sagt man: Wie oft hat in deinem Leben das Johannis-  
 brod geblühet? Hegem leyerā yñiegari? Eine ganz  
 dichterische Redensart! Anstatt des Körpers nennen sie  
 die Haut oder die Seine, nämlich einen Theil statt des  
 Ganzen. Yoalē, heißt eigentlich ein Mann; aber  
 man braucht es auch einen Menschen überhaupt anzuzei-  
 gen. Gleichen Gebrauch machen auch die Quaranier  
 von dem Worte: Aba welches eigentlich einen Mann,  
 und die quaranische Nation anzeigt, weil sie kein Wort  
 für einen Menschen überhaupt haben, Abache hat  
 eine dreysache Bedeutung, nämlich: ich bin ein Qua-  
 ranier; ich bin ein Mensch, und, ich bin ein Mann. In  
 welcher von diesen dreien dasselbe in einem vorkommend-  
 en Falle genommen werden müsse, hat man aus dem  
 Vor- und Nachstehenden abzunehmen. Nirgends in der  
 Welt giebt es mehr Jungfrauen als bei den Abiponern,  
 D 5 und

und dennoch können sie den Begriff dieses Wortes nicht anders als durch eine Umschreibung ausdrücken: denn das Wort Haaye, bedeutet jedes auch schon entehrtes Mädchen. Statt Niemals setzen sie chik oder chit das ist nicht. Z. B. Ich werde mich niemals von hier wegziehen, ckik rihukam. Oester aber pflegen sie chitlgihe rihukam zu sagen. Chitlgihe heißt: die Zeit wird nicht erscheinen, daß ich mich von hier wegziehen werde. Ewig drücken sie durch endelos aus. Z. B. Das ewige Leben, eleyra chit kataikani. Das Leben, welches kein Ende hat. Gott, für welchen sie kein Wort haben, nannten wir auf spanisch Dios. Dios eknam kaogarik oder naenatranak hipigem, kachka aalo. Gott, welcher der Werkmeister aller Dinge oder der Schöpfer Himmels und der Erde ist. Kauë heißt machen. Kaogarik, einer, der da macht, der Werkmeister. Tetarik l'kauete, die Werke der Sonne. So nennen sie die Eyer. Ueberall können sie mit einem Worte nicht sagen, sondern sie umschreiben es auf diese Art. Gott ist im Himmel, auf der Erde, und es ist nichts, wo er nicht wäre. Meneta hegem quen hipigem, metani quen aaloa, kar chigekor ama, chigenae. Ich übergehe noch eine Menge anderer Wörter, die ihnen mangeln, die sie aber auf verschiedene Weise ersetzen. Auf einer anderen Seite hingegen sind bei ihnen nicht wenige Dinge, für welche wir nur ein Wort haben, mit mehreren Namen bezeichnet. Sie wissen auch ein und ebendasselbe Wurzelwort mit neuen Partikeln also herauszufleiden, daß es immer als ein neues Wort erscheint. Wie ich die Armuth dieser Sprache mit einigen Beispielen gezeigt habe, so will ich auch von ihrem Reichthume einige Beweise anführen.

Sie hat ungläublich viele gleichbedeutende Wörter. So bedeuten Kachergaik, kamergaik, keregaik, laykame



kamē einen Alton; Elořaik, egargaik, ahamřaik, chirkackalach, einen Todten. Den Krieg. Naha-matřek, nuichiera, nōclakierēk, anegla. Eine Speiße. Kinieriat, hanak, nakā, naek. Das Haupt, Lema-rat, lapanik. Der Himmel. Hipigēm, ohajenk. Ich weiß nicht; chigriaraik, taage, uriakā, ntā, chig-nietun; Akamitaři. Dieses letztere heißt eben so viel, als wenn jemand, der gefragt würde, dem andern ant-wortete: das wirst du wissen. Er gesteht dadurch, daß er das, worüber man ihn fragt, nicht weiß. In eben dieser Absicht pflegen sie die Worte des Fragenden zu wiederholen. Eine Wunde überhaupt heißt bei ihnen lalaglet; ist selbe mit den Zähnen eines Thieres oder Menschen gemacht, naagek; mit dem Messer oder ein-  
nem Säbel, nicharhek; mit einer Lanze, noarēk; mit einem Pfeile endlich nainēk. Sie streiten, wenn die Art des Streites nicht ausgedrückt wird, roclakitape-getā. Streiten sie mit Lanzen, nahāmretā; mit Pfei-len, natenetapegetā; mit Fäusten, nemāketapegetā; mit bloßen Worten, Ycherikāleretaā. Streiten zwey Weiber für ihren gemeinschaftlichen Mann, nejētentā. Das, was zu Ende ist, erklären sie mit verschiedenen Worten. Die Krankheit ist vorüber, layamini. Der Regen, der Mondschein, die Kälte ist vorbei, lanam-teuge netē, grauek, latarā? der Krieg ist zu Ende, nahalanī anegla; die spanischen Soldaten sind zu Ende, das ist, sind in die Pfanne gehauen worden, lanamichi-rini kaama yoahiripi; meine Geduld ist zu Ende, la-nimouge yapik; das Ungewitter ist vorbei, layamhā; er hat seinen Auftrag vollendet, sein obrigkeitliches Amt niedergelegt, la yāuerelge; gegen das Ende-der Welt, amla hanamřani; endige, -bringe dein Werk einmal zu Stande, grahālgali, laāmachi, graenategi; die Sache wird schon geendiget, layam ayam. Das Gesecht mit Pfeilen heißt: noatařek; mit Lanzen, noārařanřek  
oder

oder nahamatrek; mit Häufen allein, memarketrek. Dieses Wort erinnert mich an einen lustigen Vorfall. Ein unsrerer Laybruder aus Baiern blieb eine Zeitlang zu S. Hieronymus, um den Missionarien eine Wohnhütte zu errichten. Wenn er so mit seinem Baumerke beschäftigt war, hatte er immer eine Menge Abiponer zu Zuschauern, welche sich mitelinander unterhielten, ohne daß er eine Sylbe davon verstand. Da er öfters die Wörter nahamatrek, noatarek und andere mehrere, welche auf trek ausgehen, gehört hatte, so eröffnete er einst dem P. Joseph Brigniet von Oesterreich bei Tische ganz unverholen hierüber seine Gedanken. Ich will meine Ehre verloren haben, sagte er, wenn nicht die abiponische Sprache mit unserer deutschen völlig übereinkömmt. Ein Ey kann den anderen nicht ähnlicher sehn. Ich höre ja immer Dreck Dreck rufen.

Wir behaupteten nicht ohne Grunde, daß man die abiponische Sprache eine umständliche nennen müßte; indem die Abiponer den Zeitwörtern, um die Lage der Sache, von der die Rede ist, anzudeuten allerlei Partikeln vorsetzen, als hegern, hinauf; aňi, herab; aigit, herum; hagam, im Wasser; oage, draußen; alge oder elge, an der Oberfläche; u. Beispiele werden die Sache besser erläutern. Uns genügt immer an dem Zeitworte Ist allein, wenn wir sagen: Gott ist im Himmel; Gott ist auf der Erde; er ist im Wasser; Gott ist überall. Die Abiponer hingegen werfen zu dem Ist immer ein anderes Umstandswort, welches die Lage andeutet, hinzu, als: Dios menetahegem ken hipigem, Gott hält sich oben im Himmel auf; menetaňi ken aaloa, er hält sich unten auf der Erde auf; menetahagam ken enarap, er hält sich im Wasser auf u. Hier sind also die Umstandswörter aňi, hegern, hagam dem Zeit-

Zeitwort Menetà angehängt. Allein die noch übrigen verdienen gleichfalls bemerkt zu werden. Wie mannichfaltig sind die Veränderungen, die mit dem Zeitwort Erreichen vorgehen! Ich erreiche den Ankommenden, Hauiretaigit. Ich erreiche den Weggehenden, Hauiraa. Ich erreiche mit der Hand was unter mir ist, Hauirani. Was über mir ist, Hauirihegemége. Ich erreiche es nicht mit meinen Augen, (meine Augen reichen nicht so weit) chit henoáage. Ich erreiche es nicht mit meinem Verstande, (mein Verstand reicht nicht so weit) chig ictunétaigit. Ich erreiche es mit meinem Bogen, naten. Reisende erreichen immer einander, holen einander ein, yaueraata oder yauiretapegeta. Ich habe erreicht (entdeckt) was der andere im Schilde führt; ich habe seine Anschläge ergründet. La havi la-renatranrek lauel. Ich habe erlangt, was ich begehret habe, la havi eka kan ahelianrat kiñi. Hier sind noch andere Beispiele: Ich fürchte, rietachà; ich fürchte das Wasser, rietachahagam; es blizet, rkahagelk; es blizet von weitem, rkahagelkátáigit; es glänzet, richàk; es glänzet an der Oberfläche, richakatalge; der Glanz verbreitet sich weit, richakatauge; ich mache die Thüre gegen die Gasse auf, hehótouge a laham. Daher schreyen sie allemal, wenn sie in das Zimmer des Vaters gehen wollen: Yhochiuge laham. Ich mache die Thüre gegen das Fenster auf, hehoto laham. Wenn ich die Doppelthüre zugleich aufmache: Hekótetelge laham; mache die Thüre zu, apéëgi laham; ich sterbe, Rüga; ich bin ein Sterbender, rügarari; ich sterbe am Ersticken, rügarani, &c. &c.

Nun müssen wir anderer Partikel erwähnen, von welchen die Wilden vielfältig Gebrauch machen.

La, schon; setzen sie fast allen Zeitwörtern vor; la reòkatari cachergaye, die alte weinet schon; la rielk, ich bin schon erschrocken; la nañam, ich trinke schon.

Tapek oder Tari bedeutet, an ein Zeitwort von hinten angehängt, etwas, was jetzt gethan wird. Haki-riogran, ich adere die Erde; hakiriogranetapek, ich adere jetzt, da ich rede; haoachim, ich bin krank; haoachinetari, ich bin in diesem gegenwärtigen Augenblicke krank.

Kachit, ich thue, mache, añaiaik akêpegak, ein zahmes Pferd; añaiaikachit ahepegak; ich mache ein Pferd zahm.

Rielk, Ich ertattere; rielkachit nihirenak, der Tieger hat mich ertattern gemacht. Ayerhêgemege, etwas hohes; ayercachihêgemege, ich mache etwas hohes; ich setze es an einen hohen Ort.

R oder Ran hat in einigen Zeitwörtern die nämliche Bedeutung. Rpaê enaap, ein warmes Wasser; hapaeiat enaap; ich mache das Wasser warm. Laa, groß, weit; Laaiaiat, ich erweitere; Lenechi, klein, dünn; Lenechitaiaiat, ich verdünne; Haoate, ich schlafe; Haoacheian akiravalk, ich mache das Kind schlafen, schlafere es ein.

Ken ist frequentativ, und zeigt eine Gewohnheit und Fertigkeit an. Roelakiken, er pflegt zu sechen.

Aage, Laherck, ein Werk, oder Yaaiaick eine Wissenschaft bedeuten gleichfalls, wenn sie an andere Wörter angefügt werden, eine Gewohnheit. Neoga latinik nañame-

nametapek; gramachka lahërekaage; oder mat yaä-rairek aage, er schwelgt den ganzen Tag, das ist seine Beschäftigung, oder, das ist seine Wissenschaft; kurz, das ist seine Gewohnheit.

It bedeutet den Stoff, woraus etwas zusammengesetzt ist. Nìchigeherit, ein Mantel von Ottersellen: denn nìchigehe heißt auf abiponisch ein Fischotter. Káeperit, ein mit Schuttpfählen (Palisaden) besetzter Ort, auf spanisch la palisada oder Estacada. Kaepak heißt ein Holz.

Hat bedeutet den Boden, worauf Bäume, oder was immer für Früchte wachsen. Nebokehat, ein Wald, wo es Palmbäume giebt. Neboke Gattungen der Palmbäume. Nemelkehat, ein mit türkischen Korn besetztes Feld, weil jenes nemelk heißt. Die Quaranier lassen sich eben so kurz; aber sie setzen statt hat Ti, z. B. Abati, türkisches Korn. Abatiti, ein solches Kornfeld. Peti, Toback. Petindi, ein Tobackfeld. Um des Wohlflanges willen, als welchen die Quaranier sorgfältig beobachten, verwechseln sie si mit ndi.

Ik. Auf diese Sylbe gehen fast alle Namen der Bäume aus. Apëhe, die Frucht Chañar: Der Baum. Apehik, Oaik heißt ein weißes Johannisrod. Roak ein rothes. Die Bäume, woran es wächst, oaik, Roaikik; wiewohl Hamap ein Johannisbrod überhaupt bedeutet.

Reki heißt ein Gefäß, ein Ort, ein Versteck, worin etwas verschlossen, erhalten oder aufbewahrt wird. Nañamreki, ein Becher von Nañam, ich trinke. Neciriki, bedeutet das Räumliche; denn neet und nañam sind gleichbedeutende Wörter. Katañanreki, ein Backofen

ofen, ein Rauchfaß von Nkaatek, Feuer. Keyeranrät, ein Kahn oder Wäschtrog von Keyeranrät, eine Saife.

Layit bedeutet eben so viel als Reki. Yabogek layt, eine Tobackdose; denn yabogek heißt ein zerriebener Taback; ahëpegrlayt, ein Zaun, womit Pferde eingeschlossen werden.

Lana ist vielfältig im Gebrauche, und oft die einzige Anstalt, zu welcher Anfänger in dieser Sprache, um sich verständlich zu machen, ihre Zuflucht nehmen. Es bedeutet ein Werkzeugen, Mittel oder einen Theil, um etwas zu machen oder zu ergänzen. Beispiele werden uns ein Licht hierüber anzünden. Die Abiponer kauen täglich an einer Masse, die aus Tabackblättern, aus Salz und dem Speichel der alten Indianerinnen, womit selbe zusammengesetzt wird, besteht, und welche sie ihre Arznei nennen. Sie kommen daher fast stündlich zu ihrem Missionär. Tachkaue Pay' npeetek. Yoeta, sagen sie: Vater! gib mir Tabackblätter, meine Medizin. Haben sie diese so setzen sie gleich hinzu: Tach kaue achibi'aik noeta lana. Gib mir auch ein Salz; weil es ein Bestandtheil ihrer Arznei ist. Hierauf tritt eine anderer zu ihm mit den Worten: Tachkaue latafan lpahe lana. Gib mir ein Messer zum Fleisch schneiden; oder. Tachkaue kéepe yëeriki lana, gib mir eine Art, damit ich mein Haus bauen kann. Die der Sprache besser kundig sind, enthalten sich meistens des Wortes lana. Sie bilden anstatt desselben aus den Zeitwörtern Hauptwörter, wodurch sie das Mittel oder Werkzeugen zu einer Sache gar zierlich ausdrücken. Z. B. Noetaren, heilen. Noetarenataranrät, die Arznei. Noetaranatarankate, ein medizinisches Instrument. Hakiriogran, ich adere. Kiriogrankate, ein Pflug. Nahategrian, ich schere.

**Scherer.** Ahategkatè, die Scheere oder Zichspange, weil man damit den Focht gleichsam scherret. Gehaya, ich sehe an. Gekarlàtè, ein Spiegel. Rietachà, ich fürchte. Netachkatfanfat, etwas womit man den andern Furcht einjagt. Besonders häßliche Gesichter pflegt man scherzweise so zu nennen, das ist, Schreckenbilder.

Latè zeigt den Ort der Handlung an. S. B. Naharnàttatè, der Ort eines Gefechtes. Kinicpalatè, der Ort, wo gegessen wird, das ist, der Tisch.

Was man aus Europa zu ihnen bringt, oder Europäer ausdenken, bezeichnen sie mit sehr passenden, und aus ihrer Sprache hergenommenen Benennungen. Sie wollen nicht wortarm scheinen, und ihre Sprache mit fremden erdachteten Wörtern verunzieren, wie andere Amerikaner, welche von den Spaniern allerlei Wörter borgen. Die Pferde heißen auf spanisch cavallos, auf quarantisch cavayù. Die Ochsen nennen die Spanier Nobillos, die Quaranier Nobì &c. Bei den Abiponern hingegen bedeutet ein Pferd ahèpegak, ein Ochse aber yúihak. Einen Stier nannten sie in ihrer Mutter Sprache yúihak lepà, das ist, einen unbeschnittenen Ochsen, wiewohl sie vor der Ankunft der Europäer von dergleichen Thieren nichts wußten. Die Kirche heißt auf abiponisch Loakal Heriki, das Silberhaus, oder Natamcnfeki, ein Ort, wo man Gott Dank sagt. Eine Glinte, Netelranfe, welches einen Bogen anzeigt, womit man Pfeile abschießt. Vielleicht ist es von dem Worte Neetè, ein Ungewitter abgeleitet, weil der Knall einer Glinte dem Donnern bei einem Ungewitter gleicht. Das Schießpulver Netelranfe leenra, das Flintenmehl. Ein Buch, lakatka ein Wort, eine Sprache, ein Gebett. Einen geschriebenen Brief oder ein anderes geschriebenes oder gemalenes Zettelchen,

Elërka, welches Wort sie brauchen; wenn die Weiber die Otterselle mit allerlei Linien und Zügen rothbemahlen, um nachher Uiberkleider wider den Frost daraus zu machen. Eine Zucker- oder Wassermelone, kaama lakà die Speise der Spanier. Seele, Schatten, Echo, Bild, führen bei ihnen einerlei Namen; alle zusammen heißen nämlich: Loákál oder Lkihi. Bei den Lateinern galt einst imago, das Bild, auch für den Widerhall. So dichtet Valerius Flaccus (l. 3. Argon.) Rursus Hylam, et rursus Hylam per longa reclamat avia, responsant sylvae et vaga certat imago. (Auf allen Wegen schrie er immer Hyla Hyla, so daß die Wälder davon ertönten, und der Widerhall seinen Ruf weit und breit herumtrug.) So wie das Bild die Figuren vorstellt, so stellt auch das Echo die Stimme vor. Die Baumwolle, die man spinnet, und webt, heißen sie Apafaik, ein Gespinnst. Das Getreid, etanta lpetà das Brodkorn. Netelranse lpetà, die Musquetenrügeln, oder auch kaama lanarha, die Pfeile der Spanier. Saiten oder eine Geige liuigi, welches sonst die Lenden eines Thieres anzeigt. Was immer für ein Metall lekàt; Silbermünzen, lekacháole kleine Metalle. Die Hölle, Aalò labachini, den Mittelpunkt der Erde oder keevét lëeriki, das Haus des Teufels. Ein Hemd, yelamfkie. Die Strümpfe oder Stiefel, lichil lelámfkie. Die Beinkleider, ykiemarha. Die Schuhe, yachrhárlatè. Einen Hut, noarà. Eine Haube, Mütze, oder was immer für ein Kopfstück, yctapehè. Die gläsernen Rügeln, womit sie Hals, Arme und Füße zieren, ekalfaye. Andere dergleichen Ausdrücke übergehe ich.

Diese Wilten sind auch Liebhaber von Metaphern; z. B. Haben sie Kopfschmerzen; so schreyen sie: là yivirhigi yemaíat: der Kopf ist böse auf mich. Sind sie



ſie müd von der Arbeit, ſo ſagen ſie lächelnd: là yiv-  
chigi yauigra, das Blut iſt böß auf mich. Sind  
ſie zornig, ſo verſichern ſie: là ànahégem yauel, das  
Herz hebt ſich in mir empor. Macht ſie eine Be-  
ſchweruiß ungeduldig, ſo rufen ſie: là lànamouge ya-  
pik, meine Gedult iſt erſchöpft, das kann und werd-  
e ich nimmermehr ertragen.

Wiewohl die Quaranier und andere amerikaniſche  
Völkerschaften in ihren Sprachen bloß Nachſchwörter  
haben, ſo mangelt es den Abiponern dennoch nicht an  
Vornwörtern. So ſagen die Quaranier, wenn ſie mit  
der Hand das Kreuzzeichen machen: Tuba, hac Tayra,  
hac Espiritu ſanto rera pipe. Amen. Des Vaters,  
und des Sohnes und des heiligen Geiſtes Namen in  
Amen; denn Pipe heiſt in, und Rera Namen. Die  
Abiponer hingegen ſprechen: Men lakalatoèt Neta, kat  
Naitafat, kachka Espiritu ſanto. Amen. Im Na-  
men des Vaters und des Sohnes &c. Men bedeutet in,  
lakalatoèt, dem Namen. Men; Mek, kèn; En;  
kera gelten für in oder zu mit oder ohne Bewegung.  
Men aaloo, Men hipigem, auf der Erde, im Him-  
mel. Lahik ken nepark, ich gehe ißt auf das Feld.  
La rihi mek kaama loeta, ich gehe ißt in das Land  
der Spanier. Das Vornwort mit, inſofern es eine  
Geſellſchaft andeutet, kennen ſie nicht. Den Satz: ich  
werde mit dir gehen, drücken ſie alſo aus: grahau-  
tapekam, ich werde dich begleiten. Desgleichen  
durch auch. La me? clachkehin, du gehſt fort?  
auch ich. Der Herr iſt mit dir, Dios gnoakara  
hñitaraot, der Herr iſt dir beſgeſellet. Haraa iſt  
ein Vornwort, welches ein Werkzeug andeutet, womit  
etwas gemacht worden iſt. Ycale yahamat nihirenak  
paraà lohélete, ein Indianer erlegte einen Tiger mit

einer Lanze. Yágam, wie oder gleichwie. Roah yágam netegink, er fällt wie ein Hund an.

Die Betwörter vertreten bei ihnen meistens die Stelle der Nebenwörter. Diese werden in Ansehung der vergangenen und künftigen Zeit wie Zeitwörter verschiedentlich abgeändert. So heißt Ariaik, nicht gut oder wohl. Kemen ariaik kàn! Wie gut war es! kàn ist das Merkzeichen der vergangenen Zeit. Ariaekàm, es wird gut seyn. Am ist das Kennzeichen der künftigen Zeit. Kite, ist; kitekàn, es war ist; kitàm, es wird bald seyn. Fragt man in Ansehung einer vergangenen Zeit, so muß man sagen: hegmalo, wann; bei einer künftigen aber hegmalkàm. Im Betreff der ersten sagen sie: negchetòe, lange schon; hakekemat, jetzt in diesem Augenblick. Chigahàk, noch nicht; kinéoga, heute; kit nénégin oder kit nehàol, diese Nacht; gnaama, gestern. In Rücksicht auf die letzteren antworten sie: Amà, amlayerge, chitlkihe, nach langer Zeit. Amlà, hernach; am richigni, morgen; amékere lãhaua, übermorgen; am naama, gegen Abend. Und wird durch kachka, kach oder kat, wie es hernach mit dem folgenden Buchstaben am besten zusammenstimmt, ausgedrückt. Nicht heißt in allen Fällen ynà. Ja wird nach dem Unterschied des Alters und des Geschlechts verschiedentlich genommen. Hée antworten alle Männer und Jünglinge; Haa hingegen alle Weiber, wenn man sie fragt. Die Alten besahen alles mit einem tiefen Schnarchen. Dieses kann man mündlich besser und leichter als schriftlich, niemals aber ohne Gefahr heiser zu werden erklären. Je stärker und lauter sie schnarchen, desto unabweiglicher ist ihr Beifall.

Eürigri; corat, miekaenegem, warum, aus welcher Ursache? Miéka énegem nkaué, nauichi enà? Was war die Ursache, daß du kamst? Men ist ein Fragewort, welches das Wort ob anzeigt. Men leera? Ist es wahr? Klera, es ist gewiß. Chigera, es ist nicht wahr. Wenn sie an der Wahrheit einer Sache zweifeln, so antworten sie: Eürigri. Bisweilen verbinden sie, wenn ihnen die Erzählung des andern verdächtig vorkommt, die vergangene Zeit mit der künftigen, und antworten spottweise: Kánigra lecrám, einst vormals wird dieses wahr seyn. Kánigra ist die vergangene und lecrám die künftige Zeit.

Wird der Buchstabe M einem Zeitwort vorgesetzt, so bedeutet dieses eine Frage. Z. B. M'ayte nauachieka? Sind es viele Soldaten? M'oachini? Bist du krank? Ist der erste Buchstabe, der auf M folgt, ein Mittlaut, lauter oder ein H, so wird dieser ganz verbissen. M'anekam ena? Wird er hieherkommen? Hier wird bei dem Zeitworte Hanekam, er wird kommen das H gänzlich ausgelassen, und Manekam gesprochen. M'auichi kena? Ist er hergekommen? Aus Nauichi wird in diesem Falle das n gleichfalls ausgemerzet und mit M verwechselt; Mauichi. Mik, allein; oder Mik mich sind Fragewörter. Mik mich grihochi? Befindest du dich wohl? Sonst wird auch die Frage durch den bloßen Ton und die Erhebung der Stimme zu erkennen gegeben. Layam nauichi? Bist du endlich gekommen? Origeena und Morigi zeigen zugleich eine Frage, und zugleich einen Zweifel an. Morigi npágak oenék? Vielleicht schämt sich der Jüngling? Hegmihínérkam? Was wird es endlich wohl seyn? Orkéenam, ich weiß nicht, was noch geschehen wird, oder was es seyn soll.

Latàm, beinahe. Es hat wenig geschelt, daß ich nicht ertrunken bin, latàm riýgarani. Latam riahamat ýiuihak, der Ochs hat mich fast getödtet. Yt oder ych, nur allein, blos. Tackaue yt lenechiavalk, gib mir nur etwas weniges. Mat oder gramachka endlich wenn etwas nachdrücklich und mit einer gewissen Prahlerey bejalet wird. Gramachka Abipon yapochi, endlich sind die Abiponer starkmüthig. Eneha mat yoale, das ist endlich ein Mann. Chik, chit, chichi sind Verbiendungswörter, wie ne bei den Lateinern. Chik-grakalagritani, zweifle nicht. Chichi noaharegrani, lüge nicht. Klatum keèn, obwohlen; oagan, dennoch. Eneha klatum keèn eüének, oagan netachkaik, wenn er gleich schön ist, so ist er doch furchtsam. Tan, weil; máoge, darum. Tán aýte apatáye ken nepark, máoge chik aàtekan. Weil es auf dem Felde viele Schnaken giebt, darum habe ich nicht geschlafen. Men, Men, gleichwie, also. Men netà, men naetarat, wie der Vater, so ist auch der Sohn.

Sie haben auch verschiedene Ausruffungen, oder Zwischenwörter der Bewunderung, des Schmerzens, der Freude, u. Kernen apalaik akami! Wie schmutzig, wie farg bist du! Kernen naáchik oder kimili naáchik! O wie wird mir dieses nützlich seyn! ist eine Dankfagung für eine empfangene Gabe; denn die Abiponer und Naaranier haben in ihren Sprachen kein Wort, welches Dankfagen, oder die Dankbarkeit anzeigt. Es ist demnach kein Wunder, daß sie die Dankbarkeit, da sie selbe dem Namen nach nicht kennen, auch in der That so schlecht beweisen. Wohlthaten sind bei ihnen wie ein Schriftsteller sagt, wie Blumen, und nur so lang von einem Werthe, als sie frisch sind. Eine einstige abschlägige Antwort pflegt bei den Indianern das Andenken

fen an alle vorher genossene Wohlthaten gänzlich zu ver-  
tilgen. Die Quaranier danken nach erhaltenem Geschen-  
ke mit einer ähnlichen Redensart: Aquiyebetel angà,  
das wird mir ersprießlich seyn. Bisweilen sagen die  
Abiponer, wenn man ihnen das, was sie verlangen, gege-  
ben hat, bloß klirì, das wars, was ich haben wollte.  
Sonst pflegen sie auch, wenn sie sich verwundern, oder  
jammern, auszurufen: Kemekemat! Ta yeegam! Ndre,  
welches sie zu sagen pflegen, wenn sie ein unvermuthetes  
Vorfall in Erstaunen setzt. Tayretà! O du armer!

Dieses ist mehr als hinlänglich meinen Lesern von  
den Schwierigkeiten, und dem verwickelten Gewebe der  
abiponischen Sprache einen Begriff zu geben; denn wenn  
ich alles zu einer vollständigen Sprachkenntniß nöthige  
anführen wollte, würde ich schon damit einen ziemlich  
Band anfühlen. Der P. Joseph Brigniel der erste, wel-  
cher an die Bildung dieses Volkes Hand anlegte, indem  
er bei zwölf Jahren der Kolonie von S. Hieronymus  
vorstand, war auch der erste, welcher die Sprache der  
Abiponer gelernt, und bald darauf auch gelehret hat;  
von den Wilden sich anfangs unterrichten ließ, und nach-  
mals die Patres, die ihm zu Hilfe geschickt wurden,  
selbst unterrichtete. Er hat die vornehmsten Hauptstücke  
der Religion und die feyerlichen Gebetter der Kirche in  
das abiponische übersetzt, und damit der ganzen Nation,  
welche in vier Kolonien eingetheilet wurde, einen wichti-  
gen Dienst geleistet. Es ist unglaublich, wie viel Mühe  
ihm dieses Studium gekostet hat, wiewohl übrigens sei-  
ne Geduld eben so unerschöpflich, als ihm sein Gedäch-  
niß getreu war. Deutsch, latein, französisch und italia-  
nisch sprach er fertig; spanisch aber und quaranisch auch  
zierlich: denn bei den Quaraniern war er lange Zeit  
Missionär. Sechs Sprachen verstand er aus dem Grun-

de. Aber um mit den Abiponern bloß klammern zu können, das kostete ihm Mühe und Arbeit. Er ließ auch wirklich nichts unversucht, um die Bedeutungen und Biegungsarten der Wörter nebst deren Gebrauch aus ihnen herauszuforschen: allein seiner Lernbegierde und seinem Fleiße kamen weder Lehrmeister noch Bücher zu Hatten. Es ist wahr, bei den Abiponern waren Spanier, welche, da sie noch als Knaben im Kriege von den Abiponern gefangen worden waren, dieser ihre Sprache vollkommen inne, aber dafür auch ihre Muttersprache völlig vergessen hatten. Die in ihrem gestandenen Alter in die Gefangenschaft der Abiponer gerathen, gewöhnten sich dieser ihre Sprache so schlecht an, daß sie kaum vier Wörter ohne eben so viele Fehler aus ihrem Munde herausbringen. Sie verlernen ihre Muttersprache ohne die fremde gehörig zu lernen. Sie sprechen beide und verstehen keine recht. Ebendieses widerfuhr auch vielen Deutschen, Italiänern und Franzosen in Amerika, welche ihre Muttersprache vergaßen ohne sich doch die spanische jemals vollkommen eigen zu machen. Ebendieses gilt auch von den Abiponern, welche aus der spanischen Gefangenschaft zu den übrigen zurückkehren. Von den Gefangenen lernt man weit eher unrichtig als richtig sprechen. Hatten wir uns aber jemanden gemiethet, der beide Sprachen auch nur mittelmäßig inne hatte, guter Gott! wie viele Unannehmlichkeiten mußten wir dabei überwinden? Fragten wir ihn, wie dies oder jenes auf abiponisch hieße, so antwortete er so unverständlich und zweydeutig, daß wir keinen Buchstaben, ich will nicht sagen, eine Sylbe daraus hätte abnehmen können. Drang man in ihn, daß er das nämliche Wort zwey oder drey mal aussprechen sollte, so ward er uns müdig und verstummte. Kaum war die Stunde des Unterrichtes vorbei, so forderte er täglich seinen Lohn für die

die eiflichen Worte, die er uns vorsprach: heut ein Messer, morgen eine Scheere, übermorgen Glasfugeln, ein andermal wieder was auderes und kostbareres. Gab man ihm nicht, was er verlangte, so kam er schwerlich wieder. Gab man ihm, so wurde er im Begehren täglich unverschämter. Ein Schüler ist übel daran, wenn die Lehrmeister selten oder nur für ein hohes Geld zu bekommen sind. Ich läugne nicht, daß man die Benennungen der Dinge, welche uns vor Augen schweben, durch den täglichen Umgang mit den Indianern nach und nach lernt: allein das Unsichtbare, was Gott oder die Seele betrifft, wird man erst errathen müssen, und nur durch eine langwierige Übung sich bekannt machen. Wenn von Pferden, Siegern und Waffen die Rede ist, spricht jeder Abiponer wie Cicero und Demosthenes. Entsteht aber über die Seelenkräfte, das menschliche Herz, oder über Tugendübungen eine Frage, dann stehen sie sprachlos da, oder sie geben Antworten, worinn alles in unauf löstliche Räthseln gehüllet ist.

Als wir quaranisch lernten, erleichterten und versärzten uns Sprachlehren und drey Wörterbücher, welche die P. P. Anton Ruy; de Montoya, und Paulus Restivo ein Sicilianer herausgegeben haben, unsere Arbeit. Mittelt dieser Bücher machten wir einen solchen Fortgang; daß wir zu Ende des dritten Monats auf das Urtheil vier älterer Examinatoren aus unserer Gesellschaft, welche uns auf Befehl unserer Oberen in der Kenntniß dieser Sprache auf das schärfste prüfen mußten, die Erlaubniß erhielten, Quaranier Beicht zu hören. Da es uns bei den Abiponern an diesen Hilfsmitteln und Büchern mangelte, so suchte selbst der P. Brigniel mit Anspannung aller seiner Kräfte durch seinen unermüdeten

müdeten Fleiß zu ersetzen. In seinen Unterredungen mit den Wilden haschte er immer nach den neuen Wörtern und zierlichen Ausdrücken, so wie Vögel aus dem Dünst der Getreidekörner herauszulesen pflegen, trug sie in seine Kollektanten ein, und schrieb endlich ein Lexikon zusammen, welches mit der Zeit über 150 Bogen betrug. Andere Patres schrieben es ab, feilten es aus, und bereicherten dasselbe mit wichtigen Zusätzen. Es hält nämlich nicht schwer die Erfindungen anderer zu verbessern; weil die Nachkommen sich auf die Schultern ihrer Vorfahrer stützen, und folglich weiter und mehr sehen können. Pizarro ist in das reiche Peru und Cortes in Mexiko eingedrungen, allein, erst nachdem Columbus, welcher Amerika zum ersten sah, ihnen den Weg in die neue Welt gewiesen hatte. Unser Brigniel brach gleichfalls die Bahne in diesen undurchdringlichen Labyrinth, welche über die abiponische Sprache verbreitet waren, leitete den Gang der übrigen, und jündete ihnen dadurch, daß er die Grundzüge zu einer abiponischen Grammatik zeichnete, ein hinlängliches Licht an, welches allein seinen Namen unvergänglich machen soll. Er war zwey Jahre hindurch mein Hausgenosse und Lehrmeister. Ich schrieb mir gleichfalls ein Wörterverzeichnis zusammen aber nicht nach der Ordnung des Alphabets, sondern auf die Art, wie Amos Comenius sein *Vestibulum linguarum* ausgearbeitet hat. Ich habe dasselbe noch bis auf diese Stunde.

Was die Kenntniß der abiponischen Sprache so schwer macht, ist der lächerliche Gebrauch der Wilden, gewisse allgemein angenommene Wörter abzubringen, und sie mit neuen zu verwechseln. Diese Gewohnheit schreibt sich von ihren Zeichencereemonien her. Die Abiponer wollen alles vertilgen, was das Andenken des Verstorbenen

fener



neuen rege machen könnte. Daher werden die allgemeinen Rennewörter, wenn sie mit dem Namen des Verstorbenen einige Ähnlichkeit haben, nicht mehr gebraucht. In S. Hieronymus starb einst ein abiponischer Jüngling Namens *Hana* an der Auszehrung. Dieses nämliche Wort hatte dazumal eine Nadel oder einen Dorn bedeutet; allein seit dem Tode des Jünglings galt es nichts mehr und wurde mit *Nichirencate* vertauscht, so daß durch dieses nachmals eine Nadel angezeigt wurde. Die ersten Jahre, die ich bei den Abiponern zubachte, fragten sie täglich: *Hegmalkam kahamatek*? Wann werden die Ochsen geschlachtet werden? Allein wegen des Hinschieds eines Abiponers wurde das Wort *kahamatek* unterdrückt, und statt dessen *Hegmalkam negérkata* durch einen öffentlichen Aufruf gesetzt. Das Wort *Nihirenak*, ein Tiger ist in *Apanigehak*; *Peuc*, ein Brofodil in *kaeprhak*; *kaäma*, die Spanier in *Rikil* umgestaltet worden; weil besagte Wörter mit den Namen jüngstverstorbenen Abiponer einigermaßen übereinkamen. Ich übergehe mehrere Vorfälle dieser Art mit Stillschweigen. Daher kam es, daß unsere Wörterbücher von einer Menge ausgestrichener Wörter verunstaltet waren, weil man immer die veralteten Wörter daraus ausmerzen, und dafür die neuen hineinsetzen mußte. Die Erfindung der neuen Benennungen ist das Vorrecht und Geschäft der alten Indianerinnen. Ich wunderte mich oft, daß die neuersundenen Wörter allen auch den entferntesten Horden sogleich bekannt werden, und daß die ganze Nation die Erfindung und den willkürlichen Ausspruch eines alten Weibes so einhellig annimmt, und so gewissenhaft darüber hält, daß Hohe und Niedrige sich schwer zu vertheidigen glaubten, wenn sie das abgekommene Wort noch einmal aussprächen.

Außer diesem giebt es noch einen andern Umstand, welcher den Anfängern das Lernen dieser Sprache ungemein erschweret. Die Adlichen oder Vornehmen heißen bei den Abiponern Hëcheri, oder nelaſeykatè, und unterscheiden sich von den gemeinen sogar auch durch die Sprache. Sie brauchen wohl die nämlichen Wörter, aber sie verunstalten selbe durch das Dazwischen- oder Hinzusetzen anderer Buchstaben dergestalt, daß man eine ganz neue Sprache zu hören glaubt. Die Namen der Männer, die da in diese Klasse der Adlichen gehören, gehen in in, und die der Weiber (denn auch diese werden in den Adelsstand erhoben) in en aus. Diese Sylben muß man sogar, wenn man mit ihnen oder von ihnen redet, den Zeit- und Hauptwörtern hinten anhängen. Den Satz: Dieses Pferd ist ein Eigenthum des Kapitäns Debayakaikin, würde ein Abiponer in der Sprache der Gemeinen also vortragen: Eneha ahëpegak Debayakaykin kelà. In der Sprache der Hëcheri aber muß man sagen: Debayakaykin- liliin. Kommt ein gemeiner Abiponer, so grüßen sie ihn mit den Worten: Là nauichi? Bist du schon da? Worauf der andere La naïue, ich bin schon da, antwortet. Kommt aber ein Adlicher, so heißt der Gruß: Là naïurin, bist du schon da? worauf der andere mit vielem Schwulste und im Tone der Vornehmen sein: la naïerinkic erwiedert. Die verschiedenen Sylben, welche sie in die gemeinen Wörter hineinmengen oder zu selben hinzufügen, machen die Rede so dunkel, daß die Vornehmen eine besondere Sprache zu sprechen scheinen. Sie haben sogar einige ihnen eigenthümliche Wörter, deren sich die meisten Gemeinen enthalten. So heißen diese eine Mutter Latè, die Adlichen hingegen Lichia; so, wenn auch die Gemeinen einen Sohn Laëtarat, die Vornehmen aber Ma-iek. Die übrigen Fälle übergehe ich. Oft ärgerte ich mich

nich über die Yaaukanigas die hochmüthigsten unter den Abiponern, weil bei ihnen aller Pöbel Weiber und Knaben die Sprache der Adlichen mit vielem Stolz nachäffet. Einige affectiren diesen Stil der Hēcheri um andere lachen zu machen. Wir bedienten uns unsererseits weder in Erklärung des göttlichen Wortes noch in unseren häuslichen Unterredungen einer andern als der gemeinen Sprache, weil sie jedermann verständlich ist.

Ich habe gesagt, daß es dreyerlei Abiponer gebe: die Riikahe, Nakaikétergehe, und die Yaaukanigas. Alle reden einerlei Sprache. Jeder von ihnen versteht alle seine Landesleute, und wird auch von allen verstanden. Dennoch findet man bei jedem dieser Volksstämme besondere Wörter. So nennen die Riikahe die Schnacken *Ayte*; die Nakaikétergehe aber *Aparáye*. Beide Benennungen passen auf die Schnacken ganz vortrefflich: denn *Ayte* heißt viele. *Aparáye* hingegen wird von *napata* abgeleitet, welches eine Binsendecke, die ihnen statt eines Daches dienet, bedeutet indem es in den Bergen der Abiponer so ungeheure Schnackenschwärme giebt, daß selbe die Einwohner nicht bloß zu bedecken sondern auch zu erdrücken scheinen. Trinken bedeutet bei den Riikahe *neer*, bei den Nakaikétergehe *nanám*. Die ersten nennen das Haupt *Lapanik*, die letzten *Le-mafat*. Die Yaaukanigas richten sich in dem Sprachgebrauch bald nach diesen, und bald nach jenen: in einigen Stücken aber gehen sie von beiden ab. Den Mond nennen die übrigen *Grauek*, die Yaaukanigas aber *Eergfaik*, das ist vorzugsweise den Stern. Der Regenbogen heißt bei andern *Oáheta*, bei diesen hingegen *Apich*. Ich lasse die übrigen Beispiele weg. Allein alle diese Verschiedenheiten machen nur wenig Schwier

Schwierigkeit, und sind nichts weniger als sonderbar. Wie viele Völkerschaften reden deutsch, aber wie wenig gleichen sie sich in ihren Mundarten, und selbst an den einzelnen Wörtern! Die einen heißen das Pferd, was andere Ross, und noch andere Gaul nennen. Wie sehr ist der Dialekt eines Toskaners von dem eines Bayländers, Savoyers oder Venetianers verschieden! Wie weit acht ein Kastilianer von einem Arragonier, Biskayer, einem Einwohner von Navarra oder Valentia ab! Ich werde nun, um den ungeheuren Unterschied, der zwischen den amerikanischen Sprachen obwaltet, desto anschaulicher zu machen, etliche Muster derselben als einen Anhang hier beisetzen.

---

## Achtzehntes Hauptstück.

### Verschiedene Muster amerikanischer Sprachen.

Ich habe oft über diejenigen gelacht, die mit weniger Scharfsicht, als Neugierde die Frage an mich stellten, wie die amerikanische Sprache klinge? Diese Unwissenden waren nämlich der Meinung, daß alle die unzähligen Völker der ganzen großen Erdebälfte einerlei Sprache reden. Allein wie ich schon gesagt habe, so hat nicht nur jede Provinz sondern auch jede Nation einer jeglichen Provinz eine eigene, welche von allen übrigen himmelweit unterschieden ist. Um diesen Unterschied jedermann vor Augen zu stellen, habe ich das Kreuzzeichen, wie man es nach römisch-katholischem Gebrauche macht, in vierzehnerlei amerikanischen Sprachen hiehergesetzt. Zwey davon nämlich das quaranische und abiponische mache ich selbst; denn ich habe mich achtzehn Jahre lang in denselben geübt. Die übrigen haben mir meine Missionares, welche ihre Tage bei anderen Indianern verlebt haben, aufgezeichnet. Hätte ich alle Patres, die das Evangelium in Amerika verkündigten, um die nämliche Gefälligkeit angegangen, so würde ich vermuthlich nicht weniger als hundert Sprachen in dieser meiner Geschichte zum Vorschein bringen. Ich habe aber hier etwas zum Voraus zu erinnern. Die Spanier und Portugiesen pflegen immer ein zweyfaches Kreuz zu machen. Anfanglich pflegen sie Stirn, Mund und Brust mit dem Kreuzzeichen auf deutsche Art zu bezeichnen, und dabel

fol.

folgende Worte zu sagen: Por la señal de la Santa Cruz de nuestros enemigos libra nos Dios nuestro señor. Durch das h. Kreuzzeichen befreye uns o Gott, unser Herr! von unseren Feinden. Nach dieser Rede legen sie die Hand auf die Stirne, die Brust, und die beiden Schulter nach Art der Lateiner mit den Worten: En nombre del Padre, y' del hijo, y' del Espíritu santo, Amen. In Namen des Vaters, und des Sohnes und des h. Geistes. Amen. Dieses zweifache Kreuzmachen heißen die Spanier pet-signarse, y' santiguarse, sich bezeichnen und heiligen. Die Indianer mußten nach den Gebräuchen der spanischen Kirche gebildet werden. Aus diesem Grunde wird immer die erste von den indianischen Formeln, die ich ausführen werde, das: Durch das h. Kreuzzeichen ꝛc. die zweite hingegen immer das: Im Namen des Vaters ꝛc. bedeuten. Die Buchstaben Ch müssen nach der spanischen Art zu lesen ausgesprochen werden. Wenn man also liest: Nachahet, so muß man Natschahet sprechen. Man verwundere sich nicht, wenn man in diesen Formeln die Wörter Dios, Cruz, Curuzú, Cruxpa und Espíritu santo, welche theils spanisch, und theils aus dem spanischen hergenommen sind, öfters wahrnimmt; denn die Amerikaner haben in ihrer Sprache keine eigentlichen Wörter für Gott, das Kreuz und den h. Geist. Einige können in ihrer Muttersprache das Kreuz, andere Gott nennen; aber die Nation, die für den h. Geist einen schicklichen Ausdruck aufweisen könnte, existirt in Amerika nicht.

### Die Quaranier in ihren 32 Flecken

sagen also: Durch das h. Kreuzzeichen ꝛc. I. Santa Curuzú raangaba reche oreamotarymbara agui orepiçirô epe Tupã oreyara.

Im Namen des Vaters u. 2. Tuba, hæ Tayra,  
hæ Espiritu santo rera pipe. Amen.

Man bemerke, daß der mit <sup>˘</sup> bezeichneten Buch-  
stabe durch die Nase, der mit <sup>˘</sup> durch die Kehle, und  
der mit <sup>˘</sup> durch die Nase und Kehle zugleich ausgesprochen  
werden muß. ç hat bei den Spaniern den Laut des z,  
Da die Quaranier keine Vorwörter sondern Nachwörter  
haben, so lauten beide Formeln also:

I. Des heiligen Kreuzes Zeichen durch unseren Fein-  
den von befreie uns Gott unser Herr!

II. Des Vaters und des Sohnes und des h. Geis-  
tes Namen in. Amen.

### Die berittenen Abiponer.

I. Kaàna nachahet santa likinranala oahay'egalge  
gnaigroà Dios-gnoakara.

II. Men Lakalatoet netà, kat Naitarat, kachka  
Espiritu santo. Amen.

### Die Mocobis oder Amókebit in 2 Hefen,

eine berittene Nation.

I. Kena Letanek santa Latizenranrat gdomarti  
kenoà nokiatedofba Dios Gnoakodo.

II. Kelenrat Neta, oka Hialek, Espiritu santo.  
Amen.

Anmerk. Das *r* wird wie bei den Abiponera weder wie *r* noch wie *g* ausgesprochen, sondern es hat einen aus beiden Buchstaben zusammengesetzten Laut.

### Die Tobas oder Natákebit in einem Flecken; eine berittene Nation.

I. Tigàga Laanèk santa Lottisdagánnadak Níson-  
tiagà kannalatagáua Abockiakatit Señor okkomi.

II. Lettaà, llalek, Espiritu Santo Leenagat. Amen.

### Die Mbayas oder Eyiguayegi, Quaykuru, oder Oackakalot.

#### Eine berittene Nation in einem Flecken.

I. Santa Nikenaganalatè liguàga talo Konogòs  
ema konoelgòdòdipi akami Dios Konibotàgodi.

II. Tigi liboonágadi Eliòdi, Liònigi, ninàga  
Espiritu santo. Amen.

Diese Sprache scheint sanfter, weicher und süßer als die andern zu klingen. Mit den Buchstaben F und R verträgt sie sich nicht. Dagegen hat sie das D, das L und G um so viel lieber. Allein die Mbayas, welche gedachte Sprache reden, waren die wildesten unter allen Nationen, groß vom Körperbau, kriegerisch, und allen fürchterlich. Diese allein halten die Abiponer für tapfer, wiewohl sie sonst alle andere paraquayischen Nationen verachten. Die letzteren vier Sprachen, als die der Abiponer, Mosobier, der Tobas und Mbayas sind aus einerlei Grundsprache entstanden. Dies zieht keiner von uns in Zweifel. Allein wie sehen sich die Schwestern einander so wenig gleich!

Wie



Wie verschieden sind ihre Züge! Der Abiponer nennt das Kreuz Likinſanala; der Mofobier Latizenſanſat; der Toba Lottisdagānāgak, und der Mbaya Nikenaganāgate. Was hat man je Unähnlicheres gesehen! Das Zeichen heißt der Abiponer Nachahet; der Mofobier Letanek; der Toba Laanek; der Mbaya endlich Linguaga. Die Umſtaltung der zwey angeführten Wörter iſt zwar erſtaunlich, aber für uns Europäer nichts weniger als befremdend. Wir wiſſen, daß die böhmische, ſlavoniſche, croatiſche, ratiſche, ruſſiſche, polniſche, windiſche und kraineriſche Sprache von der illyriſchen abſtammen; daß die italiäniſche, franzöſiſche, ſpaniſche, portugieſiſche, kataloniſche, ſardinische und friauliſche ſich von der lateiniſchen herſchreiben; und daß die flandriſche, ſchwediſche, dāniſche, helvetiſche ꝛ. Töchter der Deutſchen ſind. Allein welcher Unterſchied unter den verwandten Sprachen ihres gemeinſchaftlichen Urſprungs ungeachtet! Ein Deutſcher wird einen Niederländer, ein Krainer einen Ruſſen, der Italiäner oder Spanier den Franzoſen nur mit der äußerſten Mühe kümmerlich verſtehen, oder vielmehr den Sinn ſeiner Worte errathen müſſen. Wir ſchifften im Jahre 1748 in Geſellſchaft mit Schweden von Livorno nach Liſſabon; im Jahre 1769 aber mit Dänen von Kadiſ nach Italien. Wenn dieſe ihre Landeſſprache redeten, ſo waren ſie uns Oeſterreichern eben ſo unverſtändlich, als ob ſie lauter Räthſel geſagt hätten. Nun wollen wir zu denjenigen Sprachen hinübergehen, welche ſelbſt dem Urſprunge nach von einander verſchieden ſind. Da ich keine aus ſelben verſtehe, ſo dürfen meine Leſer nicht beſorgen, daß ich ſie mit langen Anmerkungen unterbrechen werde.

## Die Lules und Ysistines in 2 Gliedern.

Unberittene Nationen, deren Sprache man gewöhnlich Tonocotè nennt.

I. Santa Cruz Yapsaps tayulè Enunupçén uš tadçsi çca.

II. Pe, kuè, Espiritu santo úétplè. Amen.

## Die Vilelas (auf abiponisch Raçegfanraik) Passain und Chunipies.

Unberittene Nationen in 2 Gliedern.

I. Santa Cruz udcebeb rurup Gosagpilét Nækis, ummoyóm Dios Pekís.

II. Tate, Ynakè, Espiritu santo guatebè. Amen.

## Die Mataquay (auf abiponisch Ychibachi.)

Eine unberittene Nation in einem Gliedern.

I. Ta noltelxanék santa lekakilús Thetia Lekoix naimameg Illabug Illakatupà.

II. Noala ku lei, uet las lei, uet Espiritu santo yhilei. Amen.

So abscheulich diese Sprache klingt, so abscheulich ist auch der Charakter der treulosen und lausichten Nation, die selbe redet. Der P. Augustin Castañares und der P. Franziskus Ugalde, ein Bischof, aus unserer

Gesellschaft sind noch in unseren Zeiten von ihnen getödtet worden.

## Die Ebiquiten, eine unberittene Nation in 10 Gleden.

I. Oi n'aucipi santa Curuzis okemai Zoichacu  
zoichupa mo unama pocheneneco, Zumunene.

II. Au n'iri Naki Yaitotii, Ta naki Ritotii,  
Ta Naki Espiritu santo. Amen.

Diese Sprache ist sehr mühsam und künstlich, aber  
sie erstreckt sich auch ungemein weit.

## Die Zamucos,

deren Sprache die Ygaröho, Kaipotades, Karaö,  
Tunacho, Ymonö und noch drey andere Völker  
reden.

Sie sind meistens den Gleden der Ebiquiten zu-  
geholet.

I. Guiozè santa Curuzire tupadè arota noe  
ihaiyetaddoe.

II. Daire, Abirc apo, enapò Espiritu santo  
aba iru. Amen.

## Die Sprache Quichua,

sonst auch die Sprache del Cusco genannt, welche nicht nur in Peru sondern auch in dem benachbarten Tufuman geredet wird.

I. Santa Cruspa unanchanraicu acaicu cunaman, ta quespichi huaicu Dios.

II. Dios Apuicu Yayap, churib, Espiritu santo sutimpi. Amen.

Hier sind Muster von 11 in Paraquay üblichen Sprachen: Hätte ich mir doch auch selbe von den übrigen, welche die Pampas, Serranos, Patagones, Payaguas, Charruas, Malbales, Quanoas, Quañas, Calchaquies, Quayaquies, Quakis &c. von meinen Gesellschaftsgeossen, die sie, wie ich gewiß weiß, inne hatten; aufschreiben lassen! Ich füge zu diesen noch drey andere, die man in Mexiko spricht.

## Die Sprache Coehimì, die man in Californien redet.

I. Santa Cruz makignà magàe, temedeguaà hapac pakamaden Dios Wavabapà.

II. Dios àc Ijem, Visajem, Espiritu santo manà juan. Amen.

Anmerk. Der Buchstab Jota j wird wie ein H mit einem scharfen Hauch ausgesprochen.

## Die Sprache Waicura ebendaselbst.

I. Akatui tipichên te santa Cruz pên kepetakuriu kepe kakuna Dios Urekepe tuyakakéne.

II. Tie tè tiäre tipicheu, tè Tichánu chie, Te Espiritu santo chie. Amen.

Diese Sprache hat wegen des T und K, welche darinn sehr häufig vorkommen, etwas sehr Rauschendes, und ist daher Lippen und Ohren äußerst unangenehm. Sollte sie nicht vielleicht beim Gespensterverbannen mit Erfolge gebraucht werden können?

## Die mexikanische Sprache in Itocatzin.

Die erstere Formel ist daselbst nicht gebräuchlich.

Die zweite lautet also: In Dios Itatzin, in Dios Ipiltzin, in Dios Espiritu santo ma Xichiva, Amen.

Von den Sprachen, welche in Sonora, Cinaloa und anderen mexikanischen Provinzen geredet werden, habe ich nichts aufgemerkt, wiewohl ich mit alten Missionarien, welche derselben vollkommen kundig sind, in Spanien unter einem Dache gewohnt habe.

Wenn man dieses mit Aufmerksamkeit liest, so wird man ohne Zweifel den Unterschied einsehen, der unter den amerikanischen Sprachen obwaltet. Kenner, welche ihre Ausdrücke vollkommen zergliedert haben, sind der Meinung, daß sie nicht als verschiedene Mundarten zu betrachten sind, sondern, daß sich diese Verschiedenheit selbst bis auf ihren Grund, und ihre Quellen erstreckt. Aus den unzähligen amerikanischen Sprachen

habe ich nur von einigen Muster aufgestellt: wie wenn ich dieses von allen hätte thun wollen, welche in Peru, Chili, Quito, Neugrenada, Brasilien, Maragnon, Canada, Florida, Virginien, Madien, in so vielen amerikanischen Inseln, an den ungeheueren Ufern der Flüsse Mississippi, S. Laurentius, des Amazonenflusses, des Orinoko &c. bei so vielen wilden Nationen noch heut zu Tage üblich sind. Ihre Menge ist unglaublich, und ich möchte fast sagen, unzählbar. Zur Zeit der babylonischen Verwirrung existirten zwey und siebenzig Sprachen, wie der h. Hieronymus meldet. In den beiden Amerika giebt es deren so viele, daß wir noch ist weder ihre Zahl noch ihre Namen wissen. Der von allen berühmte P. Antonius Vieira, einst Hosprediger zu Lissabon und Rom, nachmals aber ein eifriger Missionär in Brasilien und am Maragnon, sagte in einer Predigt, die er im vorigen Jahrhunderte zu S. Ludwig einer Stadt am Maragnon an dem Pfingstfeste hielt, deutlich, daß man, bis zum Jahre 1639 bloß an dem überaus bevölkerten Ufer des Amazonenflusses bei hundert und fünfzig Sprachen entdeckt, und in den folgenden Jahren noch immer neue Sprachen und Völker kennen gelernt habe. Von dem Ufer eines einzigen Flusses kann man leicht auf das ganze unermessliche Amerika den Schluß ziehen. Diejenigen verdienen mehr belächelt als widerlegt zu werden, welche alle Völker in ganz Südamerika eine einzige, gemeinschaftliche und allgemein bekannte Sprache sprechen lassen, so wie man in einem grossen Theile von Indien die malayische spricht. Denn welche ist denn diese allgemeine Sprache? wie heißt sie? Wir, die wir daselbst ergrauet sind, wissen wenigstens nichts davon. Gäbe es eine solche, so dürften sich die Missionarien wahrhaftig Glück wünschen, weil sie durch selbe allein in Paraguay, Chili, Peru und Quito das Evangelium zu predigen im Stande gesetzt würden, und des lästigen Sprachenlernens überhoben wären.

wären — Ein Stück Arbeit, das sie immer von Vorne anfangen müssen, so oft sie sich dem Unterrichte eines neuen Volkes widmen. Vielleicht verstehen sie unter der allgemeinen Sprache die Quichua, welche sie sonst die allgemeine peruanische zu nennen pflegen. Ich läugne nicht, daß selbe von den Indigenern- und Schwarzen, welche sich unter den Spaniern aufhalten, und selbst von den gemeinen Spaniern in Peru, dem benachbarten Tulumán und Quito fast durchgängig gesprochen wird; allein ich weiß eben so gewiß, daß selbige im übrigen Sudamerika, nämlich in Chili, Brasilien und Paraguay fast ganz unbekannt ist. In ganz Chaco, dem Sammelplatze so vieler Nationen, kennt niemand die Quichua auch nicht einmal dem Namen nach; es wäre denn, daß sie ein Gefangener in Tulumán gelernt hätte. Von der guaranischen Sprache kann ich mit Wahrheit sagen, daß sie nicht nur in Brasilien, sondern auch in dem nahen Paraguay weit und breit üblich ist, wiewohl es hinwiederum in beiden Provinzen zahlreiche Nationen giebt, die nicht das Geringste davon verstehen. In der That unterscheidet sie sich wenig von der Sprache der Tupies, einer indianischen Nation in Brasilien. Den ganzen Unterschied, der zwischen beiden Sprachen obwaltet, kann man sich in wenig Tagen bekannt machen. So oft die Quaranier das H setzen, brauchen die Tupies ein Z. So sagen diese Mbozapý, drey; jene hingegen Mbohapy. Die Quaranier nennen einen Kahn yga, die Brasilianer ygara, &c. Ich gestehe aufrichtig, daß mir die brasilianische Sprachlehre des P. Anchieta, Missionärs in Brasilien, (man hält ihn durchgängig für einen Wunderthäter, wie denn auch der päpstliche Stuhl schon vorlängst seine heroische Tugend anerkannt hat) in Erlernung der guaranischen Sprache große Dienste geleistet hat, wiewohl ich auch die anderen von den P. P. Ruyz de Montoya und Restivo zu benützen nicht unterließ.

Was ich bisher von den Sprachen der Widen gesagt habe, ist mehr als hinlänglich. Ich eile nun zu den Gebräuchen, welche die Abiponer bei ihrer Trauung im Ehestande, bei der Geburt ihrer Kinder, bei Leichenbegängnissen, bei Heilung der Kranken, auf der Jagd und sonst noch beobachten. Ich werde hernach von ihrem kriegerischen Geiste, und von allem, was ihre Unternehmungen im Kriege betrifft, umständlich sprechen. Der Krieg ist ihr Hauptgeschäft, wiewohl man sie eher Räuber als Krieger nennen sollte.



## Neunzehntes Hauptstück.

### Von den Heurathen der Abiponer.

Der verschiedenen Heurathsgebräuche in Amerika sind fast nicht weniger als der Nationen, also zwar, daß man sie leichter belachen, als zählen oder beschreiben kann. Dennoch wird man hierin falls bei den Abiponern schwerlich etwas gewahrt werden, was nicht auch einst bei andern Völkern gebräuchlich gewesen wäre. Meine Leser werden sich davon in der Folge überzeugen. Die Abiponer nehmen sich erst im gesezten Alter Weiber, wie ich anderswo gesagt habe. Man wird selten einen Verheuratheten unter ihnen antreffen, der nicht wenigstens fünf und zwanzig Jahre alt wäre. Sie sind weit entfernt von der Gewohnheit derjenigen, welche die erste Blüte ihres Alters dem Ehestand weihen. Auch wird man von keinem Mädchen hören, daß sie sich vor 19 oder 20 Jahren um einen Freyer bekümmerte. Viele schätzen sogar ihre Jungferschaft und Freyheit so hoch, daß sie oft bloß aus Gehorsam gegen ihre Eltern und nicht aus Reigung in eine Eheverbindung einwilligen. Die Römer wählten sich immer junge Mädchen zu Gattinnen aus dem Grunde, weil sie bei einem reiferen Alter an dieser ihrer Unschuld zweifelten. Diese Gefahr und Besorgniß fällt bei den Abiponerinnen weg, als welche nicht nur ihr Leben sondern auch ihre Ehre mit aller Entschlossenheit vertheidigen. Auch die Männer schweifen nicht aus. Ehebruch, Hurerey, Blutschande, &c. sind

sind also bei den Abiponern eben so unerhört, als bei den Europäern schändlich. Von den unzüchtigen Dingen, welche geistige Menschen und Thiere täglich treiben, steht und weiß man daselbst nichts. Hier sind Beweise davon. Nicht wenige Spanierinnen, die in der Blüthe ihres Alters und ihrer Reize im Kriege von den Abiponern gefangen wurden, lehrten nach vielen Jahren unverehrt aus ihrer Gefangenschaft zu den Ihrigen zurück, und bekannten mir nicht nur im Beichtstuhle sondern auch öffentlich, daß ihre Ehre nirgends besser als bei den Abiponern verwahrt wäre. Hätten sie aber das Unglück verführt, oder geschwächt zu werden gehabt, so wäre die Schuld davon dem Muthwillen der gefangenen Spanier beizumessen, und nicht den Abiponern, als deren Enthaltensart uns bekannt und aller Bewunderung werth war. Herodot rühmet im 9ten Buch den Pausanias, daß er sich seiner Gefangenen, der Eva, enthalten habe. Plutarch überhäuft den Macedonischen König Alexander mit Lobsprüchen, daß er die Gattinn des Königs Darius und seine reizenden Schwestern, als sie in seine Gefangenschaft geriethen, nicht einmal ansah, damit ihn nicht die Liebe blendete. Livius erhebt auch den Scivio im 6ten Buche der dritten Decas, daß er die Samablinn des Alucius, seine Gefangene, unberührt gelassen hat. Dies sind glänzende Beispiele der Mäßigung; aber sie rühren auch von Männern her, denen die Gesetze ihres Vaterlandes, die Rechtschaffenheit und ihre Ehre am Herzen lagen, also war, daß die Enthaltung der Abiponer von ihren gefangenen Mädchen und Weibern meines Erachtens noch mehr als die der angeführten Helden bewundert zu werden verdienet. Denn jene leben bloß nach ihrem Willen, und kennen wie das Vieh gar kein anderes Gesetz als ihre Triebe. Man muß also erstennen, daß, wenn ein Funke des Rechtverhaltens durch die grauenvolle Finsterniß, die um ihren Verstand schwebte, bis

zu ihren Herzen durchbringen konnte, derselbe durch ihre unsinnige Schwelgsucht nicht längst verloschen ist. So wahr ist es, daß viele löbliche Handlungen auch von Lasterhaften ausgeübt werden, wie Plinius in seiner Rede an den Kaiser Trajan angemerkt hat. \*)

Nach dem Beispiele der alten Deutschen schieben die Abiponer ihre Eheverbindungen bis zu einem reifen Alter hinaus. Ich habe hievon im 7ten Hauptstücke gesprochen, und zugleich auch bewiesen, daß ihr fast- und kraftvoller Körper, ihre Leibesgröße, nervichten Glieder, ihr lebhafter Geist, spätes und munteres Alter und ihre unglaubliche Lebensdauer eine Frucht ihres späten Heurathens sind. Daß diese Gewohnheit, sich erst in gesetztem Jahren ein Weib zu nehmen, bei verschiedenen Nationen und besonders bei den Carmaniern, einem nahe bei Indien sich aufhaltenden Volk, eingeföhret war, erhellet aus dem Strabo, welcher im 16ten Buche versichert, daß sich daselbst niemand verheurathe, er habe denn zu erst das Haupt eines von ihm erschlagenen Feindes seinem Könige gebracht. Nun aber ist das Kopfabhauen meistens ein Geschäft der Männer, nicht unbärtiger Jünglinge. Unter so vielen tausend Quaranien habe ich wenige von einer besondern Größe und Lebensstärke angetroffen. Die Ursache ist hievon leicht zu errathen. Die Jünglinge heurathen im 17ten und die Mädchen im 15ten Jahre. Und wie, wenn auch schon vorher die Wollust ihren Körper geschwächt hätte! Ich übergebe hier vieles mit Fleiß, was mir bei dieser Gelegenheit beifällt.

Ist ein Abiponer gesinnt ein Mädchen zu heurathen, so muß er zuerst mit den Eltern desselben über den Preis,  
um

---

\*) Laudabilia multa etiam mali faciunt.

um welchen er ihre Tochter erhalten soll, eins werden. Dieser besteht meistens in vier oder auch mehreren Pferden, in Bündeln von Glasflugelschnüren oder Scheibchen von SchneckenSchalen, einem buntfarbigen, türkischen Tapeten ähnlichen Kleid von Wolle, einer Lanze mit einem eisernen Sticheisen und anderen dergleichen Geräthschaften: denn die Abiponer kennen und besitzen so wenig als die übrigen Indianer, die sich unserer Obforge anvertrauet hatten, eine Münze. Ist doch auch in verschiedenen spanischen Städten in Paraguay keine gangbar. Ihr Handel ist weiter nichts als ein Tausch mit Naturerzeugnissen. Die Silberthaler, welche den Abiponern zu Kriegzeiten, da sie die aus Peru angekommenen Spanier plünderten, in die Hände fielen, haben sie theils mit Steinen und theils mit Aexten wie ein Blech breit geschlagen, und sich in der Folge entweder als eine Halsperle an den Hals gehängt oder ihren Saum oder die Kriegspfeiffe damit geschmückt. Vor vielen Jahren plünderten sie auf einer Haube die peruanischen Silberwägen, nachdem sie die Fuhrleute und Soldaten, die ihnen zur Bedeckung dienten, beim ersten Uiberfall niedergestochen hatten. Jeder nahm hier so viel mit sich, als sein Pferd tragen konnte. Zu Santa Fe nahm ein Spanier seinen rothen Mantel von seiner Schulter und bott ihn einem Abiponer zum Verkaufe an, welcher auch dafür ohne Bedenken sogleich 2000 spanische Thaler, das ist 4000 Gulden nach unserer Währung ausbezahlte. Denn gerade diese Summe steckten die Peruaner in jeglichen Sack (Zurrones heißt man dergleichen Säcke.) So wenig kennen die Abiponer den Gebrauch und den Werth des Geldes. Ubrigens dürfen wir uns nicht wundern, daß sich diese Wilden mit allerlei Erdbelwaaren, welche bei ihnen statt des Geldes sind, ihre Weiber kaufen: denn das nämliche war auch einst bei den Griechen, Juden, Römern und anderen

deren Völkern gebräuchlich. Jakob verdiente (Gen. 29.) sich durch eine vieljährige Dienstbarkeit die zwei Schwes-tern Lia und Rachel bei ihrem Vater Laban ab. David erhielt erst (1. König. 18.) die Tochter des Saul, nämlich die Michol, nachdem er hundert Philistäer erschlagen hatte. Die Sachsen und Burgunder gaben für ihre Weiber 300 Mäuzen den Eltern dieser letzteren. Bei den Assyriern standen die heurathmäßigen Mädchen, wenn wir dem Herodot glauben wollen, auf dem Markte zum Verkaufe feil. Frotho der dritte, König von Dänemark befahl den von ihm überwundenen Keußen durch ein öffentliches Gesetz, daß sie keine andere als gekaufte Weiber heurathen sollten, in der Voraussetzung, daß alsdenn die Männer in ihrer männlichen Treue minder wankelmüthig seyn würden, weil sie wüßten, daß ihnen ihre neuen Gattinnen wieder hoch zu stehen kämen. So erzählt es Saxo im 5. Buche.

Ich erinnere mich noch, daß die abiponischen Mädchen nicht selten die Verträge ihrer Eltern und Greyer rückgängig gemacht haben, und nicht nur sich schlechterdings zu keinem Eheverbindung verstehen, sondern auch nicht einmal davon reden hören wollten. Verschiedene entflohen aus Furcht vor der Ehe, und hielten sich viele Nächte in den Schlupfwinkeln der Wälder und Seen verborgen. Sie schienen sich weniger von den Klauen der Tiger, als vor dem Ehebette zu fürchten. Eine von ihnen flüchtete sich eben, als sie in die Wohnung ihres Gatten geführt werden sollte, in die Kapelle, verbarg sich hinter dem Altar und vereitelte auf diese Weise die Drohungen und die Erwartung ihres ihr aufgedrungenen Gatten. Bei dem römischen Vermählungszeremoniel war es ein Hauptstück, daß sich die Braut auf den Schein wiedersehen, und mit Gewalt aus dem Schooß ihrer Mutter und dem väterlichen Hause wegführen lassen mußte, damit es nicht

nicht das Ansehen gewänne, als schute sie sich nach einem Manne; sondern sie vielmehr zur Trauung gezwungen zu werden schien. Dieses gilt für einen Beweis ihrer Schamhaftigkeit oder vielmehr ihrer Verstellung. Etwas ähnliches habe ich auch von den Grönländern gelesen. Will sich einer von ihnen verheurathen, so sucht er sein Geschäft durch zwey alte Weiber, die ihrer Beredsamkeit wegen im Ruhme stehen, zu Stande zu bringen. Diese begehren das Mädchen, das er sich auserlesen hat, von ihren Eltern. Sobald man dieser ihre Einwilligung dem Mädchen zu wissen macht, löset sie sich die Haare auf, verdeckt sich das Gesicht, und zerfließt, aus Begierde schamhaft zu scheinen, in künstliche Thränen. Kurz sie macht des Weigerens und Jammerns kein Ende, bis sie von den gedachten zweyen Heurathunterhändlerinnen in das Haus ihres Vaters mehr geschleppt als geführt wird. Dort läßt sie sich endlich durch die Liebkosungen und Schmeicheleyen dieses letzteren erweichen, überläßt sich seinen Wünschen und erklärt ihn zuletzt zu ihrem Mann, während daß ihr Aug in Thränen, und ihr Herz in Wonne schwimmt. Einige Tage darnach stellt sie sich an, als ob ihr die Umarmungen ihres Mannes zuwider wären, und fliehet in das Haus ihres Vaters. Allein die beiden Mütterchen stecken sie in einen Sack, und bringen sie so in das Haus ihres Mannes zurück. Glückliche Europäer! die ihr, um Gattinnen zu bekommen oder zu Hause zu behalten, weder Sade noch so vieler Umstände bedürft! Diese Widerspenstigkeit der Abiponerinnen in Ansehung des Heurathens ist ohne Zweifel eben so ungeschminkt und ernstlich gemeint, als sie bei den Römern Kunst und Verstellung war; denn ich kenne die Eingeborgenheit der ersteren.

Sehen

Sehen wir nun, daß die abiponische Braut den Willen ihrer Eltern in Ansehung der Heurath genehmhalte; so wird sie ohne alle die Ceremonien, die sonst bei anderen Völkern gebräuchlich sind, aber dennoch mit einem gewissen Gepränge in die Hütte ihres Gatten geführt. Acht Mädchen halten mit aufgehobenen Armen ein ausgespanntes zierliches Kleid wie einen Baldachin in die Höhe. Hierunter geht die Braut mit niedergeschlagenen Augen traurig still und voll Schaamhaftigkeit zwischen einer Menge von Zuschauern. Nachdem sie von ihrem Gatten freundschaftlich empfangen und herzlich begrüßt worden ist, wird sie wieder von ihren Hüttengenossen mit der nämlichen Begleitung und auf eben die Art, wie sie ankam, in ihre väterliche Wohnung zurückgeführt, aus welcher sie auf den zweiten und dritten Zug den Kürbiß, die Häfen, die Kannen und das übrige zu ihrer Weberei nöthige Werkgeräth ebenfalls unter dem Baldachin in die Hütte ihres Mannes trägt. Von da kehrt sie aber allemal nach einer kurzen Unterredung wieder nach Haus zurück, also zwar, daß auch der Mann des Schlaffens und Essenswegen täglich dahin gehen muß. Denn die Mütter tragen für ihre Töchter eine solche Sorgfalt, daß sie selbst auch nach der Heurath nicht von sich lassen, noch der Willkühr anderer Preis geben. Erst nachdem sie von der Rechtschaffenheit ihres Tochtermanns überzeugt, oder ihre Töchter Mütter geworden sind, gestatten sie diesen mit ihren Männern in einer besondern Hütte zu leben. Diese wenigen Heurathsceremonien der Abiponer werden oft von den Männern durch ein stattliches Trinkgelage verherrlicht. Zuweilen verkündiget auch ein Knab, der an der obersten Spitze des Gezeldes sitzt, die Vermählung mittelst der Trommel. Daß die Braut unter einem Baldachin in das Haus ihres Gatten geführt wird, ist den Gebräuchen der Römer gleichförmig, als

H. Thell. N welche

welche auch den Verlobten, wenn sie ihren Männern übergeben wurden, das Haupt mit einer feuerfarbigen oder blaßgelben Erde zu verhüllen pflegten: daher hießen bei ihnen die Trauungen *nuptiae* von *obnubere* verhüllen. Ich übergehe die anderen Gebräuche, welche die übrigen Amerikaner zu beobachten pflegen, einen einzigen ausgenommen, dessen der P. Joseph Gumilla in seinen Nachrichten vom Fluß Orinoco erwähnt, und an den ich nie ohne Lachen denken konnte. Dort, sagt er, giebt es eine Nation, welche junge Mädchen alten Männern, und alte Weiber Jünglingen zur Ehe zu geben pflegt. Sie wollen nämlich das jugendliche Feuer der einen durch die Erfahrung der ihnen zugesellten Führer und Führerinnen leiten, und mäßigen. Denn, sagen sie, junge unverständige Leute ehlich vereinigen heißt weiter nichts, als einen Thoren dem anderen zum Geleitsmann geben. Zu diesem Grunde fügen sie noch andere, durch die sie dergleichen ungleiche Ehen zu rechtfertigen suchen, die ich aber nicht anführen mag. Die Eheverbindungen junger Leute mit alten werden bei ihnen als eine Art Noviziat angesehen also zwar, daß jene darinn erst einige Monate zubringen müssen, ehe sie sich Weiber von ihrem Alter nehmen dürfen. Da die alten Männer und Weiber dieser Nation bei den jungen Leuten so sehr auf die Erfüllung dieses Gesetzes dringen, so scheinen sie wohl nichts als die Sache ihres eigenen Interesses zu betreiben. Dieser Meinung ist auch Gumilla.



## Zwanzigstes Hauptstück.

### Von dem Ehestande der Abiponer.

Das Verfloßen der Gattinnen und die Vielweiberey giengen einst bei den Juden und anderen Völkern, und gehen noch ist bei den Mahumedanern und Chinesern im Schwange. Die Griechen und Römer enthielten sich derselben weder allgemein noch zu allen Zeiten. Es ist demnach kein Wunder, daß diese Gebräuche des Alterthums auch bei den amerikanischen Wilden Wurzeln geschlagen haben. Indessen treten dennoch, welches zum Erstaunen ist, die Abiponer überhaupt genommen in die Fußtapfen so vieler anderer Völkerschaften nicht. Die meisten von ihnen begnügen sich mit einem und ebendemselben Weibe. Ich läugne nicht, daß es auch unter ihnen einige giebt, welche mit ihren Weibern so oft wechseln, als wir Europäer mit unseren Hemdern; aber ich kenne auch sehr viele, welche bis an das Ende ihrer Tage mit einer einzigen zufrieden lebten. Finden sich zuweilen einige, welche über sich zu wenig und über andere zu viele Gewalt haben, und sich mehrere Weiber nehmen, so pflegen sie selbe immer in verschiedene, viele Meilen weit von einander entlegene Wohnplätze zu vertheilen, und zeitweise bald diese und bald eine andere zu besuchen: denn wenn sie selbe, welches aber äußerst selten geschieht, in einer Hütte beisammen lassen, so ist des Zankens, Streitens und Schlagens wegen der Herrschaft im Hause und der Gunst ihres Mannes kein Ende. Die Abiponer haben, wie ich oben anmerkte, für das Streiten

zweyer Weiber um ihren gemeinschaftlichen Mann ein besonderes Wort, nämlich Nejetenta; denn wird aus einer andern Ursache gestritten, so sagen sie roelakita-péketa.

Nun wollen wir auch sehen, warum die Abiponier ihre Weiber verstoßen. Es ist bei ihnen weder selten noch ungewöhnlich, daß sie ohne Ursache ungeahndet diejenigen wieder zurückweisen, welche sie sich vorher durch das Band der Ehe als ihre Gattinn zugesellet hatten, also zwar, daß unsere Theologen mit Recht zweifeln, ob man die Vereinigungen der Wilden wahre Ehen nennen könne, weil es denselben an der Unauflöslichkeit gebricht. Das Weib mißfalle dem Mann, das ist für ihn hinlänglich, um ihr den Abschied zu geben. Eine andere Ursache oder ein Fehltritt von ihrer Seite wird nicht erfordert. Der Wille ihres Mannes, der ihr abhold geworden ist, gilt hier statt aller Gründe. Bei den Griechen, Juden und Römern war zwar auch die gänzliche Ehescheidung erlaubt, aber dennoch durch Gesetze eingeschränkt, und an eine gewisse Ordnung gebunden, so daß der Richter über das Vergehen des Weibes und die Rechte ihres Mannes erkennen mußte. Bei den Abiponern ist der Mann Richter und Parthey zugleich, ohne daß ihm jemand etwas einreden dürfte. Die Verstoßung darf weder durch eine gültige Ursache gerechtfertiget, noch diese von jemanden gebilliget werden. Reizt ihn eine andere schönere, so beurlaubet er die vorige, blos weil ihre Schönheit verblühet und ihre zunehmenden Jahre sie in seinen Augen gleichgültig machen; hätte sie sich auch durch ihre ehliche Treue, untadelhafte Sitten, Willfährigkeit und Emsigkeit, und ihre Fruchtbarkeit die un zweifelhaftesten Verdienste erworben. Der Anblick einer neuen Schönen vertilgt in ihm das Andenken an alle die Dienste, die ihm seine ältere Gattinn von dem Zeitpunkt

punkte ihrer Vereinigung an geleistet hat, und veranlaßt in ihm den Entschluß zu einer neuen Heurath zu schreiten. Die Mächtigen haben weder das Recht noch auch das Herz die Verstoffene in Schutz zu nehmen, oder der Willkühr des Verstoffenden Schranken zu setzen. Dennoch geschieht es auch nicht selten, daß die Verwandten der eisteren bei ihren gemeinschaftlichen Trinkgeboten, wenn ihnen im Rausche bei der Erinnerung an das Vergangene die Galle rege wird, die ihr zugefügte Schmach grimmig rächen. Zuweilen wird auch das von dem einen Mann verstoffene Weib auf der Stelle von einem anderen zur Ehe genommen; wiewohl sich oft die abgelebten und häßlichen, die sich mehr in das Grab als für das Ehebett schicken, vergebens nach einem Mann sehnen. Ich habe schon anderswo gesagt, daß die jungen Weiber dem Christenthume außerordentlich geneigt sind, und sich und ihren Männern nichts mehr als die Taufe wünschen, weil durch diese ihrem Ehebande das Siegel der Unauflöslichkeit aufgedrückt und der Wankelmuth der Männer im Verstoßen oder Vermehren ihrer Gattinnen gewehret wird. Ich habe gleichfalls des grausamen und vielfältigen Kindermords und der unglaublichen Abnahme dieser Nation an Volksmenge erwähnt, welche dieses ungezähmte Weiberwechseln zur Quelle haben. Die meisten Mütter säugen ungefähr drey Jahre ihre Kinder, während welcher Zeit sie sich der ehlichen Umarmungen ihres Mannes enthalten. Diesem wird indessen die Weile zu lang; also zwar, daß er sein Weib fahren läßt, und sich um ein anderes umsieht. Um sich also nicht der Gefahr verstoßen zu werden bloßzusetzen, tödtet die Mutter ihr Kind gleich nach der Geburt, und oft wartet sie nicht einmal diese ab, damit sie, des langwierigen Säugens enthoben, die Wünsche ihres Mannes befriedigen kann. Erst nachdem wir die Christlichen Gesetze durch unsere Bemühungen bei den Abiponern geltend

und ihre Eheverträge unwiederrufflich und ewig gemacht hatten, konnte diese Grausamkeit der Mütter gegen ihre Leibesfrucht abgestellt werden; und die Nation sah mit Verwunderung ihre Vergrößerung durch die Vermehrung ihrer Sproßen. Dadurch wurde es offenbar, wie viel unser Geschlecht in Ansehung einer zahlreichen Nachkommenschaft und die häusliche Eintracht der Familien dabei gewinne, wenn das jüggelose Weiberverstossen und vermehren abgeschafft und jedem Manu nicht mehr als eine Gattinn gestattet wird. Wir haben auch in den Kolonien der Abiponer die Gewohnheit eingeföhret, vermög welcher die Verheuratheten zur nämlichen Zeit, da sie getauet wurden, in der Kapelle ihre Einwilligung in die Ehe nach christlichem Gebrauche in unserem und der Zeugen Beiseyn erneuern mußten. Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten, da ich eine mit Kunzela wohlbesetzte Alte ihrem jüngeren und eben nicht häßlichen Manne ihre ewige Treue und Anhänglichkeit vor dem Priester, der sie fragte, überlaut versprechen sah. Ohne Zweifel würde sie zu einer ewigen Wittwenschaft verurtheilet gewesen seyn, wenn der Mann damals ihre Hand ausge schlagen hätte, wie es in seiner Willkühr stand.

In den Ehen der wilden Abiponer wird man nicht allein viel tadelnd, sondern auch viel lobwürdiges gemahrnehmen. Ich werde das vornehmste davon berühren. Wiewohl aus einer väterlichen Rücksicht der röm. Päbste nur der erste und zweyte Grad der Blutsfreundschaft die Ehen der Indianer ungültig macht; so vermeiden dennoch die Abiponer, von der Natur allein geleitet, nach dem Beispiele ihrer Väter alle ehliche Verbindungen mit was immer für Blutsbefreundten, und tragen davor einen unüberwindlichen Abscheu. Einer ihrer berühmtesten Anführer nämlich Debayakaykin unterstand sich seine Weiberschaare mit zweien Schwestern zu vermehren.

ren. So sehr alle diese That verabscheueten, so wenig getraueten sie sich ihm dieselbe zu verweisen oder nachzuahmen. Seinem Ansehen glaubten sie einige Achtung und Rücksicht schuldig zu seyn. Der König Xambyses erhielt, als er auf eine Heurath mit seiner Schwester antrug, von seinen dummen oder feigen Hofherren folgende Antwort: es sey zwar kein Gesetz vorhanden, welches jemanden seine Schwester zu ehlichen erlaubte; doch wüßten sie von einem anderen Gesetze, vermög dessen ein König von Persien alles, was er wolle, zu thun berechtigt sey. Diese Auefbote von einem der mächtigsten Könige wende man auf den Debayakaykin, das Königlein der Abiponer, an, so gut als sie sich auf ihn anwenden läßt. So wie der letztere immer mit zahlreichen Schaaren wider die Spanier auf den Kampfplatz tratt, eben so scheute er sich auch nicht wider den Brauch seiner Nation eine Menge Weiber, ohne dabei auf die Blutsfreundschaft Rücksicht zu nehmen, zu unterhalten. Alle mißbilligten sein Betragen; aber nicht ein einziger machte ihm darüber Vorstellungen. Daß die Achtung vor der Freundschaft des Bluts, weswegen sich nahe Verwandte nicht heurathen, den Gemüthern der meisten paraquayischen Völker von Natur eingepflanzt ist, haben mir verschiedene Erfahrungen ganz außer Zweifel gesetzt. In dieser Meinung hatte mich Roy, der vornehmste Cacique der Wilden in den Wäldern Mbaevera, noch mehr bestätigt, als welcher unter der Urude, in der ich dem um mich her versammelten Volk die Hauptlehren der Religion auseinandersetzte, bei Erwähnung der blutschänderischen Heurathen in folgende Worte ausbrach: Du hast recht, mein Vater! eine Heurath mit Blutsverwandten ist eines der schändlichsten Dinge. Allein wir wissen dies schon lange. Auch haben uns unsere Väter diesen Unterricht zurückgelassen. So dachten diese Waldmenschen, ob sie gleich weder die Vielweiberey noch das willkühr-

liche Verstößen ihrer Gattinnen für widerstänisch oder unanständig halten.

Wie sehr die Abiponerinnen die blutschänderischen Umarmungen verabscheuen, kann man aus nachstehender Geschichte deutlich sehen. Ein Abiponer, der noch als Knab getauft worden war, und Chrysostomus hieß, zog lange Zeit mit dem niedrigsten und verworstenen Abschaum von Menschen in den Meyereyen der Spanier herum, und gewöhnte sich dadurch so verruchte Sitten an, daß er, sich selbst nicht mehr ähnlich, sogar die Wilden in der Gottlosigkeit hinter sich ließ. Als er nachmals in unsere Kolonie zum h. Rosenkranz wiederzukehren lehrte, so suchte er daselbst alles, was er bisher schändliches gelernt hatte, werththätig auszuüben. Er unterstand sich eine feinnige Verwandte, eine junge und schöne Wittve, welche kurz vorher ihren Mann in einem Scharmügel verloren hatte, zu seinem abscheulichen Vorhaben zu bereben. Wiewohl er nun der Tugend des Weibes, das er zum Falle hatte bringen wollen, schlechterdings nichts anhaben konnte, und folglich seine Absicht unerfüllt blieb, so verbreitete sich dennoch der Ruff von seinen ruchlosen Bemühungen sogleich in dem ganzen Flecken, und jagte alles in Harnisch. Man war über diesen unerhörten, unglaublichen und wie ein Naturwunder betrachteten Frevel auf das äußerste erbittert. Das Weib lärmte über das ihr gemachte Unfinnen ganz entsetzlich, erfüllte das ganze Haus mit ihren Klagen, und foderte ihre Eltern und alle ihre Verwandten auf, die zügellose Underschämtheit zu rächen. Sogleich ertönte mit Anbruch des Tages der Plag von Waffen und Gewaffneten. Man gieng nun auf die Eltern des Ruthwilligen los, während daß die übrigen theils der einen und theils der andern Parthey zu Hilfe eilten. Das Treffen begann. Männer fochten mit Lanzen und Pfeilen, die  
Weiber

Weiber mit Häufen, Nägeln und Zähnen in ihrem vollem Grimme.

Haec facies Trojae, cum caperetur, erat.

(So sah es in Troja aus, als diese Stadt eingenommen wurde.) Allein außer den Drohungen und dem Schrecken hatte der Zwist wie gewöhnlich keine Folgen. Es wurde dabei mehr gelärmt, als Blut vergossen; so wie es auch in Ungewittern öfters donnert, als ein schlägt. Alles war bereits wieder ruhig, als die Wittve, aus Schaamhaftigkeit ganz außer sich, des Jammerns kein Ende finden konnte. So oft sie sich wieder an die ihr zugesügte Schmach erinnerte, so oft suchte sie sich weinend durch die Flucht den Augen ihrer Mitbewohner zu entziehen, wiewohl vergebens; weil sie immer von einem Schwarm Weiber eingeholet und nach Haus geschleppt wurde. Da aber bei ihr schlechterdings keine Bitte und keine Vorstellung etwas versangen wollte, so gieng sie in Begleitung ihrer Eltern und Brüder eine Zeitlang auf das Land. Diese ängstliche Sorgfalt der Abiponerinnen, ihre Ehre unbesiegt zu erhalten, wird nicht selten von den Europäern an ihren christlichen Gattinnen vermißt.

Die zweite Eigenschaft, wesswegen die Abiponer bewundert zu werden verdienen, bestehet in der unverbrüchlichen Treue der Verheuratheten gegeneinander. Man wird nie hören, daß jemand unter ihnen dieselbe wankend machen konnte, oder wollte. Der Mann bleibt oft mehrere Monate vom Hause weg, indessen sein Weib unter den Männern ihres Wohnplatzes ohne Gefahr oder Verdacht sich aufhält. Was die Griechen einst von der Treue der Penelope während der zwanzigjährigen Ab-

wesenheit ihres Gemahls, des Ulfes, erdichtet haben, das ist die wahreste Geschichte der Abiponerinnen. Olimante aber in dem Gemüthe eines Abiponers auch nur das geringste Fünkchen eines Argwohnes in Ansehung seines Weibes, so würde er so was bei sich nicht verzeihen können, sondern von seinem vermutheten sowohl als überwiesenen Beleidiger eine derbe Rechenschaft fordern. Ich erinnere mich eben eines Vorfalles, der hier an seinem rechten Orte steht. Einst begegnete ein Abiponer einem Weibe, das vor kurzem den Caciquen Pachieke geheurathet hatte. Beide waren zu Pferde. Er sprach sie um eine Zuckermelone an; denn sie kehrte mit Früchten aus dem Felde nach Haus zurück: allein er erhielt statt derselben eine abschlägige, obschon freundliche Antwort. Das war alles. Der ganze Austritt war nach vier Worten und eben so vielen Augenblicken in aller Unschuld geendet. Ein Vorübergehender sah sie von weitem mit einander reden, und setzte zu dem Gesehenen alles, was ihm in den Sinn kam, hinzu. Wie sich das Gerücht in dem Munde der Menschen, durch die es gien, immer vergrößerte, so fiel auf den Indianer der Verdacht einer versuchten Verführung der Gattin des Caciquen, ungeachtet er von dieser außer der Zuckermelone weder etwas verlangt noch begehret hatte. Nun entbrannte Pachieke ihr Mann vor Zorn, wie er denn überhaupt sehr lebhaft und voll kriegerischer Ruhmsucht war. Nachdem er sich noch die Bestreundten seines Weibes beigesellet hatte, fiel er über den vorgegebenen Versführer, der aber nie an eine Verführung gedacht hatte, her. Indessen kamen die übrigen von der Horde den beiden Kämpfenden zu Hilfe, und man suchte eine Zeitlang mit Waffen aller Art. Durch die Vermittelung der Friedensstifter legte man sie weg, ergriff sie aber wieder, und so betrat man einigemal den Kampfplatz. Der Lärm hielt einige Tage an; denn es war schlechterdings unumg.





unmöglich den Frieden und die Freundschaft unter den zweenen Partheyführern wieder herzustellen: indem der eine seinen Argwohn nicht ablegen, und der andere die ihm zugefügte Unbill nicht vergessen wollte. Um also den seinem Namen angehängten Schandfleck zu tilgen und zu rächen, entschloß sich dieser zu einer That von einer besondern Art. Als er einst die alte Mutter des Caciquen Pachicke und seine noch unverheurathete Schwester außer dem Flecken auf einem und ebendenselben Pferde reitend erblickte, überfiel er beide unversehends. Das Mädchen stieß er vom Pferde, und suchte es, nicht aus Geilheit, sondern aus Nachbegierde zu schwächen. Allein er konnte sein Vorhaben nicht ins Werk setzen, weil sich Mutter und Tochter demselben nachdrücklich widersetzten. Er verwundete also im Zorne die Alte mit einem Pfeile in den Waden. Diese eilte, weil das Blut häufig von ihr floß, unverzüglich nach Hause, wies allen mit lautem Geschrey die ziemlich große Wunde an ihrem Fuße und gab hiedurch gleichsam das Loosungszeichen zum Gesecht; denn hierauf griff alles zu den Waffen. Der Auflauf war allgemein, indem die einen die Beleidigung zu rächen, die anderen die Nachgierigen zurückzutreiben, die meisten aber die aufgebrachten Gemüther zu besänftigen bedacht waren. Da sich nun zum Frieden schlechterdings keine Aussicht zeigte, so entwich Pachicke mit seiner Familie und den Familien seiner Anhänger des andern Tages aus dem Flecken S. Hieronymus ins freye Feld, wo er sich mit andern Wilden seiner Nation verstärkte und der besagten Kolonie wie auch den spanischen Pflanzörtern lange Zeit durch seine feindlichen Uibersälle nicht wenig zusetzte. Wir werden an einem andern Orte hievon mehr sprechen. So ein verwüstender Brand entstand aus diesem unbedeutenden Fünkchen. Der grundlose Verdacht der Verführung eines Weibes war der Saame unglaublicher Unruhen

ruhen. Man hätte glauben sollen, der Raub einer Helena hätte den trojanischen Krieg erneuert.

Eine der lobwürdigsten Eigenschaften der Abiponesinnen ist ihre väterliche Liebe, die sie gegen ihre Kinder tragen, und womit sie selbst mit der äußersten Sorgfalt nähren, kleiden und wider alle Zufälle verwahren. Nichts liegt den Vätern so sehr am Herzen, als daß ihre Söhnchen von ihren ersten Jahren an reiten, schwimmen, und mit den Waffen umgehen lernen. Die Mädchen werden von ihren Müttern in den häuslichen Geschäften der Weiber sorgfältig unterrichtet, und zur Arbeit und Ertragung des Ungemachs frühzeitig gewöhnet. Worin sie aber Tadel verdienen, ist, daß sie ihre ungehorsamen oder widerspenstigen Kinder nicht einmal mit Worten zu bestrafen, vielweniger mit der Ruthe zu züchtigen sich getrauen. Alaykin, der erste Cacique des Fleckens Conception, brachte immer, so oft er mir einen Besuch machte, sein süßjähriges Söhnchen mit, welches er auf seinem Schooß sitzen ließ. Dieses Mädchen konnte keinen Augenblick ruhig seyn, so wenig als die Affen, sondern zupfte immer seinen alten Vater bald an der Nase und bald an den Haaren, zuweilen klopfte er ihm auch auf die Backen. Hierüber sagte der Alte ganz entzückt zu mir: Höre Vater! Zweifelst du noch, daß dieser Knab einst ein unerschrockener Soldat, und ein trefflicher Capitän seyn wird? Siehst du nicht, wie er nicht einmal mich fürchtet, der ich doch die Feinde vielmal schlug, und einst allen Spaniern Schrecken einjagte. Das nämliche Kind pflegte auch seiner Mutter, wenn sie ihn nach Haus rief, Beine, Hörner, und was er sonst bei der Hand hatte, nachzuwerfen. Diese Ausgelassenheit, welche eine Züchtigung verdienet hätte, sah der kriegerische Vater als ein Zeichen einer furchtlosen, entschlossenen Seele an, und lachte und freute sich herzlich darüber.

Kurz

Nur die allzugrosse Liebe hindert die Wilden ihren Kindern das geringste Leid anzuthun. Allein leider liegt auch in eben dieser Schwachheit die vorzüglichste Ursache der Ausartung unserer Kinder in Europa.

---

## Ein und zwanzigstes Hauptstück.

### Das Merkwürdigste von den Entbindungen der Abiponerinnen.

---

Ueber diesen Gegenstand werde ich wider meinen Willen einiges schreiben, nicht blos der Neugierde der Europäer ein Genüge zu thun, sondern auch des Ruhens wegen, den diese vielleicht daraus ziehen können. Man besorge nicht, daß ich etwa die Gränzen des Wohlstandes überschreiten möchte. Keiner wird beim Durchlesen dieses Hauptstückes lange Weile fühlen, weil viel lächerliches darinnen vorkommt; noch wird es ihn reuen dasselbe gelesen zu haben, weil er manches davon nützlich und anwendbar finden dürfte. Die Abiponerinnen und überhaupt die Weiber der berittenen Nationen gebähren nur mit äusserster Mühe, und die Geburtsschmerzen halten auch bei ihnen länger an als bei den Europäerinnen. Ich meines Theils dachte die ganze Zeit, die ich in Paragway zubrachte, niemals daran, die Ursache davon zu untersuchen. Erst hier zu Wien lernte ich, als ich mich einst mit dem kais. l. Leibarzte Yngenhousz über die Merkwürdigkeiten von Amerika besprach, was ich vorher ruhig nicht wußte, daß nämlich das Steißbein bei jungen Wei-

Weibern, welche gerne reiten, durch das lange Sigen und vielfältige Rütteln zusammengedrückt und hart werde; und daß sie folglich, wie alle Anatomiker wissen, nur äußerst schwer entbunden werden können, wie ich schon an einem andern Orte gesagt habe. Hierzu kommt noch, daß die Abiponerinnen nach der Männer Art auf ihren harten rindledernen Sätteln sitzen, und den größten Theil ihres Lebens mit Reiten hinbringen; daß sie größere Kinder gebähren als andere Weiber; und daß es ihnen endlich auch an geschickten Hebammen gebricht. Diese Kunst scheint allen gemein und keiner bekannt zu seyn, also zwar, daß man auf sie die Antwort sogleich anwenden kann, welche die ägyptischen Hebammen (Exod. 1.) dem König Pharao gaben. Die hebräischen Weiber sind nicht wie die ägyptischen, denn jene besitzen selbst die Wissenschaft der Hebammen. Daher ist es weder selten noch sonderbar, daß die berittenen Indianerinnen oft zwey auch drey Tage mit den Geburtswehen ringen, und daß man oft an ihrem Auskommen verzweifelt.

Wir haben, ich weiß nicht mehr durch wen? ein unübertreffliches und leicht zu bereitendes Mittel, die Entbindung zu befördern, kennen gelernt, dessen heilsame und glücklich wirkende Kraft wir durch 17 Jahre erfahren haben. Ich will es ganz kurz auseinander setzen. Wir nahmen einige Blätter frisches Kohlkraut, welches einige Lateiner unrichtig *caulis* nennen, stießen es in einem hölzernen Mörser, gossen Wein dazu und gaben es so der Gebährenden zu trinken. Dieser einzige Trank hat eine solche Kraft, daß er die Leibesfrucht, (sie sey nun todt oder lebendig) sogleich aus dem Mutterleibe her austreibt. Für die unsehlbare Wirksamkeit dieser Arznei siehe ich als ein Geschichtschreiber mit meiner Ehre gut; wiewohl ich dasselbe den Europäern weder rathe noch ausdringe, weil ich von, der Heilkunde keine Profession mache.

maße. Ich weiß, daß der Zustand der Gebährenden manchmal so abwechselnd und zweydeutig und die Lage der Leibesfrucht in der Gebärmutter so verschieden ist, daß zuweilen die Hand des Accoucheurs, und eine ganz besondere Geschicklichkeit von Seite des Arztes zur Entbindung schlechterdings unentbehrlich ist. Sollte indessen der besagte, aus Kohlrautblättern und Wein zubereitete Trank jemandes Beifall erhalten, so will ich ihm dessen umständliche Beschreibung nicht vorenthalten. Anfanglich muß man, um alle Mißgeburten zu verhüten, die Gebährende sorgfältig anfragen, ob die gehörige Zeit ihrer Schwangerschaft wirklich vollendet, und die Stunde der Entbindung wahrhaft angerückt sey. Das Kohlrut, dessen Blätter man zerstückt, um den Gebährenden ihr Leiden zu verkürzen, ist das nämliche, welches wir gemeiniglich das süße Kraut nennen, klein zerschneiden, in Fäßer einpressen, bis es sauer wird, und dann (als Sauerkraut) fast täglich in Deutschland auf den Tisch zu setzen pflegen: denn ob auch das Kraut mit krausen Blättern, oder der Kohl diese fruchttreibende Kraft hat, weiß ich nicht. Hernach muß man auch auf das Alter und die Kräfte der Gebährenden sehen. Für junge und zartgebaute reicht ein einziges großes Krautblatt zu: für stärkere müssen, um die Wirkung desto sicherer zu machen, oft zwey oder drey mittlere Blätter genommen werden.

Der Wein, den man in Paraguan trinkt, kommt aus dem Reiche Chili, ist roth, dick, etwas süß und herbe. Ich glaube, daß er bei uns durch den rothen Osner, Agrainer und Dedenburger, am besten aber (meines Erachtens) durch den rothen Tyroler ersetzt werden könnte. Hat man keinen von diesen bei der Hand, so kann man sich zu dieser Absicht sicher eines jeden österreichischen bedienen. Ob die Gebährenden den Wein  
sammeln

samt den Hesen der zerstoßenen Krautblätter trinken, oder trinken können, weiß ich in der That nicht; denn ich habe ihnen diesen Trank nie persönlich gereicht, sondern immer durch andere geschickt. Wenn ich zuweilen gefragt wurde, ob man bloß den mit dem Wein vermengten Krautsaft einschlürfen, oder auch den Saft desselben selbst mit zu sich nehmen müßte, so antwortete ich immer, daß sie thun sollten, was ihnen beliebte, weil meiner Meinung nach bloß der aus dem Kohlkraut ausgepreßte Saft die Frucht treibt, indem derselbe nicht nur die Gebärmutter sondern auch den Unterleib offen hält. Die Hesen hingegen oder so zu sagen das Fleisch des Kohlkrauts haben als eine trockene und erdartige Substanz vielmehr eine den Unterleib zusammenziehende Kraft, wie Arnold von Villanova, Zacharias Sylvius, ein Arzt von Rotterdam, und andere lehren. Dieser Trank ist äußerst unangenehm zu trinken, und man darf nur einige Tropfen davon verkostet haben, so wirkt er dergestalt heftig auf den Gaumen und den ganzen Leib, daß alle Glieder ein kalter Schauer durchläuft: ganz getrunken aber ist er das beste und schnellste Hilfsmittel der Gebährenden, sich ihrer Last zu entladen. Die beinahe täglichen Erfahrungen, die ich in so vielen Jahren gemacht habe, lassen mir hierüber keinen Zweifel mehr übrig, wenn mir auch alle Aerzte in der Welt das Gegentheil versicherten. Als wir für die Wäpöner die Kolonie vom h. Rosenkranz anlegen wollten, nahm ich auf die Reise, die ich mit dem königlichen Statthalter dahin machte, die Karduspflanze und das Kohlkraut, zwei untrügliche Mittel, dieses für die Gebährenden, und jenes für die von einer Schlange Gestochenen aus der Stadt Assumption mit. Weil aber das Kohlkraut bald darauf von den Ochsen aufgefressen wurde, so gab ich den Weibern in ihren Kindesnöthen in Wasser oder Wein gelochten Weisfuß (die Botaniker nennen dieses Kraut auch *Himmels*

Himmelfehr, artemisiā, herbam regiam, olus reginam; cingulum S. Joannis &c.) zu trinken und zwar mit dem besten Erfolg. Dieses auch in anderen Zuständen sehr heilsame Kraut wächst fast überall in den Feldern und den Plätzen der Kolonien von sich selbst eben so häufig als bei uns die Ressel. Diese Heilmittel der Gebärenden führe ich als Geschichtschreiber an; ohne sie als Arzt zu verordnen.

Sobald die Abiponerinnen entbunden sind, so sind sie wie Schiffe im Haven fast immer außer Gefahr. Nur sehr selten erfahren sie etwas von den Beschwerden und Nachwehen, welche unsere Kindbetterinnen nach der Geburt auszuheben haben, und selbe nicht selten aufreiben. Gleich nach dieser gehen sie zum nächsten See oder Fluß, um sich und das Kind daselbst abzuwaschen. Kaum haben sie ein wenig ausgerubet, als sie wieder ihre täglichen Hausgeschäfte vornehmen, sich keiner ihrer sonstigen Obliegenheiten entziehen, keine Witterung scheuen, und auf das Feld oder wo immer hingehen. Dennoch enthalten sie sich einige Zeitlang vom Fleische, und essen blos kleine Aepfel, welche an niedrigen Stielen wachsen, und das Blut abfließen sollen. Sie lachen über die Europäerinnen, welche zwischen vier Wänden und unter ihren Kissen vergraben ihre Wochen halten, und sich erst nach diesen, als wenn sie wieder zum Leben erwacht wären, öffentlich sehen lassen. Je weniger das Kindbett den Entbundenen zu thun giebt, destomehr macht es ihrer Männer zu schaffen. Ich weiß in der That nicht, ob man sie deswegen mehr bemitleiden oder belachen soll. So bald die Gebärende ihr Kind an das Licht gebracht hat, sobald legt sich ihr Mann in das Bett, läßt sich, damit ihm kein kühles Lästchen schade, mit Einsendecken und Häuten umdünen, faßt und enthält sich einige Tage gewisser Speisen und Getränke;

II Theil. auch

auch erscheint er binnen dieser Zeit nicht öffentlich. Es ist gerade, als wenn er aus der Gesellschaft der Lebendigen verschwunden wäre. Ebendasselbe erzählen auch andere von andern amerikanischen Völkern. Ich habe diese Geschichten gelesen, darüber gelächet, aber es niemals über mich bringen können, daß ich einen so großen Unsinn geglaubt hätte. Ich vermuthete immer, daß jene diesen Gebrauch der Wilden mehr zur Lust als mit strenger Genauigkeit beschrieben hätten, bis ich endlich denselben bei den Abiponern mit Augen sah. Sie halten aber diese ihnen so lästige Gewohnheit desto lieber und sorgfältiger fest, da sie der Meinung sind, daß die Ruhe und die Mäßigkeit des Vaters zum Wohlsyn neugeborener Kinder außerordentlich viel beitrage, und schlechterdings nothwendig sey. Die Wahrheit dieser meiner Erzählung wird durch folgendes noch mehr bestätigt. Einmal machte uns der Unterstatthalter zu S. Jakob in Zufurman, Franz Barreda, in der neu errichteten Colonie S. Conception einen Besuch. Wir spazierten mit einander auf dem Platze herum, als der Cacique Malakin auf einen Augenblick aus seinem Bett, in dem ihm die kurz vorher geschehene Entbindung seines Weibes zu bleiben verband, herausrannte, den Unterstatthalter zu grüßen. Dieser bot dem Caciquen und mir aus seiner Dose spanischen Taback an. Da er sah, daß der Wilde wider seine Gewohnheit keinen nahm, so argwöhnte er, der Cacique wüßte ihm abgeneigt seyn; denn er wußte, daß derselbe sonst immer bei dieser Rasendellkatesse begierig angelangt hatte. Er ersuchte mich daher, daß ich aus dem Caciquen die Ursache seiner Weigerung herausforschen sollte. Ich fragte ihn daher auf abiponisch (diese Sprache verstand Barreda so wenig als der Wilde die spanische) warum er heute keinen Taback nähme? Hierauf versetzte er mir: Weißt du denn nicht, daß gestern mein Weib in die Kindbetten gekommen ist? Wie sollte ich  
 mich



mich also nicht vor dem Hüten, was meine Nase riechen könnte! Wenn ich nießte, in welcher Gefahr würde ich mein Söhnchen stürzen? Hierauf eilte er unverzüglich in seine Hütte um sich niederzulegen, damit nicht dem neugeborenen Kinde, wenn er sich länger in der freien Luft aufhielte, ein Zufall zustöße. Denn sie sind fest überzeugt, daß jede Ungemächlichkeit des Vaters auf das neugeborene Kind wegen ihrer natürlichen Verbindung und Sympathie einen nachtheiligen Einfluß habe; dergestalt, daß alle Weiber, im Falle dieses stirbt, die Schuld davon der Unmässigkeit des Vaters zuschreiben, und sich bald über dieses und bald über jenes beschweren. Z. B. daß er Weib getrunken, seinen Wagen mit dem Fleische von Wasserschweinen überladen, seine langen Augenbrauen ausjurausen verabsäumt, unter der Erde gelegenes Honig verschlungen, und die Bienen zertreten, sich mit Reiten bis zum Schweiß ermüdet habe, bei rauher Witterung über einen Fluß geschwommen sey &c. Mit solchen Albernheiten schreyet die Weiberschaare ungeachtet den Vater als den Mörder seines Kindes aus, und verflucht und verdammet ihn seiner Unschuld ungeachtet. Von diesen läppischen Meinungen und unsinnigen Gewohnheiten weichen sie nicht ein Haarbreit ab, weil sie sich auf die Aussprüche der alten Mütterchen, und die Ueberlieferungen ihrer Väter gründen. Ohne Zweifel würde der ausgezisset, der sich darwidersetzte. Wenn wir sie des Gegentheils überführen wollten, antworteten sie ganz unverschämt: Die Väter verstehen das nicht. Auch haben sie das nie gelernet. Es ist unendlich leichter sie zum Glauben was immer, für Religionsgeheimnisse zu bereben, als sie dahin zu bringen, daß sie ihrem lächerlichen Aberglauben, den sie von Jugend auf eingesogen haben, entsagten.

Als einen Zusatz merke ich noch folgendes an. Etliche Stunden nach der Geburt pflegen sie eine Alte oder einen Alten von der Klasse derjenigen, die sie Zauberer, wir aber Betrüger nennen, kommen zu lassen. Dieser schneidet dem Kinde, es mag nun ein Knäbchen oder ein Mädchen seyn, an dem Vorderhaupt einige Haare ab, damit es kahl aussehe. Diese Kahlheit erhalten sie sich durch ihr ganzes Leben, und nennen sie das Nationalzeichen ihres Volkes oder *nalemra*, wie ich im dritten Hauptstücke gesagt habe. Zu dem vorbemeldten Zwecke bedienen sie sich einer kleinen Scheere, wenn sie eine bei der Hand haben: vormals brauchten sie die Kinnlade des Fisches *Palometa*, oder eine an einem Steine geschärfte Muschel dazu. Derjenige, welcher dem Kinde zum erstenmale die Haare schneidet, darf ohne Geschenke nicht entlassen werden. In dieser Ceremonie des Haarschneidens wollen einige eine Spur oder einen Ersatz der Beschneidung der Juden finden; die nämlich, welche aus ihren Beobachtungen, die sie über die Amerikaner gemacht haben, den Schluß ziehen, daß sie von den Juden abstammen; weil sie vor dem Schweinefleisch einen Abscheu tragen, und die Spanier bei ihrer Ankunft in Amerika jüdische Namen bei ihnen wahrnahmen; z. B. *Nichol*, *Ester* &c. Einen Abiponer aus dem Stamme der *Yaau-canigas*, welcher *Bain* hieß, hab ich selbst gekannt. Allein ich lasse diese Nachmassung den Kritikern zu prüfen über.



---

## Zwen und zwanzigstes Hauptstück.

Spiele, welche wegen der Geburt eines männlichen Erben des Caciquen angestellet werden.

---

Die allen Völkern eingepflanzte Liebe gegen ihre Fürsten äußert sich nie augenscheinlicher, als wenn ihnen gelorberte Herolden die Geburt ihres künftigen Thronerben verkündigen. Feuerwerke, Beleuchtungen, Schauspiele, feyerlicher Jubel, glänzende Opern, prächtige Malereien, zierliche Tänze, herrliche Gastereien und was nicht alles beweisen die öffentliche Freude der Nation. Diesen Brauch der Europäer ahmen die wilden und kriegerischen Abiponer auf ihre Art nach. Sie geben einige Tage öffentliche Bewesse ihrer gemeinschaftlichen Freude von sich, so bald sie die Geburt eines Söhnchens ihres Caciquen in Erfahrung bringen. Diese Feyerlichkeiten reizen von gar keinem erfinderischen Witz, aber desto mehr von der naiven und unverstellten Fröhlichkeit derer, die sie begeben. Dennoch läuft hiebei nicht das geringste Unehrbare oder Muthwillige mitunter. Kaum verbreitet sich das Gerücht, daß ein männlicher Erbe des Caciquen das Licht der Welt erblickt habe, so eilet die ganze Schaar der Mädchen mit Palmzweigen in der Hand unter fröhlichem Jauchzen zur Hütte des Neugeborenen, und hüpfet in langen Reihen um das Dach und die Wände desselben herum, wobei jede mit ihrem Palmzweig daran klopft; denn dieses Klopfen halten sie für eine glückliche

Vorbedeutung, daß das Kind ein vortrefflicher Krieger und der Schrecken der Feinde seyn werde. Dieses sollen die Palmzweige und die übrigen Ceremonien, die dabei vorkommen, andeuten. Das stärkste Weib unter allen ist mit langen Straußenfedern, wie mit einem Schurz, von den Lenden an bis an die Waden bedeckt, also war, daß sie einer Spinne gleichsieht. Darum heißt bei ihnen diese Feyerlichkeit Hauahi das ist, die Spinne. Die Befiederte hat diese Tage hindurch am meisten zu thun; denn sie läuft in Begleitung der übrigen Mädchen alle Hütten durch, peitscht auf alle Männer, die sie in ihren Wohnungen antrifft, mit einem auf die Art eines Herkuleskoben zusammengerollten Ochsenleder zu, jaget sie in die Flucht und verfolgt sie, worauf diese von den Mädchen auf der Gasse aufgefangen, und mit ihren Palmdästen wacker bewillkommet werden. Mit diesem Auflaufe wird unter dem lauten Gelächter der geprügelten Männer der erste Tag beschossen. Den nächstfolgenden theilen sich die Mädchen in kleine Schaaren ab, und ringen auf dem Plaze, eine mit der andern, aber bloß mit den Armen. Die Knaben thun das nämliche an einem von dem vorigen abgesonderten Orte; denn die Wilden betrachten das Wohlstandige und die Gesetze der Ehrbarkeit so strenge, daß sie niemals zugeben, daß sich diese zu jenen gesellen, oder daß sie mit einander ringen. Den dritten Tag läßt man die Knaben auf der einen Seite und die Mädchen auf der anderen tanzen. Eines reicht dem andern die Hand also war, daß sie wie aneinandergefettet einen Kreis bilden, indeß eine Alte, welche die Tänze anordnet, eine Kürbißklapper in der Hand herumschüttelt. Wenn sie so mit der möglich größten Geschwindigkeit im Kreisel radförmig herumtanzen, so befällt sie zuweilen der Schwindel; weswegen sie von Zeit zu Zeit stillstehen, scherzen, und lachen, und hierauf den Tanz wieder von neuem anfangen.

Hierbei

Hierbei ist nichts zu bewundern als die Gedult der Tänzer und Zuschauer: denn Künstliches sieht man dabei gar nichts. Am vierten Tage läuft die, welche eine Spinne vorstellt, von allen Mädchen begleitet, den ganzen Flecken ab, und fordert in jedem Hause diejenige, welche sie darin für die stärkste von Gliedmassen und Kräften ansieht, zum Ringen mit ihr auf dem Plage auf, wobei sie denn bald ihre Gegnerin niederwirft, bald von ihr niedergeworfen wird, und dadurch das zusammengelaufene Volk lachen macht. Die übrigen Tage (denn diese Spiele werden durch acht Tage fortgesetzt) werden entweder die vorigen wiederholt; oder die Männer schwelgen fröhlich bei einem öffentlichen Trinkgebothe unter abwechselnden Gesängen und dem Lärme der Trommeln; denn diese fanden immer ein größeres Vergnügen daran, wenn sie ihre Rehle mit einem süßen Getränke nehen, als wenn sie ihre Augen an dem Anblicke der ringenden Weiber weiden konnten. Von anderen Spielen, welche bei der Installation eines Kapitäns, bei der Feier des Andenkens eines erfochtenen Sieges, bei dem Leichenbegängnisse und der Trauer nach dem Hinschied eines ihrer Vornehmen, der Versetzung der Gebeine eines Verstorbenen in einen anderen Ort, wenn ein Wittwer geschoren wird, u. v. v. genommen werden, wollen wir anderswo sprechen. Gewiß ist es, daß die Abiponer von dem Stamme der Nakaiketergeses oder Waldbewohner auf die Rationalgebräuche und Ceremonien unter allen am meisten erpicht sind. Der sich bloß bei den Riukahes oder Yaaukanigas aufhält, wird von vielen weder etwas sehen noch hören. Ich bin mit diesen drei Jahre und mit den Nakaiketergeses vier Jahre umgegangen, und habe die Gebräuche dieser Wilden von dem Anfange der Kolonien an, welche für sie erbauet worden sind, persönlich beobachtet. Man darf also allerdings meinen Erzählungen Glauben beimessen. Es ist unglaublich, wie viel Zeit und

Mühe uns die Zerstörung der vaterländischen Gebräuche einer der rohesten Nationen, welche noch durch das Beispiel ihrer Vorfahren in ihren Augen einen hohen Grad von Ehrwürdigkeit erhalten haben, gekostet hat. Ebendieselbe Schwierigkeit hatten auch die Aposteln und andere apostolische Männer, welche an der Bekehrung der Heiden und Juden zum Christenthume und an der Ausrottung ihrer alten abergläubischen Lehren und Ceremonien arbeiteten, zu überwinden. Eine hundertjährige Eiche, die sich schon vorlängst tief in die Erde eingewurzelt hat, fällt schwerlich auf einen Streich. Aber wir wollen einmal von den Heirathen und Geburts-spielen der Abiponer zu etwas Traurigen hinübergehen, und von ihren Krankheiten, Kerkern und Arzneyen handeln. Wir werden diese Gegenstände in mehreren Hauptstücken, jeden nämlich in einem eigenen, vornehmen.



## Drey und zwanzigstes Hauptstück.

### Von den Krankheiten, Aerzten, und Arzneyen der Abiponer.

Daß die Abiponer eine beinahe unverflegliche Lebenskraft, und einen starken, gesunden, saftvollen und wider alle Ungemächlichkeiten der Witterung und der Arbeit abgehärteten Körper haben, ist schon lange angemerkt, und, wenn ich mich nicht sehr irre, im VII. Hauptstücke augenscheinlich dargethan worden. Von den Krankheiten, die in Europa die Spitäler mit Kranken und die Gräber mit Leichen anfüllen, kennen sie die wenigsten. Die fallende Sucht, das Podagra, die Schlafsucht, der Wahnwitz, die Sicht, die Selbstsucht, die Harnwinde, der Ausfluß, die Darmgicht, u. wie fürchterlich klingen sie in den Ohren eines Europäers! wie lange schon haben sie unter uns gewüthet! wie unbekannt und fremde hingegen sind sie bei den Abiponern! Daß einer von diesen an einem hitzigen Fieber, am Seitenstechen oder an der Auszehrung gestorben ist, hört man kaum alle drey Jahre. Krankheiten sind bei ihnen seltener als bei uns das Nordlicht oder die Sonnenfinsternisse. Ich wüßte nicht, daß einer an den Zähnen gelitten hätte, außer einem alten Weibe, welche sich aber die Schmerzen mit einigen Tropfen Eßig sogleich gestillet hat. Es wundert mich auch nicht, daß die Wilden von den bei anderen so gemeinen Zahnschmerzen nicht gequält werden, indem sie von Jugend auf von Zeit zu Zeit an

einer von verkauten Tabackblättern, Salt, und den Speichel alter Indianerinnen zusammengesetzten Masse zu kauen pflegen. Sie heißen daher den Taback mit Grunde *noetà*, ihre Medijin: denn da sie täglich den Honig, welcher wie alle Mediziner wissen, das Verderben der Zähne ist, theils essen und theils trinken, so würden sie entweder stets mit Zahnschmerzen geplagt seyn, oder die Zähne bald verlieren, wenn nicht das Herbe des Tabacks und des Salzes beides verhinderte. Wer täglich Taback kaut oder schmauchet, der erhält, wie man aus Erfahrung weiß, seine Zähne am gewissten und im besten Zustande. Allein die aus feinerem Thone gebauet sind, wollen lieber winseln, und durch die Zange des Zahnarztes zerfleischt werden, als sich durch dieses Marstrosenmittel, wie sie es nennen, wider die Zahnschmerzen verwahren. Ich habe in Paraguay einige vornehme Spanier gesehen, welche ihren Mund immer mit Tabackblättern oder deren Rauch voll hatten, und ihre Lust daran fanden; weil ihrer Meinung nach ihr ganzes körperliches Wohlbefinden davon abhieng. Ein Hauptmann, mit welchem ich wohl bei 200 Meilen weit gereiset bin, kündete einst, als ihm auf der langen Reise durch die Wüste der Taback ausgieng, statt dessen dürre Blätter an. Auf meine Frage, warum er dieses thue, versetzte er, er könne nicht leben, wenn ihm nicht der Rauch vom Taback oder in dessen Ermanglung von etwas anderem um seine Nase schwebt. Hier ist noch ein anderes von den Paraguayern sehr gebrachtes Mittel wider die Zahnschmerzen auch für die, welche den Taback nicht ertragen können. Man weicht nämlich einige Bohnen vom Baum *Cacão* (die nämlich, welche man zum Chokolademachen braucht) einige Stunden in Brandwein ein. Mit diesem wird nun ein Häuschen Baumwolle getränkt, und auf den schmerzhaften Zahn gelegt. Ist  
der



der Zahn nicht hohl, so behält man den Brandwein eine Zeitlang auf demselben im Munde. Wenn man dieses einigemal wiederholet, so wird sich nach und nach sowohl die Geschwulst als auch der Schmerz legen, er mag nun aus einem kalten oder hitzigen Flusse entstanden seyn. Die Wirksamkeit dieses vortrefflichen Mittels hat meine und anderer Erfahrung vielmals auch in Europa bewähret. Allein man muß auch zu dieser Absicht, so viel als möglich, frische und saftige Bohnen anslesen; denn welche Kraft können wohl die alten, faulen und folglich ausgetrockneten Bohnen in sich enthalten, oder mittheilen? Der Brandwein muß nicht zu scharf und feuerig, sondern trinkbar seyn. Der von den Chymikern sogenannte Weingeist tangt also hierzu nichts. Einige zerstechen sich auch das Zahnsfleisch, welches um den schmerzhaften Zahn herum liegt, mit einer Fischgräte von dem Fische raya und füllen sich durch das aus demselben herausgelockte Blut den Schmerzen. Andere kaliniren Ziegerklain und Alaun mittelst glühender Kohlen, zerreiben sie hernach zu Pulver, mischen es wohl untereinander und füllen damit die Höhlung des ausgefressenen oder aus einer anderen Ursache schadhaften Zahnes an. Daß auf diese Weise nicht nur der Schmerz sondern auch dessen Ursache gänzlich gehoben werde, also zwar, daß jener den Leidenden nicht wieder beunruhiget, haben mit mir viele andere erfahren. Dieses Mittel hat uns einst ein spanischer Bauer aus Mitleid gegen einen meiner Gesellschaftsgenossen, der an den Zähnen litt, geoffenbaret. Ich weiß wohl, daß die meisten Arzneyen wider die Zahnschmerzen von der Art sind, daß sie zehnmal vortrefflich helfen, das eilftemal aber nicht nur unwirksam bleiben, und die gehofte Linderung nicht hervorbringen, sondern auch den Schmerzen vermehren. Dieses Zahnweh ist bei den Europäern in Paraquay nichts seltenes: aber ihr Zustand ist um so bedauerungs-

dauerungswürdiger, je weniger und ungeschicktere Mund-  
ärzte man daselbst antrifft. Wenn selbe einen schadhaf-  
ten Zahn mit der Zange herausreißen wollen, so machen  
sie vorerst mit einem kleinen Messer das Zahnfleisch rund  
um denselben her los. Diese Operation ist äußerst schmerz-  
haft und mit vieler Blutvergießung verbunden. Es ist  
kein geringer Theil der Glückseligkeit der Abiponer, daß  
sie der grausamen Hilfe dieser Peiniger nicht bedürfen;  
indem ihre Zähne ihnen weder Schmerzen verursachen  
noch schadhaft werden. Einen Zahnlosen habe ich unter  
ihnen nie gesehen. Die meisten bringen alle ihre Zähne,  
die sie Zeit ihres Lebens beständig nützen, unbeschädigt  
in das Grab.

Wenn sie fühlen, daß ihnen nicht wohl ist, so ant-  
worten sie immer, wenn man sie fragt, was ihnen feh-  
le, das Uebel mag hernach im Fuße oder im Ellenbogen  
stecken: Das Herz thut mir weh. Yeevèt yauel.  
Die Quaranier machen es eben so. Folgt man sie; wo  
thut es dir wehe? Was empfindest du? Mbaèpàhacindebe?  
Mbaè panga erenandu curi? so versehen sie sogleich mit  
einem tiefen Seufzer chepiape, in meinem Herzen.  
Also zwar, daß es außerordentlich schwer hält, aus Ja-  
dianern die Gattung und den Sitz der Krankheit heraus-  
zuorschen, wenn sie sich anders nicht durch andere Kenn-  
zeichen verräth. Den unbedeutendsten Mangel an Appetit  
halten sie für den unumstößlichsten Beweis, daß der an-  
dere krank ist. Wenn also einer von ihnen seinen Ma-  
gen bereits angepöpselt oder wohl gar überladen hat,  
und von ihren gewöhnlichen Eswaren nichts mehr essen  
kann, so machen die Weiber die schlimmsten Vorbeden-  
tungen daraus, jammern ohne Aufhören, rücken immer  
mit ihrem chik erkene, er ist nicht unter tiefen  
Seufzern hervor, und verzweifeln im Ernste an seinem  
Leben. Kaum nimmt aber der Kranke wieder etwas  
Speis

Speise zu sich, als sie ein förmliches Jubelgeschrey wegen der überstandenen Gefahr, wenn sie auch lange noch nicht vorüber ist, anstimmen, also zwar, daß bei ihnen la rkene, er ist schon, und Láyamini, la naatatéuge, er geneset wieder, er lebt wieder auf, gleichbedeutende Ausdrücke zu seyn scheinen. Ubrigens sterben von den kranken Abiponern nur die wenigsten, so wie überhaupt unter ihnen nur die wenigsten krank werden. Da sie stets mit Feinden und Tiegern zu kämpfen haben, so gehen alle Jahre ihrer mehrere theils durch jener ihre Waffen und theils durch dieser ihre Klauen darauf. Dieses läugne ich nicht. Allein den meisten übrigen ist ihr hohes Alter Tod und Krankheit zugleich. Kurz die meisten Abiponer beschließen dajumal ihr Leben, da es ihnen zur Last wird, und da sie, desselben müde, sich den Tod als eine Ruhestätte und als einen Balsam für die Beschwerlichkeiten ihrer Tage wünschen. Hieraus ist der gemeinschaftliche Irrthum entstanden, vermög dessen sie glauben, daß sie niemals sterben würden, wenn keine Spanier und keine Zauberer in Amerika existirten; denn dieser ihren Künsten und jener ihren Waffen pflegen sie den Tod aller ihrer Landesleute zuzuschreiben. Eine mit der Lanze gemachte Wunde mag so weit seyn, daß die entweichende Seele bequem herausfahren und der Tod sich hineinlagern kann, so wird dennoch das tolle Volk fest der Meinung seyn, daß, wenn der Verwundete stirbt, nicht der Stahl sondern die Zauberey des Schwarzkünstlers seinem Leben ein Ende gemacht hat. Die Verwandten des Verstorbenen dringen aus allen Kräften darauf, nicht nur daß man den Urheber des Todes auffindig mache, sondern auch, daß man an ihm auf eine grausame Art das Wiedervergeltungsrecht ausübe. Sie stehen in dem Wahn, daß der boshafte Zauberer sogleich des Todes sterben, und folglich die Verklärung des Lebens des andern mit dem Verlust seines eigenen büßen werde, wenn sie

sie das Herz und die Zunge des Verstorbenen, welche  
 sie aus seinem noch warmen Körper herauslösen, bei ei-  
 nem Feuer gekocht einem Hunde zu fressen geben. Unge-  
 achtet sie nun längst beobachtet haben müssen, daß auf  
 so viele Zungen und Herzen, die sie den Hunden vorges-  
 worfen haben, kein Zauberer in demselben Zeitpunkte ge-  
 storben ist, so schneiden sie dennoch nach dem Brauche  
 ihrer Väter das Herz und die Zunge sowohl aus Kindern  
 als Erwachsenen beiderlei Geschlechts mit einer gewissen-  
 haften Sorgfalt überall heraus, sobald sie selbe für todt  
 halten. Wie sehr die unsinnige Meinung, daß die Men-  
 schen blos durch die Zauberkünste getödtet werden bei allen  
 Wilden eingewurzelt ist, mag man aus nachstehender  
 Begebenheit, die sich unter meinen Augen zugetragen hat,  
 abnehmen.

Aus dem neuen Flecken Conception giengen einige  
 Abiponer auf das Land. Sie vertrieben sich daselbst die  
 Zeit theils mit Jagen und theils mit Trinken; sie hatten  
 sich nämlich aus Johannesbrod einen Trank bereitet.  
 Unter den Betrunknen entstand, wie gewöhnlich, ein Zank  
 über ein Pferd. Um diesen auszumachen, griffen sie nach ih-  
 ren Lanzen. Indessen lies ein junger Abiponer von einer  
 sehr sanften Gemüthsart und ein Feind vom Zusammen-  
 schwelgen hinzu, um den Frieden wieder herzustellen.  
 Allein da er sich, um alles Unheil zu verhindern, zwischen  
 zween Streitende hinstellte, ward er selbst gefährlich ver-  
 wundet. Dieses geschah im Jänner, das ist in dem heis-  
 ßesten Sommermonat. Der Arm, durch welchen eine  
 Lanze durch und durch gestossen war, schwellt daher bei  
 der Sonnenhitze ganz entseßlich auf, so daß der Brand, weil  
 dem Jüngling auf dem Felde keine medizinische Hilfe geleistet  
 werden konnte, das Herz selbst angriff, und den Unglück-  
 lichen nach zweenen Tagen aufrieb. Wer soll nun läunnen,  
 daß in diesem Falle die Lanze die Ursache der Wunde,

und

und diese die Ursache des Todes gewesen ist? Dennoch läugneten es die Abiponer, als welche öffentlich jammerten, daß ihr Hittengenos durch Zauberkünste sein Leben eingebüßt habe. Nachdem sie zur Auffindigmachung des Thäters verschiedene Verathschlagungen angestellt hatten, fiel der Verdacht auf eine dieser Künste wegen berufene Alte, aus dem Grunde, weil ihr der Verstorbene einst eine Wassermelone verweigert hatte. Wider dieses Weib entbrannte nun alles. Man erdachte und versuchte hundertlei Dinge sich wegen der ihr zugemutheten Unthat an ihr zu rächen. Ich sah einmal, wie sich eine Betel von einem fürchterlichen Anblick mit jämmerlichen Verzerrungen des ganzen Körpers wie ein Rad herumdrähete; und da ich selbst für wahrwähig hielt, so wollte ich bereits zu ihr hin-eilen und sie anreden. Allein die herumstehenden Abiponer setzten sich meiner Absicht entgegen. Bettelbe, Vater! sagten sie zu mir, störe das gute Weib ja mit keiner Sylbe; sie tödtet mit ihren Kreisen und Klädern die kostbare Zauberin, welche dem neulich verstorbenen Jüngling das Leben genommen hat. Geh! antwortete ich unwillig, mit deinen Hossen, die da zu nichts gut sind als euch etwas aufzubinden, keineswegs aber einen Zauberer um das Leben bringen können. Aber alles das war vergebens. Ich wurde von den Wilden als einer, der von ihren Geheimnissen nichts verstände, verlacht. Also sind die die albernsten, die sich die weisesten dünken. Ich werde zur Bestätigung meiner Erzählung eine noch traurigere Geschichte anführen.

Zu G. Ferdinand war ein seiner Abkunft und Kriegesthaten wegen berühmter Abiponer aus dem Stamme der Yaaukanigas, ein Mann, der zu allem stets entschlossen war, über den frühzeitigen Tod seines Töchterchens ganz untröstlich. Er wußte, daß sein Kind schwach und kränklich auf die Welt gekommen ist; dennoch lag ihm

ihm nichts mehr in dem Sinne, als wie er den Jänscher, der an ihrem Tod Schuld wäre, in Erfahrung bringen könnte. Einige alte Weiber, die einer fremden aber mit einem Abiponer verheiratheten Indianerin abhold waren, machten ihm weiß, daß diese seine Tochter verjaubert habe, welches er auch fest glaubte. Enttäuscht über die ihm zugesagte Uebild und vor Rachbegierde ganz außer sich, fiel er einst unter der Dämmerung über das unschuldige Weib her, das sich von einem solchen Anschlag wider ihr Leben gar nichts träumen lassen konnte. Da sie also beim Feuer auf der Erde saß, und spann, stieß er ihr seine Lanze mit einer solchen Gewalt durch die Schulter, daß das Eisen ihr mitten in der Brust herausgieng, und das säugende Kind mit dem Blute seiner Mutter besprigte. Das Weib war in ihren besten Jahren, fett vom Körper und hatte überausgroße Brüste. Sie schwamm in ihrem Blute, das aus den Adern wie aus Brunnenquellen nicht floss, sondern strömte. Da die schreckliche Wunde keine Rettung mehr hoffen ließ, so wiederholten wir mit ihr die vornehmsten Hauptstücke unserer Religion, die sie als eine Aengläubige schon vormals inne hatte, tauseten sie, nachdem wir sie gehörig vorbereitet hatten, und ermahnten sie ihrem Mörder zu verzeihen. Nachdem einmal für die Seele dieser Unglücklichen gesorgt war, gaben wir uns alle Mühe ihr Leben so viel möglich zu verlängern; denn die Erhaltung desselben hielten wir für schlechterdings unmöglich. Man wusch daher anfangs das Blut ab, welches mit Milch vermengt häufig aus der Wunde rann, wusch diese mit warmem Wein, und bestrich sie mit warmer Hühnerfette. Bei diesem besammerungswürdigen Schauspiel versammelte sich eine Menge Volk. Unter dem Haufen fand sich auch ein ihriger Arzt, das ist ein sogenannter Schwarzkünstler ein. Dieser reichte dem Mann des verwundeten Weibes ein

Opfen

Schlenhorn dar, damit er seinen Urin darein lassen sollte, welches er auch sogleich reichlich that. Hierauf gab er ihr den noch warmen Harn zu trinken. Auch dazu verstand sie sich, und trank solchen bis auf den letzten Tropfen aus. Nach diesem wandte sich der Schwarzkünstler an meinen Witzpriester. Weist du, sagte er zu ihm, warum ich sie den frischen Harn trinken ließ? Nämlich darum, damit das verwundete Weib durch ein Erbrechen das Blut von sich gebe, welches aus der Wunde nach den innern Theilen floß, und welches, wenn es faul würde, die Fäulniß auch auf die Zunge und andere Eingeweide verbreitete. Der Erfolg entsprach vollkommen seinen Worten. Das Weib reinigte sich durch ein Erbrechen. Die ungeheure Wunde beschmierte man täglich einigemal mit Hühnerfette; auch legte man, um alle Entzündung zu verhindern, süße Kohlruttblätter darauf. Dadurch heilte sie in wenigen Tagen also zusammen, daß sie außer der Narbe keine Beschwerde noch sonst einen Schmerz mehr empfand. Werden hier nicht unsere Wundärzte über den Gebrauch der Hühnerfette lachen, und ihre Kraft in Heilung der Wunden in Zweifel ziehen? Weirhetheils mögen sie lachen, spotten, zweifeln und verachten, so viel sie wollen. Ihrem Gelächter und ihren Zweifeln setze ich zuversichtlich die glückliche Versuche entgegen, die damit unter meinen Augen gemacht worden sind. Mein Arm, durch den mir die wilden Natakabit einen vierhüftigen Pfeil durchgeschossen hatten, und die verletzte Sehne des Mittelfingers wurden durch dieses einzige Heilmittel innerhalb 14 Tagen glücklich wieder hergestellt. Mit eben dieser Fette heilte ich andere mit Lanzen oder Pfeilen Verwundete. Eine Abiponerin, welche sich das Schienbein von ungefehr mit einer Art jämmerlich verwundete, und der hernach der Fuß, weil sie etliche Tage keine Arzneymittel brauchte, ganz entseelig anschwell, genau gleichfalls dadurch. Ich würde kein

II. Theil.

S

Ende

Ende finden, wenn ich alle Fälle anführen wollte, in welchen die Hühnerfette ihre heilsame Kraft bewiesen hat. Ich getraue mir nicht zu weiseln, daß es in den Europäischen Apotheken wirksamere Arzneyen und Salben gebe: aber ich weiß auch, daß in den Wästeneyen von Amerika das nächste beste Kraut, welches die wohlthätige Vorsicht den armen Indianern verliehen hat, in gewissen Krankheiten schneller und unfehlbarer wirke, als alle unsere künstlichen und theueren Medizinen, welche dem kranken Körper oft unanßig, der Börse aber leider! allemal beschwerlich sind.

Die Abiponer halten die Schwarzkünstler für Urheber nicht allein des Todes, sondern auch aller tödtlichen Krankheiten, also zwar, daß die Kranken sogleich zu genesen hoffen, sobald jene aus dem Wege geräumt sind. Ich werde von diesem lächerlichen Aberglauben ein trauriges Beispiel anführen. Zu S. Hieronymus kehrte ein Abiponer Namens Ychohake, welcher auf seine Thaten und seines Bruders, des Caciquen Ychoalay, Ruhm äußerst stolz war, nach und nach aus. Er dachte nie daran die Quelle seines Übels in den bösen Freuchtigkeiten zu suchen, wovon er strogte. Ihm war blos darum zu thun, wie er den Schwarzkünstler entdecken könnte, der ihm seine Krankheit angezaubert hätte. Dieß war Tag und Nacht seine einzige Sorge. Er zog daher einige alte Weiber dardüßer zu Rathe, welche den Ausspruch thaten, daß ein gewisser Napakainchin, seiner Herkunft nach ein Toba, der Urheber seiner Auszehrung sey. Hierauf beschloß er unverzüglich diesem das Leben zu nehmen, um das seinige zu retten. Er überfiel ihn daher bei eittler Nacht bewaffnet in seiner Hütte, eben als derselbe schlummerte. Seine wohl bei vier Fuß breite Lanze stieß er ihm tief in den Leib, gab ihm.



stieß hernach durch die linke Seite einen gewaltigen Stich, und zerbrach ihm dadurch zwei Rippen. Am Ende hieb er ihm noch mit einem Säbel die Schulter von einander. Auf das Geschrey des Verwundeten lief alles zusammen, indeß der Mordmörder bereits entwichen war. Man rufte uns dem Unglücklichen zum Vorschein. Weil wir ihn in seinem Blute schwimmend und von seinen dreien Wunden ganz erschöpft antraffen, so glaubten wir, daß er bald seinen Geist aufgeben würde. Indessen erinnerten uns die Herumsiehenden, daß wir den Napakainchin in unser Haus tragen lassen sollten, weil der Thäter in Kurzem wieder zurückkehren würde, um ihn mit neuen Wunden den Rest zu geben. Auf ihren Rath wurde er also in unsere Wohnhütte getragen. Untermwegs aber entfiel er den Händen der Träger und stürzte mit heuer und noch größerer Lebensgefahr auf die Erde; denn er war ungemein groß, und folglich sehr schwer. Weil der Ort, wo er bei uns hingesezt ward, keine Thüren und Kiegel hatte, so vermaachten selbst die Abiponer überall mit Ochsenhäuten, damit der Ychihake, im Falle er, seinen Mord zu vollenden, noch einmal zurückkehren sollte, nicht Hineinbringen könnte. Er erschien auch wirklich nach einer halben Stunde, wie es die Indianer vorausgesagt hatten, mit einem Säbel, um den Tod des Sterbenden zu beschleunigen. Allein er wurde von dem P. Joseph Brigniel, dessen Gehülfe ich damals war, tapfer zurückgewiesen, so daß er unverrichteter Dinge abziehen mußte. Der Verwundete (er war damals ein Neugläubiger) behielt immer den Gebrauch seiner Zunge und Sinne, wurde aber dessen ungeachtet unverzüglich getauft. Durch unsere Sorgfalt und Ansehen, wotunter die Hühnerjette die erste Stelle behauptete, genas er nach einigen Wochen vollkommen wieder. Was werden nun die europäischen Wundärzte hiervon denken? Dem Beispiele des Napakainchin, welcher

ein Mitglied unserer Kirche geworden war, folgten sein Weib und seine Kinder mit Freuden. Bald darauf zog die ganze Familie, weil sie von Seite des Ychohake neue Gefahren besorgte, in den nahen Flecken Xavier, wo das Christenthum unter den neubekehrten Mosobiern bereits in seiner vollen Blüthe sich zeigte. Dieser Trauergeschichte möchte ich noch folgenden Zusatz beifügen. Das Jahr vorher starb eben dieser Napachainckin bei Gelegenheit eines Streites, der sich bei einem Gastmahl erhoben hatte, einen Abiponer, der bei ihm saß, und gegen ihn eben nicht am besten gestimmt war, mit einem Messer elendiglich nieder. Für diesen Mord scheint ihn die strafende Gotteshand durch überwachten Vorfall gesühnet zu haben, wiewohl diese Sühnung von dem Strafbaren als eine der größten und heilsamsten Wohlthaten betrachtet werden muß, indem ihm die ihm verletzten Wunden Anlaß gaben, sich mit seinen Angehörigen taufen zu lassen, welches er bei einem unwandelbaren Wohlsegen gewiß unterlassen, wenigstens verschoben hätte.

Man glaube nicht, daß die Geschichte von dem Kranken und tollen Ychohake bereits zu Ende sey. Immer von den nämlichen Beschwerden seiner Krankheit gequält und immer von neuen Phantasien in Ansehung der ihm angezauberten Auszehrung gedängstigt, hielt er nach einigen Monaten ein Weib, dem man magische Kenntnisse zutrug, für die Urheberin seines Hinwinkens. Er machte sich daher unter Mittagszeit hinterlistig über die Unglückliche, die sich nichts arges versehen hatte, her, und wollte ihr den Kopf spalten. Allein der Schabel glitschte ein wenig ab, und der Hieb gieng durch die linke Kinnbacke, welche mit der Haut und dem daran hängenden Ohre bis auf die Brust hinabhieng, und diese sammt dem säugenden Kinde mit Blut überschwemmte.

Das

Das herbeigelaufene Volk zog den Thäter zurück. Kann konnte ich mich bei diesem schrecklichen Anblicke der Thränen enthalten. Den Unmenschen strafen, der diesen Frevel verübet hatte, durfte ich nicht. Alles also, was ich thun konnte und auch that, war, daß ich der Verwundeten beizustehen mich aus allen Kräften bestrehte. Wir hatten einen Mohren, der in der Wundarzneykunst ein wenig bewandert war. Durch diesen ließ ich die sammt dem Ohr herabhängende Riunbade an dreyen Orten wieder an den Kopf annähen. Das Weib stand die Nadelstiche aus ohne den geringsten Klageston von sich hören zu lassen, indeß sich die übrigen über ihren Anblick entsetzten. Die Wunde wurde durchaus mit warmem Weine gewaschen, mit Hühnerfette beschmieret, und in ein in verschiedene gesottene Kräuter eingetauchtes Tuch gelinde eingebunden. Da ich keine Binde an der Hand hatte, um das Tuch an den Kopf fest zu machen, so nahm ich meinen eigenen Gürtel dazu. Den ganzen Abend, da dieses vorgieng und die darauf folgende Nacht ließ ich einige treue Abthöner für die Sicherheit des Weibes wachen, damit sie nicht einem neuen Unfalle ausgesetzt wäre; indem der abgedachte Indianer eben so sehr nach ihren Tode, als nach seiner Wiederherstellung lechzte. Allein die Unglückliche kam der Gefahr, die ihr nicht verborgen bleiben konnte, zuvor, und entwich heimlich nach S. Ferdinand, nachdem ihre Wunde weit eher geheilet war, als wir es vermuthet hatten. Ein guter Engel muß ihr diesen Entschluß eingegeben haben. Denn als wir dem Caciquen Ychoalay, welcher sich zu dieser Zeit in einer Entfernung vom Flecken aufhielt, die That seines Bruders Ychohake zu wissen machten, und ihn ersuchten, daß er seine Rückkehr in die Kolonie so viel möglich beschleunigen möchte, um jenen im Zaume zu halten, so antwortete er, daß er im Kurzen bei uns seyn würde, nicht aber um der Mordsucht seines Bruders

ders Schranken zu setzen sondern um der Verwundeten vollends vom Leben zu helfen; weil er sie schon seit langer Zeit für eine gefährliche und furchtbare Zauberin hielt. Ohne Zweifel würde er, der fast nie eine seiner Entschlüsse unausgeführt gelassen hat, seine Drohung in das Werk gesetzt haben, wenn er das Weib noch im Flecken angetroffen hätte. In den vorigen Jahren, da sie noch auf den Feldern in einzelnen Horden herumirrten, litt er in der That kein einziges Weib, das der Zauberkünste verdächtig war: er stach ihrer sogar einige, vermuthlich unschuldige, in der Absicht nieder, damit sie niemanden mehr etwas zu leide thun könnten. Denn seine Leichtgläubigkeit war eben so unbegränzt als seine Grausamkeit. Kurz der Cacique Ychoalay sah seinem Bruder Ychohake so ähnlich wie ein Tropfen Wasser dem andern.

Indessen hatte dennoch diese so vielmal blutige Trauergeschichte einen erwünschten Ausgang. Der Indianer Ychohake, dieser von seinen Gemüthsleiden noch mehr als von seiner Leibeskrankheit bedrückte Mann, der so viel Blut vergossen, und uns so vielen Kummer gemacht hatte, endigte seine Tage und unsere Besorgnisse: aber was zu bewundern ist, er, der in seiner Krankheit so thöricht handelte, ward auf seinem Sterbelager klüger. Auf sein Verlangen ertheilte man ihm frühzeitig die Taufe. Da er seines Lebens Ende allgemach herandrücken sah, machte ihm die Gegenwart des Priesters viel Vergnügen; dennoch rieth er diesem, weil er die erste Nacht bei ihm gewachtet hatte, zu Hause ein wenig auszuruhen. Sollte sich indessen die Stunde zu seinem Ausbruche aus dieser Welt nähern, so würde er es ihm sogleich zu wissen machen. Er hielt auch Wort. Er starb unter den tröstlichen Einsprechungen des Paters und un-

ter

ter den Thränen seiner Verwandten eines sanften Todes in der Nacht vor dem h. Dreysaltigkeitsfeste. Wir hatten viele Gründe zu hoffen, daß er aus diesem Leben in eine glückliche Unsterblichkeit übergegangen ist. Als seine Hausgenossen weinten, ward er über ihr Jammern unwillig und tröstete sie mit dem Gedanken, daß er nun in das große Haus des Vaters und Schöpfers aller Dinge und des größten Kapitäns eintreten würde. Er bezeugte immer das sehnlichste Verlangen sich mit Gott auszusöhnen, und eine herzliche Reue voll inniger Bußfertigkeit über seine Mäubereyen und Mordthaten, die er an so vielen Christen und anderen verübt hatte. Seinem Weibe band er einigemale scharf ein, daß sie nicht nach dem Beispiele ihrer Väter seine Schaase oder bei seinem Grabhügel Pferde schlachten sollte. Nicht nur jene, sondern sein ganzes Eigenthum hinterließ er seiner Tochter. Aus allem erhellet, daß er seinem alten Aberglauben völlig entsaget, und sich der katholischen Religion aus ganzem Herzen ergeben habe. Dieses wollte ich hier in der Absicht erzählen, um meinen Lesern zu zeigen, wie die Abiponer Tod und Krankheiten ohne Unterschied ihren Zauberern zuschreiben, die sie doch sonst als ihre Beschirmer, Aerzte und Erhalter ihres Lebens verehren, wie ich in einem andern Hauptstücke beweisen werde. Von den Krankheiten der Abiponer ist noch verschiedenes nachzutragen, was für einen Europäer allerdings des Wissens werth ist.

---

## Vier und zwanzigstes Hauptstück.

### Von einer besonderen Krankheit der Abiponer.

Einige Früchte wachsen ohne Unterschied überall, andere kommen nur an gewissen Orten zum Vorschein: denn auf jedem Erdreiche gedeihet nicht alles. Ebendieses Bewandniß scheint es auch mit den Krankheiten zu haben. Einige sind allen Ländern und Völkern gemein; andere hingegen sind nur gewissen Provinzen eigen. Den Ausfall heißt Lucrez die Volkskrankheit von Aegypten. Nach anderen war das Podagra in Athen, das Augenweh aber in Aethyren in Hause. Der Dichter Aeschines erzählt dem Philokrates, daß die Insel Delos das eigentliche Vaterland der Leukophlegmatie (einer Art Wassersucht, die sonst auch anasarca heißt.) genennet werden möge. Die Wichtelkopfs der Pohlen,\* der tödtliche Schweiß der Engländer, die Kröpfe und andere gewissen Ländern eigenthümliche Krankheiten sind bei den Aerzten weitläufig beschrieben. Nachdem ich mich bei zwanzig Jahre in Paraguay und unter verschiedenen Völkern dieser Provinz aufgehalten hatte, entdeckte ich bei den Abiponern aus dem Stamme der Nakaiketergehies eine Krankheit, welche den übrigen völlig unbekannt ist. Der Sitz dieser Krankheit ist mehr im Gemüthe als in dem

---

\* Plica Polonica.

dem Körper, wiewohl sie meines Erachtens aus der ählichen Beschaffenheit der Gäfte dieses letzteren zu entstehen pfleget. Sie werden zuweilen aberwitzig und wüthen wie die Tollstinnigen. Der leichtgläubige und abergläubische Pöbel glaubt, daß sie durch die Zauberkräfte der Schwarzkünstler in diesen Zustande der Raserey versetzt worden sind, und heißt sie daher Loaparaika. Von den Anfällen der schwarzen Galle (wie ichs mir vorstelle) überwältiget und von den schwermüthigen Bildern transriger Gegenstände geängstiget, äußern sie täglich meistens nach Sonnenuntergang ihren Wahnsinn, wie die Fieberhaften, bei welchen das Fieber zu gewissen Stunden kömmt und weggeht. Auf einmal springen sie aus ihren Hütten hervor, und laufen gerade durch die Felder den Gräbern der übrigen zu, welche die Abiponer in einem nahen Walde zu begraben pflegen. Sie laufen so geschwind als die Straußen; und die hurtigsten Reiter, die ihnen nachsetzen, können sie kaum einholen und wieder nach Haus bringen. Des Nachts sind sie wie von Furien besessen, und legen mit heißer Sehnsucht nach Mord. In dieser Absicht ergreifen sie alle Waffen, die ihnen in den Wurf kommen. Deswegen verbirgt jedermann, so bald er hört, daß jemand von dieser Krankheit befallen worden ist, seine Lunge in dem nächsten besten Winkel. Weil seine Hüttenengenossen ihn des Nachts weder beruhigen, noch zu Hause zurückhalten können, so lassen sie ihn mit einem Stäbchen auf den Platz hinausgehen, und begleiten ihn, so viel nur ihrer können. Zu diesem Schauspiele läuft so gleich ein Schwarm Buben zusammen, und so geht die Prozession durch alle Gassen des Fleckens. Der Wahnsinnige klopft an das Dach und die Winkendecke einer jeglichen Hütte einigemale mit seinem Stäbchen, ohne daß sich einer der darunter Verborgenen zu rühren oder zu rühren getraute. Bemächtiget er sich aber, wenn

wenn die Wächter schlummern, oder von ihm hintergangen werden, eines Morgengewehres, guter Gott! wie hängt alles zu zittern an! Nicht bloß wehrlose Weiber und Knaben, sondern auch Männer, welche von ihrem eigenen Heldennuth so hohe Begriffe haben, schämen sich nicht zu sagen. Diese pflegen zu sagen, daß es eben so unvernünftig als unschicklich seyn würde, wider Ver- rücke sich der Waffen zu bedienen. Die Weiber liefen daher aus Furcht vor den Ueberwiegigen mit ihren Kindern haufenweise in unsern Hof, welcher wider die Anfälle der Wilden allemal mit Pallisaden besetzt war, um daselbst nicht bloß einige Stunden sondern oft die ganze Nacht hinzubringen. Alaykin, der vornehmste Cacique des Fle- tens Conception, ließ einen solchen Wächter, welcher bemerkt auf dem Plage herumrannte, als man ihm die Nachricht brachte, daß sein Weib sammt anderen sich hinter dieser Vertheidigung verborgen halte, und vor Schre- cken fast vergehe, mit List fangen, und mit Stricken binden.

Die diese Wuth ergriffen hat, essen und schlaffen sehr wenig, und sehen daher vor Fasten und Trübsun- ungemein blaß aus. Man sollte glauben, daß sie auf ein neues Lehrgebäude von der Figur der Erde sämen, oder der Quadratur des Kreises nachdächten. Untertags gehen sie kein Zeichen einer Berrückung von sich, auch hat man sich vor dem Abend vor ihnen nicht zu fürch- ten. Einst besuchte mich ein solcher, der alle Nächte sein Unwesen trieb, unter Mittagszeit. Ich fragte ihn freundschaftlich, wer denn derjenige wäre, der immer des Nachts in seiner Raserey die übrigen in ihrer Ruhe störte, und wie er hieß? Er wisse es nicht, antwortete mir dieser mit heiterer Stirne. Wie er von mir weg war, sagte



sagte mir mein Mitprieſter, ein Spanier; der iſt, den du ſo lange ſchon haſt kennen lernen wollen, der bei der Nacht verrückt iſt. So wenig konnte ich in ſeinen Reden oder Geſichtszügen eine Spur der Verwirrung gemahnt werden. Ein anderer, den ich als einen ſolchen Wäſenden kannte, begegnete mir auf dem Felde zu Pferde, und wollte mit mir reiten. Ich aber ſchügte, um mich von einem ſo fürchterlichen Gefährten zu befreien, ein Geſchäft vor, gab meinem Pferd die Sporn, und eilte nach Hauſe. Ich war einigemal, da ich bei der Nacht die Thüre unſeres Hofes zuſchloß, und ein andermal, da ich mein Pferd, um es auf dem Felde weiden zu laſſen, an einen Block anband, nahe daran von einem Raſenden ermüdet zu werden. Zum Glücke kamen mir andere zu Hilfe und wendeten noch die Gefahr von mir ab. Zuweilen wurden mehrere Männer und Weiber zu gleicher Zeit wahnsinnig, manchmal wurde es nur einer, und manchmal auch keiner. Dieſe Krankheit währete oft acht Tage, oft vierzehn, oftmals auch noch länger, da ſie dann wieder ruhig und ihrer ſelbſt mächtig wurden. Ich habe noch keinen ſolchen raſenden Abſonner geſehen, bei dem ich nicht einen däſteren, trüben Sinn, ein ſchwermäßiges oder ſchwarzgallichtes Temperament und eine drohende Miene beobachtet hätte. Daß die gereizte Galle durch die böſen Einflüſſe einer verdorbenen Luft durch das Schwelgen, durch Herzensfränkungen, und widrige Ereigniſſe Wahnwitz und ſo gar die Wuth erzeuge, darf niemanden weder ſonderbar, noch unbeareifelich vorkommen. Bloß Unwiſſende oder Thoren können das magiſchen Künſten zuſchreiben, was durch die Kläſſe oder durch die Mängel der Natur geſchieht.

Da ich vom Tollfinn der Abiponer schreibe, so erinnere ich mich eben recht an das, was ich einst beim Plutarch im Buche von den berühmten Weibern im II. Hauptstücke las, daß sich nämlich die Mädchen von Mileto aus einem rasenden Pange zum Sterben erwürgt haben. Diese Wuth wurde bei allen Mädchen durchgängig Mode, und der Tod war ihr einziger Wunsch. Die Thränen ihrer Eltern, die Wachsamkeit ihrer Aufseher, die Küsse der Aerzte, alles war vergebens. Nachdem also alle angewandte Mittel unwirksam blieben, machte der Rath von Mileto ein Gesetz, wodurch derselbe bekannt machen ließ, daß jedes Mädchen, welches sich in Zukunft um das Leben bringen würde, nackt mitten durch den Platz getragen werden soll. Die Furcht von der Schmach erstickte in ihnen die Wuth und die unsinnige Begierde ihre Lebenstage zu verkürzen. Auch in unsern Zeiten hält die Furcht vor der Ruthe die Berrückten im Zaume. Bei den Abiponern haben wir gesehen, daß die Todesangst ein treffliches Gegengift wider die Wuth war. Einst wurde die Anzahl der Wahnwitzigen in wenig Tagen ungewöhnlich groß. Einer derselben kletterte bei eitler aber heller Nacht über die Wallisaden, und woll'e sich in unser Haus schleichen; allein Hinzugelaufene zogen ihn zeitlich zurück und setzten uns dadurch in Sicherheit. Weil Alaykin, der vornehmste Cacique, hiervon benachrichtiget wurde, so ließ er den Tag darauf alle zusammen auf den Platz kommen, und verkündigte ihnen mit drohender Stimme, daß er, wenn noch einer in eine solche Raserey verfallen würde, alle Schwarzkünstlerinnen sammt dem Wahnwitzigen sogleich über die Klinge springen lassen würde. Diese Drohung that bei denen, die schon tollsinnig waren, die Dienste einer Nieswarz, und bei den übrigen die eines Verwahrungsmittels; denn ich habe von dieser Zeit an von einem Wütenden weder etwas

etwas gehört, noch gesehen, wiewohl ich mich bei eben diesem Volke, und an ebendiesem Orte noch viele Monate aufgehalten habe. Alle, die bei sich den unrichtigen Gang ihres Gedankenrades bemerkt hatten, schienen sich aus Furcht vor dem ihnen angedrohten Tod Einhalt zu thun. Wie aber wenn bei einigen, welche Missethaten maschen, gefürchtet und angestaunet werden wollten, die Wuth bloße Verstellung war! Denn ob sie gleich im übrigen die menschliche Natur zu verläugnen scheinen, so sind sie dennoch aller menschlichen Schwachheiten und Gebrechen fähig. Nun aber was ist unter den Menschen gemeiner als die Verstellung? Wenigstens konnte ich mich nie bereuen, daß eine zauberische Verwünschung, wie die Wilden glauben, die Ursache dieser Verräthung seyn sollte.



## Fünfundzwanzigstes Hauptstück.

### Von den Kinderpocken, Kinderflecken, und der Rixhseuche.

Der Arzt Roderich Gonsela sagt in seinem Buche von der Verwahrung der Gesundheit: Bei den Ost- und Westindianern hat man nie eine Pest gesehen; dennoch weiß man, daß vor wenig Jahren in Neuspanien und Amerika bei einmahlhundert und zehntausend Indianer an den Kinderpocken gestorben sind, ohne daß ein Spanier durch diese Seuche aufgerieben worden wäre. Das Uebel ward durch einen Schwarzen dahingebbracht. Die Worte des Arzneygelehrten wollen wir kurz in Erwägung stehen und prüfen. Auf Ostindien lasse ich mich nicht ein, weil ich von diesem Lande zu wenige Kenntnisse habe. Das die eigentliche Pest, welche in einer vergifteten Luft ihre Quelle hat, in Amerika nie gewüchset habe, sieht, meines Wissens, niemand in Zweifel. Lieft man aber dennoch zuweilen bei Schriftstellern das Gegentheil, so muß man nicht vergessen, daß die gemeinen Spanier den Schnupfen, die Fieber, die Ruhr &c. wenn selbe lange anhalten, sich weit ausbreiten, und besonders wenn sie mehrere Menschen wearraffen, die Pest nennen. Auch die Pocken und Kinderflecken heißen bei den Indianern, weil selbe unter ihnen so schreckliche

Ver-

Bewästungen anrichten, durchgängig die Pest. In Paraguay wurden wir einigemale von Viehseuchen, die sich aus einem Gebiete durch eine ungeheure Strecke dieser Provinz zogen, heimgesucht und verloren dadurch unzählige Ochsen, Pferde, und besonders Maulthiere. Sie waren aber nie die Folge einer angesteckten Luft, sondern theils des verdorbenen Futters, theils des Mangels an Wasser, indem entweder die Felder durch eine langwierige Trockenheit ausdorreten, oder wegen des langanhaltenden Regens dem Vieh nur faules oder verdorbenes Gras die einzige Nahrung desselben in Paraguay, zum Futter darboten. Dieses Futtergift sogen hauptsächlich die Maulthiere wie Schwämme ganz in sich. Es giengen ihrer daher in dem Gebiete der Stadt Assumption in wenig Monaten viele tausende zu Grunde. Ihre Aeser sah ich überall, wo ich durchreisete, auf allen Feldern und Wegen haufenweise herumliegen. Diese Krankheit konnte man mit Recht eine Seuche nennen, indem Thiere aller Art durch die bloße Berührung der damit behafteten oder der dadurch umgekommenen damit angesteckt wurden. Die Aufschwellung des Kopfes und das Nasenbluten waren gewisse Zeichen der damals um sich greifenden Epidemie. Durch eben diese Zeichen verrathen sich auch die Schlangenstiche: Die Versümmelung des Ohres und eine Aderlässe an einem der vorderen Füße waren für Maulthiere die sicherste und beinahe einzige Arznei, besonders wenn man ihnen täglich Salz zu schlecken gab: denn wir erfuhren mit vielem Nutzen, daß durch die angeführten Mittel jene tödtliche Hitze von dem Vieh nicht nur hindangehalten, sondern auch in demselben abgedampft wird, wenn es schon angesteckt seyn sollte. Von den Ochsen, welche täglich für die Indianer geschlachtet werden, wirft man die Eingeweide und die mit halbverdautem Grase und Urath angepfropften Mägen

an einem offenen Orte weg. Hier finden sich nun immer alle Maulthiere und Pferde, die um den Flecken herumweiden, ein, und halten offene Tafel. Sie schlecken nicht nur den Unflat sondern auch den Boden ab, worauf selber liegt, und wo von dem Ochsenblut und übrigen Murath eine Art Salz und Salpeter anzuschießen pflegt, welches das Vieh ungemein gern frisst, und wie Honig verschlingt. Wenn sie sich so an diesen Leckerbissen weiden, so darf sich ja kein Mensch, wenn er nicht von ihren Nasen oder Zähnen in Stücke zerrissen werden will, zu ihnen nahen. Bisweilen fährt der Reich in diese großen Rivalen und sie zerschlagen sich wechselweise, wenn ein jeder alles haben will. Zur Zeit also, da die schreckliche Viehseuche in unserm Gebiete so jämmerlich wüthete, bestreueten wir täglich die Ueberbleibseln der Ochsenmägen mit Salz, um daraus für die Maulthiere nicht nur eine Speise sondern auch eine Arznei zu bereiten. In der That waren sie auch beides; indem bei uns in S. Joachim nur die wenigsten erkrankten und die meisten wieder genasen, während daß in allen benachbarten Flecken unzählige daraufsiegten. Dies ist ein klarer Beweis von der Guträglichkeit des Salzes. Aber wir wollen unsere Bemerkungen über die obenangeführte Stelle des Fonsela fortsetzen.

Unstreitig sind die Pocken eine wahre Pest in Aufsehung der Amerikaner; und von den europäischen und afrikanischen Aufschwümmungen zuerst dahin gebracht worden. Daher rühret die schmerzhafteste aber gerechte Klage der Indianer. Die Europäer, sagen sie, sind doch gute Menschen. Sie haben uns für die unendlichen Gold- und Silberschätze, die sie uns weggeschleppt haben, einen reichlichen Ertrag, die Pockenseuche gebracht. In der That ist es nicht weniger bekannt als gewiß, daß schon  
von

von den Zeiten des Kaiser Karl des V. an bis auf unsere Zeiten, das ist, durch zwey Jahrhunderte eine, ich will nicht sagen unglaubliche, sondern unzählbare Menge Indianer durch die Pocken ihr Leben eingebüßet haben. Ich übergehe die Verheerungen, welche diese Seuche in den übrigen amerikanischen Provinzen angerichtet hat, und die von anderen Geschichtschreibern längst beschrieben worden sind. Bloss in den 30 Flecken der Quataner, in welchen wir damals bei 140000 Köpfe zählten, hat selbe im Jahre 1734, da sie so greulich tobte, etlich und dreißig tausend Menschen weggeraffet: also zwar, das wir die gewaltige Abnahme der indianischen Nationen an Volksmenge in ganz Amerika grossentheils den Pocken, wiewohl denselben nicht allein zuschreiben: denn ich habe durch die lange Zeit, da ich mich in der neuen Welt umsah, noch andere Ursachen dieser Verminderung entdeckt: aber ich will mich darüber mit Vorbedacht nicht herauslassen, um nicht den Haß der darenin verwickelten Nationen auf mich zu laden, überzeugt, daß die Wahrheit keine Freunde macht.

Daß die Spanier und übrigen Europäer in Amerika von den Pocken frey sind, ist eine Fabel, unwidersprechlich aber, daß selbe die Indianer schneller und gewisser aufreiben. Den Unterschied, warum die Amerikaner dabei schärfer, die Europäer aber in Amerika weniger strenge hergenommen werden, lasse ich, um mich nicht in das Fach eines anderen zu mengen, dem Scharfsinne der Arzneygelehrten zu untersuchen über. Indessen will ich meinen Lesern meine unmaßgebliche Gedanken hierüber nicht vorenthalten. Ich glaube nämlich, daß die Amerikaner vermög ihrer natürlichen Leibesbeschaffenheit nicht Kräfte genug haben, sich dieses Giftes zu erwehren, oder dessen zerstörende Wirkungen auszuhalten. Sie essen ihr Fleisch meistens halbrohe und von Salz sehr wenig.

II. Theil. U wenig

wenig; gehen immer mit bloßen Füßen und sehr oft auch mit bloßem Haupte, und löschen sich den Durst meistens, einige feyerliche Trinkgebothe das Jahr hindurch ausgenommen, mit Wasser allein, welches noch dazu gemeinlich das beste nicht ist. Daher rühret die Schwäche ihres Magens. Sie verschwenden auch ihre Jugendkräfte in dem Genuße der Wollüste. Die strenge Sonnenhitze, und das türkische Korn, das sie täglich zu sich nehmen, bringen ihr Blut in Wallung, und kommen die Pocken dazu, in eine Gährung, die, da sie selbst nicht aushalten können, meistens ihrem Leben ein Ende macht. Das, was ich igt gesagt habe, ist von den unberittenen Nationen zu verstehen. Denn die Abiponer und übrigen berittenen Völkerschaften stehen, weil sie von Natur fester gebauet sind, indem sie größtentheils die Fehler und die Gebrechen der unberittenen nicht haben, bei weitem nicht so oft die ganze Wuth der Pocken aus.

Im Jahre 1765 hat diese Pest in den Kolonien der Spanier eine Menge Menschen aufgerieben. In der Folge verheerete sie wie ein Sturm die ganze ungeheure Provinz, und tödtete in den 32 Flecken der Quarantier ihrer bei zwölftausend. Endlich brach sie auch in die entferntesten Schlupfwinkel der Wilden in Chaco ein. Wiewohl nun die meisten davon befallen wurden, so starben daran dennoch im Vergleich mit der großen Anzahl der Kranken nur sehr wenige. Ich rede von den berittenen, die in ihrem dauerhaften Körperbau ihr Heil fanden. In dem Flecken, den ich wenige Monate vorher den Abiponern in Timbó erbauet hatte, entging den Pocken, außer einer Weibsperson, nicht ein einziger. Ich zählte von dem 14ten May bis zu Ende des Octobers einige hundert Erkrankte, und dennoch begrub ich von allen diesen nicht mehr als zwei und zwanzig. Was

mit



mir diese sechs Monate zu schaffen gegeben haben, indem ich den Seelen, und Leibesarzt zugleich machen mußte, werde ich an einem anderen Orte erzählen.

Oft sieht und hört man viele Jahre lang bei den Indianern nichts von den Pocken. Aber diese Windstille ist eine sichere Anzeige eines nahen Sturmes. Die Simmel, die lange ruhig und ungedrückt liegt, findet nachmals desto mehr abzunehmen. Wir wußten aus Erfahrung, daß die Pocken immer in den Kolonien der Spanier ihren Ursprung nehmen und von dort aus erst durch die Hin- und Wiederreisenden in die entlegensten Wohnplätze der Indianer verbreitet werden. Je weiter sie sich von dem Gebiete der Spanier entfernten, desto zerstörender war ihr Gift. Sie gleichen hierin falls den Flüssen, welche desto fürchterlicher werden, je weiter sie von ihrer Quelle wegströmen. Die Indianer erblassen vor Furcht bei dem blossen Gerücht, daß die Pocken im Anzuge sind; denn sie wissen von ihren Vätern, und sehen es an ihren Grabhügeln, daß diese Krankheit ihr Tod ist: und da ihnen ihr Leben lieber als ihr Vaterland ist, so trennen sie sich, wenn die geringste Gefahr drohet, von ihrer Horde, und fliehen eilends anderswohin. Aber hier sehe man einen Beweis ihrer Dummheit. Wenn sie aus Furcht vor den Pocken die Flucht ergreifen, so gehen sie nicht den geraden Weg, sondern durch allerlei Schlangengänge und Krümmungen. Auf diese Weise glauben sie der Pest zu entgehen und auszuweichen. Daß die Lules, Isustines, Vilelas, Homoampas und Chunipies diesen Gebrauch gewissenhaft beobachteten, weiß ich aus den Erzählungen der Priester, die sich lange Zeit unter diesen Völkern aufgehalten haben. Aus Besorgniß, von der Pest angesteckt zu werden, verlassen die Eltern ihre kranken Kinder, und die Kinder ihre

Eltern. Nachdem sie ihnen eine Kanne mit Wasser, und geröstetem türkischen Weizen zu ihrer Labniss vor die Liegerstätte hingestellt haben, suchen sie ihr Heil in der Flucht. Um ihr Leben nicht einzubüssen, entsagen sie den Stieben des Mitleids, wie die wilden Thiere, und bekümmern sich um ihre Anverwandten wenig, wenn sie nur sich selbst gerettet wissen. Ich würde den Abiponern unrecht thun, wenn ich von ihnen ein Gleiches sagen sollte. Sie verlassen wohl den Ort, wo die Pest herrschet, und ziehen nach ihrem Gutdünken haufenweise in den Wäldern herum; aber sie reisen dennoch geradeß Weges dorthin, wo sie hinwollen, und vergessen auch nie ihrer Anverwandten und Freunde: sie leisten einander vielmehr alle möglichen Dienste mit der größten Willfährigkeit. Aber so wohlthätig sie sich gegen die Ahrigen, welche mit Pocken behaftet sind, zu bezeigen pflegen, eben so rühmlich ist auch ihre Geduld, mit der sie ihre Beschwerden und Schmerzen ertragen. Ich habe noch keinen, auch zur Zeit des heftigsten Fiebers, weiblich klagen, oder heulen gehört. Jedes Gewinsel halten sie für eine Schande; um also nicht für jaghaft gehalten zu werden, suchen sie auch die empfindlichsten Schmerzen zu verbeißen.

Es wird nicht ganz überflüssig seyn, einiges, was ich während der Pockenseuche beobachtet habe, hier anzuführen. Ich bemerkte nämlich, daß von den Männern die schwermüthigen, schwarzgallichten und alten, und von den Frauen die schwangeren am ärgsten daran waren, und meistens ihr Opfer wurden. Eine Abiponerinn, welche mit den Pocken behaftet war, wurde nach zweitägigen Geburtswehen zuletzt von einem gleichfalls mit Pocken behafteten Knäbchen entbunden, welches von mir sogleich die Taufe erhielt, und noch am nämlichen Tag,

da es geboren ward, verschied. Die Mutter aber genes, wiewohl etwas spät wieder. Denen, welchen nach der Fieberhitze sogleich entweder schwärzlichte, oder dicht an einanderstehende, plattgedrückte, in der Mitte schwarz oder rothgefleckte, oder zusammengefloßene Pocken aufstiegen, abhandelte ich immer Lebensgefahr und nahen Tod. Leider! hat der Erfolg meine traurigen Abhandlungen meistens gerechtfertiget. Verloren sie sich aber sammt der Geschwulst gleich im Anfange, dann gab ich alle Hoffnung sie wieder hergestellt zu sehen völlig auf. Die, welche fröhlich vom Geiste, weiß von Gesichtsfarbe, und in einem blühenden Alter waren, wurden, wie ich vielfach beobachtete, von dieser Seuche weniger streng mitgenommen. Die aus den Pocken der Kehle entstehende Hitze derselben, der dadurch verursachte Husten, und eine gewisse Art von Angina, welche die Quaranier Yucuahaba nennen, sind den Indianern überhaupt sehr gefährlich, und die hauptsächlichste Ursache ihres Todes. Limonade erquickte sie daher auf eine ganz angenehme Art. Auch that ihnen das Wasser, worinn man Wegerichblätter (sie wachsen in feuchten Orten und an den Ufern der Flüsse) gesotten hatte, und womit sie sich nicht nur die Kehle täglich neigten sondern auch die Augen öfters wuschen, offenbar gute Dienste. Nach den Grundsätzen der älteren Mediziner mußten die mit Pocken Behafteten die kalte Luft vermeiden und im Zimmer unter der Bettdecke sich warm halten, damit die herausbrechenden Masern nicht zum Herzen zurückgetrieben würden. So lehret Joseph Jackson ein Engländer in seinem Enchiridion, welches zu Madrid im Jahre 1734 herauskam: Sobald sich die fieberischen Symptomen zeigen, muß man den Kranken nicht mehr an die kalte Luft lassen: denn die Kälte verhindert den Ausbruch der Pocken. Man muß sich aber auch vor der allu

zugrossen Hitze in Acht nehmen: denn diese würde eine heftige Wallung hervorbringen. Die Grade der Hitze und Kälte müssen also gemäßiget seyn, und die des natürlichen Zustandes nicht überschreiten. u. So lese ich von Wort zu Wort im 39. Hauptstücke S. 139. nach meiner Ausgabe. Die Abiponer setzten sich über diesen Rath der älteren Aerzte hinaus, und brachten auch, nachdem die Pocken schon hervorgetrieben hatten, Tag und Nacht bald in freyer Luft und bald unter ihren halboffenen Seelen oder durchlöchernten Häuten zu. Schlupswinkel flohen sie wie gewöhnlich. Die oft rauhe Luft konnte frey auf ihren ganzen Körper hindringen. Vielleicht ist dies die Ursache, weshalb unter so vielen Kranken nur so wenige daraufliegen. Als ich aus Amerika in Europa zurückkehrte, hörte ich, daß dergleichen Patienten nach der Meinung der neueren Aerzte die freye Luft zuträglich ist, als das warme Zimmer, und daß sie selbe auch durchgängig anriethen. Und in der That ich sah mit meinen eigenen Augen, wie die adelichen Zöglinge des k. k. Theresianum zu Wien, als ihnen durch eine neue Kunstfindung die Pocken eingespöpset wurden, nach Mittag bei rauher regnerischer Lust auf Anordnung des Arztes, mit dem ich redete, im Garten herumspazierten, und zwar mit möglichstem Erfolge. Mich wundert daher nicht, daß oft so viele tausend Quarantier von der Pockenfeuche ausgerieben worden sind. Denn sobald sie dieselbe befallen hatte, blieben sie in ihrem Zimmer, wie der Schneck in seiner Muschel eingeklammert, bedeckten sich mit wollenen Decken, daß sie fast hätten ersticken mögen. Unter die Hangmatte, auf welcher sie lagen, ward noch Feuer angemacht um alle Kälte schlechterdings zu verbannen. Wenn sie nur einen Augenblick einen Fuß aus dem Hause setzten, oder ein rauhes Lüftchen

Men einathmeten, glaubten sie sich zu vergiften und ihre Uebereilung alsogleich mit dem Leben büßen zu müssen. Die Abiponer betrugen sich zur Zeit der Pockenpest ganz anders, und darum wurden auch ungleich weniger von derselben weggerafft. Ich werde nun den Lesern einen Vorfall, der zur Bestätigung des bisher Gesagten dienen mag, zur Betrachtung und zur Verwunderung vorlegen.

Einst verkaufte einer meiner Abiponer, bei dem sich bereits die Fieberhitze, der Vorboth der verborgenen Pocken, einstellte, einem eben angekommenen Spanier heimlich zwey Pferde. Der Preis, den er sich dafür ausdangte, war ein Ochsenhorn voll Brandwein, welchen er bis auf den letzten Tropfen verschlang. Berauscht und seiner Zunge und Füße so wenig als seiner selbst mächtig, konnte er sich in der Raserey seines Taumels kaum mehr auf sein Pferd schwingen. Dennoch schwamm er noch bei eitler Nacht über den Fluß. Nachdem er noch anderthalb Meilen weit geritten war, kam er glücklich auf das Feld, wo sich seine Hordegenossen aus Furcht vor der Pest aufhielten. Auf die Nachrichten, die ich von diesem Vorgange einzog, hielt ich den Tod des unbesuttsamen Wilden für eben so unvermeidlich als nahe. Unglücklicher Weise befand er sich dazumal noch nicht in einem Zustande, worin man ihm außer der Lebensgefahr die Taufe hätte ertheilen können. Ich lief also zu ihm hin, um ihm sowohl in seinen Leibes- als Seelenbedürfnissen Beistand zu leisten. Indessen brachte man mir wider alles Vermuthen die angenehme Vorhshast, daß der Trunkenbold in eben der Nacht, da er seinen Rausch ausschloß, weder häufige noch böartige Pocken bekommen habe. Nach wenigen Tagen hatte er sie überstanden, war wieder frisch und gesund, und konnte überall hin.

hinreissen. Er war ungefehr 30 Jahre alt, lebhaft vom Geiste, stark von Kräften, und der vielen Köpfe wegen, die er den Spaniern von ihren Kumpfen abgelöst hatte, bei den Seinigen sehr berühmt. Die pestartige Dize, die in allen Adern des Wilden kochte, hätte durch die grosse Menge Brandwein, die er zu sich genommen hatte, allem Anscheine nach in einen für ihn tödtlichen Brand ausbrechen sollen; allein die Erfahrung lehrte uns, daß ein Feuer das andere gedämpft hat. Wird doch auch das vom Wettersirahle entstehende Feuer am sichersten mit einem glühenden Brande gelöscht, wie dies bei den Spaniern in Paraguay durchgängig der Brauch ist. Dennoch möchte ich lieber den glücklichen Erfolg dem nächtlichen Schwimmen durch den kalten Fluß zuschreiben, als welches vielleicht das erhitte Geblüt abgelöhlet hat. Was man hiervon denken müsse, oder was hierunter am wahrscheinlichsten ist, mögen die Arzneylehrten ausmachen. Für die Wahrheit dieser Geschichte leiste ich mit Freuden Bürgschaft. Auch das darf ich hier nicht vergessen. Wenn die Amerikaner einmal die wahren Pocken überstanden haben, so besorgen sie wie die Europäer zu keiner Zeit ihre Wiederkehr. Dies setzt sowohl meine als auch anderer Erfahrung außer Zweifel. Als ein Knab von fünf Jahren zählte ich fast nicht über zehn Pocken an meinem ganzen Leibe, und hütete das Bett kaum zween Tage. Darum glaubte ich nicht durch diese kurze Blatternkrankheit den Forderungen der Natur ein Genüge geleistet zu haben, als nachdem ich viele Monate Tag und Nacht bei den mit gedachter Seuche angesteckten Indianern ohne Nachtheil zubrachte, und von selber immer verschonet blieb. Bei allem Ungemach, das ich hiebei auszustehen hatte, war ich dennoch immer frisch und gesund.

Von den Kinderflecken, oder Masern, welche die Spanier Serampion nennen, gilt umgekehrt das nämliche, was ich von den Pocken gesagt habe. Sie herrschen Zeitenweise, sind erblich und richten unter den Amerikanern unglaubliche Verheerungen an. Als ich mich in dem Flecken S. Joachim aufhielt, lagen von zweytausend Indianern so viele an dieser Seuche darnieder, daß es uns oft an Leuten mangelte, welche den Kranken Speise, Holz oder Arzneyen gebracht, und uns am Altar bei der Messe die gewöhnlichen Dienste geleistet hätten. Der P. Joseph Fleischhauer, welcher vorher das Amt eines Pfarrers bekleidete und ich, sein Amtsgehilfe und bald darauf sein Nachfolger, waren einige Monate Tag und Nacht sowohl mit der Seelen- als Leibespflege der Kranken beschäftigt. Da die Pest immer weiter um sich griff, und die Zahl der Leichen immer größer ward, so ließen wir, ich weiß nicht mehr, auf wessen Anrathen, einen alten Spanier kommen, welcher bei den Seinigen im Ruffe eines Heilkündigen stand: denn im Lande der Blinden ist der Eindäugichte König, wie ein altes spanisches Sprichwort sagt. Als wir aber wahrnahmen, daß seit der Ankunft dieses Quacksalbers mehr Indianer als vorhin verschieden, so gaben wir ihm wieder den Rath nach Hause zu gehen, und seine Wirthschaft zu treiben, wo vermuthlich seine Mühe bei den Maulthieren besser angewendet seyn würde. Diese Seuche raffte uns bei zweyhundert Indianer weg, welche alle mit den nöthigen Heilmitteln der Religion zum Todeskampfe vorbereitet wurden. Unter den Verbliebenen zählten wir nur sehr wenige Kinder; von Betagten kaum einen oder zweyen, aber desto mehr junge Leute besonders von denen, die sich erst kurz vorher verheuratet hatten. Zuweilen schien auch das dreytägige Fieber unter den Indianern wie eine Seuche ansteckend zu werden: allein das

Uebel war in Ansehung ihrer mehr beschwerlich als tödtend. Dieses beobachtete man hauptsächlich von denen Orten, wo man in Ermangelung des frischen Wassers bloß faules und stinkendes aus Teichen oder Lachen trinken mußte. Aus eben dieser Ursache sind in vielen Flecken der Spanier besonders in Tulumán die Fieber sehr häufig. Solang die Kolonie Concepcion an dem Ufer des Flusses Inespin (auf abiponisch Narahagem) wo sie anfänglich angelegt worden war, gelegen hatte, wurde kein einziger Einwohner, weil man daselbst süßes und gesundes Wasser die Menge hatte, vom Fieber gequält. In S. Ferdinand hingegen und zum h. Rosenkranz herrschten selbe unter den Abiponern Jahraus Jahrein, weil gedachte Pflanzörter mitten zwischen den Pfützen und Seen und von süßen Flüssen weit weg lagen. In dem Flecken zum h. Rosenkranz rissen sie in einigen Monaten dergestalt ein, daß sich kein Mensch ihrer erwehren konnte, und ich selbst am Ende nicht mehr davon frey blieb, wiewohl ich sonst mitten unter den Fieberhaften einer ungestörten Gesundheit genoß. Damit nicht jählings ein Wilder ohne Laufe diese Welt verlassen möchte, besuchte ich die Kranken alle Tage, und zog mir dadurch, was sehr sonderbar ist, ein alltägliches Fieber zu, da doch die Indianer durch die Gank an dem dreytägigen darniederlagen. Sobald die Sonne untergieng, stellte sich das Fieber ein; Hitze und Kälte wechselten in mir ab, und jenes verließ mich nie eher, als bis der Tag anbrach. Dieses fieberhaften Zittern setzte mir acht und zwanzig Tage zu, da es denn aufhörte, oder vielmehr in ein dreytägiges Ubergien, welches nach zweenen Anfällen auf eine frohliche Nachricht, die man mir ganz unerwartet gebracht hatte, völlig von mir wich. Was ich bei dem großen Mangel an allen Bedürfnissen und Heilmitteln ausgestanden, und



und in welcher Gefahr ich dazumal geschwebt habe, wird meine Leser zu wissen nicht interessieren.

Eben da ich dieses Hauptstück von den ansteckenden Krankheiten schließen will, erinnere ich mich an etwas, welches nicht nur des Bemerkens, sondern vielleicht auch einer kritischen Untersuchung von Seite der Aerzte werth ist. In unserer Meyerey S. Katharina nahe bei Cordova sahen wir einst, als wir dahin auf das Land gegangen waren, gegen die Nacht eine feuerige Lusterscheinung, welche wie ein sehr breiter Balken aussah, und sich mitten durch das Firmament von einer Seite des Gesichtskreises zur entgegengesetzten hinwölkte. Sie war durchaus röthlicht. Die Spanier, welche nachher zu uns kamen, versicherten uns, daß gedachtes Lustfeuer im ganzen Lande sichtbar gewesen ist, und hielten es für ein Naturwunder. Wir, die wir eine gesündere Philosophie gelehrt worden sind, sahen es zwar wie ein Lustfeuerwerk ruhig und gelassen an; allein dessen ungeachtet war es entweder der Vorbooth oder die Ursache, wenigstens der Anfang eines tödtlichen Schnupfens, welcher in den zweyen Jahren, die derselbe ganz Tufuman durchzog, eine ungeheure Menge Spanier und Schwarze antrieb. Diese epidemische Krankheit riß um eben die Zeit ein, als sich die feuerige Ausdünstung am Himmel sehen ließ: denn wie ich nach vier Tagen aus dem Meyerhose nach Cordova zurückkehrte, fand ich schon die meisten Patres unseres Collegiums im Bette: so daß die wenigen Ubriggebliebenen kaum zu den Dienste der Kirche und der Schulen zureichten. Obgleich diese gefährliche Seuche alle Städte ohne Unterschied sehr hart mitnahm, so schien sie dennoch auf dem Lande noch weit ausgelassener zu wüthen. Als ich von Cordova

Kova nach Santa Fe reisete, begegneten mir ganze Schaaren von Spaniern zu Pferde, deren ein jeder ein Ochsenhorn voll Urin von den Kranken in der Hand trug, damit nämlich die Quacksalber in Kordova (einen wahren Arzt giebt es in der ganzen Provinz nicht) durch dessen Anblick in den Stand gesetzt würden, ihren Patienten Urineyen zu verschreiben; denn es ist ganz unglaublich, welch ein unbeschränktes Vertrauen das gemeine spanische Volk auf das Beschaun und Betrachten des Harns zu setzen pflegt, und wie oft es dadurch hintergangen wird.



## Sechs und zwanzigstes Hauptstück.

### Von den Aerzten und Arzneyen der Abiponer.

Es lache niemand überlaut, wenn er hört, daß die Abiponer ihren Aerzten den Ehrennamen Keebét beilegen: denn das nämliche Wort bedeutet den Teufel, einen Arzt, Wahrsager, verderblichen Zauberer und Schwarzkünstler. Hieraus erhellet, wie weit sich bei diesen Völkern das Amt eines Arztes erstrecket, und welche mannfaltige Kenntnisse sie von ihm fordern. Daß die Abiponer den Teufel Keebét oder Ahaïaigichi nennen, und ihm den süßen Namen ihres Großvaters Groäperikie geben, habe ich schon oben gesagt. Sie halten ihn für den Urheber der Krankheiten und der Gesundheit, und fürchten und verehren ihn gewissermassen wechselweise. Sie legen ihm sogar eine gewisse Art von Göttlichkeit bei, wiewohl sie außerdem von seinem Ursprunge, seiner Natur, und seinen Eigenschaften nichts weiter wissen, wie ich oben erzählt habe. Sie verehren also die Aerzte als Statthalter und Dolmetscher ihres Großvaters; glauben, daß jene von diesem die Kraft Krankheiten zu vertreiben erhalten haben, und würdigen sie daher des ehrenvollen Beinamens ihres Großvaters Keebét. Die Abiponer sind fest der Meinung, daß die Macht ihrer Schwarzkünstler alle menschlichen Kräfte übersteiget, und ihr Wissen über das Wissen der

übrigen Menschen geht: indem sie mit ihrem Großvater vertrauliche Unterredungen halten, die Krankheiten nach Willkür her- und wegzaubern, Sturm, Regen und Ungewitter erregen, die Schatten der Verstorbenen, sie um das Zukünftige zu fragen, auf die Erde herabbannen, und sich selbst in wilde Thiere verwandeln sollen. Dergleichen soll ihnen die Wissenschaft alles Entfernten und Zukünftigen eigen seyn. Durch so unsinnige Vorurtheile verblendet, tragen sie gegen ihre Ärzte, als göttliche Menschen oder irdische Götter die tiefste Ehrfurcht und Achtung. Sie haben hierinnfalls die Gebräuche und Beispiele der Alten für sich. Denn, wie Homer in seiner Iliade 9. B. dichtet, so ist ein einziger Arzt an Ehre vielen anderen gleichzuachten. Dem Hippokrates wurde, wenn wir dem Lampridius glauben wollen, von den Alten ein Altar errichtet mit der Inschrift: Dem Gott des Lebens. Chiro, Machaon, Podalirius und Hippokrates genossen einst gottesdienstlicher Verehrung, wie Caelius und Plinius bezeugen. Auch Aesculap wurde vormals unter die Zahl der Götter gerechnet, weil er den Hippolytus und Androgenes, den Sohn des Minos, welchen die Athenienser aus Reid um das Leben gebracht hatten, nach dem Vorgeben der Dichter wieder zum Leben erwecket haben soll. Dieses giebt Serenus Samonicus mit folgenden Versen zu verstehen:

Tuque potens artis, reduces qui tradere vitas

Nosti, atque in coelum manes revocare sepultos,

Qui colis Aegaeas, qui Pergama, quique Epidaurum.

(Du Kunstvoller! Der du das wiederkehrende Leben einhauchest, und die Schatten aus ihren Gräbern hervorbaust; der du in den ägäischen Gegenden, in Troja und in Epidaurus wohnst!)

Der Kaiser Antonin der Fromme wurde, nachdem er in einer gefährlichen Krankheit 12 verschmolzene Edelgesteine von 9 Millionen am Werth ohne Erfolg in Absicht auf seine Wiederherstellung getrunken hatte; zuletzt vom Galenus glücklich geheilet. Nach erlangter Gesundheit ließ ihm der Kaiser seine Krone überreichen mit dieser Uberschrift: Antoninus Imperator Romanorum: Galenus morborum. (Antonin Beherrscher der Krankheiten und Galenus der Krankheiten) So lese ich beim Radeu Orat. extern. P. 2 C. 7. S. 329. nach meiner Ausgabe. Andere nannten den Galenus in einem Anagramma angelus (einen Engel,) andere das Siegel der Merite, als wenn er das Gebäude der Medizin völlig ausgebaut hätte.

So wie die Alten die Merite Götter nannten, eben so vergötterten sie auch die Arzneyen. Philon, ein berühmter Arzt, nannte die Medicinen, Thierlake und Essenzen, die er zubereitet hatte, Hände der Götter, *Δείων χεῖρες*. In den Denkwürdigkeiten des Avicenna kommt eine Arzney unter dem Namen Donum Dei vor. Und in der That hat die Heilkunde keinen geringeren Werth als die Gesundheit selbst. Diese aber wird höher als alle Schätze der Erde und unter den vergänglichen Glücksgütern, deren der Mensch hienieden fähig ist, für das Vorzüglichste geachtet. Die Arzney giebt dem Kranken die verlorne Gesundheit wieder, besetzt die wankende



fende, hält die fliehende Seele zurück, und jagt ihre Entweichung. Auch benimmt das dem Verdienste der Medizin nichts, daß es Krankheiten gibt, die den Kräften aller Arzneyen und der Wissenschaft aller Aerzte trogen. Diejenigen irren sich also nur zu sehr, die da glauben, es stehe in der Willkühr des Arztes den Kranken allzeit wieder herzustellen, und kaum als jener ihren Puls besühlet und dieser die verordnete Medizin zu sich genommen hat, das Uebel gehoben wissen wollen. Wäre ein Arzt im Stande das *veni, vidi, vici* (ich kam, sah, und siegte) des Cäsars von sich zu sagen, wahrhaftig ich würde ihn selbst dem römischen Helben vorziehen. Dieser socht immer mit einem sichtbarem Feinde; jene hingegen haben mit einem meistens unsichtbaren, der Krankheit, zu thun, welche sie sehr oft weder mit Augen sehen, noch auch mit allen ihrem Scharffinne errathen können. Wenn also das Alterthum ihren Aerzten Altäre errichtete, so sieht unser Zeitalter mit desto größerem Rechte auf seine Fernelius, Cardanus, Mercurialis, Galopius, Besal, Gesner, Sydenhaim, den grossen Boerhave, seinen berühmten Ausleger Van Swieten und so viele andere als auf Schutzgötter der Erde hin, indem diese jene ohne Vergleich übertreffen, und der Menschheit dadurch, daß sie die Erfindungen der Heilkunde, die uns die Alten zurückgelassen haben, mit neuen Zusätzen und Verbesserungen bereicherten, eine neue und unvergeßliche Wohlthat erwiesen. Wie gern möchte ich hier einigen neueren, die sich um unser Wien, die sich um ganz Europa verdient gemacht haben, das Lob sprechen, hätte nicht das Alterthum in Verherrlichung der andern vorlängst die ganze Beredsamkeit erschöpft!

Allein so sehr ich Europens Aerzte bewundere, so lachenswerth und verächtlich finde ich die Quacksalber der Abiponer. Ich nehme nicht den geringsten Anstand dieses Urtheil von ihnen öffentlich zu fällen. Weit entfernt die Arzneywissenschaft gründlich zu verstehen, kennen sie selbe auch nicht einmal der Oberfläche nach, haben sich nie darinn umgesehen, und sind in den Geheimnissen der Chymie, Botanik, Anatomie und Pathognomik gänzlich fremde. Und diese beten die bewunderungswürdigen Waldindianer als Aerzte, als ihre Erhalter und Retter an. Im Grunde sind sie bloß verschmißte Betrüger, die es werth wären, daß sie Gallenus in seinem Grimme täglich züchtigte, und Aesculap, Hypocrates und alle Mediziner zusammen anspieen. Betrug ist, was sie den leichtgläubigen Abiponern statt Arzney ausdringen, so wie sie selbst überhaupt Worte statt Sachen verkaufen. Sie können aber eben so wenig eine Krankheit vertreiben als entstehen machen, Medicinen bereiten als jemanden verzaubern. Kurz sie verstehen sich auf die Verächtung der Kranken besser, als auf ihre Heilung. Und dennoch sehen die armen Wilden, weil sie von Jugend auf die abergläubischen Vorurtheile ihrer Väter in sich saugen, ihr grenzenloses Vertrauen auf die Kunst ihrer Zauberer, wenn sie krank sind, fürchten sich aber, wenn sie es nicht sind, aus ganzer Seele durch die magischen Ansprechungen derselben es zu werden. Wir hingegen behaupteten immer und öffentlich, daß man diese Betrüger weder fürchten, noch auch auf sie vertrauen müsse. Ja wir forderten sogar, um die Abiponer von dieser Wahrheit desto fester zu überzeugen, ungeachtet alle Schwarzkünstler und Schwarzkünstlerinnen auf, daß sie von aller ihrer Wissenschaft Krankheiten zu erregen, mit der sie sich brüsten, wider uns frey Gebrauch machen sollten. Wir ermahnten daher unsere Zuhörer oftmals, daß sie diese betrügerischen und verschmißten Quack-

salber weder ansehen noch anhören, sondern ganz vergessen, verachten und verlachen sollten. Ohne Zweifel würde dieser Abschaum von allen Schurken die ihnen zugesagte Beleidigung und ihre Herabsetzung vor den Augen des Volkes mit aller ihrer verderblichen Wissenschaft gerächt haben, wenn sie eine solche besessen hätten.

Bei den Aegyptiern gab sich nach dem Zeugnisse des Herodot im 2. B. S. 134 nach meiner Ausgabe jedweder Arzt mit einer besonderen Krankheit ab, damit sie den Kranken desto sicherer Hilfe zu leisten im Stande wären; denn sie waren der Meinung, daß, wenn sie sich nur auf eine Wissenschaft verlegten, sie es darinn desto weiter bringen würden. Bei den Abiponern ist das sonderbar, daß ihre Aerzte alle Krankheiten, sie mögen nun innerlich oder äußerlich seyn, mit der nämlichen Medizin kuriren. Lasset uns sehen, wie sie dabei zu Werke gehen, und darüber lachen. Auf den schmerzhaften Theil des Körpers drücken sie ihre Lippen fest auf, saugen daran, und speyen wieder nach jedweddem Zuge gewaltig aus. Von Zeit zu Zeit blasen sie mit gespannter Lunge und vollen Backen darauf. Dieses Blasen und dieses Saugen wiederholen sie wechselweise. Wenn Abiponer also am ganzen Körper krank sind, von einer böartigen Hitze gequält werden, oder die Pocken sich einzustellen beginnen, so überfallen vier oder fünf solche Aerzte auf einmal den Patienten wie Harpyen, um seinen ganzen Leib zu gleicher Zeit auszusaugen und anzublase, so daß der eine seine Lippen an den Arm, der zweyte an die Seite und der dritte und vierte die übrigen an beide Füße ansetzen. Man sollte glauben, daß eben so viele Bluteigel an dem Kranken hängen. Nimmt das Kind die Brust ihrer Mutter nicht an, oder weinet es, so weiß man  
auf



auf der Stelle Rath zu schaffen. Man läßt es von dem Schwarzkünstler tüchtig aussaugen. Diese Heilmethode ist meines Wissens nicht nur bei allen Wilden in Paraguay und Brasilien sondern auch bei den Galibes, einem indianischen Volke, eingeführet, wie unser P. Johannes Grillet in seiner Reise durch die Provinz Quiana erzählt. Ich zweifle nicht, daß selbe von den meisten amerikanischen Völkern angenommen, aber auch sehr offenbar abergläubisch anzusehen ist, weil sie ganz allein von den Schwarzkünstlern, diesen Lehrern des Aberglaubens, ausgeübt wird, und die unwissenden Indianer in dem Wahn stehen, als stecke die Heilkraft bloß in jener ihrer Lippen. Ubrigens kann ich mich unmöglich be-  
reden, daß dieses Saugen und Anblasen eine natürliche Kraft zur Abwendung der Krankheiten und zur Erhaltung der Gesundheit in sich enthalte. Die europäischen Aerzte mögen hierüber den Ausspruch thun.

Ich weiß wohl, daß es gut ist, den Eiter aus dem Geschwüre und das Blut aus den Wunden zu saugen, weil man dadurch der Fäulniß die Nahrung entzieht. Siehen doch auch die Umschläge, welche man auf die Geschwüre legt, die bösen Feuchtigkeiten daraus, und werden deswegen feucht? Durch die Schröpfgläser und Egel wird dem menschlichen Körper, wenn man selbe an das Fleisch ansetzt, eine ziemlich Portion schädlichen und überflüssigen Blutes abgezapsset. So oft wir unseren Finger mit einer Nadel oder einem Messer verlegen, trachten wir immer das daraus triefende Blut entweder mit den Lippen oder mit der Hand auszudrücken. Die Thiere und besonders die Hunde heilen ihre eigenen und fremden Wunden mit Lecken. Ihre Zunge dienet ihnen statt aller Arzney und besser noch als alle Apotheken. Wird ein Spanier oder christlicher Indianer von einer

Schlange gestochen, so lassen sie sich das verletzte Glied von einem guten Freunde aussaugen, damit das Gift durch das heftige Saugen noch eher herausgehoben wird, als es sich in den Gliedern verbreitet. Der Saugende nimmt, um sich keinen Schaden zu thun, ein Tobackblatt in den Mund und speyet auf jeden Zug sorgfältig aus, damit er nicht durch Verschlingung des Giftes, wovon er den anderen befreiet, sich selbst anstecke, und um das Leben bringe. Wenn manchmal alles auf einmal ertatterte, wurde dieses Mittel öfters gebrauchet; allein ich rathe niemanden sich desselben zu bedienen, weil es immer mit Gefahr des Saugenden verbunden ist, außer in der äußersten Noth, wenn man gar keine andere Arzney bei der Hand hat. In diesem Falle befinden sich sehr oft diejenigen, welche durch die ungeheueren Wästeneyen von Amerika reisen müssen: denn da trifft man fast überall giftige Schlangen die Menge, aber keinen Arzt und keine Medijin an.

Tacitus sagt, daß bei den alten Deutschen die Mütter ihren Söhnen, und die Weiber ihren Männern die Wunde ausgesauget haben. Sie gehen mit ihren Wunden zu ihren Müttern oder Gattinnen hin; wie sich denn auch diese nicht scheuen selbe zu zählen oder auszusaugen. \*) Ebendieses that auch der Arzt Machaon in Ansehung der Wunden des Menelaus, wie Homer in seiner Ilias 4. dichtet.

Wie er aber die Wunde sah, wo ihn der schmerzliche Pfeil getroffen hatte,  
Sog er das Blut heraus, und brachte mit vieler  
Geschicklichkeit gelinde Heilmittel hinein. 2c.  
Hesern

---

\*) Ad matres, ad conjuges vulnera ferunt; nec illae numerare aut exfugere plagas pavent.

Legen sich also die Abiponer ihre Wunden, Geschwüre, Schlangenstiche etc. von wem immer aussaugen, so könnte man sie keineswegs tadeln. Allein sie machen sich offenbar des Aberglaubens schuldig, weil sie sich diesen Dienst von niemand anderen als von Schwarzkünstlern leisten lassen wollen, denen sie dieses Heilungsvermögen aus einem thörichtem Wahn weder als eine Gabe der Natur noch als ein Werk der Kunst, sondern als ein Geschenk ihres Großvaters zu eignen. Sie sind auch fest der Meinung, daß einer den andern an medicinischer Trefflichkeit des Athems und der Lippen und an Heilkraft übertreffe. Als mir einst in einem feindlichen Anfall mein Arm mit einem Pfeil durchschossen wurde, so gaben mir alle Weiber, die da haufenweise zu mir hinstiegen, einhellig den Rath, daß ich mir den Arm sogleich durch den Pazanolrin, einen Abiponer, der sich hierinfalls am meisten berühmt gemacht hatte, aussaugen lassen sollte, weil mich dieser am geschwindesten wieder herstellen würde. Ich hörte ihren widersinnigen Rath an, lachte darüber, verwarf ihn aber mit Unwillen, damit ich nicht etwa ihrem Aberglauben etwas einzuräumen schien. Der zweyte Grund, weshalb das Sagen dieser Wilden verwerflich ist, besteht darin, weil sie selbes für ein allgemeines Mittel wider alle Krankheiten, und für eine Universalmedicin ausgeben. Ich kannte in Paraguar einen Europäer, der in der Medicin etwas mehr als die meisten anderen verstand, und der, weil er verschiedene Kranke mit dem Traut vom Erdranch (Fumaria) kurtirte, von den Spaniern der Doktor Fumaria genennet wurde. Ich hatte einst in dem quaranischen Flecken S. Thomas einen Indianer zum Krankenwärter, welcher, wenn ich ihn fragte, was für eine Arznei er diesem oder jenem Kranken gegeben habe, allemal antwortete: Eisenkraut (Verbena) mein Vater! habe ich ihm gegeben. Weil er einmal beobachtet hatte, daß dieses Kraut einem

Kranken wohl bekam, schloß er in seiner Dummheit, es würde allen Patienten in was immer für Krankheiten nützen, und er müße es daher allen ohne Unterschied eingeben. Noch dämmer aber sind die Abiponer, welche dafür halten, daß durch das Saugen und Anblasen alles aus dem Körper geschafft werde, was immer dem Kranken Schmerzen, Hitze, Geschwulst oder eine andere Beschwerde verursacht. In dieser Leichtgläubigkeit suchen die verschauhten Schwarzkünstler die Unwissenden durch immer neue Betrügereyen zu erhalten und zu bestärken. Denn wenn sie sich zum Saugen anschicken, so werfen sie unvermerkt Dörner, Käfer, Würmer, ic. in den Mund, - und speyen nach jeglichem Zug ein Stück von diesem Unrath aus. Sieh! sazen sie, das war die Ursache deines Uebelbestehens, und zeigen mit dem Finger auf den ausgespickenen Wurm oder Dorn hin. Dadurch wächst dem Patienten wieder der Muth; seine trübe Seele erheitert sich, und er lebt gleichsam wieder auf in der Meinung, daß er von dem bösen Gast, der ihn quälte, bereits frey sey. Die Einbildung allein hat nicht selten Krankheiten veranlaßt und gehoben. So groß ist der Einfluß des Körpers auf die Seele und der Seele auf den Körper. Dieß ist eine offenbare, durch tägliche Erfahrungen und hundert Geschichten bestätigte Wahrheit. Zudem ist es auch kein Wunder, wenn der Schmerz, nachdem das Saugen durch einige Tage fortgesetzt worden ist, aufhört, weil derselbe ohne alle Medizin von sich selbst und bloß durch die Länge der Zeit aufhört hätte. Ich läugne nicht, daß die Abiponer meistens wieder genesen; allein dieß ist eine Wirkung ihres dauerhaften Körperbaues, und nicht das Werk der Schwarzkünstler, die an ihnen saugen. Dennoch schreiben sie diesen als ihren Erhaltern und Lebensrettern den Ruhm ihrer Wiederherstellung zu, und belohnen sie dafür gewissenhaft mit Pferden, Waffen, Kleidern, Glas-

Glaslugeln, und anderen Dingen, wenn sie welche besäßen. Dieses aber thun sie nicht aus Erleben der Dankbarkeit sondern vielmehr aus Furcht; denn sie sind fest der Meinung, daß die durch das Saugen vertriebene Krankheit sogleich wieder zurückkehren würde, wenn sie nicht ihre Aerzte für ihre Mühe bezahlten, so gut, und sobald es in ihrem Vermögen steht, wiewohl selbe eher gepeitschet als belohnet zu werden verdienen, indem sie manchmal das äußerste Unheil anrichten. Wir sahen leider viele Kinder matt, blaß, leblos, und dem Tode nahe, und auch wirklich bald darauf sterben, weil diese Quacksalber ihre zarten Körperchen durch ihr vielmaliges Saugen entkräftet, oder richtiger erschöpft haben. Den wilden Müttern, welche nach so vielen traurigen Erfahrungen noch nicht klug geworden sind, kann man wahrhaftig nichts anders als den immernährrenden Gebrauch den Nießwurz verordnen.

Die Payaguas, die wildesten unter allen Barbarn, haben ein altes von ihren Vorfahren ihnen hinterlassenes Gesetz, vermöge dessen das ganze Volk, wenn einer von ihnen stirbt, über den Arzt (so heißen ihn Pay) der den Kranken in die Kur genommen hatte, herfällt und ihn tödtet. Weil sie nun außerordentlich rachgierig sind, so wird dieses grausame Gesetz von allen mit einer eben so grausamen Pünktlichkeit befolget. Bei der Stadt Assumption, wo ich mich dazumal aufhielt, an dem Ufer des Flusses Paraguan mußte ein solcher unglücklicher Arzt den Tod seines Kranken mit seinem Leben büßen; indem seine Landesleute mit Pfeilen und Lanzen ihn elendiglich erschossen und erstachen. Gänze das unmenschliche Gesetz der Payaguas auch bei den Abiponern statt, so würden sich ohne Zweifel auch bei ihnen nicht so viele Betrüger zu Aerzten lägen. Sie würden sich scheuen und weigern ein so gefährliches

gefährliches Handwerk zu treiben; und Mediciner werden daselbst nicht in einer Nacht wie die Schwämme aus der Erde hervormachsen. Ich halte für gewiß, daß in jedweber Horde der Abiponer die Anzahl der Aerzte die der Kranken weit übersteiget. Jene belagern ohne Gefahr für ihr Leben oder ihre Ehre und mit gewissem Gewinne dieser ihre Liegeplätze, und saugen ihnen ohne Unterschied der Krankheit ihren Körper und ihre Kräfte aus. Trägt man sie über den Zustand ihres Patienten, so prophezeien sie lauter Gutes. Straft sie der Erfolg Lügen, und stirbt dieser, so mangelt's ihnen nicht an Entschuldigungen. Die Krankheit mußte tödtlich gewesen seyn; ein anderer Zauberer die Kraft ihrer Medizin durch seine Zauberkünste unwirksam gemacht haben. Und hierbei bleibt es. Weh dem, der sich unterfangen würde die Entschuldigungen der Schwarzkünstler in Zweifel zu ziehen!

Obgleich das Saugen der Schwarzkünstler das vornehmste und beinahe einzige Heilmittel der Abiponer ist, so haben sie dennoch auch von den unsrigen einige Ideen, aber nur wie im Traume. Sie rasen sich zuweilen, wenn sie sich von den Sonnenstrahlen entkräftet oder von einer anderen bössartigen Hitze gequält fühlen, eine Portion Blut ab, indem sie sich in den Arm oder Baden ein Messer stechen. Einige bedienen sich statt der Lanzette des Stahls vom Fische Raya, wie ihn die Spanier, oder Epāpanik, wie ihn die Abiponer nennen, und lassen sich nicht ungeschickt zur Arbeit. Von den heilsamen Kräutern, die daselbst in unzähliger Menge wachsen, wissen sie kaum einige Namen, und dennoch möchten sie sich gern das Ansehen geben, als hätten sie alle Geheimnisse der Natur inne. Sie geben daher auch dem Kranken, weniger aus Sorgfalt für dieser ihre Gesund-

heit

heit als um sich selbst einen Namen zu machen, diese oder jene Baumblätter, und Wurzeln wenig bekannter Kräuter statt einer Arznei ein, auf die jeder Arzneykennner sicher schreiben könnte: quid pro quo, indem diese Mittel meistens von der Art sind, daß sie mehr Schaden als nützen. Ich wurde einst nach einer beschwerlichen Reise zu S. Conception von einer Unpäßlichkeit befallen. Sogleich kam eine Alte, welche daselbst wegen ihrer Erfahrung in der Medicin in Ansehen stand. Diese reichte mir nun eine große Wurzel dar, und verbieth mir meine Wiedergenesung auf ihr Wort, wenn ich sie im Wasser gekocht zu mir nehmen wollte. Ich ertattete über den Anblick dieser Arznei, noch mehr aber über den Anblick des Weibes als der leibhaften Megära.

Die quaranische Sprache ist an Benennungen für die Arzneypflanzen eben so reich als die abiponische daran arm ist. Auch haben nicht wenige Quaranier von deren Gebrauche vortreffliche Kenntnisse. Zu S. Joachim kannte ich acht Jahre hindurch einen Indianer Namens Ignaz Yarikà, der sich mit Heilung der Kranken abgab, und dessen Geschicklichkeit und Glück ich, die Wahrheit zu sagen, nie genug bewundern konnte. Bein- und Armbrüche heilte er oft, nachdem er alles eingerichtet und mit Täfelchen von Rohr befestiget hatte, in sehr kurzer Zeit mit Hilfe vier Kräuter, ohne daß einer seiner Patienten hätte hinken müssen. In den amerikanischen Wäldern giebt es fast überall eine Art, von einem dunkelgrünen fast braunen Epheu, welches wie ein Strick in der Größe des kleinen Fingers an den Bäumen wächst, und sich verschiedentlich um ihre Stämme windet. Die Spanier nennen es Suelda con Suelda. Ob es auch in Europa zum Vorschein kommt, oder wie es daselbst heißt, habe ich aller Mühe ungeachtet, die ich mir dießfalls gegeben habe,

habe, nie in Erfahrung bringen können. Wenn diese Pflanze klein geschnitten, im Wasser gekocht und in einem Leintuch auf den Bein- oder Armbruch gelegt wird, so heilet sie selbst schnell und glücklich. Die Wiederherstellung einer Menge Unglücklicher, die ich mit diesem Mittel heilen sah, läßt hierüber keinen Zweifel übrig. Zu Corrientes binden die spanischen Frauen um den Beinbruch, wenn er erst geschehen ist, eine frische Haut von einem jungen Hunde, und kuriren denselben ohne alle andere Arzneymittel vollkommen. Purgierende, schweißtreibende, gall- oder andere böse Feuchtigkeiten abführende Arzneyen kennt und gebraucht kein Abiponer. Von Elystiren wollen sie nicht einmal den Namen hören. Zu S. Hieronymus hat einst der Vater Brigniel einen spanischen Soldaten, der von der Medizin Profession machte, einen kranken Abiponer zu kuriren, welcher dann eine Elystier nöthig fand. Kaum bemerkte der Patient, daß man ihm die Elystierspritze ansetzte, als er während aus dem Bette sprang, nach der Lanze griff, und selbe dem Soldaten ganz gewiß durch den Leib gestossen haben würde, wenn sich dieser nicht eilends durch die Flucht gerettet hätte. Bald darauf verwandelte sich der plötzliche Schrecken des alten Spaniers in einen völligen Grimm; und er stieß wieder den undankbaren Kranken alle mögliche Schimpfwörter und Flüche aus, indes wir in die Fauslachten. Holet, schrie er, meine Patres! lieber aus der Hölle den ärgsten Teufel, der diese Bestie kurire! Dafür, daß ich ihm Arzneyen geben wollte, will er mir das Leben nehmen. Meiner Spritze setzt er seine Lanze entgegen. Wer mag sich mit so ungleichen Waffen in einen Kampf einlassen? So ärgerte sich dieser Mann. Ebensowenig wird man einen Quaranier dahin bringen, daß er sich in was immer für einer Krankheit eine Elystier setzen ließe. Die Indianer nehmen durchgängig spanischen Tabak von Sevilla, so wie wir ihn schnupfen, in die Ohren, sobald sie



ſie in denſelben, ſey es wegen der regneriſchen Bitterung oder eines heftigen Windes, Schmerzen fühlen; wiewohl ſie auch keineswegs in Abrede ſtellen; daß er ihnen durch die Naſe geſchnupft, viel Vergnügen macht. Sie ſoderten daher von uns immer Taback. Oft kamen Abiponer bei eitler Nacht zu mir, weckten mich auf und ſchrien: Tach kauë Yabogëg, gieb mir Taback. Ich ſtand auf und gab ihnen, was ſie verlangten. Die Wilden ſind wie Kinder; ihr Zutrauen zu ihrem Vater, und ihre Dreuſtigkeit alles zu begehren, was ihnen in den Sinn kömmt, haben keine Grenzen. Verweigert man ihnen etwas, ſo werden ſie aufgebracht, und laſſen ſich nachmal auch durch mehrere Geſchenke kaum mehr beſänftigen.

Ihre Schwarzkünſtler behaupten, um ſich das Anſehen zu geben, als hätten ſie die Macht Krankheiten zu gebieten, und Geſundheit zu verleihen, mit vieler ruhmredneriſchen Prahlerey, daß zur Wiederherſtellung der Kranken keine Arzneyen nöthig ſind, und daß ihre Worte allein dazu hinreichen. Sie ſehen ſich daher um das Lager ihrer Patienten herum, und ſingen einige Geſänge herab, als wenn es Zaubergeſänge wären, entweder um jene mit ihrem Großvater, dem Teufel, auszuſöhnen, oder die Schatten der Verſtorbenen herzubannen. Durch dieſen ihren Beiſtand machen ſie ſich anheißig alle wenn gleich noch ſo ſchwere Krankheiten zu ſchwächen und zu vertreiben. Das thörichte Volk glaubt von dieſen Betrügern, daß, wenn ſie gleich den Himmel nicht zu ihrem Vorhaben bewegen können, dennoch die Hölle, durch ihre wunderſame Zauberkünſte aufgeſodert, ihre Wünſche zu erfüllen nicht ermangle. Mein leichtgläubigen Wilden kann man ſo was verzeihen, nachdem ſelbſtweiſe Männer den bloßen Worten eine mediciſche Kraft beigemessen

beigeleget haben. Plinius erzählt im 28. B. 2. K. aus dem Homer, daß Ulysses einem verwundeten Weibe das Blut mittelst einiger Gerse gestillet habe. Theophrast gab von dem Hüftenweh, Barro von dem Podagra, und Cato von den Verrenkungen an Gliedern vor, daß man sie mit gewissen Gerse kuriren könne. Unterstand sich doch auch Theophrastus Paracelsus (Lib. Phil. sagac. C. 6.) zu behaupten, daß die Natur ihre Kräfte so gut auf die Worte lege als auf Wurzeln und Kräuter. Aber weg mit dergleichen altweibischen Märchen und abergläubischen Ausrufungen. Sie haben längst ihren Kredit verloren, und sind es daher nicht werth, daß man sich hier länger dabei verweile. Welch ein Mißtrauen die Aerzte der Abiponer, diese so verschmitzten Schälke, in ihre eigenen Künste setzen, zeigen sie in ihren Krankheiten, da sie nicht von ihren Amtsgenossen, die ihnen gleichen, sondern lieber von dem nächsten besten Europäer Hilfe und Rath verlangen. In diesem mißlichen Zustande wollen sie lieber ihre Unwissenheit in der Arzneykunde, mit der sie sich doch so sehr brüsten, eingestehen, als unter der Krankheit erliegen. Zu der Zeit, da ich mich bei den Abiponern aufhielt, hatte sich Pariekalkin, der Vornehmste unter den Schwarzkünstlern, in der Heilungswissenschaft den größten Ruhm erworben. Als dieser einst von einer Art Seitenstechen und einer unmaßigen Hitze gequälte wurde, ließ er keinen von seinen Ritzenherern zu sich kommen, sondern fragte vielmehr mich um Rath. Gebranntes Hirschhornpulver im Gersewasser genommen brachte ihm seine Gesundheit wieder, mir aber be: seiner Horde den Ruhm eines Arzneyverständigen zumege. Allein ich hätte lieber ein Arzt seyn als scheinen mögen. Durch nichts gewinnt man eher die Bewogenheit der Wilden, als durch die Geschicklichkeit in Heilung der Kranken. Ihrer Meinung nach weiß derjenige alles, der die Krankheiten und die

Arz

Arzneyen darwider kennet. Einen solchen werden sie auch in Religionsfachen glauben, und sich folgsam und gelehrig gegen seine Aussprüche bezeigen. Selbst der göttliche Heiland wurde, so lange er auf der Erde wandelte, von den Menschen bewundert, weil er nicht bloß die Seelen sondern auch die Körper heilete. Ihm nachzuziehen gaben wir uns, die wir zum Unterrichte der Wilden bestimmt waren, alle erdenkliche Mühe durch leichte Hausmittel, Lesung medicinischer Bücher und andere Anstalten den Mangel an Aerzten, Wundärzten und Apothekern zu ersetzen, damit wir das elende und durch seinen alten Aberglauben verblendete Völklein von ihren Schwarzkünstlern abwendig machten, als an welchen wir überall die größten Widersacher unserer Religion erfuhren.

Es ist unglaublich, welche Sorgfalt man in den quaranischen Flecken für die Kranken trug. Die meisten zählen 4, einige aber auch 6 bis 7000 Einwohner. Nach ihrer größeren oder kleineren Menge sind auch mehr oder weniger Indianer bestellt, die Kranken zu kuriren. Alle diese haben einige Kenntnisse von Kräutern und Hausmitteln, wiewohl sie ohne Vorwissen des Missionärs keinem eigenmächtig eine Arzney geben dürfen. Sie tragen immer einen grossen Stod mit einem Kreuze mit sich herum, deswegen man sie Curuzuya oder Kreuzträger nennt. Ihr Amt ist, daß sie, sobald es Tag wird, jeder durch die ihm angewiesene Gassen, den ganzen Flecken abgehen, die Kranken besuchen, und sich erkundigen, ob niemand von neuem krank geworden ist. Von allem diesem wird dem Missionär noch vor der Messe, welche er bei Sonnenaufgang öffentlich liest, Bericht erstattet; worauf er die Arzney verordnet, und die Sacramente bestimmt, die einem jeglichen ertheilet werden.

den sollen. Zu Mittag wird einem jeden Kranken (ihres sind oft 30, oft mehr, oft auch weniger) aus des Missionärs Küche gekochtes Fleisch sammt einem Semmelbrod von dem weißesten Mundmehl in sein Haus geschickt. Dieser besucht täglich alle Kranken einmal, und wenn die Krankheit gefährlich ist, auch öfters, allemal aber in Begleitung zweyer Knaben. Wir haben ihnen niemals etwas abgehen lassen, was ihr Leib, oder Seelenheil erheischte. Die Frucht unserer Sorgfalt war, daß die Meisten wieder genesen, die übrigen aber, deren Krankheit den Kräften unserer Arzneyen trozte, mit allen Heilmitteln der Religion zum Tode vorbereitet in unserem Beiseyn die Reise in die Ewigkeit hinüber antratten. Es ist also wiederum falsch, was der bekannte Bougainville, der sich zu Buenos Ayres durch Unwissende oder Mißelgefinnte so vieles aufbinden ließ, sich zu schreiben erdreustete, daß nämlich von den Quaraniern, die das Unglück hätten in eine Krankheit zu fallen, die meisten daranstiegen und nur die wenigsten wieder auskamen. Von den Pocken und Kinderflecken kann dieses allein gelten; die Ursachen davon habe ich in einem andern Hauptstücke angemerkt. Zudem hatten auch immer zween manchmal auch drey unserer Laybrüder und Wundärzte aus Europa, welche in der Medicin ziemlich bewandert waren, nicht nur den Missionarien sondern auch den kranken Indianern in den quaranischen Flecken die erspriesslichsten Dienste geleistet; wiewohl sie wegen der übergrossen Entlegenheit der Ortschaften nicht überall, wo man ihrer nöthig hatte, zugegen seyn konnten.

Wir mußten also nebst der Seelsorge der Indianer auch die Körperpflege der Kranken auf uns nehmen. In der That betrachteten wir es allemal als eine Fügung der

der gütigen Vorsicht, wenn wir mit unsren wenig bedeu-  
tenden Arzneyen die gefährlichsten Krankheiten vertrieben.  
Der kleine Vorrath unserer Hausapotheke bestand in  
äußerst wenigen Artikeln. Schwefel, Alaun, Salz, Ta-  
bac, Zucker, verschiedene Gattungen des Pfeffers, Hü-  
ner-Eier, Ochsen-, Hirschen- und Schaaffette, wie auch  
Schießpulver leisteten den Kranken tausendfachen Nutzen.  
Es vergieng fast kein Tag, daß die Indianer nicht et-  
was aus diesem unsren Arzneymagazine verlangten.  
Dergleichen hatten wir drey Kärbisse mit Salben. Die  
grüne hieß Mōhahobi, und ist aus Unschlitt und  
etlich und dreyßig Kräutern zusammengesetzt. Die zwote  
war schwarz, und die dritte gelb. Wir nannten jene  
Mōhahū, und diese Mohayū. Gleichwie eine jede der  
erwähnten Salben aus anderen Ingredienzien bestand, so  
hatte auch eine jedwede eine andere Bestimmung, welche  
die Indianer aus Erfahrung kannten. Auch mangelte  
es uns nicht an heilsamen Kräutern, welche entweder in  
den dortigen Gegenden von selbst wachsen, oder von den  
Europäern dahin verpflanzt wurden. Dergleichen waren  
der Borretsch, der Wegerich, der Erdrauch, das Eisen-  
kraut, die Salvey, die Pappeln, das Wandkraut (*Virga  
aurea*) der Wohlgemuth oder Mayoran, die Münze,  
der Wermuth, die Narde, &c. Von Rosmarin, Kan-  
ten und Weisfuß findet man bei den Quarantern ganze  
Wälder. Hierzu füge man noch die Blätter, Wurzeln,  
Früchte, Harze und Rinden so vieler kostbaren Bäume,  
wovon das eine oder das andere medicinische Kräfte be-  
sitzt, und in den europäischen Apotheken um theures  
Geld verkauft wird. Wer weiß nicht, daß das *Lignum  
Sancum*, das Quayacan, die peruanische oder China-  
rinde, die sonst auch Quina Quina heißt, und von dem  
Baume kommt, den unsere Indianer, die Chiquiten, Pizões  
nennen, die Rhabarbar, welche der alexandrinischen fast  
gleich.

gleichkömmt, das Cassafra, die Sarsaparilla, das Mechoacan, die Jalapa, die Tamarinde, der Balsam Cupayba, und andere zu verschiedenen Absichten dienliche Gattungen desselben, der Dagwer, das Drachenblut und noch andere berühmte Arzneyen in Paraguay erzeugt oder zubereitet werden? Ich übergehe verschiedene Steine, welche die Spanier Piedras Bezar nennen, weil man selbe in dem Magen der Huenacken oder Elendthiere antrifft. Eine Menge Fische, Amphibien, Feld- oder Waldthiere enthalten vieles, woraus die Amerikaner in medicinischer Rücksicht vortrefflich ihren Nutzen zu ziehen wissen. Legt man die Haut eines Wasserhundes oder Aguaraquazu (sie ist goldgelb und hat in der Mitte über den Rücken einen schwarzen Streif) auf den bloßen Leib auf, so stillt sie die Schmerzen der Hüftwehe, und verschafft in Bauchgrimmen und besonders in der Kolik, wie ich aus Erfahrung weiß, eine große Erleichterung. Eine solche Haut brachte ich wegen ihres vielfältig bewährten Nutzens aus Amerika mit mir; allein sie wurde mir auf dem Schiffe entwendet, ein Verlust, den ich noch heutiges Tages nicht verschmerzen kann. In dem Flusse Parana findet man zwischen den guaranischen Flecken Loreto und Fronleichnam einen Fisch (seinen Namen habe ich vergessen,) in welchen ein Weichsen steckt, das pulverisirt und im Wasser getrunken in Darmwinden schnelle Hilfe leistet. In eben diesem Zustande thut auch europäischer Safran, so viel als man zwischen zweyen Fingern fassen konnte, im Weine gesotten und getrunken den Weissen, denen ich selbe anrieth, in meinem Weisseyn auf der Stelle die trefflichsten Dienste. Auch schädliche Thiere geben für die Amerikaner Arzneyen her. Umschläge von Krokodilensfette heilen die Wunden. Dörret man ihren Magen und zerreibt man selben zu Pulver, so soll er im Wasser getrunken die Steinschmerz-

ten stillen. Ihre Zähne hängen sich Spanier und Indianer durchgängig an den Hals oder an die Arme, und glauben durch dieses Hilfsmittel vor den Schlangensstichen sicher zu seyn. Sind sie aber von einer Schlange gestochen, so schaben sie mit einem Messer etwas von einem Krokodilzähne herab und trinken es im Wasser. Daß die Indianer dieses beobachten, habe ich selbst gesehen. Wider die Schlangenbisse werde ich an einem andern Orte gewissere und schneller wirkende Mittel anzeigen. Die Steinchen, welche man in den Nägen der Krokodilen findet, lindern zerrieben und getrunken die Nierensteinschmerzen. Kalzinirte Tiegerräucher vertreiben gänzlich das Zahnweh, wenn man sie gleichfalls mit kalzinirtem Alaun vermischt und pulverisirt auf den hohlen oder schmerzhaften Zahn leget. Ein durch meine und vieler anderer Europäer Erfahrung trefflich bewährtes Mittel! Die Tiegerräucher treibt auch augenblicklich die Würmer aus dem Kopfe oder anderen Theilen des Körpers, wenn der Ort, wo sie wegen ihrer Menge und des zu engen Aufenthalts herauswollen, damit bestrichen wird. Die gemeinen Hausfliegen, die von den unsrigen in nichts unterschieden sind, schleichen sich zuweilen, wenn man untertags schläft, durch den Mund und die Nasenlöcher in den Kopf, und brüten daselbst aus ihrem Urath wie aus Eiern gewisse Würmer aus, die in der Mitte dick, an beiden Enden zugespitzt und roth, übrigens weiß und mit einigen Kreisen, wie mit Ringen, umgeben sind. An ihrer Länge gleichen sie dem Nagel des kleinen Fingers. In wenigen Stunden vermehren sie sich auf eine unbegreifliche und unglaubliche Weise, und zernagen den Theil des Hauptes, worinn sie sich gelagert haben. Ihre Menge fällt ihnen selbst beschwerlich. Sie trachten daher entweder, weil sie ihres engen Gefängnisses überdrüssig werden, oder weil ihnen nach und nach ihre Nahrung ausgeht, aus ihrem Kerker herauszukommen,

und durch denselben, wo sie nur immer können, durchzubrechen. Auf der äußersten Haut sieht man nun ein rothes Pünktchen, da nämlich, wo die Würmer durchbrechen wollen. Der Umkreis um diesen Punkt, nicht der Punkt selbst, muß mit Liegerfette beschmieret werden. Da die Würmer den abscheulichen Geruch derselben nicht ertragen können, so bohren sie mit verdoppelten Kräften durch das Fleisch und die Beine, und stürzen, sobald die Oeffnung gemacht ist, alle nach einander heraus. In der That ich erstaunte, und ein kalter Schauer ergriff mich; auch wollte ich meinen eigenen Augen nicht trauen, als ich aus dem Kopfe des Indianers Gregorius Piripoti zu S. Joachim eine solche unglaubliche Menge Würmer herausströmen sah, daß sie schwerlich mein Hut gefasset hätte. Und ich begreife noch nicht, wie sich selbe in dem Kopfe dieses Mannes hat aufhalten und nähren können. Hieraus kann man aber schließen, wie zusammengepreßt sie in ihrem engen Behältnisse auf einander lagen. Zu oberst an der Nase zwischen den Augenbrauen öffneten sie sich einen und zwar so engen Ausgang, daß nur einer nach dem andern heraus konnte, wiewohl sie in einer ununterbrochenen Reihe begierig einander fortdrängten. Die kleine Wunde heilte bald wieder zu; dennoch blieb im Fleische eine Höhlung wie eine Narbe zurück. Der Indianer nahm keinen Anstand seine Befreyung von dem zahllosen Heere seiner gefräßigen Gäste, und seine Wiederherstellung der Liegerfette anzuschreiben. Ich habe auch andere aber allemal gleich glückliche Kuren damit gemacht.

Noch mehr. Die Klapper, welche eine vom Bisse strogende Schlange hinten an ihres Schwanzesende trägt, ist eine kostbare Arznei: denn wenn man selbe pulverisirt und die hohlen Zähne damit anfüllet, so macht sie diese so weich, daß sie ohne allen Schmerzen nach und nach  
von



von sich selbst ausfallen. Man bedienet sich auch ihrer in anderen Krankheiten. So müssen die giftigsten und verderblichsten Thiere den kranken Amerikanern Arzneyen liefern. Unser P. Galloner, ein geborner Engländer, der als einer der ersten Aerzte und Botaniker in ganz Spanien und Paraguay bewundert wurde, behauptete, daß die Paraquayer unserer Apotheken leicht entbehren können, indem ihnen die Natur die heilsamsten Pflanzen, Kräuter, Wurzeln und Bäume verliehen hat, welche wider alle Krankheiten hinreichen.

Die Natur der Krankheiten und der Pflanzen kennen zu lernen, durchblättern wir fleißig medicinische und botanische Bücher. Statt einer ganzen Bibliothek in der Arzneykunde bedienen wir uns alle der medicinischen Blumenlese, \*) welche in Spanien in kastilianischer Sprache einigemal aufgelegt, von den Madrider Aerzten mit Lobsprüchen überhäuft, und wegen ihrer Gemeinnützigkeit allgemein angepriesen wurde, also zwar, daß man dieses Buch in ganz Amerika, so weit es spanisch ist, außerordentlich werth schätzt. Johann Steinbecker aus Schlesien, ein unseriger Laybruder und vortrefflicher Wundarzt, welcher sich durch eine ausgebreitete medicinische Lectüre, und vieljährige Erfahrung in Neugranada, da er sich in den dortigen indianischen Kolonien mit der Pflege der Kranken abgab, gebildet hatte, war der Verfasser dieses weitläufigen, zum Dienste der Missionarien geschriebenen Werkes. Er wollte sie dadurch wenigstens einigermaßen in Stande setzen, den kranken Indianern mit den nöthigen Arzneyen beizuspringen, weil man in Amerika durch ganze ungeheure Strecken Landes weder einen Arzt noch einen Wundarzt oder Apotheker antrifft. Der Mangel an denselben wird durch erwähntes Buch

D 2

hinläng-

---

\*) El Florilegio.

hinlänglich ersetzt, indem man darin nicht nur eine deutliche Anleitung die Krankheiten genau zu kennen, sondern auch einen vollständigen Unterricht findet, wie man aus den Produkten, welche Amerika hervorbringt, die Arzneyen zusammensetzen und zubereiten müsse.

Da diese unsere Bemühungen in Ansehung der Kranken oft einen sehr glücklichen Erfolg hatten, so brachten wir dadurch zuwege, daß die Abiponer, so oft sie von einer Unpäßlichkeit befallen wurden, mit Hinzusetzung ihrer Schwarzkünstler ihr ganzes Vertrauen auf uns setzten, und unsere Arzneyen ihren abergläubischen weit vorzogen. Voll Mißtrauen auf mich selbst, und um das Leben meiner Kranken ängstlich bekümmert, drang ich denselben niemals mit übereilter Dienstfertigkeit meine Medicin auf. Meine erste und hauptsächlichste Sorge gieng nur dahin, daß sie sich wider die schlechte Witterung verwahrten, und von schädlichen Speisen und Getränken enthielten. Ich gab ihnen dafür gesunde Eswaren aus meinem eigenen Vorrath, so gut ich konnte. Wollte die Diät nichts versagen, so reichte ich ihnen zuletzt eine durch langwährende Erfahrung bewährte Arznei, die, wenn sie nichts nützte, dennoch auch nichts schaden konnte. Durch diese unserere Gefälligkeit und Wohlthätigkeit gewonnen, ließen sich die Kranken Wilden taufen. Denn vorher entflohen sie, sobald sie krank wurden, aus Furcht vor der Taufe in die Wälder, oder ließen sich von den übrigen dahin tragen. Die letzteren Jahre hingegen bezeugten die meisten ein besonderes Wohlwollen und Vertrauen gegen uns. Erinnerten sie sich, daß ihnen eine unsrige Medizin wohl bekommen hatte, so baten sie uns selbe auch ihren Hantgenossen, wenn sie bettlägerig wurden, zu geben. Aus  
einem

einem Beispiele mag man auf das Uebrige schließen. In den wärmeren Gegenden von Paraguay gegen Norden zu wächst eine Frucht in der Größe einer mittleren Haselnuß. An Geschmack gleicht sie einer Mandel. Die Quaranier nennen sie Mandubiquazú, die Spanier Pinon del Paraguay, die Aertze Ricinus americanus, ficus infernalis, nux cathartica oder die Purgiernuß, weil selbe zugleich Erbrechen verursacht und zugleich purgirt. Die ersten Spanier, welche einst in Paraguay anlangten, wurden dadurch weidlich in die Schule geschickt. Weil sie diese Frucht süß fanden, so aßen sie selbe begierig hinein, wurden aber gar bald unter wechselweisem Gelächter inne, daß sie statt einer Eßwaare Medizin zu sich genommen hatten, welche den Leib mit doppelten Waffen angreift, indem sie die überflüssigen oder schädlichen Säfte desselben unverzüglich durch einen zweifachen Kanal her austreibt. Von diesen Nüssen gaben wir den Abipouern, die einer Purganz nöthig hatten, zwei oder drei. Jeder fühlte sich dadurch ungemein erleichtert. Dadurch geschah es, daß sie, so oft sie ihren Magen beschweret fühlten, sich von uns diese Arznei ausbaten. Eben dieses gilt auch von anderen Heilmitteln. Die alten Indianerinnen, denen nichts so sehr als die Beibehaltung der alten Gebräuche am Herzen lag, kirschten vor Zorn, als sie bemerkten, daß ihre Medicinen verlacht wurden, und ihre reichhaltigen Finanzquellen zu versiegen begannen. Die Schwarzkünstler, welche den Kranken den Körper und ihr Vermögen aussaugten, wurden als unnütze Hummeln verachtet.

Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Heilmethoden der amerikanischen Völker durchgehen wollte. Ueber einige würden die Europäer lachen, über andere sich ärgern, und über noch andere sich wundern. Ich werde hier einige kurz und wie im Vorbeigehen anzeigen.

Die Patagonen, und die in den südlichen Gegenden des magallanischen Landes herumziehen, glauben, daß der Körper des Kranken vom Teufel besessen sey. Ihre Aerzte tragen Trommeln, auf denen schreckbare Gestalten gemahlet sind, mit sich herum. Mit diesen setzen sie sich nun an das Bett des Kranken, und trommeln unter vielem Geschrey zu wiederholtenmalen, entweder um den Teufel über die Krankheit zu Rathe zu ziehen, oder aus dem Kranken herauszutreiben. Stirbt er, so verfolgen seine Anverwandten den Arzt mit allem Grimme, weil sie ihn für den Mörder des Verstorbenen halten. Stirbt einer von ihren Vornehmen oder Caciquen, so bringen sie alle Aerzte um, wenn sich diese nicht durch die Flucht retten. Ein thörichtes Mitleid verleitet sie die Sterbenden, ehe sie noch ganz gestorben sind, zu begraben. Einen solchen sah der P. Mathias Strobl, der sich bei den südländischen Wilden über zehn Jahre aufgehalten hatte, noch lebendig aus dem Grabe hervor. Die Mbayas oder Quaycuris, eine der wildesten Nationen, nennen ihre Aerzte Nigiemigis. Große Kürbisse, die sie mit harten Samenkörnern von allerley Früchten anfüllen, damit selbe im Schütteln klappern, und ein aus braunen Straußenfedern zusammengesetzter Sonnenschirm sind die vorzüglichsten Ehrenzeichen und Werkzeuge ihrer Mediziner, welche selbe überall mit sich an den Händen herumtragen, damit man sie kennet. Die Aerzte der Chiquiten kann ich schlechterdings nicht übergehen. Eherlich ist, was ihr alter Missionär, Patritius Fernandez, in seiner Geschichte von diesem Volke schreibt. Ehe der Schwarzkünstler daselbst seine Kur anhebt, füllt er seinen Magen mit den ausgesuchtesten Speisen, jungen Hühnern und Rebhühnern an, um dadurch einen stärkeren und gesünderen Athem zum Ausfaugen und Ausblasen zu bekommen. Während daß der Arzt schmauset, setzt man dem Kranken unschmackhafte und halbgelochte

trockne

türkischen Baien vor. Edelt ihm dafür, so wird ihm kein Mensch mehr zum Essen aufmuntern, also war, daß weit mehrere des Fastens als der Krankheit wegen daraufgehen. Auf den ersten Besuch ernüdet der Arzt den Elenden mit hunderterlei Fragen. Wo bist du gestern gewesen? Welche Wege bist du gegangen? Hast du vielleicht die Kanne umgestürzt und den türkischen Baienbrant von umgekehrt auf die Erde ausgeschüttet? Wie! wenn du unklug genug gewesen wärest, Schildkröten-, Hirsch-, Wildschweinfleisch oder ein anderes Wildpret den Hunden vorzumersen? Geseht der Patient etwas, so versetzt der Arzt: Wohlan! ich wissen wir die Ursache deines Übels. Die Seele des mißhandelten Gewildes ist in deinen Körper gefahren und peinigt dich nun, um die ihm zugefügte Unbill zu rächen. Leider! ist dieß die Quelle der Schmerzen, die du jetzt empfindest. Die Wilden halten über diesen Ausdruck wie über den Ausdruck eines Drakels. Hierauf fängt der Schwarzkünstler unverzüglich seine Kur an. Er sauget nämlich einigemal den schmerzhaften Theil des Körpers aus. Hernach stößt er da, wo der Kranke liegt, auf dem Boden mit einem Kolben allenthalben herum, und poltert zugleich einige magische Sprüche herab, damit die Seele desjenigen Thieres, dessen Fleisch der Patient dem Hunde vorgeworfen hat, durch den drohenden Lärm erschreckt, diesen seinen Körper verlasse. So thöricht diese Verheißung des Arztes ist, so ist doch die Erwartung des Kranken noch thörichter. Indessen bringt dennoch das lebhafteste Vertrauen, das dieser auf das eingebildete Heilmittel setzt, zuweilen die erwünschte Wirkung hervor, indem die Krankheit aus was immer für einer Ursache aufhört. Eine grausamere Heilart gieng einst bei eben diesen Chiquiten im Schwange. Sie tödteten nämlich das Weib des kranken Mannes, in der Voraussetzung, daß selbe an der Krankheit ihres Mannes Schuld seyn müsse. Sie standen in

Wahn, daß dieser sogleich seine Gesundheit wieder erlangen würde, sobald man jener vom Leben geholfen hätte. Oft erkundigten sie sich auch bei ihren Aerzten, welche Schwarzkünstlerinn ihnen ihre Krankheit an den Hals gezaubert habe. Die Quacksalber gaben nun entweder aus Nachbegierde oder aus Eigennutz bald diese und bald jene für die Thäterinn an. Auch bedurfte es hierzu keiner Beweise. Der Ausspruch des Schwarzkünstlers war dem leichtgläubigen Volklein Orakel und Loosung. Alles lief von allen Seiten her bewaffnet zusammen, die Unglückliche zu erschlagen. So dachten und handelten einst die Chiquiten, als sie noch ohne Religion im Finstern irrten. Seit dem sie aber von uns im Christenthume unterrichtet wurden, zogen sie wegen ihrer Christlichen und kriegerischen Tugenden, und weil sie es in einer Menge Künste ungemein weit brachten, längst die Bewunderung der Spanier auf sich, und leisteten ihnen auch wider andere Wilde die erspriesslichsten Dienste. Die dummen Leute sahen nicht ein, welch einen verderblichen Einfluß schädliche Säfte auf den menschlichen Körper haben, und wie viel das Aderlassen und Purgieren zur Wiederherstellung der Gesundheit beitrage. Allein in unseren Kolonien wurden sie dessen bald durch ihre eigene Erfahrung überführt, und verachteten nun die Künste ihrer Schwarzkünstler. Dadurch wurde endlich für die Sicherheit ihrer Weiber gesorget, als deren Leben, sobald ihr Mann oder auch ein anderer erkrankt, nach dem Gutdünken der verschmitzten Zauberer öfters in Gefahr schwebte. Bis hieher haben wir von den Krankheiten, Aerzten und Arzneyen der Abiponer gehandelt: laßt uns nun sehen, wie es bei ihrem Sterben zugeht.

Sieben

## Sieben und zwanzigstes Hauptstück.

### Von den Gebräuchen der Abiponer bei und nach ihrem Tode.

Alle Menschen fürchten den Tod, die Abiponer am meisten. Vom Tode wollen sie nichts hören; und noch weniger einen Sterbenden sehen. Sobald man also an dem Aufkommen eines Kranken verzweifelt, so bald verlassen alle seine Hausgenossen ihre Wohnung, oder werden von den alten Weibern, welche zur Pflege des Sterbenden zurückbleiben, fortgejagt, damit sich nicht bei dem traurigen Anblicke seiner letzten Zuckungen der Ummuth ihrer Seele bemächtige, und sie, wenn mit dem Feinde angebunden werden soll, aus Furcht vor dem Tode ihr Leben nicht mehr wagen möchten. Daher bringen die meisten die Nacht außer ihren Hütten entweder in einem fremden Gezelte oder, wie ich öfters beobachtet habe, unter freyem Himmel zu. Da bei ihnen nur wenige eines natürlichen Todes sterben, so kennen sie auch die Vorbedeutungen des nahen Hinschiedes nicht. Will der Kranke nicht essen, reden oder schlafen, wie er es sonst gewöhnlich thut, so weifsagen sie daraus sein nahes Lebende, und betrügen sich selbst und die anderen: *brun la chig reët. La chig rkennè. Là ygà.* Er redet nicht; er ist nicht; und er stirbt, sind bei diesen Wilden gleichbedeutende Redensarten.

Sobald sich das Gerücht verbreitet, daß jemand in die Zügen greift, so laufen alle alten Weiber, welche entweder mit ihm in Verwandtschaft oder ihrer Quacksalberey wegen im Ruffe stehen, in sein Haus hin. Mit zerstreuten Haaren und entblößten Schultern umgeben sie ihn zu beiden Seiten, und stehen in einer langen Reihe um sein Bett herum. Mit der rechten Hand schütteln sie ihre Klappen, die Kürbisse, in einem fort, während daß sie mit den Füßen gewaltig stampfen, die Arme in einander werfen, und so laut sie können, jammern. Die älteste oder berühmteste Schwarzkünstlerinn steht bei dem Haupte des Sterbenden am nächsten, und trommelt von Zeit zu Zeit auf einer ungeheueren und schrecklichen Kriegstrommel auf eine gleichfalls schrecklich lärmende Weise. Eine andere, welche auf alles Acht hat, was mit dem Kranken vorgeht, nimmt ihm einigemal die Ochsenhaut ab, womit er bedeckt ist, beobachtet seine Mienen, und begießt ihn, wenn er noch Athem zieht, weidlich mit kaltem Wasser, zu welchem Ende ein Becken mit Wasser unter dem Bette bereit gehalten wird. Als ich das erstemal diese Ceremonien mit ansah, dauerte mich der Kranke seines unseligen Looses wegen, weil ich befürchtete, daß ihn, wenn er auch den Auffällen der Krankheit nicht unterläge, dennoch der immertwährende Lärm der Trommel und das unträgtliche Geheul der Weiber aufreiben, oder die Last der harten Ochsenhaut erdrücken möchte: denn man muß wissen, daß man den Kranken vom Kopf bis auf die Fußsohle mit einer Ochsenhaut bedeckt, welche so dick als ein Brett und nicht selten noch schwerer ist. Unter dem Vorwande des Mitleids üben sie an den Sterbenden eine solche Grausamkeit aus, damit nämlich die umstehenden Weiber nicht ihre Zuckungen in dem Todesstampe sehen, und ihr letztes Stöhnen anhören dürfen. Um sich selbst zu verschonen, schonen sie der andern nicht, und quälen sie um sich die Beträbnis zu ersparen. Auch nach-



nachdem sie sich unserm Unterrichte anvertrauet hatten, konnten diese Wilden durch all unser Ermahnen und Bitten nicht dahin gebracht werden, daß sie diesen unmenschlichen Gebräuchen entsagt hätten. In der Folge versanden sie sich doch dazu, besonders die aus dem Stamme der Riikahè; denn die Nakaikötergehe sind auf ihre alten Ceremonien weit mehr erpicht.

Hört man den Athem des Sterbenden nicht von Weitem, wie den Blasbalg in der Schmiede, und macht seine Lunge eine kleine Pause, so ruffet alles mit einem Bettergeschrey, daß er nicht mehr am Leben sey. Der Anflauf ist allgemein, und alle wiederholen einstimmig: Chitkackà. Lauaua. Er ist nicht mehr. Er ist todt. Sogleich kommen alle verheuratheten Weiber und Bittmen des ganzen Fleckens in dem obenbeschriebenen Aufzuge zusammen, ein gemeinschaftliches Wehgeflage anzustimmen. Während daß sie mit ihrem betäubenden Gesammer, dem Klappern der Kürbisse und dem Lärmen der mit Rehhäuten überzogenen Häfen, auf die sie wie auf kleinere Trommeln klopfen, die Luft erfüllen, in langen Reihen einherziehen, und sich mit erzwungenen Thränen abmatten, erschallet oft unermuthet eine Stimme, daß der als todt Beseelte wieder zum Leben aufgewachet sey. Auf den freudigen Zuruf: La natatéugo, er lebt schon wieder, der aus einem Munde in den andern und aus einem Ohre in das andere herumgeht, hört das Jammergeheul der Weiber sogleich auf; als deren einige nach Haus, andere aber zu dem Kranken hineilen um ihm in seinem Hin- und Herwanfen zwischen Leben und Tod beizustehen, und ihn mit ihrem Todesgewinsel so lang zu quälen, bis sie ihn aus dem Leben hinausgesammelt haben. Hierauf ist das erste und wichtigste

wichtigste Geschäft der Anwesenden, dem Todten Herz und Zunge aus der Wurzel herauszureißen, zu fieden, und dem nächsten besten Hunde zum Auffressen vorzuwerfen, damit derselbe, welcher an dem Tode des Verstorbenen Schuld ist, gleichfalls sobald als möglich sterbe. Dieses habe ich oben schon aus einander gesetzt. Der Leichnam wird noch warm nach ihrer Nationalart gekleidet, in eine Ochsenhaut eingehüllt, und mit ledernen Riemen darein gebunden. Um das Haupt wird ein besonderes Tuch oder auch was immer für ein Kleidungsstück gewickelt. Daß dieser Gebrauch auch bei den Juden geherrscht habe, erhellet nicht nur aus der Geschichte der Wiedererweckung des Lazarus sondern auch aus anderen Urkunden. Die christlichen Quaranier pflegen auch jetzt noch das Haupt des Verstorbenen in das nämliche Tuch zu hüllen, in das sie den Leichnam wickeln, aus keinem andern Grunde, als damit nicht der freye Anblick der Gesichtszüge des Verstorbenen den Anwesenden neue Betrübnis verursache, und das traurige Andenken des in einer offenen Grube zur Erde Bestättigten erneuere. So wie die wilden Abiponer keinen Sterbenden ansehen wollen, so wollen sie auch keinen Todten in ihrem Hause dulden. Niemals eilet man mit den Speisen so sehr aus der Küche, damit selbe warm auf die Tafel kommen, als die Abiponer mit ihren Leichen zum Grabe eilen. Diese werden oft, ehe sie noch kalt sind, auf Pferden dahin getragen, wo man sie dann sogleich begräbt. Das Grab aufzuscharten und das Leichenbegängniß mit Wehklagen zu verherrlichen, reiten die dazu bestimmten Weiber spornstreichs voraus. Vielleicht verfallen hier nicht wenige meiner Leser auf den Gedanken, daß viele Abiponer begraben werden, weil man sie für todt hält, im Grunde aber nur darum sterben, weil man sie begräbt. Es wäre nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Elenden erst in der Ochsenhaut, die

die fest um sie herumgeschmüret wird, oder unter der Erde ihren Geist völlig aufgeben. Allein da die Abiponer, ehe sie den Leichnam eingraben, Herz und Zunge aus demselben herausreißen, so bleibt in Ansehung ihres Hinschiedes kein Zweifel mehr übrig. Aber das besorge ich, daß sie oft nur Halbtodten das Herz ausschneiden: so daß diese oft wieder zu sich selbst kommen würden, wenn man sie nicht zu voreilig eines zum Leben unentbehrlichen Eingeweides beraubte. Weil die Wilden das Begräbniß ihrer Todten so sehr beschleunigen, so waren sie mit uns sehr oft übel zufrieden, daß wir die Leichen der bereits getauften Indianer so viele Stunden lang nicht zu Grabe tragen ließen. Dieses ist den geistlichen und weltlichen Gesetzen, und selbst der Klugheit äußerst angemessen. Man muß sehr darauf sehen, sagt Andreas Quenstedt, daß man nicht die Leichen zu frühzeitig begrabe. Aus einer zu großen Eile hat man oft Lebendige für Todte begraben. Die Gebräuche, die man hierinnfalls beobachtete, waren nach dem Unterschied der Völker, Zeiten und Krankheiten sehr verschieden. In den ältesten Zeiten begab man die Todten erst den vierten Tag nach ihrem Hinschiede. Dieses erhellet aus dem Apollon, Argonaut. II. als wo es heißt:

Drey ganze Tage verbringen sie mit Trauer-  
gesängen, um dem Verbliebenen die letzte Ehre  
zu erweisen. Den vierten richten sie ihm eine  
herrliche Grabstätte zu. \*)

Diese

---

\*) At vero ornantes supremo funus honore  
Tres totos condunt lugubri murmure solus,  
Magnifice tumultant quarto.

Diese Zeit wurde verkürzt, wenn man einen vor der Zeit Verstorbenen, das ist ein noch unmündiges Söhnchen oder ein geliebtes Töchterchen zu begraben hatte. Denn in diesem Falle erlaubte der Kaiser, wie Tacitus (annal. 13.) schreibt, durch ein Edikt das Leichenbegängniß zu beschleunigen. Er berief sich deshalb auf den Gebrauch der Alten, welche die Verbliebenen, deren Anblick das Herz zusehr kränkte, aus dem Wege räumten, und ihr Begräbniß weder durch Truerreden noch durch Pomp zögerten. Allein polizierte Nationen billigen diese Ausnahme nicht, als bei welchen die Zeit des Begräbnißes durch Gesetze festgesetzt ist.

Die alten begruben ihre Todten theils in unterirdischen Höhlen, theils neben den Landstraßen, oder in den Bergen, sehr oft in den Städten, und sogar auch in ihren eigenen Häusern. Die Abiponer wählen sich zu Grabstätten Wälder und Haine; aber solche, die von dem Orte ihres Aufenthalts etwas entfernt sind, theils um sich die Betrübniß zu ersporen, welche das durch den immerwährenden Anblick der Grabhügel aufgeweckte Bild des Todes ihnen verursachen würde, und theils um die Luft, die sie einathmen, nicht mit den schädlichen Ausdünstungen der verfaulten Körper zu beschwängern. Aus diesen Ursachen mögen es die alten Syclonier einst für einen Greul betrachtet haben, jemanden innerhalb ihren Stadtmauern zu begraben. So erzählt es Plutarch im Arato. Dieses ist auch jüngst hin in verschiedenen europäischen Staaten verboten worden. Lyfurg gestattete es in seinen Gesetzen, weil er seine Spartaner von Jugend auf an den Anblick der Leichen gewöhnen wollte, damit sie auch ihren Nebenmann auf dem Schlachtfelde ruhig erblassen sehen könnten. Die  
Abipon.

Abiponher setzen keinen kleinen Theil ihrer Glückseligkeit darein, daß sie in Wäldern und unter dem Schatten der Bäume begraben werden. Hingegen bedauern sie auch diejenigen, denen unter dem Kirchendache eine Grabstätte zu Theil wurde. Sie nennen diese die Gefangenen des Vaters. Um nicht ein ähnliches Loos befürchten zu müssen, weigerten sie sich im Anfange taufen zu lassen. Die Grube, wo sie den Leichnam hinlegen, graben sie nicht tief, damit er nicht mit zu vieler Erde belastet werde. Die Außenseite des Grabhügels stecken sie voller Dornhecken an, um selben durch dieser ihre Stacheln wider das Nachspüren des Liegens, der alle Aeser aufsucht, zu verwahren. Zu oberst auf das Grab setzen sie einen umgestürzten Hasen, damit der Verstorbene, wenn ihn dürsten sollte, ein Gefäß bei der Hand habe. Nahe dabei hängen sie ein Kleid an einem Baume auf, damit er es anziehen könne, wenn ihn die Luft anwandeln sollte aus dem Grabe herauszu steigen. So weit geht die thörichte Vorsicht eines einfältigen aber gutmüthigen Volkes. Neben das Grab der Männer pflanzen sie auch noch eine Lanze hin, damit es ihnen nicht an einem Gewehre zur Jagd und zum Kriege mangle. Ihren Cariquen und anderen im Kriege berühmt gewordenen stellen sie Pferde, die sie zu dieser Absicht mit einem besonderen Gepränge niederstechen, um den Rand ihrer Gräber herum. Diesen Gebrauch haben die meisten berittenen Völkerschaften miteinander gemein. Unsere Patres, welche, wie ich schon anderswo erzählt habe, auf einem königlichen Schiff und auf königliche Befehle gegen die magallanische Meerenge hinabsegelten, sind bei einer Landung auf drey Leichen berittener Indianer gestossen, um welche eben so viele Pferde auf Pfähle aufgesteckt waren. Von den Pferden werden meistens die trefflichsten, die ihm in seinem Leben die liebsten waren, und deren

ren er sich am meisten bedienet hat, bei seinem Grabe getödtet. Dieß ist allerdings lächerlich, ich gestehe es, aber noch weit unerträglicher finde ich die Raseren der Taurischen Scyten, die mit ihren Königen diejenigen mitbegruben, die jene in ihrem Leben besonders geliebt, und denen sie zum Beweis ihrer Hertzensfreundschaft das Ohrläppchen selbst abgeschnitten hatten, wie Alexander ab Alexandris im 1. B. 6. K. erzählt. Sehr grausam ist auch der Gebrauch der asiatischen Völker, welche die lebenden Weiber und ihre todtten Männer zusambegruben, und selbe nicht nur in dem Ehebette, sondern auch im Grabe vereinigten. Dieß geschah aber nicht ganz ohne Ursache; denn die Weiber pflegten ihre Männer, wenn sie ihrer satt waren, um sie desto eher sterben zu machen, nicht selten zu vergiften. Davor wird sich nun gewiß ein Weib hüten, wenn sie weiß, daß der Tod ihres Mannes auch ihrem Leben ein Ende macht.

Man mag über die Leichenedremonien der Abiponier lachen, wie man will, so wird man dennoch an denselben die Spuren ihres Glaubens an die Unsterblichkeit, die darinn unwidersprechlich liegen, nicht verkennen. Von ihrem Naturtriebe geleitet, scheinen sie von dem Leben der Seele nach dem Tode des Körpers völlig überzeugt zu seyn. Sie wissen, daß nach dem Tode noch etwas übrig ist, welches allzeit fortwähret, und niemals vergeht. Dieses unsterbliche Wesen, das wir die Seele nennen, heißen sie Loakäl, oder Lkigihì, das Bild, den Schatten, den Wiederhall. Wo es aber nach seiner Trennung von dem Körper hinkomme, was aus ihm werden soll, ob es der Freude genießen, oder mit Leiden für seine Fehlritte in diesem Leben büßen werde, um das bekümmern sie sich wenig. Die Wilden des magallanischen Landes glauben, daß die Tod-

ten unter der Erde leben, Geisse sich aufschlagen, mit der Jagd ihre Zeit vertreiben, und daß die Straußen nach ihrem Tode ebenfalls dahinkommen. Von diesem Unsinne sind die Abiponer nicht angestechet; sie vermuthen nur, daß nach dem Tode noch etwas übrig bleibe, und irgendwo sich aufhalte, gestehen aber aufrichtig, daß sie weder den Ort noch sonst etwas davon wissen. Die Seele oder Schatten der Verstorbenen, sie heißen selbe mehelenkachic, fürchten sie, und behaupten, vermuthlich durch die Ränke und Betrügereyen ihrer Schwarzlänker hintergangen, daß sie den Lebenden erscheinen, wenn man selbe, um sie um die Zukunft zu befragen, durch magische Beschränkungen aus dem Grabe herausbannet. Als ich einst an dem Ufer der Parana unter freyem Himmel, wie es daselbst gewöhnlich ist, übernachtete, und die Abiponer ihre Stimme, weil sie an den Bäumen und Krümmungen des jenseitigen Ufers anprellte, wiederhollen hörten, so schrieben sie dieses den körperlosen Schatten und Geistern, welche in den Bäumen herumirrten, zu, bis ich ihnen endlich die Natur des Wiederhalles erklärte. Die Ruihi, eine Art kleiner Meuten, welche bei der Nacht schwarmweise mit einander fliegen, und so gewiß traurig pfeifen, halten sie für die Seelen der Verstorbenen, und nennen sie mehelenkachic, die Schatten. Aus diesen und anderen angeführten Gründen läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß die Abiponer, ihrer unglaublichen Rohheit in den übrigen Dingen ungeachtet, dennoch an die Unsterblichkeit der Seele glauben. Es ist daher eben so sonderbar als unmöglich, daß selbe Männer in Zweifel ziehen, welche sich selbst eine höhere Weisheit zumuthen. Die Gewohnheit bei den Grabbärgen Hufen, Kleider, Lanzen und Pferde zuzulassen, als wenn die Verschiedenen ihrer bedürften, oder selbe brauchen könnten, ist Unsinns der Wilden, aber ein ihnen

verzeßlicher Unfinn; indert wir selbst von den polizierten Römern Dinge lesen, welche von den bisher angeführten eben nicht sehr verschieden sind. Setzen sie nicht auch zu ihren Urnen einen Pfaffen oder Knecht, und zuweilen auch deren mehrere? Besprigten sie nicht das Grab mit Wein, Honig, Milch, Oel, u. Bestreuten sie es nicht mit Blumen? Sie legten sogar ein förmliches Souper hinein, welches die Seelen ihrer Einbildung nach hätten verzehren sollen. Deswegen sagt Diod:

„Izt streuen die leichten Schatten und die des Grabes enthobenen Körper herum; izt zehren sie das hingelegte Mahl auf.“ \*)

Es ist unglaublich, wie gewissenhaft die Aethioper die Ehre, ordentlich begraben zu seyn, den ibrigen zu verschaffen suchen. Sehen sie, daß einer von ihrer Nation auf dem Schlachtfelde angekommen ist, so ziehen sie den entseelten Leichnam mitten unter den Feinden heraus, um selben in ihrem Vaterlande gehörig zu begraben. Dennoch lassen sie auf der Weise, um sich die Last zu erleichtern, das Fleisch von den Knochen ab und graben es ein, wo sie können. Diese aber stecken sie in ein Leder, und bringen sie so zu Pferde oft zweihundert Meilen weit nach Hause, wo man dann erst das ordentliche Leichenbegängniß begehrt. Ist ihnen der Feind auf dem Hals, und

---

\*) Nunc animae tenues, et corpora functa sepulchris

Errant, nunc posito pascitur umbra cibo.

Fast. II.



und müssen sie den todten Körper auf dem Felde zurücklassen, so liegt seinen Verwandten nichts mehr am Herzen, als wie sie bei der ersten Gelegenheit die Gebeine wieder finden mögen; und sind auch nicht eher ruhig, als bis sie selbe mit Mühe und Gefahr wieder gefunden haben. Diese pflegen sie hernach gleichsam im Triumphe, wie ich im nächstfolgenden Hauptstücke sagen werde, zu Pferde nach Haus, und daselbst auf vaterländischem Grund und Boden unter die Erde zu bringen. Eben so sorgfältig brachten auch die Alten die Gebeine oder die Asche der auf der Reise Verstorbenen in ihr Vaterland zurück. So ließ die Agrippina die Asche des Germanicus nach Rom führen, wie Tacitus in seinen Jahrbüch. 3. meldet. Eben dieses wünschte sich auch Ovid in seiner Verbannung.

Laß, sagte er, meine Gebeine in einer kleinen Urne nach Rom führen. So werde ich wenigstens nach dem Tode kein Verbannter mehr seyn. \*)

Daß auch die Lacedämonier von diesem allgemeinen Gebrauche nicht abgewichen sind, versichert uns Plutarch im Agesilaus. „ Da es aber bei den Spartanern gebräuchlich war, die Leichen der anderen, welche im Auslande starben, daselbst einzugraben, die ihrer Könige aber nach Haus zu bringen, so heißen die Lacedämonier, weil sie keinen König bei der Hand hatten, Wachs zerschmelzen, gossen

3 2

sen

---

\*) Ossa tamen facito parva referantur in urna;  
Sic ego non etiam mortuus exul ero.

L. Tristium 3.

sen es um den todtten Körper, und führten ihn so nach Sparta. "

Die Abiponer begnügen sich auch nicht mit jedem dem Grabe. Sie sorgen sehr dafür, daß die Väter zu ihren Söhnen, die Weiber zu ihren Männern, die Enkel zu ihren Großvätern gelegt werden, und überhaupt, daß jede Familie eine besondere Grabstätte für sich habe. Das Alterthum giebt den Gräbern einen höheren Grad von Ehrwürdigkeit, sagt Cicero (Philipp. 9.) Da diese Nation einst näher gegen Norden zu gewohnet hat, nämlich an dem mitternächlichen Ufer des grossen Fluges Inatè, so wissen sie auch, daß daselbst mehr Denkmäler von ihren Vordältern existiren, und tragen das für, als für Heiligthümer, eine tiefe Ehrfurcht. Sie pflegen die Gebeine ihrer Landesleute, wo sie auch immer wegen ihrer beständigen herumwanderungen vergraben liegen, aufzusuchen, und mit inniger Seelenfreude mit den Gebeinen ihrer Vordältern zu vereinigen und zu vermischen. Dies ist der Grund, warum sie selbe so vielmal ausgraben, versetzen, und die grössten Länderstrecken mit sich fort schleppen, bis sie ihnen zuletzt in dem alten Waldmansöldum ihrer Familie ihre bleibende Ruhestätte anweisen. Sie pflegen selbe nicht mit Grabchriften, indem sie keine Buchstaben haben, zu zieren sondern durch gewisse Werkbilder, die sie in die Bäume einschneiden, und andere von ihren Ahnen ererbte Charaktere zu unterscheiden. Von jeher lag die Errichtung der Familiengräbnisse berühmten Männern am Herzen, als welche sie sich, ihren Kindern, und ihrer übrigen Nachkommenschaft widmeten. Die Römer nannten sie Ruhestätten, Requitoria, oder Familiengräber, weil sie für eine Familie ausschließungsweise bestimmt waren. Dieses bestätigt auch die heilige Schrift an  
mehr

mehreren Orten. So kaufte Abraham von dem Hethäer Ephron die Höhle eines Aders nahe bei der Stadt Hebron um vierhundert Sckel zum Besitz eines Begräbnißes, wo zuerst sein Weib Sara, hernach er selbst, in der Folge aber Isaac, Rebekka und Lia, und zuletzt Jakob, welcher sich diesen Trost von seinem Sohn Joseph auf das dringendste ausbat, hingelegt wurden. Man sehe hierüber das 47. 49. und 50. Kapitel des Buches Genesis nach. Ich wollte dieses sowohl aus der heiligen als weltlichen Geschichte anmerken, um meinen Lesern zu zeigen, daß die Abiponer in dem Meisten, was ich von ihren Begräbnißgebräuchen bisher gemeldet habe, weiter nichts thun, als was auch die Alten gethan haben, und, ihrer besondern Wildheit ungeachtet, andere Völker in der Menschlichkeit und ehrerbietigen Achtung gegen die Todten weit zurücklassen.

Es gab viele Völker, welche gegen die Verstorbenen Grausamkeiten ausübten, die allen Glauben übersteigen. Von vielen werde ich nur wenige berühren. Die Hyksosier hielten Hunde, von welchen sie ihre Todten zerreißen ließen, wie Strabo im 11. Buche erzählt. Andere Scyten als die Massageten, Debicier und Essendonier offen ihre Leichen unter dem Fleische anderer Thiere mit auf. Noch andere hängten sie an Bäume auf. Einige Aethiopier warfen sie ins Meer. Die Perser schälten, wie Agatheng im 11. Buche redet, ihr Fleisch von den Beinen herab, und streueten beides auf die Felder aus: denn sie hielten für groß Unrecht, die Todten in einen Sarg oder eine Urne zu verschließen und mit Erde zu bedecken. Flogen die Vögel nicht sogleich auf ihr in den Feldern ausgestreuetes Fleisch hin, so mußten diese ihrer Meinung nach einen verrückten Lebenswandel geführt haben. Die Brachmanen warfen

warfen ihre Leichen den Seyern, die Phönier den Fischen, die Parther den Vögeln und Hunden von aller Art vor: die Gebeine aber verwahrten sie in einem Grabe auf. Menschlicher als diese dachten einige Aethiopier, welche sich gläserner Särge bedienten. Die Babylonier erwiesen ihren Verstorbenen eine süße Ehre; denn, wenn wir dem Herodot glauben wollen, so bedeckten sie den entseelten Körper mit Honig. Die Magier machten ihre Todten in Wachs ein, ehe sie selbe begruben. Bei den Aegyptiern war es der Brauch die Leichen mit Aloe, Myrrhen, Eederholz, Honig, Salz, Harz, Fidenpech, Rauchwerken und Salben sorgfältig einzubalsamiren, und in den Särgen verschlossen zu Hause aufzubewahren. Dieß ist der Ursprung und der Stoff der ägyptischen Mumien, wie Plinius, Pompejus, Melas, Stobäus, Silius Italicus und andere bezeugen. Aber ich bewundere meine eigene Gedult in Aufzählung der verschiedenen Begräbnißgebräuche, welche man bei allen Beschreibern der Alterthümer angemerkt findet. Ich wollte dadurch bloß meine Leser vermindern, daß sie die Leichensceremonien der Aethiopier weniger lächerlich finden möchten, indem weit belachenswürdigere bei anderen Völkern im Schwange giengen. Lasset uns nun nach Amerila zurückkehren. Die Brasilianer und Quaranier, die zahlreichsten unter allen paraguaysischen Völkerschaften, (zwo Nationen, die in Sprache und Sitten viel mit einander übereinkommen) fanden einst das Ausgraben der Gräber zu beschwerlich: diese hungrigen Menschenfresser begruben daher alle Verbliebenen in ihrem Magen. Sie lebten sich mit einer so heißen Tragheit nach Menschenfleisch, daß sie dieses den Rebhühnern, Rehen, Wildschweinen, und allen Lasterbissen vorzogen. Sie giengen daher öfters auf eine Menschenjagd aus. Die Gefangenen, welche sie zu Hause sorgfältig mästeten, schlachteten sie bei ihren öffentlichen Gasten.

~~\_\_\_\_\_~~  
 Kereyen ab, welche auch von daher ihren Namen er-  
 hielten. Hatten sie ihr Fleisch ausgezehret, so behielten  
 sie die Gebeine auf; zermalinten sie zu Mehl, und  
 machten neue Gerichte und Schmausereien daraus.  
 Die Mütter frassen sogar die unzeitige Leibesfrucht, des-  
 ren sie sich zu frühe entladen hatten, mit vielem Appe-  
 tit auf. Doch muß man auch gestehen, daß die Qua-  
 ranter in der Folge menschlicher geworden sind, und ihre  
 Todten in große Kannen von Ebon in der Stellung ges-  
 leget haben, in welcher die Frucht im Mutterleib die  
 Zeit ihrer Reise erwartet. Als ich die Wilden in Mbae-  
 verà aufsuchte, stieß ich mitten in den Wäldern auf ein  
 ausgehauenes Feld, und fand daselbst drey solcher Kan-  
 nen, deren eine jede einen Menschen fassen konnte, aber  
 leer, vermuthlich weil sie für erst künftig Sterbende be-  
 stimmt waren. Der Boden der Kannen war dem Him-  
 mel, und die Mündung der Erde zugekehret. Von  
 Menschen konnten wir keine Spur entdecken, wiewohl  
 wir deswegen alle Winkel und Ede des Waldes weit  
 und breit ausgiengen. Nun wollen wir von den Be-  
 gräbnissen zu den Exequien und was sonst noch auf jene  
 folgt, übergehen.

## Acht und zwanzigstes Hauptstück.

### Von der Trauer, den Exequien, und den übrigen Leichencäramonien der Abiponer.

**W**as die Abiponer nach ihrem alten Herkommen in Absicht auf ihre Trauer unternehmen, scheint theils das Andenken des Verstorbenen zu vertilgen und theils dasselbe zu vorzeitigem bestimmt zu seyn. Alles, was derselbe von Geräthschaften hinterläßt, wird in einem eigends dazu aufgerichteten Scheiterhaufen öffentlich verbrannt. Außer den Pferden, die sie ihm zu Ehren bei seinem Grabe niederstrecken, tödten sie auch kleines Vieh, wenn er eines besaß. Das Haus, worin er gewohnt hat, und welches aus Leimen und Holz nicht unfein zusammengefüget ist, reißen sie nieder, und zerstören es vom Grund aus. Die Wittwe, die Kinder und übrigen Hausgenossen ziehen anderswohin, und suchen sich oft in einem fremden Haus, und oft auch mit Wirtensdeckeln elendiglich behelfen. Dennoch wollen sie lieber den Beschwerden der abwechselnden Witterung bloßgesetzt seyn, als den vaterländischen Sitten zuwider ein bequemes Haus bewohnen, das ihnen durch den Tod ihres vielgeliebten Mitbewohners zum traurigen Aufenthalt geworden ist.

Den Namen eines Jüngstverstorbenen auszusprechen ist bei ihnen ein Greul, weswegen mancher mit Kanisschlägen geächtigt, mancher verwundet, und überhaupt viel Blut vergossen worden ist. Ich erinnere mich, daß dies unter den Betrunknen oft zu den blutigsten Tänzeren Anlaß gegeben hat. Bringen es aber die Umstände mit sich, daß des Verstorbenen erwähnt werden soll, so sagen sie: Der Mann, der nicht mehr ist. *loale, cknam chickacka*, und umschreiben seinen Namen mit mehreren Wörtern. War der Name des Abgeschiedenen von einem gemeinen Nennworte (*Nomen appellativum*) abgeleitet, welches nämlich ein Thier oder sonst was bedeutete, so wird dasselbe sogleich öffentlich verrufen, und in dessen Stelle ein neues von was immer für einem indianischen Wälderchen erfundenes gesetzt, wie ich an einem andern Orte gesagt habe, da ich von der Sprache der Abiponer handelte. Aus diesem Grunde kommen jährlich eine Menge neuer Wörter auf, welche durch den Tod der Indianer in einer Nacht, wie die Erdschwinne, ihr Daseyn erhalten. Während der sieben Jahre, die ich mich bei den Abiponern aufgehalten habe, ist die Benennung des Liegers dreymal verändert worden. Anfangs hieß er *nihiffenak*, hernach *apanigehak* und zuletzt *Lapiffetjac* das ist der Fleckichte oder Buntscheckichte. Einen Spanier nannten sie vorhin *Kaamelk*, nachmals *Rikil*; dergleichen den Krokodil einst *Pecue*, in der Folge *Kaepezhak*. Die Erfindung der neuen Wörter statt der alten abgeschafften steht den alten Ceremonienmeisterinnen zu. Sonderbar ist es, daß die Nation sich nach der Willkühr einer abgelebten Betel richtet. Auch der stolze sie Abiponer füget sich nach ihrem Ausspruche. Die neu erfundenen Benennungen der Dinge werden allen Horden, sie mögen noch so weit aus einander liegen, auf das eifertigste kundgemacht; und ein jeder sagt sie vermaßen in sein Gedächtniß, daß sich, was in der

wundern ist, kein einziger vergift, und ein Wort entfallen ließe, welches allen sonst immer geläufig war, ist aber auf einmal der Vergessenheit feyerlich überantwortet ist.

Alle Freunde und Verwandte des Verstorbenen verlieren gleichfalls ihre alten Namen und erhalten dafür neue. In der neuen Kolonie S. Karolus und zum h. Rosenkranz starb die Gattin des vornehmsten Caciquen an den Pocken. Vorher hieß er Revächigi, nachher aber Oähaxi. Seiner Mutter, seinem Bruder und Gefangenen, dergleichen den Brüdern der Verstorbenen wurden unter vielem Gepränge neue Namen beigelegt. Die betagte Mutter des Caciquen hatte einen raubichten Hund, der selbst der Lust nicht werth war, die er einathmete, innig lieb. Diese fragte ich, was denn bei der großen Namenveränderung ihrem Schooßhündchen für ein Prädicat zu Theil geworden wäre, um ihr zu verstehen zu geben, daß wir über ihre Gebräuche spotteten, da wir selbe dazumal noch nicht abbringen konnten. Wegen des Hinschiedes eines kleinen Kindes verwechseln oft ganze Familien ihre bisherigen Namen mit neuen.

Stirbt ein Cacique, so schneiden sich alle Männer, die unter ihm standen, um ihren Schmerz an Tag zu legen, ihr langes Haar ab. Dieses habe ich selbst gesehen, da die Caciquen Ychamenfaikin, Debayakaikin, und Alaykin zwar nicht an einem Orte und dem nämlichen Tag aber mit gleichem Helldenunthe seßend auf dem Wahlplatze ihren unerschrockenen Geist aufgaben. Den Weibern eines verstorbenen Mannes werden gleichfalls die Haare geschoren, und schwarz- und rothgefärbte Mantelchen aus Caraguatafäden, welche den Kopf

bede-



bedecken und von den Schultern bis auf die Brust reihen, umgeben. Dieses Mäntelchen müssen die Wittwen Zeit ihres Lebens tragen, wenn sie nicht Gelegenheit haben eine neue Verbindung zu treffen, und sich dadurch von dem leidigen Gesetze der ewigen Trauer loszusagen. Einst hatte ich einen Gast aus dem Orden des h. Franziskus von der Observanz bei mir. Als die Abiponerinnen seine Kapuze sahen, fragten sie mich, ob dieser Spanier auch seinem Weibe zu Ehren traure. Der geschorne Kopf und die Kapuze gaben ihnen Anlaß, diese Frage an mich zu stellen, uns aber, über sie zu lachen. Die verwitweten Abiponer pflegen gleichfalls auf ihren geschornen Köpfen zum Zeichen ihrer wahren oder verstellten Trauer eine netzförmige Haube von Wolle, die ihm eine alte Cärimonienmeisterin unter dem Scheule der Weiber und dem Schwelgen der Männer öffentlich aufsetzt, zu tragen, und wieder abzulegen, sobald ihm das Haar nachwächst. Dies sind die Verbindlichkeiten und Gebräuche der Abiponer in Absicht auf ihre Trauer. Nun wer ist in der Geschichte so wenig bewandert, der da nicht wüßte, daß die Römer, Griechen und Jüden beinahe das Nämlche beobachtet haben? Daß sie sich bei den Leichentödnungen die Haare abgeschnitten, und selbst in die Gräber geworfen hätten, bezeugen Homer, Catull, und fast alle Dichter. Uns mögen Ovids Verse in dem Briefe der Canace genug seyn:

Non mihi te licuit lacrymis perfundere iustis,  
In tua nec tonsas ferre sepulchra comas.

(Ich konnte dich nicht mit meinen Thränen  
netzen, noch meine abgeschnittenen Locken in dein  
Grab bringen.)

Daß

Daß die Weiber mit geschnittenem Haupte und einem Trauerkleide getrauert haben, erhellt aus dem Amphitruon des Accius: Aber wer ist denn dieses Weib mit dieser kläglichen Kopfschur und dem Klagekleide? \*) wie auch aus Virgils Versen im 9. B. der Aeneide.

Evolat infelix et foemineo ululatu  
Scissa comas. — — —

(Die Unglückliche eilet hervor mit geschnittenen Haaren, voll weiblichen Jammers.)

Daß die Wittwen einst das Haupt umhüllten, erhellt man aus der Trauer der Cornelia, der Gattin des Pompejus, von welcher Lukan im 9. B. dichtet.

Sic ubi fata, caput ferali obnubit amictu  
Decrevitque pati tenebras — —

(Als die Stunde des Verhängnisses schlug, hüllte sie ihr Haupt in die Todesbinde, entschloß sich das Licht nicht wieder zu schauen.)

Dieser Gebrauch das Haupt zu verbinden, währte viele Jahrhunderte, und ist auch heut zu Tage bei den Wittwen in Europa fast überall Mode. Wenn man die Sache genau betrachtet, so findet man bald, daß die Frauenzimmer sich lieber verschleiern als scheeren lassen, weil

---

\*) Sed. quoniam haec est mulier funesta veste,  
tonsu lugubris

weil sie wissen, wie prächtig sie ein langes Haar kleidet. Stobäus versichert in seinen Kollektaneen, daß in Indien alle, die ihrer Verbrechen wegen eine öffentliche Schande verdienen, auf königlichen Befehl mit der Kopfschur bestraft werden. In den quaranischen Kolonien war diese eine der empfindlichsten Strafen, die man den lässlichen Indianerinnen zuerkannte, wenn man sie auf eine andere Art nicht bessern konnte. Eben diese Gewohnheit herrscht auch in einigen europäischen Ländern. Wie viel ließe sich aus der h. Schrift und den weltlichen Geschichtschreibern anmerken! Allein die Uerschöpflichkeit des Stoffes macht das Stillschweigen räthlicher.

Nun wollen wir auch sehen, was den Abiponern in ihrer äußersten Betrübnis bei dem Absterben der Ihrigen Trost giebt, und ihnen ihre Trauer zur angenehmen Pflicht macht. Das Todtenmahl war bei den Alten eine ihrer wichtigsten Leichenchremonien. Die Latiner nannten es Silicernium und Cicero gab ihm (nach dem Zeugnisse des Gronov) den Namen Circumpotatio, (das Herumtrinken). Die Abiponer weichen hierinfaß von diesem alten Herkommen nicht einen Nagelbreit ab. Alle übrigen Begräbnisgebräuche befolgen sie mit Unwillen, diesen mit tausend Freuden. Die Sorge des Einscharrens und Beweinens der Verstorbenen lassen sie den Weibern übrig, und gehen dafür in die Wälder, Honig für das öffentliche Gastgelage zu sammeln, bei welchem sich alle gegen den Abend einfänden. Während daß sie mit einander setzen und schreyen, ermüdet sich ein ganzer Chor Weiber, die da in langen Reihen herumstehen, mit ihrem Klageheul. Da bei diesem Gastgeloch keine Speise aufgesetzt wird, so kann man es kein Leichnamahl sondern ein Leichentrinken oder mit dem Cicero

cero keine circumpotatio nennen. Erst nachdem die Nacht ganz verschwelget worden ist, fängt die wahre Trauer an, wenn nämlich ihr Göttertrank bis auf den letzten Tropfen aufgeschlürfet worden und nun nichts mehr zu trinken übrig ist. Nach dem ersten Jammer haben die Weiber auch noch über etwas anderes und im Eraste zu jammern, wenn sie nämlich ihre von Gänsschlägen entstellten oder von Blut triefenden Männer voll Wunden aus dem Saufgelage nach Haus führen.

So bald man uns von dem Tode eines Abiponers die Nachricht brachte, dauerte uns immer der armen Weiber, weil allemal die Exequien, die Leichenanstalten, das Begraben und Beweinen des Todten auf sie fielen. Denn außerdem, daß sie die Leichen reihenweise zum Grabe begleiteten, unablässig und einstimmig beklagen, und begraben müssen, liegt ihnen auch ob den Wittwer zu scheeren und die Wittwe einzubinden, die Namen ihrer Verwandten zu verändern, das Leichentinken zu veranstalten, das Haus des Verstorbenen niederzureißen, und die Leichenklage neun Tage hindurch öffentlich fortzusetzen. Diese ist zweyfach; die eine wird bei Tage von allen verheuratheten und verwittibten Weibern angestimmt: die zweyte hingegen wird des Nachts aber nur von einigen und zwar in einem eigends hierzu bestimmten Hause herabgelärmet. Zu dieser kommt keine, die nicht besonders dazu eingeladen wird. So wie die Verfasser der Heldengedichte im Eingange derselben die Calliope anrufen, eben so sollte ich iht vom Apelles Pinsel und Farben fordern um ihr Leichenbegängniß treffend schildern zu können. Der ganze Parnass mit allen seinen Musen und Calpinus mit allen seinen Wörtern sind nicht im Stande dasselbe genau darzustellen, wenn sie nicht auch musikalische Noten zu Hilfe nehmen. In den gesetzten  
Stun-

Stunden versammeln sich alle Weiber des Fleckens und zwar Vormittags und Nachmittags. Ihre Haare fliegen; ihre Brust und Schultern sind entblößt und ihr Kleid hängt ihnen von den Lenden herab. Ob ihr Blick und ihre Mienen mehr Traurigkeit oder Schrecken verkündigen, weiß ich in der That nicht. Ihre mit Dornen gezeichneten Gesichter tragen zu beiden nicht wenig bei. Man stelle sich Bachantinen und Furien vor, wie sie die Alten gemahlet haben, und man hat eine ächte Idee von ihnen. Sie heulen auch den ganzen Tag nicht an einem Orte allein, sondern sie stehen processionsweise nicht zwey und zwey sondern einzeln in langen Reihen auf dem Plage von einem Ende zum andern. Man zählt ihrer manchmal bei zweyhundert. Im Gehen hüpfen sie wie die Grätsche, und werfen ihre Arme stets herum. Jede trägt in der rechten Hand eine mit Saamen angefüllte und bestwegen klappernde Kürbiß, welche sie nach Erforderniß des Gesanges schütteln. Außer diesen klopfen auch einige mit Stöckchen auf Häfen, welche mit einer Rehhaut überzogen sind und Trommeln vorstellen, aber einen unausstehlichen Lärm machen. Auf drey oder vier Kürbiße kommt ein solcher Trommelhafen. Das schreckbarste aber für die Ohren ist das Geschrey der Zusammenheulenden. Sie fallen und steigen mit ihrer Stimme wie Singende, biegen den Klang derselben um, und trillern mit unter. Mein, wer kann so was einen Gesang nennen? Vermuthlich heulen unsere Wölfe noch erträglicher. Wenn sie so einige klägliche Stroffen abgesungen haben, schweigen sie von Zeit zu Zeit still, fallen auf einmal von dem höchsten Ton auf den niedrigsten herunter, und machen dadurch ein pfeiffendes Gezißche. Man sollte schwören, daß ihnen jemand unvermuthet einen Dolch in das Genick gestossen hätte. Durch dieses jählunge Gemimmer wollen sie die Wuth ausdrücken, die sie ergriffen hat, und wünschen demjenigen, der

an dem Tode des Verstorbenen Schuld ist, wer er auch immer seyn mag, das Mergste auf den Hals. Bisweilen machen sie im Singen eine Pause, und grunzen im Tone eines Recitativs einige Verse daher, worinn sie die Naturgaben und Thaten des Verbliebenen erheben, und die noch Lebenden mit kläglichem Stimm zum Mitleid und zur Rache zu bewegen suchen. Oft vergießen sie bei ihrem Gesang Thränen, nicht aus Empfindung sondern aus Gewohnheit, und aus Ungedult, weil sie lieber zu Haus anrühren möchten als Stunden lang mit Auf- und Abgehen sich ermüden, und durch die beständige Anstrengung ihrer Kehle sich heiser schreyen. Die meisten tragen ein Geschenk des Verstorbenen als: Straußenfedern, Glasflugeln, Messer, Säbel u. d. g. zum Andenken desselben herum. Eine Abiponerin trug einst bei der Trauer ihres Vaters dessen Beinkleider, die ihm vormals der spanische Statthalter geschenkt hatte, in der Hand auf dem Plage. Allein sie nähete sich im Singen zu sehr einem Hunde; denn dieser sprang auf sie zu, und nahm ihr die Hosen. Die abiponischen Knaben und Mädchen betrachten diesen öffentlichen Trauergesang, den ein Europäer ohne Lachen nicht anhören kann, als eine gottesdienstliche Ceremonie, und horchen demselben still und ehrerbietig zu. Ich will ja niemanden gerathen haben, der singenden Weiber zu spotten. So klagen sie bei Tage. Nun aber wird Tag und Nacht in einem fort geklaget. So groß ist ihre Klagewuth. Wir wollen daher auch ihr nächtliches Gejammer kurz beschreiben.

Nach der Dämmerung stellen sich alle zum Leichendienst eingeladenen Weiber in der eigends dazu bestimmten Hütte ein. Eine alte Schwarzküchlerin steht denselben vor, leitet ihren Gesang und ordnet die übrigen Gebräuche.

Gebräuche an. Ihr Geschäft ist auf zwei grosse Kriegstrommeln wechselweise zu klopfen und mit weinerlicher Stimme ein Lied herzusingen, das die übrigen im gleichen Tone nachsingen. Dieser höllische Gesang, welchen sie mit ihren Kürbißklappern und Trommelschall akkompagnieren, währet täglich, bis die Sonne aufgeht; und wird acht Tage lang unverändert fortgesetzt. In der neunten Nacht werden die Häfen der Verstorbenen, wenn man eines Weibes wegen trauert, mit einem gewissen Gepränge zerbrochen. Ubrigens singen sie jetzt kein Trauerlied mehr sondern einen freudigeren Gesang, welchen aber die alte Trommlerin öfters mit ihrer tiefen und drohenden Stimme unterbricht, indem sie ihre Mitsängerinnen aus vollen Backen zur Fröhlichkeit und zur heftigeren Anstrengung ihrer Stimme zu ermuntern scheint. Dieses läßt sich besser mit Noten als mit Worten ausdrücken. Das Nachtklagen hebt sich mit dem Untergange der Sonne an, und endet sich bei ihrem Aufgange. Man muß sich allerdings über die Geduld der Weiber verwundern, die so viele Nächte schlaflos zubringen; noch mehr aber über die Männer, welche des Lärmens von Trommeln, Kürbissen und dem polternden Geschrey der Weiber ungeachtet ruhig und ungestört fortschnarchen. Nämlich wie die Tauben, die sich in einem Thurme gelagert haben, durch das Läuten der Glocken nicht mehr erschreckt werden, so haben sich auch die Abiponer von Jugend auf an das Gehör ihrer Gattinnen gewöhnet, und sind dabei gleichsam taub. Ich meines Theils hätte eher bei dem Ufer eines Sees mitten unter dem Gequacke der Frösche als bei dem Gewinsel der Weiber eingeschlaffen. Noch mehr aber wurde ich durch den unerträglichen Klang der Trommelhäfen betäubet.

Sie trauern aber nicht klos bei den Reichenbegängnissen. Sie begeben den Schatten ihrer Ahnen zu Ehren alle Jahre gewisse Tage eben so feyerlich und mit dem nämlichen Lärmen. Ein Weib darf sich nur an ihre verstorbene Mutter erinnern, sogleich löset sie sich die Haare auf, greift nach der Kürbiß, läuft mit einigen Weibern, die ihr mitheulen helfen, den Platz ab, und erfüllt die Luft mit ihrem Sejammer. Dieses ereignet sich fast alle Tage. Es vergeht selten eine Nacht, daß man nicht hie und da in den Häuten eine solche Klagesängerinn höret. Die eine beweinet ihren Sohn, die andere ihren Vater, ihren Mann, oder ihre Mutter. Dieses verrichten sie stehend, das Gesicht gegen die Begräbnißstätte des Verstorbenen gerichtet, und schütteln immer ihre Kürbiße fleißig dabei fort. Sie haben einen außerordentlichen Hang zum Weinen; aber es kostet ihnen auch keine Mühe. Seneca schreibt (Consol. ad Albin. c. 15.) Das schöne Geschlecht darf weinen; ja es hat sogar ein Recht dazu, aber kein unbeschränktes, und darum haben ihnen unsere Vorfahren zehn Monate zugestanden ihre Klagen nur zu betrauern. Die Abiponierinnen lassen sich durch dieses römische Gesetz in ihrer Trauer keine Schranken setzen. Sie klagen, so lang sie leben, und weinen, so oft, und wann sie wollen: denn Thränen vergießen können sie leichter als schweigen. Darum sind bei ihnen die stillen Nächte etwas äußerst seltenes. Noch öfters aber hört man sie gegen den Anbruch des Tages heulen. So wie, wenn einer gähnet, auch die Umstehenden zum Gähnen gereizet werden, eben so steckt auch das Klagen feber der einen die zweyte an, diese die dritte, die vierte u. s. f. also zwar, daß gegen die Morgendämmerung allem Ansehen nach mehrere heulen als schlaffen. Dieser Klagerinnen sind in denen Flecken die meisten, in denen es die meisten Wittwen giebt. Während aber daß bei

dem



dem Hinschiebe eines Abiponers die Gassen vom Wehgeschrey, vom Seulen und Winseln der Weiber erschallen, und die Luft von lautem Jammer wiederhallt, wie Virgil sagt \*) bleiben die Männer nichts weniger als müßig. Sie suchen ihren Schmerz, weßwegen die Weiber weinen und weheklagen, durch Vergießung des feindlichen oft auch ihres eigenen Blutes an Tag zu legen. Der nächste Anverwandte des Verstorbenen trachtet nämlich auf der Stelle so viele Mitkrieger als möglich zusammen zu bringen und führet sie wider die Feinde an, durch deren Waffen derselbe um sein Leben gekommen ist. Er ist schuldig den ersten Angriff zu thun, und sollte nicht eher wieder zu den Seinigen zurückkehren, als bis er den Tod seines Verwandten nachdrücklich gerächet hat. Allein der Erfolg fällt nicht allemal nach Wunsche aus, und diese Helden müssen oft unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen.

---

 A a 2

Neun

---

\*) Lamentis, gemituque et foemineo ululatu  
Tecta fremunt; resonat magnis plangoribus  
aether.

## Neun und zwanzigstes Hauptstück.

### Von dem feyerlichen Versetzen der Gebeine.

Noch ist uns etwas von den Ceremonien zu sagen übrig, welche die Abiponer bei dem Versetzen der Gebeine der im Auslande Verstorbenen in ihr Vaterland und Familienbegräbniß zu beobachten pflegen. Ich habe bei mehreren dergleichen Versetzungen zugeesehen und gelacht. Ich werde hier kurz jener berühmten gedenken, welche in Ansehung des Caciquen Ychamenraikin, der noch als ein Wilder von anderen Wilden in einem Treffen erschlagen worden ist, statt gehabt hat. Der Wahlplatz war von S. Hieronymus wenigstens vierzig Meilen entfernt. Ein reitender Botz brachte uns die Nachricht, daß zwar der Feind geschlagen sey, daß aber auch unser Cacique durch einen Pfeil sein Leben eingebüßt habe. Die Betrübniß, in die uns der Tod unseres geliebten Ychamenraikin versetzte, unterdrückte in uns alle Freude über den erfochtenen Sieg. Kein Mensch dachte daran darüber zu jauchzen. Alles war bestürzt, weinte, und sammerte. Von Stunde an hoben die Weiber ihr Wehklagen an, und setzten es Tag und Nacht mit einem jämmerlichen Lärmen und nicht ohne ungeheuchelte Thränen zu vergießen fort, welche da sie ihnen vom Herzen quollen, nicht so bald als sonst vertrocknet seyn mußten.

mußten. Diesen Caciquen, der sich eine Menge Weiber genommen hatte, sahen immer alle Abiponerinnen mit Vergnügen. Unterdessen kam ein zweiter zu uns geritten mit der Nachricht, daß man des andern Tages die Gebeine des Umgekommenen nach dem Flecken bringen würde. Diese wurden, nachdem man das Fleisch davon abgeschälet und auf dem Felde begraben hatte, in Leder eingemacht und auf ein Pferd gepackt. Um sie also nach Würde zu empfangen, machten der vornehmste Schwarzkünstler Hanetrain und sein Kunstgenosse Laramin alle nöthige Anstalten, bestimmten das Haus, in welchem die traurigen Ueberbleibsel abgesetzt werden sollten, und ordneten in demselben alles dazu gehörige an. Die ganze Weiberschaare zog der Leiche drey Meilen weit entgegen. Bei der Ankunft in den Flecken selbst hielt der ganze Leichenzug folgende Ordnung. Voran ritten die zween Schwarzkünstler auf Pferden, welche mit Schälten ganz behängt, und mit Satteldecken und Straußensfedern prächtig gezieret waren. In der Hand trugen sie eine Lanze mit einem metallenen Glöckchen, die sie stets schüttelten, damit man sie von allen Seiten nicht nur sah, sondern auch hörte; denn sie ritten weder langsam noch mit den übrigen in einer Reihe. Bald sprengten sie im Galopp auf und ab, bald lehrten sie wieder auf die Straße zurück und schlossen sich an die übrigen Reihen an. Hierauf folgte die ganze Schaare der Klagesängerinnen in dem schon oben beschriebenen Aufzuge. Wegen ihrer Menge und besonderen Ordnung waren sie sehr werth aber dem Ohre schlechterdings unerträglich. Das Geklapper von so vielen Kürbissen, der Schall von so vielerlei Trommeln, der Rißklang von so vielen polternden Stimmen schienen selbst den Himmel zu betäuben. Den Betnenden strömten die Thränen so gewaltig aus ihren Augen, daß sie nicht so fast ihren geliebten Caciquen zu betrauern, als seinem ankommenden

den Gerippe den Weg erweichen und benehmen zu wollen das Ansehen hatten. Ein schönes gleich einer Tapete bemalenes Tuch wurde an sechs Lanzen von eben so vielen Abiponern ausgespannt wie ein Baldachin getragen, unter welchem andere die Leichengebeine auf ihren Schultern trugen. Den Zug beschloß der übrige Haufe der Abiponer zu Pferde, auf deren Gesichte Freude wegen des erfochtenen Sieges und Betrübniß wegen des Verlustes ihres Führers sichtbar ausgedrückt waren. Jeder hatte eine Lanze, einen Köcher und Pfeile; und einen geschornen Kopf zum Beweise ihres Schmerzens, den man in ihren Mienen deutlich lesen konnte. Rechts und links ritten hinter den Ubertwändern Schaaren von Knaben, Mädchen und Weibern, welche in dem letzten Treffen, nachdem man die feindlichen Indianer theils niedergemacht und theils in die Flucht geschlagen hatte, gefangen worden waren, also zwar, daß dieses traurige Schauspiel weniger einen Leichenzug als einen Triumph vorstellte. Zu beiden Seiten sah man auch eine ungeheure Menge unberittener Pferde nach geendigter Unternehmung auf ihre Weiber eilen. Auf alle Wege und Stege hatten sich Knaben und Mädchen hingestellt, welche der Trauer vergaßen, und durch den noch nie gesehenen Austritt in Erstaunen gesetzt wurden. Nachdem die Gebeine in dem für sie bestimmten Ort niedergelegt waren, wurden die Exequien neun Tage hindurch begangen, und wie gewöhnlich Tag und Nacht fortgesetzt. Damit selbe ununterbrochen fortgehalten wurden, ließen die Schwarzkünstler welche eine Lanze mit einer Schalle in der Hand trugen, alle Häuser ab, und bestimmten einem jeden Weibe ihre Stunden, die sie bei der Leichenklage mitzulärmen hätte. Indessen beschäftigte die Männer nichts so sehr als das Todtentanzgeboth, wobei sie sehr Sorge trugen, daß dieses einzige Trostmittel in ihrer Betrübniß der Würde  
des

des verstorbenen Caciquen angemessen seyn möchte. Und in der That ist es nicht leicht zu entscheiden, ob die Männer im Trinken, oder die Weiber im Weinen mehr Ehre eingelegt haben. Nachdem alles dieses zu Hause wie gewöhnlich verrichtet war, wurden einige von beiden Geschlechtern ausgewählt, welche die Gebeine einige Tagreisen weit nach dem Familienbegräbniß des Ychameniaikin bringen, und daselbst nach vaterländischem Gebrauch zur Erde bestatten sollten. Man muß aber auch wissen, daß alles dieses zu einer Zeit vorgieng, da die Abiponer noch keine Christen waren. Auf eben die Art hat man die Bestattungen der Gebeine auch anderswo vorgenommen, außer daß man sich dabei keines Baldachins bediente, weil diese Ehre ihrer Meinung nach bloß ihren Caciquen gebührt. Einst wurden die Gebeine von sieben Abiponern, welche die Spanier niedergemacht hatten, in den Flecken gebracht. Man sägte daraus durch eine sorgfältige Auswahl sieben Menschengeriße zusammen, und setzte jedem Todtenschädel einen Hut auf, auch legte man ihnen Kleider an. In einer geräumigeren Hütte errichtete man aus Rohrriß eine Art von Trauergerüst, setzte zuoberst die Gerippe darauf und erwies ihnen theils mit Wehlagen und theils mit Trinken neun Tage lang die letzte Ehre, worauf man sie in ihre Begräbnisse bringen ließ.

Meinetwegen mag immer ein Europäer, um seine Grabstätte unbekümmert, wie Diogen wenig darnach fragen, was für ein Schicksal auf seinen Leichnam wartet, und mit Dingit ausrufen: *Facilis iactura sepulchri, edet: Der Himmel deckt den, den keine Urne deckt, \*)* so denken dennoch hienfalls auch die wilden

---

\*) *Coelo tegitur, qui non habet urnam.*

Amerikaner ganz anders. Sie halten es für das größte Unglück, wenn sie unbegraben unter freiem Himmel verfaulen müssen. Bloss aus Rachgier werfen sie die Körper ihrer Feinde verächtlich hin, machen sich aus ihren Knochen Kriegspfeifen und Schalmeyen, und bedienen sich ihrer Schädel statt Becher. Von einem Freunde hingegen begraben sie, wenn sie können, auch das kleinste Beinchen sehr ehrerbietig und tragen dafür unglaublich viele Achtung. Wir mußten, daß einstens die Quaranter, als sie noch Wilde waren, die Gebeine ihrer Schmarzkünstler (Abapaye) in Kapseln allemal sorgfältig auf die Reise mitgenommen, und darein wie auf Heiligtümer all ihr Vertrauen gesetzt haben. Endlich gelang es unseren Missionären diese Ueberbleibsel des alten Aberglaubens und Hindernisse unserer Religion zu entdecken, worauf sie dann selbe den Quarantern wegnahmen, auf einen Scheiterhaufen warfen, und in Asche verbrannten. Diejenigen von dieser Nation, welche man aus den Wäldern in unsere Klöster brachte, lernten durch nichts eher unseren Gottesdienst in Ehren halten, als wenn sie sahen, daß wir ihre Landesleute mit vielem Gepränge und feyerlichem Gesange zur Erde bestatteten. Alle die Ehre, die man den Leichen erweist, sehen die Ubriggebliebenen als sich selbst erwiesen an, und entbrennen dadurch vor Liebe gegen die Religion und ihre Lehrer. Während der 11 Jahre, die ich dem Unterrichte dieser Nation widmete, habe ich mich dessen vielfältig überzengt. Der älteste von den Indianern, die mich auf meiner Reise in die Wälder Mbacvera begleiteten, bestärkte mich gleichfalls in meiner Meinung. Um den wilden Caciquen zur Annahme unseres Glaubens in unseren Kolonien zu bereden, sagte er zu ihm in meiner Gegenwart: Mein Bruder! Diese Priester lassen sich unser Wohlseyn recht sehr angelegen seyn. Sie tragen

tragen eine außerordentliche Liebe zu uns, und überhäuf-  
ten uns täglich mit ihren Wohlthaten. Im Leben uns  
terrichten, nähren und kleiden sie uns, und nach dem  
Tode begraben sie uns in einer weißen Leinwand, und  
singen uns sogar bei unserem Grabe. Unter die vornehm-  
sten Beweise unseres Wohlwollens gegen die Indianer  
zähle ich erweislich den Anstand unserer Exequien; weil  
er wußte, wie sehr selbe die Wilden interessieren.

Nachdem wir bisher von den Krankheiten, Aeryten,  
Aryneyon, dem Tode und Begräbnisse der Abiponier  
umständlich gehandelt haben, werden hier meine Anmer-  
kungen über die vielen tödtlichen, allen aber gefährlichen  
Schlangen und anderen schädlichen Insekten nicht am un-  
rechten Orte stehen. Ohne Zweifel wird es den Euro-  
päern nicht unangenehm seyn, die Hilfsmittel kennen zu  
lernen, mit welchen sich die Amerikaner entweder wider  
die Schlangen verwahren, oder ihre Bisse heilen, und  
die Wirkungen ihres durch alle Nerven verbreiteten  
Giftes hemmen.



## Dreißigstes Hauptstück.

### Von den merkwürdigsten Schlangen.

**M**an erwarte nicht, daß ich mich hier in eine umständliche und vollständige Beschreibung aller amerikanischen Schlangen einlassen werde: denn als ich in Amerika war, war ich mehr besorgt ihnen auszuweichen, als sie zu zählen und zu betrachten. Dennoch werde ich das Merkwürdigere und Zuverlässigere, aber nur, in soweit es hieher gehört, anführen; weil ich eigentlich bloß die Geschichte der Abiponer, und nicht die der Schlangen zu schreiben Willens bin. Wer sich in dieser Materie genauer unterrichten will, darf nur die berühmten Naturforscher den Linneus, Wilhelm Piso, Martgraf und andere, welche dieselbe erschöpft haben, nachschlagen. Indessen getraue ich mir dennoch meine Leser zu versichern, daß sie in diesem Kapitel von mir manches vernehmen werden, was die eben genannten Schriftsteller nicht berührt haben. Kurz sie werden innen werden, daß auch die manchmal etwas Nützliches zu Markte bringen, von denen man es am wenigsten erwartet. Viele schrieben von den Schlangen, die doch in ihrem Leben keine andere als geschnitzte oder gemahlene gesehen haben. Wir hingegen, die wir in Amerika ergraset sind, sahen nicht nur überall Schlangen von aller Art, sondern wir wohnten sehr oft mit ihnen unter einem Dache.



In Paraquay giebt es beinahe zwanzig Gattungen der Schlangen, die an Namen, Farbe, Größe, Gestalt und ihrem Gifte von einander unterschieden sind: noch mehrere aber in dem benachbarten Brasilien. Das quaranische Lexikon enthält, wenn ich mich nicht irre, auf zweyen Blättern ihre Namen und Eigenschaften. Die bekannteren sind: Mboÿtiñi, oder Mboÿchini.. Qui-  
ririo. Yacanina. Mboÿhobi. Mboÿquatia. Mboÿ-  
pequazü, oder Cucurucü. Mboÿpè miri. Ta-  
reÿmboyà. Mboÿquazü, oder Yboyà. Mboÿroy.  
Curiyu. Ybiboboca. Yacapecoaya. Yararacà. Caca-  
boyà &c. Ich würde auch die Namen der übrigen an-  
führen, wenn ich nicht befürchtete, durch den Uebelklang  
dieser quaranischen und brasilianischen Wörter, welche  
die Farbe und besondere Eigenschaft fast aller Schlangen  
ausdrücken, die Gedult meiner Leser zu ermüden. Ei-  
ne Schlange überhaupt heißt bei den Quaraniern Mboÿ,  
bei den Abiponern Enenaik, bei den Spaniern Vivora,  
bei den Portugiesen Cobra. Im Latein hat jede Art  
einen besonderen Namen; allein bis jetzt ist der Streit  
unter den Grammatikern und Naturkundigen noch nicht  
ausgemacht, welche man Seps, cenchris, anguis, co-  
luber, aspis, &c. nennen soll: also zwar, daß es schwer  
hält für die amerikanischen in Europa unbekannten  
Schlangen die wahre lateinische Benennung ausfindig  
zu machen.

Zuvorderst aber müssen wir einer Schlange erwäh-  
nen, welche sich durch ihr Gift und die an ihrem Schwanz  
hängende Schelle von allen anderen unterscheidet. Die  
Spanier nennen selbe Vivora de Cascabel oder Tañedor;  
die Franzosen Serpent au chaperon oder Serpent à son-  
nettes; die Deutschen die Klapperschlange; die Qua-  
ranier

ranter Mboŷchini; die Braſſilianer Mboŷciningã; die Indianer in Mexiko endlich Teuhtlacocauhqui, die Frau der Schlangen. Im Latein hat ſie noch keinen Namen. Eſſoffin, der Verfaſſer eines franzöſiſchen Wörterbuchs, nennt ſie Sepedon, ein Wort, welches die lateiniſchen Klaſſiker, meines Wiſſens, nicht kennen. Ich möchte ihren Namen lieber aus dem Griechiſchen entlehnen und ſie Crotalus oder Crotalophorus (von κρόταλος, eine Klapper) taufen. Dieſe Beſtie iſt eben ſo ſchrecklich anzusehen als zu hören, ſo dick als ein Mannsarm bei dem Ellenbogen, und fünf Schuhe lang, nicht ſelten auch noch länger. Sie hat eine geſpaltene Zunge, einen plattgedrückten Kopf wie ein Biper, kleine ſchwarze, lichte Augen, und in der obern Kinnlade unter anderen vier beſonders ſcharfgeſpizte, hohle und krumme Zähne, aus welchen ſie ihr Gift herausſpricht. Sperret ſie ihr Kachen auf, ſo nimmt man darinn auch noch andere kleine Zähne gemahr. Der Rücken, welcher über beide Seiten weit hinausraget, iſt braunlichtgelb, und am Rückgrade mit lichtgelben Streifen wie ein Kreuz durchſchnitten. Ihre Haut iſt gleich dem Krokodil mit braunen aber weicheſen Schildern bedeckt. Auf dem Bauche aber hat ſie groſſe parallelogramenſörmige und etwas gelbliche Schuppen. Zu hinterſt an dem Schwanze hängt die Klapper, von welcher ſie ihren Namen erhielt, und die glatt, dünne, aſchengrau und einen Zoll breit iſt. Inwendig ſind zwei hohle, durch ein zartes Häutchen in der Mitte von einander geſchiedene Zellen, worinn eine Art von einem eben nicht ſehr runden Küchelchen ſtehet, das bei jeder Bewegung der Schlange hin und wieder geworfen wird, und dadurch ein Geſclapper macht, wie unſere Kinderklappen oder Kinderrodeln zu machen pflegen. Alle Jahre wächst wie bei den Hirschgeweißen an der Klapper ein neues Glied, das mit den vorigen, wie die Ringe einer Kette, mittelſt ihrer Wirbel zuſammenhängt.

hängt, also war, daß man aus den Gliedern der Klapper das Alter der Schlange abnehmen kann, so wie die Zahl der Nester der Hirschgeweihe das Alter der Hirschen zu erkennen giebt. Je älter also eine Schlange wird, desto mehr klappert sie, weil sie desto mehr Schellen an sich hat. Ein Abiponer tödtete einst an einem and ebendenselben Wirtage zwei Klapperschlangen, deren die eine 4 und die andere 12 Jahre alt war, wie man dies aus den Gliedern der Klappen, die er mir angeboten hatte, ersah. Wenn diese Schlange aufgebracht ist, krümmt sie sich zusammen. Wenn sie auf jemanden losgeht, so kriecht und windet sie sich so schnell auf ihn hin, daß sie beinahe zu fliegen scheint. Zum Glück und zur Warnung für die Menschen gab der vorsichtigste Schöpfer diesem schrecklichen Thiere die Klapper, damit man sie auch von weitem hören, und ihr entgehen kann. Man hält mit Grund ihr Gift für angreifender und zerstörender als der übrigen Schlangen ihres: denn wie wir aus eigener Erfahrung wissen, so bleiben die Heilmittel, wodurch wir die von anderen Schlangen Gestochenen allemal zuverlässig retteten, bei denen, die von der Klapperschlange mit ihrem fürchterlichen Gift angespritzt worden waren, ohne Wirkung. Auf diese wartet ein gewisser wenn gleich langsamer Tod; indem sich die tödtliche Kraft des Giftes aus der Wunde allmählig in alle Glieder ausbreitet. Auf der Seite, auf welcher jemand gestochen worden ist, erstarren Arm, Fuß, Aug und Ohr: bald darauf dringt das Gift auch auf die andere Seite, lähmet die Sinne, und verursacht Wahnwitz und die unleidlichsten Schmerzen, besonders an dem äußersten Ende der Hände und Füße, als aus welchen das kochende Blut zurücktritt, und die deswegen so blaß als Leichen aussehen. Dieses alles habe ich selbst an zweenen quaranischen Jünglingen, die von einer solchen Klapperschlange vergiftet worden sind, beobachtet. Rei-

ner von ihnen hatte noch das achtzehnte Jahr erreicht; aber beide waren stark vom Körperbau, und genossen einer blühenden Gesundheit. Der eine stand zwölf und der andere vierzehn Tage, wie ich selbst mit dem innigsten Herzenleid sehen mußte, die empfindlichsten Qualen aus, bis endlich der Tod ihren Leiden ein Ende machte; indem die Gewalt des Giftes die Wirkungen der heilsamsten und bewährtesten Arzneyen vereitelte. Sobald man mir also die Nachricht gebracht hatte, daß jemand von einer solchen Schlange gestochen worden wäre, so versah ich ihn zur Stunde mit allen Heilmitteln der Religion nach römischen Gebrauch, um dem ihm bevorstehenden Wahnsinn zuvorkommen. Ein Klapperschlangengift hat auch eine junge und starke Indianerin an den Rand ihres Lebens geführt. Sie entging zwar zum Erstaunen aller dem Tod; aber sie blieb lahm, und führte ein äußerst mühseliges Leben.

Was ich bisher von den schrecklichen und gewaltsamen Wirkungen des Giftes der Klapperschlangen gesagt habe, wird durch ein Schreiben aus Williamsburg in Virginien vom 28. September 1769, welches nachmals in das wienerische Diarium bei van Obelen von 6. Jänner 1770 eingebracht wurde, vortrefflich bestätigt. Folgendes ist der Inhalt desselben. Zu Ende des Junius schlich sich in der Grafschaft Johnston in Nordcarolina eine Klapperschlange bei eitler Nacht in ein Haus, in welchem vier Kinder auf der Erde lagen. Das kleinste war das erste, welches dieselbe mit ihren vergifteten Zähnen verwundete. Aufgeweckt durch das Geschrey des Kammkinds eilte der Vater ihm zu Hilfe. Allein ihrer ansehnlich und von ihr gebissen zu werden, war eines. Indessen daß er sich um etwas umsah, um die grimmige Bestie zu erschlagen, spritzte sie auch die übrigen drei Kinder

Kinder mit ihrem Gifte an. Sogleich sprang man den Verwundeten mit aller möglichen Sorgfalt, und allen Arzneyen, die man bei der Hand hatte, bei; aber vergebens: denn der Vater starb mit seinen vier Kindern den Tag darauf. Daß sie alle an dem Gifte starben, wundert mich nicht; aber das wundert mich, daß ihre Mutter nicht mehrere Tage aushielt, wie es in Paraquay zu geschehen pflegt: allein die Verschiedenheit der Erdoft und Himmelsstriche stärket oder schwächet das Gift der Schlangen, so wie selbe ihre Farben ändert. Zudem ist es sehr natürlich, daß die schwachen Kinder den Heftigkeit des Giftes oder des Schmerzens eher unterlagen. An dem Tod ihres Vaters aber ist meines Erachtens nicht bloß die empfangene Wunde, sondern auch seine herzanareisende Betrübniß über den Verlust seiner Söhne Schuld; man wollte denn sagen, daß die Schlange in ihrem Grimme auf diese Unglücklichen ein tödlicheres Gift ausgelassen habe, welches ihnen daher auch früher den Rest gegeben hätte. Man höre, was Wilhelm Piso, dieser berühmte holländische Arzt, den die Generallstaaten eigends nach Brasilien geschicket hatten, um die Beschaffenheit dieses Landes zu erforschen, von der Klapperschlange spricht. Steckt sie, sind seine Worte, das Ende ihres Schwanzes in den Hinterleib eines Menschen, so stirbt derselbe auf der Stelle. Viel später verschenden die, welche sie mit ihrem Kachen oder den Zähnen vergiftet. Das letztere stimmt mit meinen Erfahrungen in Paraquay ganz überein; das erstere mit der Vernunft, und der menschlichen Natur: denn wenn das Gift in die Eingeweide gelassen wird, so hat dasselbe den freiesten Zugang zum Herzen, des Lebensquelle, und kann also diese ungehindert stoßen machen, und zu Grunde richten.

Hat also, wird man fragen, die sonst wohlthätige Natur wider dieses zerstörende Gift gar kein Mittel in ihrem Schooße zubereitet? Vielleicht giebt es ihrer mehrere? Allein die menschliche Spürkraft hat noch keines entdeckt, wenigstens kennt man in Paraguay keines. Wahr ist's; in den Büchern findet man eine Menge solcher göttlicher Arzneyen bis in den Himmel erhoben. Allein, wer sich ihrer bediente, erfuhr gar bald, daß die ihnen beigelegten Lobsprüche eitel Wind waren. Der so unumstößlich wahre Ausspruch des berühmten Sydenham: Die Kranken werden in den Büchern kurirt, und sterben zu Hause in den Betten, gilt hauptsächlich von denen, die von der Klapperschlange gebissen werden. Diesen setzen die Brasilianer Schröpfköpfe an, um die vergiftete Wunde zu erweitern und zu trocknen. Bisweilen binden sie auch um das gebissene Glied die Binse Jacapè herum, damit das Gift nicht weiter um sich greife. Manchmal brennen sie dasselbe mit einem glühenden Eisen. Wenn das Gift noch nicht bis zum Herzen gedrungen ist, läßt man den Kranken Tipioca trinken und sucht ihn dadurch zum Schweigen zu bringen. Einige Indianer nehmen in der äußersten Noth ihre Zuflucht zu dem zerquetschten Kopf der Klapperschlange, und legen ihn auf die Wunde auf. Mit diesem Mittel verbinden sie auch den Gebrauch des Speichels nüchternen Menschen, als mit welchem sie jene öfters beschmieren. Selbst Galenus, Plinius, Scaliger und andere sollen diesem Speichel eine nicht gemeine Heilkraft in Schlangengebissen beigelegt haben. Allein ich getraue mir nicht auch nur von einem einzigen, der von einer Klapperschlange gebissen worden ist, zu behaupten, daß er durch eines von allen angeführten Mitteln dem Tode entgangen sey; ich habe vielmehr wichtige Gründe daran zu zweifeln; weil die bewährtesten Arzneyen, die den von andern

Schlang

Schlangen Verwundeten allemal die trefflichsten Dienste thaten, den Unglücklichen, die von der Klapperschlange vergiftet worden waren, nicht die geringste Linderung verschaffen. Man mag sagen und schreiben, was man will, so werde ich dennoch, durch meine vielmaligen Erfahrungen belehrt, nie von der Meinung des Herrg Markgrabe, welcher selbst eine Zeitlang in Brasilien war, abgehen. Es giebt daselbst, sagt er in seiner Naturgeschichte, eine äußerst giftige Schlange (nämlich die Klapperschlange) wider dessen Gift noch kein Gegenmittel bekannt ist. Allein so giftig die Zähne dieser Schlange sind, wenn sie beißt, so heilsam sollen sie werden, wenn man sie statt einer Arznei braucht. Man sagt, daß sich die Mexikaner, um sich die Kopfschmerzen zu vertreiben, Hals und Genick damit zerstoßen. Auch soll ihre Hütte auf die Wunden oder andere Theile des Körpers gestrichen in Geschwülsten viele Heilkraft äußern. Desgleichen soll auch ihr Kopf auf dem Halse eines mit dem Halsweh behafteten demselben trefflich zu statten kommen. Mit dem allem mag es seine Richtigkeit haben: aber in Paraguay mußten wir von diesen Arzneymitteln nichts.

Unter den giftigen Schlangen geböhret die meiste Stelle einer zwölf, manchmal auch fünfzehn Fuß langen, welche dick, aschengrau, mit schwarzen Punkten, deren Anblick jedermann Schrecken einflaget, besprengt, unter dem Bauche gelblich, und ihres besondern Giftes wegen, das sie im Bissen von sich läßt, fürchterlich ist. Die Brasilianer nennen sie Cucurucu, die Quavanier oder Mupipequazu. Aus ihren Eigenschaften schließe ich, daß sie die nämliche ist, welche beim Plinius Haemorrhoea und bei anderen Haemorrhoids heißt. Diese Schlange findet sich häufig in den Gegenden, in welchen eine warme und feuchte Witterung, das Element der

H. Theil.                      56                      Schlang

Schlangen herrscht. Das Gift, welches sie durch ihren Biß in den menschlichen Körper hineinragt, entzündet alle Adern; und treibt das kochende Blut durch den Mund, die Nase, Ohren, Augen, Nägel, kurz durch alle Oeffnungen und Schweißlöcher des Leibes heraus. So erzählt es nebst anderen glaubwürdigen Schriftstellern unser H. Patricius Hernandez in seiner Geschichte der Chiquiten, bei welchen er sich mehrere Jahre aufgehalten hat. Er sagt auch, daß fast niemals ein Mensch von einem solchen Schlangenbisse stirbt, weil das meiste Gift mit dem Blute weggeht. Ich meines Theils, (man sehe, wie aufrichtig ich in meinen Erzählungen zu Werke gehe,) habe weder eine solche Schlange noch auch einen von ihr Gebissenen gesehen, wiewohl sie in dem benachbarten Brasilien nichts feltner seyn soll, als wo die Indianer ihren Kopf statt eines Umschlages auf die Wunde legen. Das nämliche thun sie auch mit frischen aber etwas gebrannten Tabackblättern. Die Wurzeln von der Caapia, Jurepeha, urucuy, malvisco und Jaborandy werden dem Patienten zum Schweistreiben eingegeben. Man sagt, daß die Wilden in Brasilien diesen Schlangen den Kopf, als worin das meiste Gift steckt, abschneiden, und sich das übrige Fleisch gehörig zurechten und es aufheben. In Paraquay sieht man außer den Mboypéquazú auch Mboypé miri, welche fast um nichts dicker als ein gemeiner Schreibstiel sind. Dennoch haben sie in ihrem kleinen Körper mehr Gift als die größere Schlange dieses Namens. Eine solche habe ich einst, weil sie stets meinen Hüften nachstellte, in Ermangelung anderer Waffen mit einem Federmesser um das Leben gebracht; indem mir die Gefahr Muth einflößte. Der abgeschnittene Kopf war mein Siegeszeichen.



Die Yacarina muß man allerdings unter die größten und gefährlicheren Schlangen zählen. Sie ist bisweilen auch drey Ellen lang und so dick wie ein Mannsarm. Sie klettert sich auf den hintersten Gelenken ihres Schwanzes in die Höhe, und fliegt gleichsam auf diejenige los, die sie anfaßt. Die Quiriro erschrocket durch ihren bloßen Anblick selbst die Entschlossenen. Die Ursachen hiervon sind theils ihre ungeheure Größe, theils die fürchterlichen Farben, womit sie bemahlet ist, und theils auch ihr im höchsten Grade scharfes Gift. Ich habe ihrer zwey mit dieser Hand, mit der ich schreibe, in Stücke zerhanen, die eine in unserem Hausgarten, als mit einige Indianer leuchteten; die andere in meinem Zimmer. Die dunkelgrüne, schwarzgefleckte und äußerst lange und dicke Mboyhobi strotzet von dem argsten Gift, und findet sich fast überall in den Feldern. Dagegen wohnet die Mboyquatia hauptsächlich in Häusern. Sie hat ihren Namen von ihren schönen und bunten Farben erhalten. Ihr Körper ist klein, aber ihr Gift außerordentlich zerstörend. In den Seen und Flüssen giebt es auch eine Menge Wasserschlangen von verschiedener Gestalt und einer ungeheuern Größe. Man glaubt, daß sie nicht giftig sind; dennoch haben sich Schwimmer vor ihnen allemal zu fürchten, weil ihre schrecklichen Zähne nichts mehr von dem, was sie einmal gefast haben, anlassen. Sie tödten sich um die Thiere und erdrücken sie dadurch. Hierunter nennen die Quaranier eine Mboyroy, die kalte Schlange, weil sie sich gern in kälteren Gegenden und im Schatten aufhält. Eine andere, welche acht bis neun Ellen lang und verhältnißmäßig dick ist, heiße Curyu. Die Indianer weiden sich an ihrem Fleische. Besonders merkwürdig ist eine überaus große aber ganz unschädliche und gattartige Schlange. Die Spanier in Paraguan heißen sie (ver-

entweder in der peruanischen Sprache oder in der Quichua) Ampalaba; die Quaranier nennen sie Mboyquayü, die große Schlange, die Brasilianer Yboya, die Miponier Achiguclial; die Portugiesen Cobra de Veadó, die Rehschlange. Sie ist größer als ein Mann um seine Brust und größer als alle Wasserschlangen. Sie sieht buntflaunbraun aus und darnach dem Stamme eines moosigten Baumes sehr ähnlich. Als ich einst durch das Gebiet von S. Jago reiste, sprengte mein Pferd (an dem Ufer eines Teiches in der Gegend des großen Flusses nahe bei dem Flecken Soochoncho) auf einmal erschrocken mit mir von der Straße weg. Da ich meinen Gefährten, einen jungen Spanier, um die Ursache des Schreckens meines Pferdes fragte, antwortete mir dieser: Siehst du denn nicht dort auf dem Ufer die Schlange Ampalaba liegen? Ich hatte sie wohl gesehen, aber für den Stamm eines Baumes gehalten. Weil ich nun besorgte, daß mein Pferd noch schwer werden und mich hinabwerfen möchte, so wollte ich nicht an diesem Orte still halten um die funkelnden Augen, die kurzen und äußerst spitzen Zähne, den fürchterlichen Kopf und die hautgeflochtenen Schuppen dieses Unthieres zu betrachten. Einige Jahre nachher besah ich dennoch 170 solcher Schlangen zu Timbb an dem Ufer eines Sees mit aller Aufmerksamkeit und zwar in Ruhe. Sie pflegen sich unter dem Wasser aufzuhalten, gehen aber des öfteren ungeachtet oft auf das Uferland heraus, und bestiegen sogar einzelne hohe Bäume. Allen Menschen nach sind sie nicht giftig, wie sie denn auch keinem Menschen nachstellen. Doch behaupten alle Spanier und Indianer einstimmig; daß die Ampalabas auf die Kaninchen und Rehe lauern, als welche sie durch ihren Fleiß allein an sich ziehen, und dann mit offenen Mäthen, ohne selbe mit den Zähnen zu zermalmen, ganz verschlingen. Deswegen

nennen

nennen sie die Portugiesen Cobras de vendar, Stiefelslang-  
gen. Der Schlund, durch den ein Reh marschiren soll,  
werden meine Leser denken, muß entsetzlich weit, und  
derjenige, der sich so was ausbilden läßt, entsetzlich leicht-  
gläubig seyn. Ich gestehe aufrichtig, daß ich es nie ge-  
sehen habe; dennoch getraue ich mir nicht eine Sache  
zu bezweifeln, für deren Richtigkeit mir so viele Augen-  
zeugen und glaubwürdige Schriftsteller haften. Um an-  
dere zu übergehen, beruffe ich mich bloß auf den Mar-  
graf, welcher in Brasilien alt geworden und einer der  
scharfsinnigsten Naturforscher gewesen ist. Diese Schlange  
(er redet von der Ampalaba) nennen die Brasilianer  
Mboy Quazú das ist die große, denn ich habe  
es selbst gesehen, wie sie ein ganzes Reh ver-  
schlang. Mit diesem Manne stimmen alle Spanier  
und Indianer in Paraguay überein.



# Ein und dreißigstes Hauptstück.

## Von ebendenselben und anderen Insekten.

Wenn man schon die erwähnte Größe der Ampalaba für fabelhaft und übertrieben hält, was wird den Schriftstellern bevorstehen, die noch weit unglaublichere Dinge geschrieben haben. Man lese blos des Aldrovandi erstes Buch von den Schlangen und man wird gleich auf der ersten Seite diese Worte zu beherzigen finden: In dem dritten Theil der Geschichte von dem portugiesischen Indien (ich glaube, es ist von Brasilien die Rede) liest man, daß man daselbst nicht weit vom Meer weg ungeheuer große Schlangen antrifft, die sich fast immer in den Flüssen aufhalten, und deren Größe man aus ihrer Nahrung abnehmen kann, indem sie ganze Hirschen verschlingen sollen. Der Meinung des portugiesischen Schriftstellers ist auch ein spanischer, nämlich unser Vater Eusebius Nieremberg in seiner Naturgeschichte 12. B. 17. K. wo er von einer einfältigen Schlange handelt, welche auf mexicanisch Canauheoatl heißt, und die ich für unsere Ampalaba zu halten in dem Nachfolgenden Gründe zu finden glaube. Ich will seine Worte, in sofern sie zu meiner Absicht dienen, hierhersetzen. Er sagt: Sie ist so dick als ein Mann, mehr aber als doppelt so lang; das  
ihren

ihren Aufenthalte in Steinfelsen und Höhlen (vielleicht wo keine Teiche und Felsen sind) und lebt von den Thieren, die sich ihr nähern, und die sie durch ihren Athem an sich zieht. Es geschah zuweilen, daß sich die reisenden Indianer auf sie niedersetzten in der Meinung, daß es ein Block Holz wäre, (so ungeheuer und ungeschlacht ist sie) und ihres unsichern und schrecklichen Sitzes nicht eher gewahr wurden, als bis die Schlange allgemach vorbeischlängte, und sie ertattert aufsprangen. Doch soll sie ganz unschädlich seyn, und fast niemanden beißen. Man hat Schlangen dieser Art von einer solchen Größe gefunden, daß achtzehn Soldaten darauf gesessen sind, weil sie selbe für einen Block hielten. Die Spanier nennen sie Culebras bobas, dumme Schlangen. Sie stellen den Hirschen nach und verbergen sich deswegen unter die Gebüsch nahe bei den Wegen, auf welchen die Hirschen ihrem Futter nachzugehen pflegen. Kommen ihnen einige in die Nähe, so ziehen sie diese durch ihren Athem an sich, wie der Magnet das Eisen an sich zieht. Da nun der Hirsch ihrem gierigen Rachen nicht entgehen kann, indem er von ihrem Hauche bezaubert ist, (Ueber die Menschen haben sie nicht so viele Gewalt) so wird er von ihnen umfasset, und erdrückt. Hierauf lecken sie ihre Beute ab und begiertern selbe überall mit ihrem Geiße, damit sie den Hirschen desto leichter verschlingen können, weil ihnen sonst seine rauhen Haare die Ausführung ihrer Absicht erschweren würden. Endlich fangen sie ihn ganz von den Füßen bis an den Kopf in sich. Weil sie den letzteren der Hörner wegen nicht verschlingen können, so behalten sie selben in ihrem Rachen.

her, bis er faulen. Zuweilen geschieht es auch,  
 daß Ameisen in den stets offenen Rachen dieser  
 Schlange hineinkriechen. Diese umbringen, und  
 auf diese Weise den Hirschenmord rächen. Diese  
 Art zu jagen, hat die Natur den unbeholfenen  
 Thieren verliehen, weil sie sonst wegen ihrer  
 Trägheit nothwendig umkommen müßten. In  
 ihrem Athem besteht ihr ganzer Reichtum, und  
 ihre Nahrungsquelle. So schreibt Rierenberg von  
 Wort zu Wort, welcher meines Wissens Amerika nicht  
 selbst gesehen, sondern alles, was er erzählt, aus andern  
 entlehnet hat. Dieser Absatz enthält eine Menge Stel-  
 len, welche die ganze Erzählung verdächtig, wenigstens  
 zweifelhaft machen könnten, besonders in den Augen derje-  
 nigen, welche um von der neuen Welt zu urtheilen,  
 Europa zum Maasstab anzunehmen pflegen und alles,  
 was sie nicht begreifen können, als unmöglich oder un-  
 glaublich verwerfen, wiewohl auch die Elemente, Mar-  
 schen, Bienen, Elephanten und andere Thiere täglich eine  
 Menge natürlicher Wirkungen vor Augen stellen, deren  
 Entstehung wir zwar nicht ganz einsehen, von denen wir  
 aber dennoch ohne Schwierigkeit eingestehen, daß sie das  
 Werk der Kräfte der Natur und keine Wunder sind.  
 Daß die Schlange Ampalaba, von der nämlich die  
 Rede ist, an Größe und Farbe einem völligen Bo-  
 cleiche, habe ich selbst vielfach gesehen. Daß selbe  
 Rebe und andere dergleichen Thiere durch den Bauch an  
 sich ziehe und dann verschlinge, habe ich zwar selbst nicht  
 gesehen, aber andere bezeugen gehört, denen ich beinahe  
 eben so gut als meinen eigenen Augen zu trauen Ursache  
 habe. Verschlingen die Bestien in Mexico sogar ganze  
 Hirschen, so muß ihre Größe daßelbst die der paraguani-  
 schen meines Erachtens um so viel übertrifft, als Me-  
 xico höher als Paraguay ist. Darum mögen auch da-  
 selbst die Hirschen kleiner bleiben als in den nördlichen  
 und

und kalten Provinzen. Ubrigens werde ich mir den Kopf über die Untersuchung der Art und Weise nie zerbrechen; wie der Hirsch von der Ampalaba verschlungen werden kann. Diese Sorge lasse ich der ungeheueren Schlange gerne über. Sald jemand die ganze Erziehung für eine Fabel, so werde ich darum auch mit ihm keinen Hant anheben.

Das bisher angeführte erhält einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn das alles wahr ist, was man von der unglaublichen Größe verschiedener Schlangen fast in allen Zeiten schrieb. Aristoteles erwähnt afrikanischer Schlangen von einer so kolossalischen Größe, daß diese sich selbst über dreymalrichte Schiffe hermachen, um die Seelente zu verschlingen. Er erzählt, daß man daselbst Knochen von Stieren gesehen habe, welche nach der allgemeinen Meinung von den gedachten Wassertschlangen aufgezehret worden waren. Plinius bezeuget im 8. Buche 14. K. daß der römische Consul Utilius im ersten punischen Kriege an dem Flusse Bagabra nahe bei der Küste von Afrika eine solche Schlange durch seine Soldaten wie eine Schanze mit Ballisten und anderen Wurfmaschinen förmlich habe belagert und bestürmt lassen. Ihre 120 Fuß lange Haut wurde nach dem Bericht des Gellius nach Rom gebracht. Glaubwürdige Geschichtschreiber versichern uns, daß in Ostindien dergleichen monströse Schlangen zu erlegen; Offiziere mit Truppen ausziehen, Posten und Schildwachen ausgestellt, und Reiter und Fußgänger ausgeschildet werden, die ihnen beizukommen trachten müssen. Pausanias gedenket 30 Ellen langer Schlangen. Hat doch auch Porus, König in Indien, wenn wir dem Strabo glauben wollen, eine 20 Ellen lange dem Kaiser August zum Geschenke übers-

schicht. Carolus Clusius beschreibt in seinen Exotischen ein Fell einer fremden Schlange von neun römischen Schuben. Aldrovandi sagt, daß [man ihm bei dem Großherzog in Florenz] eine eben so lange vorgewiesen habe. Mellan schreibt, daß es in der neuen Welt Schlangen mit einem so ungeheuren Rachen gebe, daß sie ganze Ziegen, und nach dem Ravisi auch Stiere verschlingen. Aus der allgemeinen Geschichte des Consalvus Ferdinandus Oviedo ersieht man, daß Cuba, eine mächtige Insel in Nordamerika, Schlangen erzeuge, welche so dick als ein Mannschenkel und 30 Fuß lang sind. Daß man auf dem Uruquay, einem der drey Hauptflüsse von Paraguay, Schlangen von einer unglaublichen Größe antrifft, und daß sich diejenigen, die an dem Ufer des gedachten Flusses reisen, vor ihnen sehr zu fürchten haben, wissen wir alle, die wir auf demselben geschifft sind. In der Parana, der Königin der paraguayischen Flüsse, sieht man fast überall ungeheure Wasserschlangen mit aufgebäumten Köpfen und Schwänzen herumschwimmen. Der P. Anton Ruiz Montoya, Missionär der Quaranier und überhaupt ein Mann von einer seltenen Tugend, sah einmal (seinem eigenen Geständnisse zufolge) wie ein Indianer, der in der Absicht zu fischen bis an des Leibesmitte unter das Wasser gieng, von einer solchen Wasserschlange verschlungen wurde. Sie spit ihn zwar hernach wieder ganz an das Gestad aus; allein alle seine Gebeine waren dermassen zerquetschet, als wenn er in einer Mühle zermalmet worden wäre. Ich würde zur Bestätigung meiner Erzählungen noch mehrere solche Beweisthümer anführen, wenn ich nicht damit meine Leser zu ermüden fürchtete. Indessen kann ich dennoch jene außerordentlich große Schlange, welche die Quaranier Moñay nennen, nicht unberührt lassen. In der Größe ihres Körpers, ihrem weiten Rachen, den funkenden Augen, grimmigen Zähnen, der gefleckten und mit steifen Schuppen



den besetzten Haut stellt sie einen Drachen vor, und kann selbst von dem Unerforschtesten nicht nur nicht ohne Schrecken sondern auch nicht ohne Gefahr angesehen werden. Der P. Emanuel Guttierrez, damaliger Missionär in der neuen Kolonie S. Stanislaus, sah einst auf einer Reise durch die Wästeneyen von Taruma an dem Ufer des Flusses Yuquirý diese fürchterliche Bestie in der Nähe. Ein Indianer, sein Reisegefährte, verwickelte sie in einen langen Riemen, dergleichen man bei der Pferd Jagd braucht, ließ sie durch sein Maulhieb, auf dem er ritt, hinter sich schleifen, und gab ihr am Ende glücklich und mit vieler Geschicklichkeit den Rest. So viel Muth hatten die Indianer von S. Joachim nicht, welche ich ausgesendet hatte, dem königlichen Statthalter, den ich erwartete, den Weg zu bahnen; denn sie kehrten gleich nach Mittag zitternd wieder zurück, weil sie in dem dicken und unzugänglichen Walde eine an dem Gestade eines Baches versteckte Schlange Moñay entdeckt hatten. Ihr Schrecken war auf ihrem Gesichte deutlich ausgedrückt. Als ich sie um die Ursache desselben fragte, machten sie mir ganz ertattet das furchtbare Ungeheuer ab. Nach wenig Tagen ward ich selbst unvermuthet von der Wahrheit ihrer Erzählung überzeugt. Weil man sich mit der Sage trug, daß der Statthalter des andern Tages anlangen würde, so ritt ich ihm Ehrenhalber mit den vornehmsten Indianern entgegen. Ich bediente mich zu dieser Absicht eines sonst immer antartigen, folglosen und furchtlosen Pferdes. Dennoch stieg dasselbe an, als ich mich dem Bache näherte, wo meine Indianer lehrten hin die Schlange gesehen hatten, sehen zu werden, anzuschlagen, auf Fúgel und Zaum nicht mehr zu achten, und mit mir außer dem Wege fortzurennen. Es hatte nämlich daselbst das in seiner Höhle verborgene Ungeheuer gerochen. Das war wenigstens die Meinung aller Derer, die mich begleiteten, welche auch  
dieselbe

Dieſelbe iſchen gehört haben wollten. Ein Europäer wird es ſchwerlich glauben, welche eine Spurkraft Pferden und Maulthieren eigen iſt, alſo zwar, daß ſie die entfernteſten Gegenſtände riechen, welche unſere Sinnen bei weitem nicht erreichen. Sie wittern von weitem das Waſſer, wenn ſie dürſtet, beſſer ſie die Lieger, ihre Kameraden, und überhaupt alles, was ſie fürchten oder verlangen, wie wir vielmals beobachtet haben. Daß die grimmiſche Monay niemals oder doch nur äußerſt ſelten ein Unheil anrichtet, mag wohl die Urſache dieſe ſeyn; weil ſie ſich nämlich in den tiefften Wäldern, einsamen Ufern und in ganz abgelegenen Höhlen verborgen hält. Bisweilen verräth ſie ihren Aufenthalt durch ein fürchterliches Geziſche, und warnet dadurch die Indianer, welche in dem Gehölze jagen, vor der ihnen bevorſtehenden Gefahr. Daß die Schlangen iſchen, wiſſen wir auch aus dem Dild, (Metamorphoſ. 3.)

— — longo caput extulit antro

Caruleus serpens, horrendaque sibila miſit.

(Die blaue Schlange ſtreckte aus der langen Höhle ihr Haupt hervor, und machte ein ſchreckliches Geziſch.)

Obgleich alle Schlangen hin und wieder ſtreifen, ſo ſuchen dennoch einige vorzüglich unter dem Waſſer; andere auf dem Waſſer, und noch andere in den Höfen und Höhlen einen Schlupfwinkel. Die ſo prächtig gemahlene oder eben ſo giftige Mooyquatis, von der ich oben ſprach, verſteckt ſich in den Spalten und unter dem

dem Schutte der Wägen. Vielleicht ist dies die Cen-  
chris, von der Lucres im 9. B. sagt: Pluribus ille  
notis variatam tingitur alvum. (Ihr Bauch ist mit  
verschiedenen Flecken bemahlet). In S. Joachim wurz-  
ten in der Kirche solche Schlangen die Menge umge-  
bracht, aber dennoch nicht völlig ausgerottet, weil immer  
andere nachwuchsen. Da man also bei der übergrossen  
Menge der Schlangen in Paraguay vor ihnen nie sicher  
ist, so rathe ich ja niemanden sich in den Feldern, Wä-  
dern und an den Ufern der Seen niederzusetzen, ehe er  
den Ort, wo er sich setzen will, genau untersucht hat.  
Sorglose und unvorsichtige Indianer werfen sich auf die  
Erde nieder, wo es ihnen einfällt, und darum werden  
ihnen auch sehr viele von den verborgenen Schlangen ge-  
stochen. Als meine Gefährten einst von der langen Rei-  
se, die sie mit mir zu Fuß gemacht hatten, ganz er-  
müdet waren, legten sie sich gegen Abend an einem Orte  
nieder, um welchen ich alte versauzte Palmstöcke, die hier  
herbleibseln eingegangener Hütten, in Menge herum-  
liegen sah. Ich erinnerte sie, sich aufmerksam umzusehen,  
wo sie die Nacht hinbrächten, und daß sie die Palm-  
stöcke, diesen Lieblingsaufenthalt der giftigsten Insekten,  
wegräumen, und sorgfältig untersuchen sollten, um ihr  
Leben wider alle Zufälle in Sicherheit zu setzen. Sie  
befolgt meinen Rath. Wie sie den ersten Block weg-  
hoben, fanden sie darunter gleich in meinem Beiseyn eine  
Schlange, welche auf siebenzehn Eyer brütete, und  
schon darum mehr zu fürchten war. Die Eyer waren  
mit einer zarten und weissen Haut überzogen, ohne Scha-  
le, und an ihrer kugelförmigen Gestalt einer Eichel ähnlich;  
aber größer als diese. Die zwischen den Bächen Acarag  
und Monday gelegenen Wälder kann man wegen ihrer  
hitzen und feuchten Lage mit Recht die Pflanzstätte  
der giftigsten Schlangen nennen. So oft ich in denselben  
geh

ben Wilde aufsuchte, so oft sah ich in einem Tage mehr Schlangen; als mir sonst in einem ganzen Monate zu Gesichte kamen. Sie stießen uns so zu sagen bei jedem Schritte rechts und links an.

Oft habe ich mich gewundert, daß einige Alten, die Schlangen zu verschrecken, Feuer zu machen anrathen, indem sie meiner eigenen Erfahrung zufolge am meisten dadurch herbeigelockt werden. Um der Wärme willen kriechen sie dem Feuer zu, und schleichen sich heimlich, wie wir oft gesehen haben, in die verschlossenen und warmen Zimmer. Ihr Knaben! stichet von hier. Eine kalte Schlange liegt im Grase verborgen \*) sagt Virgil: und zwar mit Recht; denn die Kälte ist ihr eigen. Galenus hat ihr nicht an einem Orte ein kaltes Temperament zugeschrieben; und darum glaubt Aristoteles, daß sie die Kälte auch an einem anderen nicht ertragen kann. Für die Ursache dieser Kälte hält Plinius ihr wenig Blut. Gewiß ist, daß die Schlangen von einem desto angreifenderen Frost gequält werden, je mehr sie vom Gift und je von einem schärferen Gift sie stößen. Darum stocket denen, die von denselben gebissen werden, sogleich das Blut, und die äußersten Theile des Körpers erstarren ihnen vor Kälte, weil der Umlauf desselben gehemmet ist, und es sich daher immer weiter zurückzieht. Warum sind die Schlangeneier bloß von einem leeren und dünnen Häutchen überzogen, wenn es nicht wegen der den Schlangen angeborenen Kälte ist? Denn die Hühner, welche hitziger Complexion sind, legen ihre Eier in festen Schalen.

Daß

---

\*) Frigidus, o pueri! fugite hinc, latet anquis  
in herba.

Daß die Schlangen Frost leiden, und darum der Wärme nachgehen, wissen wir aus einer fast täglichen Erfahrung. In den unermesslichen Wüsteneyen von Paraguay mußten wir oft viele Wochen in freyer Luft zubringen. Der Himmel war unser Dach und die Erde unser Bett. Sobald wir auf dem Felde unser Nachtlager aufgeschlagen und ein Feuer angemacht hatten, sobald sahen wir auch die Schlangen, welche sich bisher in der Nähe verborgen gehalten hatten, herzukriechen, um sich zu wärmen. Fallen des Sudwinds wegen die kühlen Nächte ein, so schliefen sie unter die auf der Erde niedergelegten Pferdedecken und Sättel, thun aber niemand etwas zu Leide, da sie weiter nichts als Wärme suchen. Als mir einst spanische Soldaten des Morgens mein Pferd sattelten, fanden sie unter meinem Sattel, der mir immer des Nachts die Dicke eines Kopfküssens verfab, eine ungeheure, grüne und koblschwarzgefleckte Schlange ganz zusammengerollt. Man kann sich vorstellen, wie mir bei dem Anblick eines solchen Schlafkameraden, der unter meinem Haupte gelegen hatte, in Muth war. Wir haben beobachtet, daß die Schlangen den wollenen Pferdedecken, besonders wenn sie von dem Schweisse des Pferdes feucht sind, sehr nachgehen. Man kann also diese zur Verhütung aller Gefahr nie zu weit von den Menschen entfernen. Wenn es ihnen auf der Erde zu kalt ist, so kriechen sie auf die Häuten und sogar auch auf die Kirchendächer, um sich von der Sonne bescheinen zu lassen, fallen aber bei der Nacht, wenn sie der Frost zu sehr angreift, in die Zimmer herab zur nicht geringen Gefahr der darin sich Befindlichen. In dem neuen Flecken Conception fühlte ich bei der Nacht im Schlafe, daß mir der linke Fuß zusammengedrückt wurde. Der Schmerz weckte mich auf, und ich bemerkte, daß sich eine Schlange um meine Wade herumgewunden hatte. Durch das heftige Schlenkern des Fußes schlenderte

herte ich sie endlich mit vielem Geräusche auf die Erde. Da ich kein Licht hatte, getraute ich mir weder zu schlafen, noch aus dem Bette einen Fuß zu setzen; aus Furcht, das Uebel ärger zu machen, indem ich im Finstern den Ort, wo die Schlange lag, nicht ausmachen konnte. Indessen weckte mein Geschrey meinen Kammgenossen, den P. Joseph Sanchez, auf, der nur durch eine dünne Wand von mir geschieden war, und nun mit einem Licht in der Hand mir zu Hilfe eilte. Da er die Schlange unter meinem Bette erblickte, so hieb er ihr mit der nächsten besten Art den giftschwangeren Kopf weg. Hätte dieser Pater die Gefahr, worin ich schwelte, nicht mit Augen gesehen, so würde man vermuthlich die ganze Geschichte für einen Traum oder ein Märchen gehalten haben. Wenn man des Abends Licht in das Zimmer bringt, so muß man die Thüre sorgfältig hinter sich zumachen; weil sich die in der Nähe befindlichen Schlangen bei Erblickung des Lichts sogleich in das Haus hineinschleichen. Sie lassen sich sogar in den von Ziegeln oder Steinen gemauerten Scudächern, die ohne alle Spalten und mit Ziegeln bedeckt sind, und bei sorgfältig verschlossenen Fenstern sehen, so daß niemand errathen kann, wie sie hineingekommen seyn müssen; die Schlange nämlich war schlauer als alle Thiere der Erde, welche Gott der Herr erschaffen hatte, wie Moses im Buche Genes. g. 3. sagt. Hieron durch eine langwierige Erfahrung überzeugt, fürchtete sich einer meiner Gesellschaftsgenossen vermaßen vor dieser Thüre, daß er sich mehr als eher zur Ruhe begab, als bis er Tisch, Stuhl, Bett und alle Winkel des Zimmers mit einem Stode sorgfältig angeklopft hatte. Ich lauchte oft über die ängstliche aber gewiß nicht überflüssige Sorgfalt des guten Mannes; denn er mochte hingehen, wohin er wollte, so fiel er auf Schlangen, welche ihm zugingen. Es war

einige

einige Menschen mehr von den Schnaken, Flöhen und Wanzen auszustehen haben, so scheinen, anderen hinwiederum mehr die Schlangen anzusehen. Vielleicht daß ihre wärmeren Ausdünstungen diese giftigen und erfrorenen Bestien zu ihnen hinführen? So sehr man sich im Sehen und Gehen von ihnen in Acht zu nehmen hat, so haben sich dennoch Schlaffende noch mehr vor ihnen zu fürchten; weil sie sich vor selbst, sobald sie keine Bewegung an ihnen wahrnehmen, weniger scheuen, und diesen daher, da sie sich dessen am wenigsten versehen, hinterlistig vom Leben heilen.

Indessen mangelt es vielen Schlangen keineswegs an Muth, so daß sie auf alle, die ihnen in den Weg kommen, losgehen, einen Satz nach dem andern machen, um sie einzuholen, und, wenn sich diese nicht durch die Flucht retten, oder jene nicht umbringen, selbst grimmig beißen. Ich habe öfter mehrere an verschiedenen Orten, wenn sie sich aufbäumten und mit offenen Mäulchen die Zunge schlangelnd meinen Füßen näherten, mit mehr Dreistigkeit als Geschicklichkeit erschlagen. Bei dergleichen Gesichten kommt das meiste auf die Geschwindigkeit an, mit der man den Streich führt. Ein spanischer Lieutenant versicherte mir einst, daß in Centa in Afrika eine große Schlange des Nachts auf einen seiner Dragoner zu Pferde gesprungen sey, durch seinen Stiefel durchgebissen, und ihn dadurch vergiftet und getödtet habe. Dieses kam mir gar nicht unglaublich vor, nachdem ich in dem Staliger gelesen hatte, daß einst bei Vertona eine Schlange mit einer Lanze erlegt worden, ihr Gift aber auf der Lanze bis in der Hand des Thäters geronnen, und ihm und seinem Pferde, auf dem er saß, tödtlich gewesen sey. Einen ähnlichen Vorfall erzählt Matthiolus von einem Hirten, welcher samt einem Reitenden und dessen Pferd mittelst

des Hauchs einer solchen Bestie, eben als sie mit dem Tode rang, vergiftet worden war, wie ich mir vorstelle. Ich beruffe mich dießfalls auf das Ansehen des Pomponius Mela, nach dessen Zeugniß um den Fluß Rhymdatus gegen Bichynten zu grimmige Schlangen sich aufhalten, welche auf dem Felde öfters ihren Rachen aufsperrten und die über ihnen fliehenden Vögel mit einem so pestilentschen Hauche anblasen, daß sie sogleich aus der Luft herabfallen, und von jenen begierig verschlungen werden. Ebendieses bestätigt auch unser Rassel in seiner Geschichte von Indien 2. B. Hier sind seine Worte: Eben daselbst (in Cananor einem Reiche in Ostindien) ist der Athem der Schlangen so greulich und zerstörend, daß sie durch ihren Hauch allein tödten sollen. So wenig ich an der Wahrheit dieses Vorgebens zweifle, so bin ich dennoch überzeugt, daß die Schlangen weit mehr Menschen mit ihren Zähnen als mit ihrem Hauche vergiften. Ich wenigstens, dem mir das Aufsuchen, Unterrichten und Röhren der Indianer meine meiste Zeit wegnahmen, hatte niemals Murre den Körperbau und die Glieder dieser Bestien genau zu betrachten. Die sich damit eigends abgegeben haben, versichern, daß die Schlangen- und Biperenzähne an der Wurzel hohl, krumm und zweyzackigt sind. Aus diesen Zacken sollen sie, wenn sie zornig sind, das in ihren Zahnwurzeln enthaltene Gift ausspißen. Allein das gilt nicht von allen. Man findet in Paraguay so, wie auf der Insel Kuba (nach Helians Berichte) unschädliche und gutartige, denen es entweder an Gift oder an Werdluft mangelt, es sey dann, daß sie jemand zum Zorn reizte, denn auch die Wäcken haben ihre Galle. Die zornigen Menschen pflegen wir in unserer deutschen Provinzialsprache giftig zu nennen, wenn nämlich ihre Galle zu kochen anfängt. Nach der Meinung des Plinius ist das Gift der Schlangen nichts als die Galle, welche aus den Adern in die Bluthen



den ihres Rachens getrieben, von ihnen neben den Zähnen aufbewahrt und auf alle, die ihnen nahe kommen, ausgesprizet wird. Denn wenn es in dem ganzen Körper verbreitet wäre, so müßte ihr ganzer Körper vergiftet seyn. Nun aber ist ers nicht, weil nicht wenige Amerikaner die meisten Schlangen, nachdem sie Kopf, Schwanz, Eingeweide und Galle davon weggeschnitten haben, begierig aufheben und für einen Lasterbissen halten. Ich beneide sie wahrlich darum nicht.

Es ist bekannt, daß einige Schlangen Eier legen, andere aber lebendige Jungen werfen. Von den Eiern, welche ich gefunden habe, ist von mir oben Erwähnung geschehen. Die Amerikaner glauben, daß aus den Schlangekindern Junge hervordachsen. Sie schaffen also selber, wenn sie welche umbringen, weit von ihren Häusern weg, werfen sie auch nicht blindlings auf die Erde, sondern hängen sie an einen Zaun oder Baum auf, damit sie in der Luft und an der Sonne gedörret werden, und aus der Erde keine Feuchtheiten an sich ziehen, folglich keinen Jungen das Daseyn geben können. In dem benachbarten Brasilien stießen zweien aus unserer Gesellschaft auf eine schreckbare aber todte Schlange, an der eine kleine lebendige hing. Nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholet hatten, stürten sie mit ihrem Stock in dem Ras herum, woraus dann 11 kleine darin ausgebrütete Schlangen hervorkrochen. Die Ursache dieser mir unangezweiften Thatsache laße ich den Naturforschern zu untersuchen über.

Von zweyköpfigten, gekrönten Schlangen, mit einem Horne oder mit mehreren 2c. ließt man beim Albertus Magnus, und anderen Schriftstellern seiner Zeit,

und sogar auch bei einigen Neuern eine Menge mehr wunderbarer als glaubwürdiger Anekdoten. Ich meines Theils habe dergleichen Unthiere nirgends als in den Büchern der Alten gesehen. Dessen ungeachtet bin ich nicht von der Zahl derjenigen, welche allem, was sie nicht selbst gesehen haben, die Existenz rund absprechen. Kann denn nicht ein Produkt, das Amerika gar nicht hervorbringt, in Afrika und Asien etwas allidgliches seyn? Auf jedweden Boden gedeihet nicht alles. Indessen kann ich freylich von den ebentheuerlichen Schlangengestalten nichts anderes vermuthen, als daß sie Geburten der Einbildungskraft und in irgend einem erhitzen Gehirne ausgehecket worden sind. Beliebt es einigen Geschichtschreibern und Menschen ohne Kopf, mit einem Auge auf der Brust und mit Straußensfüßen aufzuföhren, warum hätten andere den Schlangen keine Kronen und Hörner aufsetzen, oder ihre Köpfe nicht vervielfältigen sollen? Sie wußten ja, daß die Leichtgläubigen einer Geschichte einen desto höheren Werth beilegen, je mehr ungereimtes und unerhörtes Zeug darinn vorkommt. Zuweilen hatten sie auch ihre Augen getauschet, und der Welt Märchen statt Wahrheiten aufzutischen verleitet. Ein Beispiel mag hier genug seyn. Die Schlange, welche man *Caecilia* oder *Amphisbaena*, auf deutsch die Blindschleiche und auf guaranisch *Ybiyá* nennet, wird von den meisten Schriftstellern als zweyköpfig dargestellt, aber unrichtig. Sie verfielen auf diesen Irrthum, theils weil jene nicht nur mit der Zunge, sondern auch mit dem Schwanz steicht, und vergiftet, und theils weil Kopf und Schwanz an Größe und Gestalt einander so ähnlich sehen, daß man sie kaum unterscheiden kann, es sey dann, daß man sie sehr aufmerksam betrachtet. Sie haben statt der Augen bloß zween ungemein kleine Punkte, und am des Schwanzes Ende eine hintere Oeffnung. Ihre Dicke gleicht der eines kleinen Fingers, ihre Länge aber beträgt

trägt mehr als eine Spanne. Sie ist weiß, glasfärbig und mit kupferrothen Linien und Ringen zierlich gestreift, wohnet unter der Erde, und nährt sich mit Ameisen. Die Wirkungen ihres Giftes sind furchtbar.

Bei der Schlangennusterung sollen drey wegen ihres Giftes mit denselben verwandte Insekten den Besuch machen. Die Affel scolopendra (auf spanisch Cientopies, auf guaranisch Yapeuzà, auf abiponisch endlich Kapalkatai) hat einen länglicht runden, kegelförmigen Körper, der eine Spanne lang, zween Zolle breit und mit einer harten knorpelartigen und aschenarauen Rinde bedeckt ist. Vom Kopfe bis zu dem Schwanz wimmelt alles von Füßen, die ich weder zählen mochte, noch auch fählich konnte. Ihr Gift ist beinahe eben so zerstörend als das Schlangengift, ihr Biß aber nicht nur sehr schmerzlich sondern auch gefährlich. Nachdem ich achtehn Jahre in Paraquay zugebracht hatte, sah und fühlte ich zuerst diese Wesie, welche ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Als ich einst in meinem Zimmer Mittagruhe hielt, biß sie mich. Ich machte auf, und bemerkte, daß der Theil der Hand zwischen dem kleinen und dem Ringfinger anfänglich erröthete; nachmals aber aufschwell und mir Schmerzen verursachte. Da die Geschwulst und Entzündung immer zunahm, so zweifelte ich nicht mehr, daß mich ein vergiftetes Thierchen gestochen hatte. Gegen den Abend legte ich mir ein Heilmittel auf, wovon unten ein mehreres folgt. Als ich gegen den Anbruch der Nacht in meinem Zimmer auf und ab spazierte, hörte ich unter den eisernen Werkzeugen, die unter der Bank lagen, einen ungewöhnlichen Klang. Ich gieng mit dem Licht hinzu, und sah die Affel, die mich gebissen hatte, die ich aber auch sogleich dafür tödtete und den Tag darauf in dem Hofe

des Hauses aufhieng, um sie den Indianern zu zeigen. Diese gestanden mir einstimmig, daß sie gedachtes Insekt in den Häusern, auf dem Felde und an dem Ufer öfters gesehen, sich aber allemal ihres Giftes wegen vor demselben gefürchtet hätten. Dieses Insekt darf man mit dem kleineren Asselmurm (*Oniscus*) nicht verwechseln. Der letztere heißt auf quaranisch *ambua*. Dieser Wurm ist braun, rund, zween Zolle lang, fast um nichts dicker als eine Schreibfeder, und mit rauhen, aber ziemlich gelben Haaren bedeckt. Auf dem Kopfe sieht man rechts und links zwei Reihen weißer Flecken. Er wackelt auf acht kurzen und dicken Füßen. Alle Theile des menschlichen Körpers, die er berührt, werden bestig entzündet, also zwar, daß man ihn aus der Klasse der giftigen Thiere nicht ganz ausschließen kann.

Die Scorpionen, welche die Spanier *alacranes*, die Quaranier *Yapeuza*, (so heißen sie auch die Asseln) die Abiponer aber *Kapalkatailate*, die Mütter der Asseln nennen, sollen an der Gestalt von den europäischen in nichts unterschieden, aber ihres weniger angreifenden und heilbareren Giftes wegen auch minder gefährlich seyn. In Paraguay muß es meines Erachtens nur sehr wenige geben, weil ich in den zwanzig Jahren, in denen ich die meisten Striche und Winkel dieser Provinz durchgezogen bin, nicht einen einzigen zu Gesicht bekommen, und auch von keinem Menschen gehört habe, der von ihnen gestochen worden wäre. Daß weiß ich noch, daß zu Conception ein spanischer Viehhirt, der in unserem Hause an einer Krankheit darniederlag, von einer Scorpion, welche ihren Kopf etlichemal aus der Wand hervorstreckte, also erschreckt wurde, daß er die ganze Nacht schlaflos zubrachte, und stets ein Messer in der

der Hand bebielt; um sich dieser Bestie zu erwehren. Spinnen, (die Quaranier nennen sie Nandù, die Abiponer hingegen Aualifi) giebt es aller Orten von verschiedenen Arten und Gestalten. An den Wänden sieht man allenthalben Spinnen mit einem plattgedrückten Körper herumkriechen, welche auf quaranisch Nandupe; auf spanisch aber Arañas chatas heißen, und vom Gifte strotzen. Am meisten aber hat man sich vor gewissen großen Spinnen in Acht zu nehmen, welche die Spanier arañas peludas, das ist, die behaarten, und die Quaranier Nandúquazú die grossen nennen, und vielleicht die nämlichen sind, welche im Latein den Namen phalangia führen. Ihr Körper ist drey Zolle lang, und besteht aus zweenen Theilen. Der vordere ist größer, ungesehr zween Zolle lang, anderthalb breit, und etwas flach gedrückt; der hintere hingegen sieht runder aus, und an Größe und Gestalt einer Muskatnuß gleich. Ihr durchlöcherter Rücken vertritt die Stelle eines Halses. Ihre bligenden Augen bestehen in zweenen kleinen Punkten. Ihre langen und überaus spitzigen Zähne lassen viele ihrer besondern Schönheit wegen in Gold fassen, und brauchen sie zum Zähnebuzen und zu anderen Dingen. Die ganze Haut dieser Spinne ist mit kurzen und schwarzlichten Haaren überdeckt, die aber so zart und weich anzufühlen sind, daß man sie für Seide halten möchte. Sie hat zehn lange, behaarte und mit mehr oder weniger Knötlein versehene Füße, denen allen am Ende eine Art von Krebschere angehängt ist. Diese Beine thun ihnen die Dienste der Hände und Füße. Im Zorne beißt sie jedermann. Den kaum sichtbaren Biss verrathen eine gewisse Rœthigkeit, schwarzblaue Geschwulst und der darauf folgende heftige Schmerz. Das Spinnengift haben wir für den menschlichen Körper, wenn es in selben gedrungen war, nicht nur gefährlich, sondern

sondern auch tödtlich gefunden. Kann könnten wir von der großen Spinne gestochenen mit allen Arzneymitteln, welche sonst wider das Schlangengift vortreflich wirkten, ihr Leben retten. Diese Spinne hält sich meist in Gängen, Rannen, Höhlen und Ritzen der Mauern auf, wo sie sich wie die anderen alle mit Weben abgiebt. Von den übrigen schädlichen oder beschwerlichen Insekten von Paraquan werden wir nächstens zu sprechen haben. Ist müssen wir zu den Heilmitteln eilen; denn in allen Arten von Vergiftungen ist jeder Versuch mit den Arzneyen gefährlich.



## Zwen und dreyßigstes Hauptstück.

### Von den Heilmitteln wider die vergifteten Schlangenbiße.

**H**ier wollen wir nun die Mittel auseinandersetzen, wodurch man sich theils wider die giftigen Insekten verwahret, und theils von dem bereits eingedrungenen Gifte derselben wieder befreyet. In den alten Büchern findet man eine Menge Vorschriften, wie man die Schlangen schrecken und hindanhalten kann; allein wer sich in Amerika nur ein wenig umsieht, wird sich bald von ihrer Unzulänglichkeit überzeugen. Sie taugen wohl die Vogenzahl eines Werkes zu vergrößern, aber auch außerdem zu nichts. Ich will ihrer einige anführen. Nach dem Vorgeben der Alten fürchtet sich die Schlange vor dem Menschen. Isidor schränkt (Lib. 12. origin. c. 4.) diesen Satz bloß auf den nackten Menschen ein, und läugnet selben von den Bekleideten; denn sie sollen bloß seinen für ihren Herrn erkennen und fürchten. Wenn dem also ist, wer soll von den Schlangen weniger zu besorgen haben, als die ganz nackten Wilden? Und dennoch wer wird öfter von ihnen gestochen? Ich meines Theils werde immer der Meinung seyn, daß ein vom Kopfe bis auf die Ferse gepanzerter den Schlangengiftigen weit weniger bloßgesetzt ist. Wer sich im Schlafe vor den Schlangen fürchtet, soll sich nach dem

Rath des Avicenna, zu Hause Pfauen, Kraniche, Schwäne oder Störche unterhalten, weil diese mit jenen in Feindschaft leben. Wenn sie wie einst die Gänse im Capitolium die ganze Nacht wache blieben, dann würde freylich keine Schlange zu mir in die Nähe kommen; ich würde mich selbst im Traume nicht einsinken lassen. Andere rathen uns um das Haus herum Rauten, / Wermuth, Beifuß, Stabwurz und Rosmarin (Kräuter, welche die Schlangen nicht leiden können) anzupflanzen. Ich würde ihren freundschaftlichen Rath gern befolgen, wenn man nicht auf diese Art täglich das Bett in den Garten oder den Garten in das Bett versetzen müßte, und vielleicht vergeblich versetzte; denn ich habe nirgends mehr Schlangen und mehr von den Schlangen verwundete gesehen, als zu S. Joachim, wo doch der Platz und alle Gassen von Beifuß krosen. Meines Wissens ist in den 32 Flecken der Quarantier kein einziger Garten, wo es nicht Rauten, Wermuth, Beifuß und andere Kräuter die Fülle gäbe. Allein wie viele und wie grosse Schlangen halten sich nicht unter denselben auf. Um sich vor diesen Bestien sicher zu stellen, soll man sich, nach der Meinung anderer, zu einem Feuer hinlagern. Ich habe schon gesagt, daß die Schlangen wegen des ihnen eigenen Frostes der Wärme nachgehen, und zum Licht und Feuer eilen. Galenus will, daß man sich mit Lilienwurzeln oder wilden Majoranblättern räuchern soll. Andere geben den Rauch von Hirschhorn oder Hirschhaut von altem Schußeleder, Reh- oder Gemsenhorn, Elephantenzahn, oder Haut, Brunnenkress, Schwefel und Harz für den Schrecken aller Schlangen aus, und bestättigen es mit dem Beispiele der Römer. Die Soldaten des Kato in Afrika, welchen die Schlangen beständig zusetzten, kündeten Latich, Galban, Tausendgoldkraut und Stabwurz an, und befreieten sich dadurch von der Gefahr und der Beschwerde. So erzählt es Lukan im



9. Suche von dem bürgerlichen Krieg. Aber zugegeben, daß der Gestank dieses abscheulichen Rauches die Schlangen verschreckt, so werden wir doch eben so ungewisse aus dem nämlichen Grunde aus dem Hause fliehen müssen. Denn welche Nase wird diesen unerträglichen Geruch aushalten können? Außerdem wird der Rauch immer ein eben so mühsames als leicht verfliegendes Mittel wider die Schlangenbisse bleiben. Kurz die Schlangen werden sich nur so lange fürchten und entfernt halten, als der Rauch dauert; nun aber wird dieser durch jedes wehende Lüftchen zerstreuet. Um denselben beständig zu machen, müßte man auch ein ewiges Feuer unterhalten. Das ist nun freylich ein Stück Arbeit, welches bloß die Bestalinen erträglich finden können. Oder wird wohl jemand auf seinen langwährigen Reisen durch unermessliche Wüsteneyen diese Kräuter, um Rauchwerk davon zu machen, mit sich tragen wollen oder können? Nach dem Plinius und Lukrez soll der Speichel eines nüchternen Menschen den Schlangen den Tod bringen, wenn selber in ihren Rachen gespien wird. Gesezt es wäre dem also, wird man denn die Schlange nicht leichter und sicherer mit einem Stocke oder auf was immer für eine Weise erschlagen, als ihren Rachen aufsperrern, um sie anspeyen zu können? Wer ist so unerschrocken, oder vielmehr so einfältig, daß er sich zu etwas solchem entschließen könnte? und so geschickt, daß er sich bei der Ausführung seines Vorhabens keiner Gefahr bloßsetze?

Mein Urtheil hierüber ist folgendes. Mehr als alle bisher angeführten Bewahrungsmittel der Alten wider die Schlangen schätze ich die, deren sich die Amerikaner bedienen, theils, weil sie mit weniger Cäremonten verbunden sind, und theils weil ihre Wirksamkeit durch

durch eine langwährende Erfahrung bewährt ist. Indessen gebe ich sie dennoch nicht für so untrüglich an, daß sich die, welche sich derselben bedienen, nie in ihren Hoffnungen betrogen fänden. Dieses Privilegium haben auch die ausgesuchtesten Arzneyen der Europäer nicht, wie wir täglich erfahren. Die christlichen Quaranier biengen sich, so oft sie mich auf meinen Reisen in die Wälder begleiteten, und mir Wilde auffuchen halfen, allemal frischen Knoblauch an ihre Gürteln. Auch wurde nicht ein einziger von einer Schlange gestochen, obschon wir diese Bestien in grosser Anzahl zu Gesicht bekamen. Nach dem Beispiele der Indianer hatte ich auch immer bei meinem Bette Knoblauch an einem Faden hängen, von der Zeit, daß mich, wie ich oben gesagt habe, eine Schlange im Schlafe überfallen hatte. Daß der Knoblauchgeruch den Schlangen nicht behage, schrieben schon die Alten. Unsere Bauern wissen dieß eben so gut, als welche ihre Milchpfe mit Knoblauch reiben, damit sich nicht die Schlangen, welche sonst außerordentliche Liebhaberinnen von der Milch sind, heimlich hineinschleichen. Dieses Vertrauen auf die Kraft des Knoblauchs hatte sich in mir nicht wenig verringert, als ein Pater aus meiner Gesellschaft im Garten eine Schlange auf einer Knoblauchpflanze hängen sah. Allein meistens haben die Pflanzen und ihre Blätter eine ganz andere Kraft als ihre Wurzeln und Früchte. Vielleicht daß die Schlange bloß vor dem Knoblauch allein und nicht auch vor ihren Sprossen einen Abscheu trägt?

Die berittenen Abiponer und Mokolier hängen sich an den Arm oder Hals einen Krokodilhaut als ein sicheres Amulet, wie sie sich einbilden, wider alle Schlangen an. Diesen Wilden ahmen nicht nur viele Missionarien sondern auch die weißen Spanier nach, welche sich darnach  
beten

dergleichen Zähne oft um einen hohen Preis einhandeln. Ich habe Spanier gekannt, welche, wenn sie ein Stück Hirschhaut auf ihrem Leibe tragen, sich vor allen Schlangengiftigen gesichert glaubten. Wirklich sehen wir, daß die Hirschen und Rehe einen ausgebohrten Haß gegen die Schlangen äußern: auch waren alle Alten der Meinung, daß jener ihre Hörner und Häute wider dieser ihre Bisse verwahren. Einige beschmieren sich, um nicht vergiftet zu werden, an Händen und Füßen mit Kettichsaft. Diese Mittel getraue ich mir weder sammt noch sonders zu verwerfen, weil sie sich auf die Erfahrungen der Amerikaner gründen. Ihnen nützt manches, dessen Kräfte auch die scharfsichtigsten Europäer noch nicht kennen. Der Kluge wird indessen diesen Verwahrungsmitteln der Amerikaner nie so trauen, daß er darüber die Regeln der Behutsamkeit außer Acht ließe, und der Gefahr vergäße, in der man oft vor den Schlangen am meisten schwebet, wenn man sich derselben am wenigsten versieht.

Darum möchte ich allen Amerikanern angerathen haben, so viel als möglich auf ihrer Hut zu seyn. Müssen sie auf dem Feld ihr Mittag- oder Nachtlager aufschlagen, so sollen sie eine Gegend dazu wählen, wo keine Hecken, Röhre oder Höhlen sind, und welche von den Ufern der Seen und Flüsse etwas entfernt liegt. Auch mögen sie sich fleißig herumsehen. Das hohe Gras, die faulen Stämme, die Schlupfwinkel der Gesträucher und Felsen sollen sie vielmal ausstören, wenn sie irgendwo sich setzen oder niederlegen wollen. Da die Indianer diese Vorsicht nicht beobachten, so sehen sie sich oft der Gefahr aus, von den Schlangen gebissen zu werden. Wie eine Eichel dort liegen bleibt, wo sie vom Baume herabfällt, so werfen sie sich auch überall nieder, wo sie die  
Fuß

Lust anwandelt ausruhen zu wollen. Der Schlangen- hal-  
 ber unbekümmert und unbesorgt, schlaffen sie wie die Rats-  
 ten, und eben darum wachen sie oft heulend von jener  
 ihren Bissen auf. Auf der Reise gehen sie mit bloßen  
 Füßen, und begaffen ohne Unterlaß die liegenden Vögel,  
 oder die auf den Bäumen herumhängenden Affen, anstatt  
 daß sie den gefährlichen Pfad, auf dem sie wandeln, kei-  
 nen Schritt aus den Augen lassen sollten. Die Abi-  
 poner werden seltner von Schlangen gestochen,  
 theils, weil sie beritten, und theils, weil sie behutsamer  
 sind; die Quaranier hingegen sehr oft, nicht nur, weil  
 sie meistens zu Fuße gehen, sondern auch ihrer Unvorsich-  
 tigkeit wegen. Die Gegend um S. Joachim, welche  
 ziemlich hitzig und mit Pfäzen, Bächen und Wäldern  
 umgeben ist, wimmelt von dergleichen verästeten Thier-  
 chen. Kaum verging eine Woche, daß nicht einige In-  
 dianer von denselben verletzet wurden. Den Indianerin-  
 nen widerfuhr dieses weit seltner, weil sie ihrer häus-  
 lichen Beschäftigungen wegen auch seltner in den Wäl-  
 dern und Feldern herumstreifen, und außerdem auch be-  
 hutsamer und furchtsamer sind; es wäre denn, daß je-  
 mand sagen wollte, daß die Weiber von den Schlangen  
 mehr als die Männer gefürchtet, oder geliebet, und  
 darum auch weniger gebissen würden. In den acht  
 Jahren, die ich in dem besagten Flecken zugebracht habe,  
 sind ungemein viele von verschiedenen Schlangen gestochen  
 worden, aber, was zum Erstaunen ist, alle bis auf zwei  
 Jünglinge, die eine Klapperschlange um das Leben ge-  
 bracht hatte, genasen wieder, und zwar durch den Ge-  
 brauch eines und ebendesselben Mittels. Nun mögen  
 mir meine Leser mit Aufmerksamkeit zuhören, da ich  
 ihnen diese wunderbare und, so zu sagen, himmlische Ar-  
 zney, die das Gift tödtet, den Vergifteten aber das  
 Leben giebt, kund mache. Sie ist außer Paraguay eben so  
 unbekannt, als den Paraguayern ersprießlich, und besteht  
 in

in einer schneeweißen und in Rücksicht auf Stengel, Zweige, Blätter und Geruch einer europäischen Lilie durchaus ähnlichen Blume, welche aber etwas kleiner als jene ist. Die Spanier nennen sie die Narde. Sie wächst auf jedwedem Boden, grünet zu allen Jahreszeiten, und leidet weder bei langwieriger Trockenheit noch auch durch den Reif Schaden. Diese den von Schlangen Gestochenen so heilsame Blume habe ich weder in einem europäischen Garten gesehen, noch auch in einem Kräuterbuche jemals angetroffen. Wissen doch auch die berühmtesten Botaniker, die ich darüber vielmal befragt habe, nicht das Geringste von derselben. Nachdem ich alle Gattungen der Narde sorgfältig untersucht habe, fand ich, daß man die paraquayische zu keiner der bekannten rechnen könne. Wie, wenn sie vielleicht die celtische Narde oder die *Spica nardi italica* oder die *S. Magdalenablume* wäre! Denn von dieser schreibt Boyss in seinem medicinisch-physischen Magazin, daß sie wider die Bisse vergifteter Thiere und in Pestfebern treffliche Dienste thue. Allein ihre Beschreibung paßt auf unsere paraquayische Narde durchaus nicht. Eben dieser Schriftsteller macht auch von der baumartigen indianischen Lilienblume (*Flos indicus liliorum arborescens*) Erwähnung, welche man nach D. Hessens Bericht in Holland den indianischen Blumenbaum nennt. Sie soll den weißen Lilien ähnlich seyn, ungemein wohlriechende Blüthen treiben, und Winter und Sommer grünen, außerdem aber einem Myrthenbaum gleichsehen. Hieraus erhellet, daß zwischen diesen indianischen Blumen und unserer Narde ein himmelweiter Unterschied obwalte. Eben so wenig kommt auch mit dieser die peruanische Narde überein, welche mir der durchlauchtige und weltberühmte Fürst Benzl von Lichtenstein hier zu Wien in seinem Pallaste im Weingeiste gewiesen hat. Der berühmte Professor der Kräuterkunde zu Wien, Herr von Jaquin

Jaquin, welchen einst der Kaiser Franz seine Wissenschaft zu bereichern nach Amerika geschickt hatte, gestand mir aufrichtig, daß er die paraguayische Rarde nicht kenne. Ob ich nun gleich den Namen nicht weiß, den ihr die europäischen Völker geben, so werde ich dennoch ihren Gebrauch auseinandersetzen. Ihre Wurzel wurde, sie mochte nun frisch oder dürr seyn, in kleine dünne Stücken geschnitten, und eine Zeitlang in Brandwein geweicht. Diesen legten wir nun sammt der Wurzel zum Theil auf die Wunde auf, welche die Schlangen gemacht hatten, und zum Theil gaben wir selbe den Verwundeten zu trinken. Meistens ist eine Dosis davon hinlänglich. Wiederholt man sie zwey- oder drey-mal, so wird die Wirkung des Giftes gänzlich gehoben; die Geschwulst vergeht, und die Wunde heilt zu. Je mehr man mit dem Gebrauch dieses Mittels eilet, desto leichter und gewisser wird das Umsichgreifen des Giftes gehindert. Durch eine achtzehnjährige Erfahrung belehret, erkenne ich diesem Gegengift vor allen anderen den Vorzug zu; denn es hat noch allemal über das Gift aller Schlangen, das der Klapperschlange ausgenommen, gesetzt. Die Indianer, die ich mit der Wurzel der gedachten Rarde behandelt habe, könnte ich unendlich zählen, aber beschreuen kann ich, daß ihr Gebrauch niemals ohne Wirkung war. Einst biß eine Schlange einen Quaranier, der auf dem Felde auf der Erde lag, in den Hintern. Wie der Elende in meinen Flecken gekrochen kam, bereitete ich ihn mit den Trostmitteln der Religion zum Tode, den der heftige Schmerz der aufgeschwollenen Wunde, und das ungewöhnliche Geheul, das derselbe dem Verwundeten anpreßte, zu verklären schienen. Da ich nur noch wenige Tropfen Brandwein zu Hause vorräthig hatte, so ließ ich selbe sammt der Rardewurzel den Kranken theils trinken theils auf seine Wurzel auflegen.

Weil aber, dadurch das Gift noch nicht aus dem Leibe wich, wie man aus den heftigen Schmerzen des Patienten abnehmen konnte, so nahm ich statt des Brandweins andern Wein zu den Wurzeln, und stellte dadurch denselben innerhalb drey Tagen vollkommen wieder her.

Indessen war die Natur nicht so sparsam; daß sie den Menschen außer der Narbe, welche nicht allen bekannt ist, kein Heilmittel wider die Schlangenbisse verliehen hätte. Bei den verschiedenen Völkern sind auch verschiedene im Brauche. Aus vielen werde ich nur wenige anführen. Daß den Tabackblättern eine vorzügliche Kraft wider die Schlangengiftige eigen ist, läugnet niemand. Einem Quaranier, welcher auf einer Reise in Gesellschaft mit seinen Gefährten die Mittagsruhe pflog, gab eine Schlange auf den Fuß zwey Bisse. Man hatt mich um eine Arznei. Ohne Zweifel würde ich ihm Narbenwurzeln gegeben haben, wenn ich eine bei der Hand gehabt hätte, allein wir waren viele Meilen von dem Flecken weg. Nun mußte auf der Stelle Rath geschafft werden. Ich erinnerte also den alten Vater des Verwundeten, daß er sogleich ein Tabackblatt in den Mund nehmen und beide Wunden aussaugen sollte. Dieser antwortete mir, daß er es schon gethan habe. Hierauf ließ ich die Wunden mit Tabackrauch beräuchern, und gekauten Taback statt eines Umschlags darauflegen. Der Verwundete mußte gleichfalls Taback kauen, dessen Saft verschlingen, und durch ein Rohr, so viel er konnte, schmauchen. Ich gab ihm auch eine Schale Brandwein, ein Getränk, das uns auf den Reisen in verschiedenen Zufällen besonders wohl zu statten kam, zu trinken. Dadurch dämpften wir endlich die Gewalt des Giftes, und stellten dem Kranken seine Kräfte wieder in so weit

II. Theil.                      Do                      her,

her, daß er mit Hilfe eines Stockes übrigens aber gesund bis in den Flecken mit uns gehen konnte. Die Hitze des Brandweins vertreibt die tödliche Kälte des Giftes, und giebt dem Magen und dem Blut ihre natürliche Wärme wieder. Beides wird, wenn man den häufigen Gebrauch des Tabacks mit dem vorigen vereinbaret, desto sicherer bewerkstelliget; denn wenn man den Schlangen ein Tabackblatt in den Rachen steckt, so bleiben sie, wie der P. Sumilla erzählt, auf der Stelle todt. Eben dieser Schriftsteller berichtet uns auch, daß die Einwohner in Newgranada, die Schlangenbisse zu heilen, Schießpulver in Brandwein trinken, und sich damit kuriren. Es ist auch ganz begreiflich, daß hitzige Mittel das kalte Gift aus dem Leibe schaffen. Sobald die Mokobier, Abiponer und Tobas (berittene Nationen in Paraguay) fühlen, daß sie von einer Schlange gestochen worden sind, so legen sie sogleich Jungfertrachs, das ist, ein ungeschmolzenes, als welches ihrer Meinung nach das Gift aus der Wunde herausziehen soll auf dieselbe. Sonst lassen sie auch solches von ihren Aerzten aussaugen. Bisweilen schaben sie auch mit einem Messer etwas von einem Krokodilenzahn ab, trinken das Abgeschabene im Wasser, und binden zugleich auf die Wunde einen ganzen Krokodilzahn fest auf. Diesem Mittel schreiben sie ihre Wiederherstellung zu. Die Spanier setzen ihr Vertrauen gleichfalls darauf. Um die giftabtreibende Kraft der Krokodilenzähne zu erforschen, warf unser Apotheker zu Cordova in Tulum zwei Hunden eine gleiche Portion des allerschärfsten Giftes in einem Rindfleische vor. Einem von diesen hatte er einen Krokodilenzahn umgebunden, dem andern aber nicht. Der ohne Zahn soll nach wenigen Stunden todt, der andere aber mittelst seines Krokodilzahns lebendig und gesund geblieben seyn. Allein alles dieses konnte mich nie dahin bringen, daß ich mich jemals auf Krokodilenzähne verlassen hätte. Wird ein Hund von einer

einer



einer Schlange verwundet, so binden ihm die Abiponer am den Hals Straußensfedern. Dieses Mittel ist ihrem Vorgeben zufolge, von ihren Vätern auf sie gekommen, vermuthlich weil sie nichts besseres wissen.

Die Portugiesen verschwenden ihre Lobsprüche meistens an den Schlangenstein (Piedra de cobra) welcher bisweilen aschengrau, und bisweilen schwarz aussieht und allerlei Größe hat. Man hält ihn für den Giftmagneten, denn gleichwie der Magnet das Eisen an sich zieht, so soll jener auf die Wunde gelegt alles Gift in sich hineinschlürfen. Um ihn abermal in der nämlichen Absicht brauchen zu können, legt man selben in Milch, weil er darin das eingeschlürfte Gift von sich lassen soll. Die mit indianischen Waaren handeln, scheinen diesem Stein, um seinen Werth zu erhöhen, ein anderes Vaterland, eine andere Entstehungsart und Benennung angedichtet zu haben. Sie sagen, man finde denselben bloß in den Stagen des Großmogols in den Eingeweiden einer Schlange, die sie Cobra de capello nennen. Indessen hält ihn der berühmte Kämpfer und andere für einen künstlichen, nämlich für ein Stück halbgebranntes oder calcinirtes Hirsch- oder Ochsenbein, dessen sich auch ein jeder, der denselben nur ein wenig aufmerksam betrachtet, aus seinen kleinen Oefnungen überzeugen kann. Daß man Unverständigen Katzen für Hasen, Glas für Diamanten, und gebürte Zwetschgen statt Tamarinden verkauft habe, ist weder neu noch etwas feltnes. Was aber der sogenannte piedra de cobra auch immer seyn mag, so weiß ich dennoch aus Erfahrung, daß er an der Menschenhaut und der Wunde kleben bleibt. Ob er auch das Gift ausfanget, weiß ich auch jetzt noch nicht. Ich behaupte auch nicht, daß es nicht irgendwo in der Welt eine Schlange geben könnte, aus der man zur Prüfung des

D d 2

der Schlangenfische dienliches Steinchen genommen wird. Existirt eine solche, so haben die Kaufleute allem Ansehen nach dieses Steinchen aus Gewinnbegierde nachzumachen gesucht und darum Thierknochen calcinirt, und jenem gleich gebrannt. Aber wie vielmal lassen sich nicht die leichtgläubigen Europäer durch dergleichen Kunstgriffe betrüben? Den Stein, den man zuweilen in dem Wagen der Stachelschweine antrifft, ist in der Medicin von vielfältigem Nutzen, und in Europa sehr kostbar. Die Stachelschweine (auf spanisch porcospin, auf französisch aber Porc-epic) sind wie der Igel auf dem Rücken mit Stacheln bewaffnet, und halten sich am häufigsten in Ostindien besonders aber um Malaga auf. So wie man bei den Elendthieren, Huenaden, Vicuñas und Semsen sehr oft Bezoarsteine findet, so entdeckt man auch in jener ihrem Wagen einen gleich den Nespeln kugelförmigen Stein von verschiedener Größe, der, wie er aus Ostindien kommt, zu Lissabon mit Goldfaden auf filigranart überzogen um 3 bis 400 Gulden unserer Währung verkauft wird, wie mir ein ansehnlicher Mann in erstgedachter Stadt, in der ich 1748 sieben Monate lang auf die Abfahrt der Flotte wartete, erzählt hat. Ebenderselbe versicherte mir auch, daß gewinnstüchtige Europäer die Eingeweide der geschlachteten Stachelschweine in Indien trocknen, zusammenschneiden und daraus mittelst gewisser Zusätze eine Masse zusammensetzen, welche, wenn sie verhärtet ist, dem kostbaren Stein der Stachelschweine vollkommen gleicht, und nachmals in Europa um theures Geld abgesetzt wird. Man trauet diesen unächten Steinen die Heilkraft der ächten, wo nicht ganz, dennoch zum Theil zu. Da mögen nun die Käufer und Merzte ansehen! Mir wenigstens ist noch heut zu Tage der Gebrauch dieses Steins (la piedra del porco spin) gänzlich fremd. Wer weiß nicht, daß die, welche mit indianischen Waaren handeln, eben so betrügerisch und gewinn-

gewinnſüchtig die chineſiſchen Dinten, oder Tuschjeltchen, welche von den Architekturzeichnern gebraucht, und von den Franzoſen Encre de la chine genennet werden, auch mit chineſiſchen Charakteren bezeichnet ſind, häufig nachmachen? Kenner unterſcheiden ſie bald von den ächten. Man glaubt, daß die Chineſer ihren Tusch aus einer ſchwarzen und harigten Erde, oder auch (wie unſer P. Frigautius, dieſer berühmte Chineſerapostel, dafür hält), aus Ruß und dem Rauche des Olivendls zuſammenſetzen. Aber wie weit hat mich die piedra de cobra von meiner Laufbahn abgeführet! Indessen wird es denn noch viele nicht reuen dieſes hier geſehen zu haben.

Die alten Aerzte hielten den Knoblauch für eines der trefflichſten Heilmittel wider die vergifteten Schlangengriffe. Avicenna ſagt, daß ihm deſſen Nützlichkeit längſt bekannt wäre. Matthiolus rath den von Schlangen Geſtochenen Knoblauch und gewäſſerten Wein an. Außerdem will er auch, daß ſie ein Brechmittel und etwas Theriak einnehmen, die Wunde mit kaltem Waſſer abwaſchen, und die Region der Blase mit warmen Schwämmen warm halten ſollten. Wenn wir dem Zeugniſſe des Bolaterranus glauben wollen, welches Mizald (cent. 8.) anführt, ſo ſchlich ſich einſt in den Mund eines ſchlaffenden Bauers eine Schlange. Nachdem er erwacht war, nahm er Knoblauch zu ſich, und ſtellte dadurch ſeine Geſundheit wieder her. Welche Heilkraft wider das Gift im Knoblauch ſtecke, mag man aus nachſtehender Erfahrung ſchließen, die ich ſelbſt gemacht habe. Als einſt ein Quarantier einen Garten umzäunete, wurde er von einer darunter verborgenen Spinne von der Gattung der haarigten, die ich oben beſchrieben habe, in den Fuß gebiſſen. Er fühlte wohl den Schmerzen, aber er verſchwieg denſelben ſehr unflug. Das Gift äußerte das  
D d 3 her

der bald seine verderblichen Wirkungen, und das Behn  
 schwooll immer mehr auf. Wie er nun sah, daß in  
 diesem Uebel auch noch Magenschmerzen hinzukamen, und  
 von der Gefahr überzeugt war, die ihm drohete, rief  
 er mich endlich zu Hilfe. Rindsuppe, worinn ich eine  
 Menge Knoblauch kochen ließ, und welche der Patient  
 trank, befreieten ihn sogleich von dem Gift, der Ge-  
 schwulst und dem Schmerzen. Ich schätze auch den Rath  
 des Dioskorides nicht geringe, als welcher den von Schlan-  
 gen Verwundeten Rettichsaft zu trinken gab. Die Alten  
 rathen uns mit eben dem Saft die Hände zu waschen,  
 wenn wir uns vor den Anfällen der Schlangen bewah-  
 ren wollen: denn die Erfahrung und die größten Na-  
 turforscher lehren uns, daß nicht bloß der Rettichsaft  
 sondern sogar der Rettichgeruch den Schlangen und dem  
 Gift im höchsten Grade zuwider ist. Andere machen in  
 eine lebendige Taube einen Einschnitt, binden selbe  
 oder auch ein entweggeschnittenes Huhn auf die von der  
 Schlange gemachte Wunde auf, und glauben, daß selbe  
 das Gift ausziehe. Noch andere setzen in die Stelle  
 des Huhnes einen aufgeschnittenen Bock, oder den Ma-  
 gen einer frisch geschlachteten Ziege. Einige bestreichen  
 den Schlangenstich mit Ziegenmilch, und erzählen dabei,  
 daß ein Bauer seinen von einer Schlange vergifteten  
 Fuß durch wiederholtes Eintauchen in Ziegenmilch wie-  
 der hergestellt habe. Ziegenkäse soll auf die Wunde auf-  
 gelegt die nämliche Wirkung hervorbringen. Dioskorides  
 läßt den vergifteten Theil mit Hirschmark oder Ochsen-  
 mist beschmieren. Galenus legt fascinirtes und pulveris-  
 irtes Hirschhorn mit Eßig vermischt darauf. Vegetius  
 empfiehlt in dieser Absicht frischen mit attischem Honig,  
 Wein und dem Harn eines Menschen abgetriebenen  
 Schweißmist, um die Wunde damit bestreichen zu las-  
 sen. Zu diesen Heilmitteln der alten Welt wider das  
 Gift hat die neue Welt auch neue, wovon einzeln die  
 vornehm-

nehmsten Aerzte nichts wußten, hinzugesüget. Sie bestehen in Kräutern, Pflanzen, Wurzeln, Delen, Harzen, Baumfrüchten, Häuten gewisser Thiere &c. Ich werde die, welche die Paraquayer am besten kennen, hier kurz berühren. Die grüne Ananas, eine auf den dortigen Feldern sehr gemeine Frucht, zerstoßen sie, und legen sie hernach als einen Umschlag auf die vergifteten Bisse auf. Die indianischen Aerzte geben ihren verärrteten Patienten das Kraut Taropè, welches die Spanier Contrayerba, oder higuierilla die kleine Feige nennen, weil seine Wurzeln den Geruch und die Milch einer Feige haben, zu essen und zu trinken. Von dem Kraut Mboÿcaa lauet man die Blätter, und schlürset den Saft; einen Theil der gekauten Blätter legt man auf die Wunde. Daher heißt dieses Kraut Mboÿcaa, das ist, das Schlangenkraut. In eben dieser Absicht wird auch die Kraft des Krauts Macaanguacaà, das ist das Kraut der Aente macangua gerühmet. Diese bewahret sich mit ihren Flügeln wie mit einem Schilde wider die Schlangen, verfolgt sie, und tödtet sie mit ihrem Schnabel. Wird sie von diesen im Kampfe verwundet, so ist sie dieses Kraut als ihre Medizin. Das Ycipo moroti und der bejuco de quayaquil leisten das nämliche. Durch den Schweiß treibt die Wurzel von den Pflanzen Urucuy, jurepeba, jaborandi &c. das Gift aus. Diese Arzneymittel der Amerikaner wider das Gift mögen immer ihren Werth haben. Nichtsdestoweniger werde ich mit Erlaubniß aller alten und neuen Aerzte denselben allemal die obengerühmte Wadewurzel vorziehen, weil mit der glückliche Erfolg bei ihrem Gebrauche niemals fehlgeschlug. Nicht nur unzählige Menschen, sondern auch Thiere sind ihr das Leben schuldig; denn da Pferde, Maulthiere, Ochsen und Schaafe zu allen Jahreszeiten Tag und Nacht auf dem Felde weiden, so werden sie nicht selten von den Schlangen, Spinnen und

Tausendfüßen oder amerikanischen Aesten gestochen. Das Nasenbluten ist ein Zeichen, daß sie ein giftiges Thier gebissen hat. Giebt man ihnen zeitlich Brandwein mit Kardewurzel in den Rachen, so wird wieder alles gut. Wartet man aber, bis das Gift in alle Adern gedrungen ist, dann kommt man freylich mit jeder Arzney zu spät, und sie bleibt ohne alle Wirkung. Was von mir bisher von den vergifteten Bissen und den Mitteln dardwider gemeldet worden ist, habe ich bloß als Geschichtschreiber und zwar in der Absicht geschrieben, daß die Europäer hieraus die paraguayischen Gebräuche kennen lernen, nicht aber dieselben nachahmen sollen. Ich habe sie darum an mehreren Orten erinnert, daß sie, wenn sie können, Aerzte und Wundärzte zu Rathe ziehen möchten; weil uns der unvorsichtige Gebrauch der sogenannten Hausmittel öfters in eine größere Gefahr stürzt als die Krankheit selbst. Mißfällt den Medicinern einiges von dem, was ich geschrieben habe, so mögen sie sich darüber satt lachen, wenn sie nur dafür etwas besseres auf die Bahne bringen. Sie mögen aber auch wissen, daß es viele den Europäern zuträglichke Dinge giebt, welche es für Amerika und die Amerikaner nicht sind. Vielen ächt medicinischen Operationen wird sich ein wilder Abiponer gar nicht unterwerfen. Setzt ihm ein europäischer Arzt auf dem vergifteten Theil Schröpfköpfe an, bedient er sich der Lanzette, ätzender Mittel, des glühenden Eisens, der Blutegel &c. und mißlingt ihm die Kur, so werden die Wilden den erfolgten Tod des Verwundeten nicht dem Gift der Schlangen, sondern der Grausamkeit und der Unwissenheit des Heilenden zuschreiben.

---

## Drey und dreyßigstes Hauptstück.

### Von anderen schädlichen Insekten und den Mitteln darwider.

---

**M**an sollte schwören, daß ganz Egypten mit allen seinen Insekten, die einst die rächende Gotteshand darinn anhäufte, in Paraguay gewandert ist. Man wird so gar in diesem Lande mehrere, beschwerlichere und schädlichere antreffen, als man in jenem gesehen hat. Mehr noch als alle Schlangen, Skorpionen und behaarte Spinnen floh und fürchtete ich mich vor den gemeinen Hausfliegen, welche den unsrigen völlig gleichen. Man glaube nicht, daß ich hier im geringsten etwas übertreibe. Was ich gesagt habe, ist mein ganzer Ernst. Dergleichen Fliegen schwärmen überall haufenweise herum. Zu Hause und auf dem Felde ist man von diesen gefräßigen Insekten geplaget. Jaget man sie hundertmal weg, so kommen sie hundertmal wieder. Sie arbeiten sich durch die Nasen und Ohrenlöcher in den Kopf des Schlafenden hinein, und legen darein unzählige Risse, die Brut unzähliger Würmerchen, welche hinten und vorne spizig und röthlicht, übrtzens aber weiß sind. Sie vermehren sich stündlich, und zehren alles Fleisch und die Säfte des Hauptes weg. Kommt man den Wirkungen ihres verderblichen Ragens nicht zuvor, so erfolgt ganz gewiß Wahnsinn oder Tod. Ich kannte einen spanischen Schulmeister,

dessen ganzes Gesicht sammt der Nase von den Wärmern zerfressen, und dessen ganzes Vorderhaupt von denselben wie eine Kürbis ausgehöhlet war. Alle diese Würmer und alles dieses Unheil kam von einer Fliege, welche sich, während daß er schlief, in seine Nase hineingeschlichen hatte. Solche Zufälle sind in Paraguay weder selten noch sonderbar. Daß die Würmer durch das Aufstreichen der Tiegerrfette aus dem Haupt herausgetrieben werden; wie man sich dieser Arznei bedienet; und wie ich dadurch den Indianer Gregorius Piripoti, der bereits an der Schwelle des Todes stand, wieder hergestellt habe, wird meinen Lesern bereits aus dem vier und zwanzigsten Hauptstück dieser Geschichte bekannt seyn. Hier sind noch mehrere Beispiele dieser Art. In dem Gleden zum h. Rosenkranz frogte ein Abiponer auf eine erbärmliche Weise von Wärmern, welche aber hernach, weil sie die Tiegerrfette nicht ertragen konnten, durch zwei Defnungen, die sie sich ausgegast hatten, aus seinem Kopf hervorkrochen. Der dadurch von seinem Uebel befreiete Kranke schrieb die Erhaltung seines Lebens einzig der Tiegerrfette zu. Eben dadurch kurirte ich auch eine spanische Gefangene, die an ihrem Kopfe von einer Musketenkugel gestreift worden war. Bei der blutigen und aufgerissnen Haut fanden sich auch wie gewöhnlich die Würmerbrüterinnen, die Fliegen, ein, welche sich bis in ihren Kopf hineinminirten, und dadurch die Indianerin in die äußerste Lebensgefahr setzten. Allein die Tiegerrfette, die ich ihr aufschmierte, jagte alle diese frassgierigen Gäste aus ihrem Neste heraus. Des nämlichen Mittels habe ich mich auch bei anderen Gelegenheiten gleich glücklich bedienet. An diesem so wichtigen und bei der großen Menge der von Wärmern Gequälten so allgemein brauchbaren Arzneymittel ließ ich es meiner Hausapotheke nie ermangeln. Auf das erste Geräch, daß man einen Tieger erlegt hätte, ließ ich sogleich hin-

nehmen



nahm seine Fette zu mir, zerließ sie, und bewahrte sie in einem eigends dazu bestimmten Gefäß auf. Ohne diese Vorsicht würde sie ohne Zweifel bei der grossen Sonnenhitze die Fäulniß ergriffen haben. So einen unerträglichen Gestank auch die frische Liegerfette, so wie das übrige Liegerfleisch, ausdampft, so trinken sie dennoch die Abiponer mit Wasser vermischt wie Cyperwein, und sehnen sich unglaublich darnach. In einigen quaranischen Kolonien wurden, die Fliegenwärmer aus dem Leibe der damit Behafteten zu vertreiben, Pfirsichblätter gebraucht. Ich gestehe, daß ich mit diesem Mittel nie einen Versuch gemacht habe. Ich war immer das sichere dem mir minder bekannten vor, so sehr es auch andere gerühmet hatten.

Diese Entstehung der Wärmer aus der Fliegenbrut wird ein Nordländer schwerlich begreifen oder ein Naturkundiger glauben können. Die Amerikaner hingegen sehen sie täglich vor ihren Augen. Leider ist dieses gefährliche Gezücht nicht nur ihnen sondern auch ihrem Vieh oftmals tödtlich. Gegen den Anbruch des Tages schlachteten wir manchmal einen Ochsen oder ein Schaaß. Sogleich machten sich ganze Schwärme Fliegen über das frische Fleisch her, so daß selbes bald darauf überall mit einem weißen Saamenaschmeiß besäet war. Gegen Abend sahen wir mit Verwunderung, daß es faul, ein Sammelplatz der Wärmer, und ganz unbrauchbar geworden war. Die ihr Fleisch unversehrt erhalten wollen, schneiden es in überaus dünne Stücke, und hängen selbe um sie in der Luft zu dörren, in Körben oder Netzen im Schatten auf, so daß zwar die Luft durchstreichen, aber keine Fliege dadurch schleichen kann. Oft wird der Rücken eines Pferdes durch den harten Sattel wundgedrückt oder durch das langwährende Reiten wundgerieben.

Auf

Auf der Stelle kommen die Fliegen, als wenn man sie zu einem Schmause eingeladen hätte, haufenweise herzugefliegen, und lassen eine unendliche Würmerbrut von sich, welche das Pferd zerfleischt, und in wenigen Tagen aufzureiben pflegt. Spritzt aus dem Geschwäre Blut heraus, so ist es ein Zeichen, daß das Thier an den Würmern leidet. Um es zu heilen, bindet man ihm die Hüfte zusammen, wirft es auf die Erde, und löset ihm mit einem dünnen Rütchen die Würmer und den Eiter aus der Wunde, worauf man selbe mit gekauten Tobackblättern oder mit Ochsenmist anfüllet. Dieses muß einige Tage wiederholt werden. Kann sich das kranke Vieh lecken, so wird selbes desto eher und gewisser hergestellt. Da aber diese Heilart nicht nur mühsam und eckelhaft, sondern auch zuweilen sehr gefährlich ist, so wollen die Indianer, und die noch träger als diese sind, die Halbspanier auf den Feldern lieber die Aeser herum liegen sehen, als ihre Hände und Hüfte ermüden. Wie viele tausend Pferde, Ochsen, Kälber, Schaafe und Maulthiere gehen nicht jährlich aus Sorglosigkeit der Viehwärter der Weyerböfe zu Grunde? Die neugeworfenen Kälber sollten die Hirten alle Tage besichtigen und von selben die Würmer abstreifen, die sich an den meisten anzusehen pflegen; denn die Fliegen umlagern alsogleich ihren feuchten Kibel und richten sie, wie ich schon gesagt habe, erbärmlich zu. Wenn man also von zehn tausend Kälbern, die in einer Weyerey das Jahr hindurch geworfen werden, vier tausend übrig behält, so hat man vom Glücke zu sprechen, und alle Ursache den Wärtern den verbindlichsten Dank abzustatten. Diese Leute sollte man lieber Wölfe als Hirten heißen, indem sie nicht nur die fettesten Kälber selbst heimlich aufzehren, sondern auch andere unzählige durch ihre Nachlässigkeit von Tiegern, wilden Hunden und Würmern zu Grunde richten lassen. Leider! Klagen alle Landwirthe  
in

in Paraguay hierüber, wiewohl vergebens; denn alle ihre Drohungen und all ihre Bitten können selbe weder fleißiger noch redlicher machen.

Ich muß aber auch noch eines anderen Arzneymittels wider die Würmer erwähnen. Unser P. Martin Sientivani giebt in seinen Schriften über die Landwirthschaft den Landleuten den Rath, daß sie Olivenöl mit Wasser vermischen, und so ihrem Hornvieh zu trinken geben sollten, als welches, wenn es an Würmern lide, selbe mit den Excrementen von sich geben würde. Dieses hatte ich einst gelesen. Ich erinnerte mich in Amerika noch daran, und bediente mich des Oeles, die von den Fliegen entstandenen Würmchen zu vertreiben, allemal mit dem besten Erfolge. Ich hatte eine große englische Docke mit einer schwärzlichten Schnauze, die mich überall begleitete und schützte. Sie war übrigens semmelsbraun, schön gebaut, schlank, voll Muth und Stärke, treu, wachsam, aber auch sehr jänkisch. Ueber die indianischen Hunde sah sie wie ein Ries über Zwerge hinaus. Sie biß sich daher mit denselben täglich herum, aber allemal siegreich. Dessen ungeachtet unterlag sie dennoch einmal der Menge Hunde, die sich über sie bergemacht hatten, und die sie weidlich zerhauseten. Die Fliegen propften ihre Wunde mit so häufiger Würmerbrut an, daß wir, weil sie sich nicht mit Händen anrühren, oder auf eine andere Art heilen lassen wollte, an ihrem Aufkommen verzweifelten. Ich kannte dazumal die Kraft der Ziegerfette noch nicht. Ich ließ also einige Tropfen Del in die Wunde, worauf in meinem Beiseyn die ganze Schaar der verborgenen Maden auswanderte. Sobald ich ihre Köpfe aus derselben hervorragen sah, faßte ich sie sogleich mit einem Zirkel und warf sie heraus. Unterbrachen sie den Zug, so

goß ich abermal Del darein, bis sie zuletzt alle heraus gezogen waren. Durch dieses Heilmittel, welches mich Szentivani kennen gelehrt hatte, genas mein getreuer Soldado (so hieß die Dogge, weil sie wie ein Soldat mit den Feinden unerbittlich strenge verfuhr) in zween Tagen wieder. Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen an diesen Hund, weil er sich viele Jahre hindurch in den gefährlichsten Reisen nicht wenig, um mich verdient gemacht hat. Ich könnte nach dem Beispiele des Justus Lipsius noch manches Rühmliche von ihm anführen, welches von den Europäern allerdings bewundert zu werden verdiente; allein genug hiervon, weil ich mir von Insekten und nicht von Hunden zu schreiben vorgenommen habe. Ebendieses Olivenöl gießt man auch warm, oder vielmehr lau in die Ohren, um jählings hineingeschlichene Schnacken, Flöhe, oder Mücken daraus zu vertreiben. Man vernehme und belache den Schrecken, der einst meine ganze Seele ohne alle Ursache ergriff und äußerst beunruhigte. Als ich mich einmal des Morgens anleidete, hörte ich eine Fliege in einem fort und zwar so nahe bei mir sumsen, daß es mir vorkam, als wenn sie durch das Ohr in meinen Kopf eingedrungen wäre. Man kann sich unmöglich vorstellen, wie sehr mich dieser Gedanke ängstigte. Umsonst versuchte ich alle Mittel, die Fliege wieder herauszubringen, indem das mir so schandervolle Gesumse noch immer fortwährte. Zuletzt machte ich mir in einer Muschel etwas Del warm, und ließ es mir von einem Knaben in mein Ohr gießen. Weil dasselbe zu heiß war, so verursachte es mir unleidentliche Schmerzen. Aber schmerzlicher als alle diese fiel mir, daß das Sumsen der Fliege noch nicht nachlassen wollte. Diese Angst und die Besorgniß, daß sich in meinem Kopf Würmer ansetzen möchten, ließen mich nicht einen Augenblick ruhen. Geh! sagte ich zu dem Knaben, halte dein Ohr näher zu dem meinem,

und

hörche einmal mit Aufmerksamkeit, ob du das Summen des verdächtigsten Insekts nicht hörst. Er that's und bald darauf erwiederte er lächelnd: Vater! mit dir steht es gut. Die Fliege summet nicht in deinem Ohr, sondern in deinem Rocke. Ich knöpfte mich sogleich auf, that den Rock um den Hals von einander, und sah, wie die vorhin in den Hemdsalten gesteckt und darum winnmernde Fliege freudig davon flog. Noch mangeln mir Ausdrücke diejenige Freude zu beschreiben, die sich damals nach verschwundener Gefahr meines Inneren bemächtigte. Dennoch konnte ich des ausgestandenen Schreckens lange nicht vergessen; denn die Ohrenschmerzen, die Folge des zu heiß dareingegossenen Oels, wichen lange Zeit nicht von mir und erinnerten mich nicht nur öfters an die gefangene Fliege, sondern machten mich deswegen nicht selten lachen. So wird man öfter durch eingebildete Gefahren als durch wirkliche beunruhiget. Ich will diesem allem noch ein anderes, ganz unverwerfliches Mittel wider die Insekten beifügen. Sobald jemand bemerkt, daß in seinem Kopf ein Insekt sich hineingeschlichen habe, so lasse er sich sogleich von einem andern kaltes Wasser in sein Ohr mit aller Gewalt speyen; denn die Kälte wird entweder das Thierchen zum Rückzuge nöthigen, oder demselben aus seinem Aufenthalt ein Grab zubereiten. Dieses hat mir und andern genügt.

In einigen Gegenden von Paraguay besonders aber am Taruma giebt es noch Fliegen einer andern Art. An Gestalt und Größe kommen sie mit unseren kleinen Fliegen fast ganz überein, außer, daß jene weiß und mit einem fürchterlichen Stachel versehen sind, wodurch sie, wenn sie selber in Menschen oder Thiere lassen, auf einen einzigen Stich eine Menge Blut herauslocken. In Häusern wüthte ich nicht, daß ich sie häufig gesehen hätte.

Sie hatten sich mehrentheils bei den Strassen auf, wo sie den Reitenden unerträglich fallen. In den nahe bei einem Walde gelegenen Feldern schwärmen die Bremsen in unglaublicher Menge, und Manchsaltigkeit herum. Mit ihren Stacheln quälen sie blos die Thiere; Menschenblut bebagt ihnen nicht. Mich wundert nicht, daß die Alten gedichtet haben, daß eine von der Juno abgesandte Breme das Mädchen Io rasend gemacht habe. Daß die folgenschwersten Pferde und Maulthiere durch die unleidentlichen Qualen, welche sie von den Stacheln der Bremsen auszustehen haben, oft gleichsam von Sinnen kommen, in Wuth gerathen, und auf Zügel nicht mehr achten, haben wir selbst vielmal gesehen. Aber noch gefährlicher sind gewisse grosse Waldwespen, indem die Pferde, sobald sie diese mit ihren Stacheln anbohren, vor Schmerz förmlich zu rasen anfangen. Um sich von diesen grausamen Peinigern zu befreien, wirft der Gaul oft den Reiter ab, oft aber rennt er mit ihm fort, und wälzt sich auf der Erde. Darum brechen sich viele ihre Beine, darum zerstoßen sich viele ihre Köpfe an Steinen und Bäumen; und darum sieht man auch immer so viel Blut auf den Strassen herumliegen. Ich selbst hätte bald, dieser nämlichen Ursache wegen, mein Leben eingebüßt, wiewohl ich auf einem sonst gutartigen Maulthiere ritt; wenn nicht ein Indianer im vollen Carriere auf mich zugesprengt wäre, und mich von dem wüthenden Maulthiere und das Maulthier von den eigensinnigen Wespen erlöset hätte. Diese verfolgen auch die Menschen mit ihren Stacheln. Auf ihre Stiche folgen heftige Schmerzen und eine weit ausgebreitete Geschwulst. Die meisten legen sich auf den verletzten Theil ein Stück Bienenwachs statt eines Arzneymittels auf. Wir nähte derselbe nichts. Ich beruffe mich diesfalls auf meine Wange. Einst häuete sich in meiner Abwesenheit in unserem Hofe ein unzähliges Wespenheer an, welches an einem Stod

auf

auf die Art eines grossen Ballen übereinander hängen. Aus Besorgniß, daß sie nicht von einem Vorübergehenden erschreckt würden, sich zerstreuen, und bei diesem Anlasse in mein Zimmer eindringen möchten, schoß ich eine stark mit Pulver geladene Glinte unter sie. Der jählige Knall jagte sie alle auseinander und in die Flucht, bis auf eine, welche sich im Namen der übrigen an mir rächen wollte, und auf mein Gesicht zusag. Dieses schwoß des heftigen Stiches wegen, den sie mir gab, entsetzlich auf. Zur Geschwulst gesellte sich ein eben so empfindlicher Schmerz, und ich konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Da ich des andern Tages darüber klagte, und die gebrauchten Mittel erzählte, lächelte ein alter Abiponer. Warum, sagte er zu mir, beschmierest du deine Wunde nicht mit Rindsfette. Dieses Mittels bedienen wir uns von jeher mit dem besten Erfolge. Ich folgte seinem Rath, und gleich darauf legte sich Schmerz und Geschwulst. Unter der Rindsfette aber verstehen die Abiponer nicht das Unschlitt, sondern das, was man in Paraguay statt des Schmalzes zur Zubereitung der Speisen braucht. Wie gefährlich es ist die Hornissen zu reizen, haben wir auf unseren Reisen vielmal erfahren. Einst zerstörten meine Indianer, die im Walde vor mir hergingen, ein Wespennest zwar unvorsichtlich, aber dennoch nicht ungeahndet. Nicht wenige wurden von den auseinander schwärmenden Wespen, deren die meisten sich mit aller Gewalt unter meinem Rock zu verbergen suchten, gestochen. Ohne Zweifel würden sie meine ganze Haut mit Striemen bezeichnet haben, hätte ich nicht alsogleich mein Unterkleid von den Indianern beschütigen und die Wespen daraus wegschnellen lassen. Ich übergehe die verschiedenen Gattungen der kriegerischen Bienen, welche, wenn sie ihre Rüthen ausnehmen und plündern sehen, den Honig- und Wachsraubern alle ihre Wacheln müßig entgegensetzen, und ihr mit so saurer

Mühe erworbenes Eigenthum aus Leibeskräften vertheidigen, also zwar, daß man die Amerikaner um ihren süßen Honig nicht beneiden darf, weil ihnen selber so theuer zu stehen kommt.

Die Schnacken nennen die Spanier Mosquitos, die Quaranier Natiu; die Abiponet endlich Ayte oder Apataye. Mit beiden Worten drücken sie ihre Menge aus. Das Wort ayte heißt viele, wie ich anderswo gesagt habe. Apataye wird von Lapata abgeleitet, welches eine Binsendecke bedeutet, die sie zuweilen statt eines Daches brauchen. So wie keine Rechenkunst zu reicht die Schnacken in Paraguay zu zählen, eben so ist auch keine Gedult hinlänglich ihre Ungezogenheit zu ertragen. Wo wir uns immer hinwandten, erfüllten sie unsere Ohren mit ihrem Gesumse und zerflachen unseren Leib mit ihren Stacheln. Man ist von ihnen allemal wie belagert. Diese blutdürstigen Trabanten gehen den Reisenden immer zur Seite. Um sie abzutreiben, möchte man sich tausend Arme wünschen. Fällt ein Frost ein, so ruhen sie in ihren Löchern aus; bei einer Windstille aber, und wenn die Sonne heiß scheint, schwärmen sie fouragieren aus. Sie sind nie grimziger als gegen die Morgen- und Abenddämmerung. Wo hohes Gras wächst, in Gebüsch, am Ufer der Bäche und Seen, wo Pfützen in der Nähe sind, in Wäldern, durch welche die Luft nicht durchstreichen kann, ic. findet man einen Schwall Schlangen und Schnacken von aller Art. Fügt es sich, daß man an einem solchen Ort übernachten muß, so darf man an das Schlafen nicht einmal denken. Ist man den ganzen langen Tag vom Reiten durch die Felder oder vom Gehen durch die Wälder, durch die man mit keinem Pferde durchkommen kann, entkräftet, so muß man sich auch des Nachts mit den Schnackenabtreiben vergebens ermühen. Wie oft habe ich  
nicht



nicht in solchen schlaflosen Nächten über die langsame Wiederkehr der Sonne geklagt! Ich bedauerte auch die hungrigen und von den Geschwernissen der Reise ganz erschöpften Pferde, die, weil sie weder weiden noch ausruhen konnten, immer unter einer Wolke von bissigen Schnacken am das Feuer heruinstanden, und nach Rauch haschten. Ist dieser dick, so verschonet er wohl die kleinen sumsenden Peiniger, aber er wird auch dem, der bei dem Feuer auf der Erde schläft, Thränen auspressen, und den Schweiß antreiben, besonders bei heißer Sommerzeit. Den Rauch vom Ochsenmist können die Schnacken nicht ertragen; aber die Menschen können es eben so wenig, es wäre denn, daß ihre Geruchsnerven alle Reizbarkeit verloren hätten. Allein setzen wir auch, daß sich eines Menschen Nase an diesen unangenehmen Geruch gewöhnen könnte, so wird es ihm doch an Ochsenmist mangeln, weil man in den Wäldern keine Spur von einem solchen findet. Die durch dergleichen Wästeneyen eine Kasse unternehmen müssen, haben oft an den Lebensmitteln, oft an dem Brennholz zum Feuer anmachen und manchmal auch an dem Wasser so schwer zu tragen, daß sie des Ochsenmistes, der sie wider die Schnacken schützen soll, gern entbehren. Ich bewunderte die Spürkraft und den Fleiß eines Schwarzen, welcher immer auf der Reise, wenn er schlief, eine harzichte Materie von einem faulen Holze, die bei der Nacht leuchtet und ohne der Nase beschwerlich zu fallen, gelinde raucht, an der Seite liegen hatte, und darum, wie ich selbst beobachtete, von den Schnacken verschonet blieb. Der Name dieses Harzes ist mir (eben nicht sehr wider meinen Willen) entfallen; denn sie ist eben so mühsam aufzufuchen als schwer zu finden; fast ganz unbekannt, wiewohl allen zu wünschen; weil sich niemand vorstellen kann, was man auf langen Reisen von den Schnacken auszuweichen hat. Wir langten nicht selten an

Gesicht und Händen zerfleischt, aufgeschwollen und voll Blut zu Hause an, und sahen uns selbst nicht mehr gleich. Gewiß aber ist es und unwidersprechlich, daß einige mehr, andere minder von den Schnaden geplaget werden. Indessen wer hat es noch untersucht, ob sie lieber dem süßen oder dem sauern Blut nachgehen? Ich meines Theils habe öfters beobachtet, daß sie die weissen Gesichter begieriger anzapfen als die braunen und auch häufiger daran saugen. Will man auch zu Hause die Nächte nicht schlaflos zubringen, so muß man gegen die Abenddämmerung Fenster und Thüre zuschließen, besonders wenn man ein Licht anzündet; denn diesem flattern sie durch alle Spalten haufenweise zu. Andere Schnaden, welche die Abiponer Ychit, die Spanier aber Gejennes nennen, (vielleicht von Gehenna, als wenn selbe in der Hölle ausgebrätet würden) sind viel kleiner als die vorigen, aber auch viel troziger. Sie sumsen zwar nicht so unleidentlich wie die anderen; aber sie schleichen sich durch Mund, Nase, Ohren &c. und zerflechen den Theil, auf dem sie sich einmal gelagert haben, jämmerlich.

In Paraguay ist besonders eine überaus kleine Schnade verschrteen, welche auf guaranisch Mbarigué heist. Wegen ihres kleinen Körperchens entgeht sie auch dem Auge des Scharfsichtigsten; und dennoch ist ihr Biß äußerst schmerzlich, ich möchte fast sagen, unerträglich. Es ist, als wenn man mit einer glühenden Nadel gestochen würde. In dicken Wäldern und an den Ufern der Bäche schwärmen sie haufenweise herum; und sind besonders abends und bei schönem Wetter zu fürchten. Ihr Stachel thut ihnen die Dienste eines Bajonets; indem sie damit nicht bloß die nackte Haut anbohren, sondern auch dünne Kleider durchstechen. Wenn wir uns in den Wäldern etwas länger aufgehalten hatten, kehrten wir

Wir immer mit so vielen rothen Punkten auf unserem Leibe in den Flecken zurück, als wenn wir mit den Pocken wären behaftet gewesen. Wiewohl nun die Haut von so vielen Schnackentischen brennet, jucket und aufschwillt, so darf man sie dennoch weder mit den Nägeln kratzen, noch mit kaltem Wasser besprengen. Allein wir würden uns über alles dieses hinwegsehen, wenn es nicht gefährliche Folgen haben könnte. Aus den vielfältigen Stichen der Schnacken Mbariguc entstehen oft ziemlich grosse Würmer, von welchen ich mir nicht zu entscheiden getraue, ob der giftige Stachel oder eine giftartige Feuchtigkeit oder eine andere zurückgelassene Brut an ihrer Entstehung Schuld ist, oder ob die Schnacken selbst, wie die Indianer glauben, wenn sie sich durch die Haut durchgebohret haben, zu Würmern werden. Das weiß ich, daß an einem Orte auch nur ein Wurm zum Vorschein kommt. Nachstehende Erfahrung ist ein Beweis hiervon. Ich bemerkte einst, daß mein Hund, der mich auf meinen Reisen zu begleiten und zu schützen pflegte, öfters winselte, sich kratzte und jämmerlich litt. Ich frag hierüber meine Gefährten, die Indianer, zu Rath, welche den Ausspruch thaten, daß er mit Würmern angestect seyn müßte. Sie banden ihm daher in meinem Beiseyn Schnauze und Fäße zusammen, und warfen ihn auf die Erde. Hierauf drückten sie seine Haut, wo die Geschwulst hervorragte, fest zusammen, bis zuletzt ein darin versteckter Wurm mit aller Gewalt herausprang. Aus siebenzehn Orten drückten sie ebenso viele weiße Würmer in der Dicke eines Apfelferns und in der Länge eines Nagels von einem Mannsdaum heraus. Da ich über diesen Vorfall erstaunte, (ich hatte bis auf dieselbe Stunde nie von etwas solchem gehört) bezeugten mir alle Indianer einstimmig, daß ihnen das nämliche öfters wiederführe. Das Gesehene jagte mir keine kleine Furcht nicht nur vor den Insekten sondern auch vor der Kur



ein. In Paraguay ist es landkundig, daß die kleinsten Würmer, und beinahe unsichtbaren Mücken viele um ihr Leben gebracht haben. Der P. Felix Villagarzia (ich habe ihn zu S. Rosa gekannt und nach seinem Verdienste hochgeschätzt) wurde, da er in den Wäldern Taruma die Ytatýnguas, die nachmaligen Einwohner des Fleckens S. Joachim, lange Zeit aufsuchte, von Augenschmerzen befallen, und viele Jahre dergestalt mitgenommen, daß er wegen einer Fistel und der darin sich ansammelnden Würmer öfters dem Tode nahe war. Jedermann mußte, daß die strenge Sonnenhitze in den Wäldern, wo kein Wind durchstreichen kann, und Schnaken von allerlei Art an seinen unsäglichem Leiden Schuld gewesen sind. Aber wir wollen nun merkwürdigere Dinge vornehmen.



## Vier und drenßigstes Hauptstück.

### Fortsetzung der Materie von den Insekten.

In den hitzigeren Gegenden von Nord- und Sudamerika sieht man ein Würmchen, einen wahren Auswurf der Natur, welcher nicht nur täglich vielen Seuffer auspreßt, sondern auch nicht wenige um ihr Leben bringt. Es sieht aus wie der möglich kleinste Floh, dem er auch im Hüpfen nachahmet. Die Quaranier nennen es daher Tú oder Túngay den bösen Floh, die Spanier hingegen Pique, die Portugiesen bicho dos pés, das Fußinsekt, die Mexikaner Nigua; die Abiponer endlich Aagfani, das Bissige. Es ist so klein, daß es auch der Scharfsichtigste nur bei dem hellsten Lichte gewahr wird; aber so bissig, daß derjenige von Stahl oder Stein seyn müßte, der es nicht fühlte. Es hat auch einen so gespitzten und stachelartigen Schnabel, daß es durch Schuhe, Strümpfe, Stiefel und alle Arten von Kleidern sicht. Anfanglich bleibt es ein wenig an der äußern Haut sitzen, hernach aber dringt es mit einem heissenden Zucken in das Fleisch selbst ein, verbirgt sich darunter wie hinter einem Laufgraben, und umschanzt sich mit einem runden und weißen Bläschen, worin sie ihre Eier wie fast unsichtbare Risse hineinlegt. Läßt man dieses Bläschen einige Tage unter dem Fleisch unangetastet, so wird es so groß wie eine unfrige Erbse. Dergleichen Zufälle sind in Paraguay nichts seltenes. Je länger das Bläschen des Würmchens an dem Fleisch Heben bleibt, desto stumpfer wird das Gefühl des Schmerzens. Dies

sen Feind aus seinen Posten zu vertreiben ist niemand so geschickt als die Knaben; denn da sie von Natur ein sehr scharfes Aug haben, so entdecken sie alsogleich den rothen Punkt, als das Merkzeichen des in dem Fleisch steckenden Würmchens. Den Umfang oder Umkreis des Punktes ris-  
sen sie mit einer Nadel auf, öffnen nach und nach Haut und Fleisch und graben endlich die Blase sammt dem Wurme und seinen Rissen ganz heraus. Hält man diese in eine brennende Kerze, so zerplatzt sie wie Schießpulver mit einem gewissen Getöse. Zerreißt aber der Knab, der mit der Nadel im Fleisch herumgräbt, die noch im Fleisch sitzende Blase, dann steht es mit dem Gestochenen äbel; denn die daraus fließende Feuchtigkeit wird eine Quelle neuer Schmerzen, und das zerstreute Rissengeschmeiß der Ursprung neuer Würmchen seyn. Daß dieser amerikanische Floß von einer giftartigen Materie stamme, erhellt daraus, weil die Höhle, woraus er sammt seinen Nachkommen gehoben worden ist, sich entzündet, aufschwillt, und zuweilen, wenn man nicht schleunig hilft, von dem kalten Brand ergriffen wird. Die Nadel der Zehen, als in welche sie sich am meisten eindringen, dorren allzeit aus und fallen ab; man hat sogar zuweilen die Zehen selbst abschneiden müssen, weil sonst das Leben des Patienten auf feinerlei Weise zu retten war. So groß ist das Unheil, das dieses kleine Ungeziefer anrichtet. So haben oft die beträchtlichsten Vortheile und Nachtheile die unbedeutendsten Kleinigkeiten zur Quelle.

Die, durch fremde Gefahren belehret, sich vor den Wärmern in Sicherheit setzen wollen, sehen vorzüglich in ihren Häusern auf Reinlichkeit; denn jene pflegen aus dem Staub, Unrath und allen Gattungen von Dorn zu entgehen. In hitzigeren Himmelsstrichen wachsen sie auch an Orten, die selten ausgefegt werden, lange unbesetzt bleiben, und der kalten Luft unzugänglich sind.

besetzt

besonders wenn noch irgend eine Mücke dazu kommt. In den Gehägen, in welchen die Schaafe, Maulthiere, und auch zuweilen die Pferde verwahrt werden, wimmelt alles, wiewohl selbe unbedeckt und folglich unter freyem Himmel dastehen, von diesem Geschmeiß, also war, daß die hineintretenden Viehwärter in Ansehung ihrer Füße vor demselben nie sicher sind. In den mehr gegen Süden gelegenen Strichen von Paraguay, wo eine kältere Luft herrscht, kennt man dieses verwünschte Ungeziefer nicht. In den Gegenden von Buenos Ayres und Cordoba in Tulumán ist noch keines gesehen worden. Die ersten sechs Jahre, die ich in Paraguay zubachte, kannte ich es nur dem Namen nach; wie ich aber in die neue Kolonie S. Ferdinand versetzt wurde, mußte ich dasselbe wider meinen Willen sehen, fühlen und verwünschen. Selbst die Abiponer wußten von diesen Würmchen nichts, so lang sie noch in Chaco hordenweise und nach ihrer Willkühr herumstreiften. Sie sind erst von den Spaniern von Corrientes, dem Hauptsitz der gedachten Flöhe, welche ihre Kolonie angelegt haben, damit elendiglich angestreckt worden. Von diesen haben sie dieses Unheil wie vormals die Portugiesen geerbet; das war ihre allgemeine Klage. Die an einem solchen Ort wohnen, wo es dergleichen Insekten giebt, sollen ihre Füße wenigstens alle zween Tage von einem Knaben besichtigen lassen. Oft können sie ohne alle Beschwerde von denselben wegenommen werden, wenn sie sich nämlich noch nicht durch die Haut durchgegraben haben. Sieht man, daß sie sich erst in das Fleisch hineingehohren, so darf man sie keileiße nicht mit der Nadel herausstupsen; denn man müßte befürchten, daß das kleine Körperchen von der Nadel zerrissen würde; und der Kopf, welcher immer fest im Fleisch steckt, in demselben stecken bliebe, welches dann unsäglich Schmerzen, und eiternde Geschwüre unvermeidlich zur Folge hätte. Die sich darauf am besten verstehen, warten einen ganzen Tag, bis der

Wurm völlig in sein Bläschen eingemacht ist, und folglich ganz und ohne Gefahr herausgenommen werden kann. Hierzu ist der Nachmittag am besten: denn da die Luft des Morgens rauher und feuchter ist, so wird auch das Fleisch, das man mit der Nadel öffnet, mehr gereizt, der Schmerz heftiger, und das Geschwür immer gefährlicher. Das tägliche Besichtigen der Füße hat vielen Nutzen, aber auch einige Unbequemlichkeit; indessen wird diese immer größer, je länger man jenes anstehen läßt. Bei einer einzigen Operation wird der Knab einem solchen Nachlässigen oft 10, 20, und noch mehr Würmer auf eine äußerst schmerzhafto Art mit seiner Nadel herausstechen. Oft wird man wegen der vielen Löcher in den Nägeln, Beinen und wunden Fußsohlen kümmerlich aufstretten können, indem die Füße überall von Eiter triesen; aber auch die Schuld davon bloß der unterlassenen Vorsicht zuschreiben, und lange dafür büßen müssen. Ich kenne viele, die dieser Saumseligkeit wegen viele Wochen das Bett zu hüten genöthiget waren. Ich erinnere mich leider, daß ich und andere etliche Tage hindurch nicht einen Schritt machen konnten ohne uns auf einen Stock zu stützen. Ich weiß sogar von einigen, die den Gebrauch ihrer Füße dadurch unwiederbringlich verloren hatten.

Ich gestehe, daß diese Würmchen hauptsächlich auf die Füße losgehen. Dennoch schleichen sie auch manchmal auf dem übrigen Körper und zwar mit noch weit größerer Gefahr herum, und nisten bald im Arm bald in den Knien, oder wo sie es sonst für gut befinden. Mehr könnte ich meinen Lesern ins Ohr sagen, was ich ohne zu erröthen nicht schreiben darf. Da die Hunde immer auf der Erde liegen, so haben sie auch von diesem Ungeziefer mehr auszustehen. Sie bedienen sich aber ihrer Zähne statt der Nadeln, heben jene sehr geschickt heraus, und heilen ihre Wunde mit Lecken. Bisweilen hinken sie aber dennoch lange



lange Zeit auf ihren ausgefressenen und mit Geschwüren besetzten Füßen herum. Die Schweine, Hausaffen, Katzen, Ziegen und Schaafe werden gleichfalls von den besagten Glöhen scharf mitgenommen. Pferden, Maulthieren, Ochsen und Eseln hingegen können sie nichts anhaben, weil jene durch die Festigkeit ihres Hufes oder ihrer Haut wider ihre Stacheln allzumohl verwahrt sind. Uebrigens müssen die Amerikaner sehr darauf sehen, daß sie die Höhlung, welche das herausgenommene Bläschen zurückläßt, mit spanischem Taback, Asche oder Seife anfüllen. Andere bedienen sich hierzu des Olibendls oder der aus den Ochsenfäßen ausgesotteneu Fette oder auch anderer Schmierereyen. Wer den Gebrauch dieser Mittel außer Acht läßt, setzt sich keiner kleinen Gefahr aus: denn die mit der Nadel gemachte Wunde geht, weil selbe mit dem Gift des hinausgestoßenen Würmchens angesteckt ist, in ein Geschwür über, eitert, und artet, wenn noch eine Entzündung oder eine starke Bewegung der Füße hinzukommt, in den kalten Brand oder den Rothlauf aus. Hühnerfette, welche ich auf die verletzte Haut schmierte, und ein darauf gebundenes Kohlkrautblatt verminderten die Hitze, und thaten mir oft die besten Dienste. Man weiß aus Erfahrung, daß einige von diesem Ungeziefer mehr angefochten werden, und auch schwerer zu heilen sind, man mag zu was immer für ein Mittel seine Zuflucht nehmen. Dieser Unterschied gründet sich auf die verschiedene Mischung und Beschaffenheit des Bluts und der übrigen Feuchtigkeiten. Die Brasilianer sollen, um ihre Füße vor diesen Würmchen sicher zu stellen, selbe mit einem Oele, das sie aus den unzeitigen Eichen des Baumes Acaju auspressen, beschmieren. Die Schiffleute bestreichen sich in eben dieser Absicht mit Theer. Wir bedienten uns, aus Furcht vor diesen und anderen Insekten, schaafllederner Strümpfe; allein die Erfahrung überzeugte uns, daß alles das nur eine schwache Schutzwehr wider ihren Stachel ist.

Die

Die gemeinen europäischen Glöbe, dieses wie die Lust in allen Theilen der Welt verbreitete Ungeziefer, kommen nicht nur auch in Paraguay fort, sondern herrschen daselbst unumschränkt, als wenn sie in diesem Lande zu Hause wären. Da sie an den Hundstagen am häufigsten wachsen, so nennen sie die Abiponer neteguinik Loapakate die Hundsläufe. Sonderbar ist es, daß es selbst zuweilen auf den mit Grase bewachsenen Feldern von Glöben wimmelt. Die auf dem Fluß Paraguay fahren, und um das Mittag- oder Nachtlager aufzuschlagen an das Ufer hinaugehen, lehnen oft, wenn sie gleich auf dem frischesten Rasen schliefen, wo von Menschen oder Thieren nicht die geringste Spur zu sehen war, von Glöben wie bedeckt in das Schiff zurück. Eben dieses beobachtete ich auch in den an dem Fluß Irapin gelegenen Feldern und auch sonst noch. Wenn grüne Felder von Glöben strotzen, was kann man erst von dem trockenen Fußboden in Zimmern, worin weder Ziegeln noch Steine noch auch Bretter gelegt sind, erwarten? In solchen Gemächern habe ich bei den Abiponern sieben Jahre zugebracht, aber auch mich mit diesem zahllosen Geschwarme Tag und Nacht herumgehalget.

Man wird nun ein amerikanisches Mittel wider die Glöbe wissen wollen: Man hat in der neuen Welt kein anderes, als welches man überall hat, die Geduld. Columella, Athanasius Kircher und andere waren der Meinung, daß, wenn man Kräuter von einem durchdringenden Geruch im Wasser kocht, und dieses auf der Erde aussprizet, die Glöbe nicht nur verschendet, sondern auch getödtet werden. Die Quaranier kochten wenigstens in dieser Absicht das Kraut Caaro, dessen Geruch äußerst durchdringend ist, in Wasser, sprizten dasselbe, wenn es siedet, ins Zimmer, und legen es alsdann einigemale. Wenn die Glöbe durch dieses Mittel ausgerentet werden, so ist  
meinet

meines Erachtens nicht sowohl der heftige Geruch des Krautes als das siedende Wasser, womit man sie begießet, an ihrem Untergange Schuld. Ein Haus darf nur von Staub und von Munden frey seyn, und von den Winden öfters durchgeweht werden; so ist es wider diese kleinen Insekten ziemlich bewahrt. Läuse haben die Abiponer, außer auf ihrem Kopfe, keine. Wenn die Indianerinnen den andern Läuse suchen, so verschlingen sie alle, die sie erwischen. Kommt ihnen eine besonders fette unter die Finger, so machen sie der zu nächst bei ihnen Sitzenden ein Geschenk damit, und bieten ihr selbst an, wie wir einander eine Prise Taback anzubieten pflegen. Ich würde diesen Gebrauch der Wilden für eine Wirkung ihrer Wildheit halten; wenn ich denselben nicht auch bei den gemeinen Spanierinnen in Paraguay selbst vielmal beobachtet hätte. Schwerlich wird ein Europäer einen Amerikaner um diese Lederbissen beneiden.

Wanzen, wie die unstigen, giebt es in den spanischen Kolonien die Menge. In den Flecken der Indianer habe ich nie eine gesehen. Die Abiponer nennen sie Patà. In Cordova und anderen Orten in Lufaman flattern fliegende Wanzen, die man daselbst Bünchuccas trennet, häufig herum. Untertags halten sie sich in den Spalten der Dächer und Schränke verborgen; des Nachts aber kommen sie, wenn der Himmel heiter und die Luft ruhig ist, schwarmweise auf die Schlafenden angefliegen; denen sie so viel Blut aussaugen, daß sie selbst bloß jammern, leidenswegs aber schlafen lassen. Den Theil, auf den sie sich setzen, quälen sie mit einer unerträglichen Hitze, daß sie mehr zu brennen als zu beißen scheinen. Die rothen Flecken, diese Merkmale des ausgestandenen Schmerzens, sehen gerade wie Brandmale aus. Nach einer beschwerlichen Reise von fünfzehn Tagen, die ich durch Wüsten und unter unaufhörlichen Regengüssen zu Pferd gemacht

gemacht hatte, erreichte ich endlich den kleinen zum Gebiet von S. Jakob gehörigen Flecken Salabina; denn die Ruhe war mir diese Nacht nicht nur erwünscht, sondern auch schlechterdings unentbehrlich. Allein meines äuffersten Bedürfnisses zu schlafen ungeachtet konnte ich dennoch kein Auge zuthun. Ich fühlte, daß alle meine Glieder brannten, zerflohen und gepeiniget wurden, ohne daß ich die Ursache dieses ungewohnten Schmerzens mit den Fingern auffinden oder auch nur errathen konnte. In der Nähe war niemand, den ich darüber hätte fragen können. Als endlich der Tag angebrochen war, bedauerten mich alle, die meine rothen Flecken sahen, und versicherten mir, daß ich von fliegenden Wanzen so zugerichtet worden wäre. Auf einer andern Reise übernachtete ich bei einem vornehmen Geistlichen, welcher, so bald wir das kleine Abendmahl eingenommen hatten, mit mir und allen seinen Hausleuten auf das nahe Feld hinaus wanderte, um daselbst die Nacht hinzubringen; weil ihrem Vorgeben nach kein Mensch unter einem von Wanzen angestechten Dache in heißen Sommernächten schlafen könnte. Glückliche Abtrünniger und Quaranter, die ihr diese fliegenden Blategel nicht kennet! Ich wenigstens habe in ihren Gegenden keine gesehen. Wenn man die Zuckermelonen nicht sogleich abbricht als sie reif sind, so setzen sich darinn zur Stunde eine Art abscheulich stinkender Wanzen an, welche den ganzen Garten verwüsten.

Unter dem schädlichen Ungeziefer gebührt auch eine Stelle einem Insekt, welches von den Spaniern Garrapata von den Quaraniern Yatebù und von den Abiponern òerél genennet wird, und vermuthlich zur Klasse der Zecken gehört, die auf griechisch *ἄκαρε* auf französisch *morpions* und auf latein *ricini* heißen. Die paraguayische Garrapata ist so groß als eine Linse, zuweilen auch noch größer; und sieht an ihrer Gestalt einer Landschildkröte gleich.

gleich. Auf dem Rücken trägt sie einen Schild wie die Schildkröten, aber runder als diese. Sie ist dunkelbraun und zum Theil buntschecficht. Ihr plattgedrückter Körper, woran ein viereckichter Kopf wie ein Schnabel hervorragt, ruhet auf acht kurzen Füßen. Mit diesen hängt sie sich aus Leibeskräften an die Haut und das Fleisch des Menschen, indem sie die Hacken derselben darinn einsetzt, den Schnabel aber gräbt sie ganz hinein. Da sie nun das Blut aus irgend einem Theile des Körpers an sich faugt, so verursacht sie ein beschwerliches Jucken und Brennen, worauf eine Geschwulst folgt und der Eiter oft vier Tage und oft auch noch länger fließt. Das Geschwür aber selbst heilet kaum innerhalb zweien Wochen zu. Da dieses Ungeziefer seinen Kopf tief in das Fleisch steckt, so ist es ungemein schwer dasselbe ganz herauszubringen. Reißt man aber den Leib ab, und bleibt der Kopf in dem Fleisch zurück, dann steht es mit dem Patienten noch schlimmer. Das Geschwür wird lange eitern und jucken, bis er das Gift herausziehen kann. Dieses Menschen und Vieh beschwerliche Insekt hält sich in den Feldern noch mehr als in den Wäldern auf. Sein eigentlicher Tummielplatz und wo man es schwarmweise antrifft, ist bei faulen Stämmen und hauptsächlich bei Rohrblättern. Wie man sich daselbst auf die Erde niederlegt, so wühlet und jucket es auf dem ganzen Körper. Je mehr man sich reibt, desto gewisser vergrößert man sich den Schmerz und die Geschwüre. Ich erinnere mich, daß ich deren auf meinem ganzen Leib etliche und sechzig alte und neue in einer einzigen Nacht gezählet habe. Wenn wir oft in der Absicht, Wohnplätze der Wilden aufzusuchen, unsere Reisen in die Wälder in die dritte Woche fortsetzten, so bekümmerten wir uns wenig um die Tieger, Schlangen, Waldteufeln (Diablos del monte, wie sie die Spanier, oder Carugua, wie sie die Quarasier nannten) Unsere ganze Sorgfalt zog hauptsächlich das verderbliche Ungeziefer auf sich, das kriechend oder fliegend

fliegend auf die Vorübergehenden lauert. Oft klagten wir, daß wir zu wenig Augen hätten daselbe zu entdecken, und zu wenig Hände es abzutreiben. Die zur Abtrocknung des Schweißes und zur Auffrischung des bei Tage von der Reise abgematteten Körpers so notwendigen Nächte erfließen uns kaum, die Garrapatas auszuziehen, die wir am Tage über aufgesammelt hatten, und, die sich bei uns aufs Neue behetbergen wollten, zurückzuweisen. So lang sich die Spanier in den Wäldern mit Zubereitung des paraquayischen Thee's abgeben, so lang kehren sie alle Tage mit einer Bürde Baumreiser vom Baum Caá und mit einem Schwarm Garrapatas in ihre Hütte zurück. So bald sie ihre Last abgelegt haben, eilen alle zu dem nächsten See oder Fluß um sich abzuwaschen, und lassen sich (denn sie legen ihre Kleider ab) von einander wechselseitig besichtigen, und die in der Haut steckenden Garrapatas herausziehen. Ließen sie diese tägliche Vorsicht außer Acht, so würden sie der Eiter und die Geschwüre innerhalb wenig Tagen aufreissen:

Die Hirschen, Rehe, Affen, Ametzenbären, Hunde und alles Gewild, das sich auf dem Felde oder im Walde aufhält, stogen immer ihrer vielen Haare wegen von Garrapatas. Einst brachte mir ein Indianer ein Reh, das erst einige Tage alt war. Als ich meinen Kopf zu nahe daran hielt, und es zu unbedachtsam betastete, sprang eine Garrapata von demselben auf mich und mit gerade in das Ohr, in welches sie Schnabel und Fäße so fest einsetzte, daß es eines Angelhackens bedurfte, um selbe los zu machen. Ich wußte nicht, daß den Amerikanern ein Mittel sich dieses Geschmeißes zu erwehren, oder dessen Bisse zu heilen bekannt wäre. Das Beste ist, wenn man sich nicht kratzt. Barro führt (im 2. B. von der Landwirtschaft 9. Kap.) wider die Zeden ein Mittel.

**Mittel an.** „ Einige, sagt er, zerstoßen griechische Nüsse  
„ (er versteht darunter die Mandeln) im Wasser, und  
„ bestreichen damit die Ohren der Hunde, als auf wel-  
„ chen die Zeden, wenn man sich dieser Salbe nicht be-  
„ dient, Geschwüre zu läßt zu lassen pflegen. Die  
kleineren Garrapatas fallen noch weit lästiger als die  
grossen.

Geflügelte und ungeflügelte Ameisen giebt es in Para-  
guay durchgängig von verschiedenen Arten, und in ei-  
ner zahllosen Menge. Ich werde davon das Merkwür-  
digste und mir am meisten bekannte kurz anmerken. Die  
Abiponer nennen die Ameisen Oehaga, die Quaraníer  
hingegen Tahí, wiewohl sie jede einzelne Gattung derselben  
mit einem eigenen Namen belegen. Die kleinsten  
unter allen sind roth, aber auch die schlimmsten. So  
wie der Magnet das Eisen an sich zieht, so zieht sie auch den  
Zucker, Honig und überhaupt alles Süss an, das sie nur  
plündern und verschleppen. Einen Vorrath von derglei-  
chen Schleckwerk vor ihnen zu verwahren, muß man sehr  
listig und nicht selten auch sinnreich seyn. Das Süss  
vermehrhet ihre Galle und schärft ihr Gift. So bald  
sie sich auf die Haut setzen, heißen sie untrüglich, wor-  
auf eine Blase aufsteht, welche oft mehrere Tage mit  
vielen Schmerzen anhält. Ich trank einst aus einer Kür-  
bis, die mir bei dem Zuckern des paraguayischen Thees  
die Stelle einer Theeschale versah, ohne die geringste  
Vorsicht Wasser, und in diesem unzählige an dem Ban-  
den flebende Ameisen mit. Allein wie sehr hat mich  
nicht dieser Trunk gequält! in welcher Gefahr gestan-  
det! Nach so vielen zu Land und zur See überstandenen  
Gefahren war ich dem Tode nie näher als damals. Die  
Mandeln schwellen mir auf, und die ganze Kehle war auf  
einmal voller Geschwüre, entzündet, und so verengt, daß  
ich zween Tage lang kaum einen Tropfen Wasser oder ein  
H. Ebell. 3 f - 1844

nige Brotsaamen durch selbe hinablassen konnte. Außerdem hatte ich die größte Mühe Athem zu holen; reden und schlafen konnte ich gar nicht. Selbst am Mariä-Himmelfahrtstage war ich nicht einmal im Stande das Messopfer zu verrichten. Alle dierfalls angewandten Mittel waren fruchtlos; bis ich endlich meine Kehle mit Gerstenwasser mit wildem Honig und Essig vermischt immerfort neckte und meinen Hals etlichemale mit Nühnerfette beschmierte, da dann die Hitze und die Geschwulst der Kehle nachließ, und ich von der wirklich drohenden Gefahr, in der ich schwebte, befreiet wurde. Diejenigen Ameisen aber, die ich ganz verschluckt hatte, verursachten mir ein solches Kitzeln in der Lunge, und einen solchen Husten, daß ich wie ein Engbrüstiger nicht anders als sitzend schlafen konnte. Ich hustete oft ganze Nächte. Blos der Schwefel, den ich auf glühende Kohlen warf, oder vielmehr dessen Dampf, den ich mit dem Mund aufzieng, verschaffte mir einige Linderung, indem selber den Schleim losmachte, und dadurch den Husten etwas stillte. Zu Ende des Septembers unternahm ich eine Reise zu Pferd. Nachdem ich einige Male unter freyem Himmel übernachtet hatte, stellte mir der wohlthätige Einfluß der frischen Luft meine Gesundheit wieder her, und der Husten hörte gänzlich auf. Um meinen Lesern einen Beweis von dem Gift der rothen Ameisen zu geben, und sie zu warnen, daß sie aus keinem Geschirre trinken ohne in dasselbe hinein gesehen zu haben, glaubte ich ihnen dieses unglückliche Ereigniß erzählen zu müssen.

Auf die kleinsten Ameisen, die ich jemals gesehen habe, lasse ich die größten folgen. Die Quaranier nennen sie Izau. Sie sind den Menschen keineswegs gefährlich, wohl aber den Gebäuden, die sie untergraben. Kirchen und Häuser unterminiren sie mit unsäglicher Eile.



beit. Sie höhlen die Erde in krummen Schlangengängen tief aus, und schleppen die ausgegrabene Scholle, wie sie denn groß und stark sind, auf das freye Feld hinaus. Wenn ihnen in der Folge die Flügel wachsen, so fliegen sie, so bald sie Regengüsse ahnden, haufenweise weg, aber eher so unglücklich als Ikarus und blös mit dem Unterschied, daß dieser ins Meer fiel, jene aber, wenn ihre Flügel vom Regen naß geworden sind, auf die Erde fallen und zu Grunde gehen. Sie steigen in die Höhe, um einen desto gefährlicheren Fall herab zu thun. Da nun die Regengüsse in die unterirdischen Gänge der Ameisen eindringen können, so werden ihre Höhlen auch getränkt; der Grund und Boden, worauf die Häuser stehen, ausgefressen, und die hölzernen Pfeiler, auf welchen die Mauern, das Dach und die Balken ruhen, sinken anfangs, und fallen zuletzt, wenn man selbst nicht zeitlich unterstützt, sammt dem Haus ein. Der ganze Hügel, auf dem der Flecken S. Joachim stand, war eine Pflanzstätte der Ameisen, und voll unterirdischer Kanäle und Rinnen: Wir stundeti daher in unserm Haus, und der daran gebaute Kirche eben so viele Gefahr als Unbequemlichkeit aus. Auf dem Hochaltar konnte oft mehrere Tage keine Messe gelesen werden; indem die versteckten Ameisen bei regnerischem Wetter in langen Reihen aus ihren Höhlen hervor flogen; weil sie aber nicht lange fliegen können, auf den Priester, den Altar und das Kirchengeräth herabfielen, und alles verunreinigten. Verslopfte man ihnen heut zehn Ausgänge, durch welche sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrachen, so waren morgen wieder zwanzig andere eröffnet. Einst brach des Abends ein fürchterliches Ungewitter aus. Schreckliche Blitze durchkreuzten den Himmel, und Donner brüllten von allen Seiten her. Ein gewaltiger Plagregen vermehrte unsere Angst und verwandelte unseren Hof in einen See, weil die Mauer den Abfluß des Wassers hinderte. Weit

Amtsgefährte flüchtete sich in mein Zimmer. Indessen kam der indianische Küster zitternd mit der Nachricht, daß der Boden der Kirche einsinke, und die Wände sich spalten und neigen. Ich eilte also mit meiner Latern dahin. Kaum war ich außer der Thürschwelle meines Zimmers, als ich in der Erde eine Kluft wahrnahm. Weil ich mir aber dabei keine weitere Gefahr vorstellte, so fiel ich an der Stelle, wo der Hochaltar gestanden hatte, und die Erde tief nachgesunken war, auf einmal bis an die Schuftern in den Schlund, drang mich aber eben so behende, weil mir der Küster die Hand reichte, aus demselben heraus; denn es schien, als wenn die Ameisen unter dem Hochaltar ihre Hauptstadt angelegt hätten. Diese Höhle war viele Ellen breit und tief, also zwar, daß sie einem förmlichen Keller gleichsah. So vielmal die Indianer die Grube mit saurer Mähe ausfüllten, so vielmal gruben sie die Ameisen wieder auf. In dieser allgemeinen Angst aber rief ich so viele Indianer, als nur möglich war, zusammen, damit sie die sinkende Wand der Kirche mit Balken und Holzwerk unterstützen halfen. Die Quaranier ermangelten auch nicht aus einem besonderen Erlebe der ihnen eigenen Gottesfurcht und ihrer Ergebenheit gegen ihre Väter mehrere Stunden unverdrossen bei der Kirche zu arbeiten, also zwar, daß sie einerseits vom Schweiß und andererseits vom Regen triefen. Allein da die Gefahr so groß war, so konnten wir uns auf keine Menschenhände mit Zuversicht verlassen. Ich mußte daher auf meines Mitpriesters Zureden mein Zimmer noch in der nämlichen Nacht räumen, weil es durch gemeinschaftliche Pfäle und Balken so an die Kirche gesüget war, daß der Einsturz der letzteren auch den Einfall des ersten unausbleiblich nach sich gezogen hätte. Ich habe einß von nahe an die Provinz Quayana gelegenen Inseln gelesen, daß daselbst Felsen und Berge von den Ameisen ausgehöhlet, die Mauern untergraben, und die Einwohner

vor aus ihren Häusern vertrieben worden wären. Ich glaube dieß sehr gerne, nachdem ich selbst nicht nur ähnliche Ereignisse, sondern noch weit unglaublichere gesehen habe.

Was Ameisen vermögen, habe ich erst in Paraguan kennen gelernt. Einzeln betrachtet, sind sie alle schwach, und, mit den meisten anderen Insekten verglichen, klein; allein ihre Zahl, unermüdete Arbeitsamkeit und ihre Einmächtigkeit machen sie fürchterlich und erhöhen das Maas ihrer natürlichen Kräfte. Wenn man die kleinste möglichste Größe oft genug vervielfältiget, so wird sie ansehnlich. Das große Weltmeer ist blos aus Tröpfchen zusammengesetzt, und dennoch wie schreckbar tobt es nicht zuweilen! Auf den Feldern, besonders an denen, die bei dem Fluß Parana liegen, sahen wir drey und mehr Ellen hohe, von den Ameisen aufgescharrte Erdbauern, die steinernen Pyramiden vollkommen gleichen, auf einer sehr breiten Grundfläche ruheten, und aus einem festen Stoffe bestanden, der einem Stein an Härte nichts nachgab. Dieß sind die Vorraths- und Blockhäuser der Ameisen; aus deren Gipfel sie ruhig auf die jähligen Uberschwemmungen und die herumschwimmenden Weser der trägeren Thiere hinabschauen können. An einem andern Orte fanden wir die ganze grosse Ebene mit kleineren Ameisenhaufen also besetzt, daß wir nicht ein Fleckchen antrafen, auf welches das Pferd ohne Gefahr zu stolpern setzen Fuß sicher hätte niederlassen können. Wir entdeckten auch auf dem Felde oft so breite Ameisenpfade, daß man darauf geschworen hätte, Xerxes wäre mit seinem ganzen Heer darüber gezogen. Die pyramidenförmigen Erdbauern höhlen die Spanier sorgfältig aus, und bedienen sich ihrer hernach zum Brodbacken statt eines Ofens. Wie wirken zermalmen sie selbe zu Staub, welcher ihnen hernach, wenn er mit Wasser abgerührt ist, beim Pflastern

ihren Häuser vortrefflich zu statten kommt. Dieses Material steht wie ein Stein aus; hält eben so lang an, und soll den Klößen und anderem Ungeziefer sehr zuwider seyn. Nun höre man, was sie in der Hauswirthschaft Uebels stiften. Sie kommen in einer endlosen und ausgebreiteten Reihe in den Getreidesäckern angezogen, und schleppen, indem sie ihre Wanderschaft Tag und Nacht (wenn der Mond scheint) fortsetzen, einige Weizen nach und nach mit sich weg. Fruchtbaume entblättern sie oft gänzlich, wenn man ihre Stämme nicht mit Ochsen- schwänzen umwindet, um ihnen das Hinaufsteigen unmöglich zu machen. Die Getreidhalmen fressen sie so ab, als ob sie mit der Sichel wären abgeschnitten worden. Das Bischen Wein, das man zum Refresken braucht, muß aus Chili bei 400 Meilen weit in Paraguay geführt werden. Die Ursache hiervon ist, weil die zahllosen Ameisenschwärme Weingärten und Weinstöcke, die die ergiebigste Weinslese versprechen, völlig absouragiren. Die Spanier sind dem Weinbau so wenig als dem Wein feind. So bald sie sich in Amerika festgesetzt hatten, so bald verlegten sie sich auch darinn auf die Anpflanzung der Reben; allein in Paraguay ersetzten ihnen diese ihre Mühe nicht. Da ihnen also die Ameisen alle Jahre die Frucht ihrer Arbeit wegfrassen, und ihnen aller Schweiß, den ihnen die Kultur der Weingärten auspreßte, keinen Tropfen Wein eintrug, so gaben sie diese gänzlich auf, und begnügten sich mit dem Froschgetränke, es sey denn, daß sie zuweilen eines Brandweins aus Zuckerrohren, oder eines Weins aus Chili habhaft werden können. Außer den tukumani'schen Kolonien Cordova, Rioja, und Catamarca erhält man kaum so viele Trauben, daß man daraus Wein pressen könnte. Aus Mangel desselben konnten oft die Priester in den von Buenos Ayres und Tucuman am meisten entlegenen Ortschaften selbst nicht einmal an hohen Festtagen Messe lesen. Unstetig wegen

Ich die Europäer ihre Stürne mit mehr Weibwasser, als die Paraquaner Wein durch ihre Rebe bringen. Statt des Weines bereiten sich die gemeinen Spanier ein Getränk aus türkischem Korn oder andern Früchten. Gelingt es ihnen durch ihre rastlosen Bemühungen die Ameisen aus dem Weingarten auszurotten, so fressen die ungeheuren Wildtauben und Wespenheere die hier und da hervorkeimenden Weinbeere ab.

Uebrigens sind die verschiedenen Gattungen der Ameisen nicht nur das Verderben der Aehren sondern auch der Gärten. Was man immer von Garten- oder Hülsenfrüchten aussäet, wird von ihnen bis auf die Wurzel rein ausgezehrt. Setzt man heut eine junge Pflanze in die Erde, so wird man sie morgen vergebens suchen. Den Pfeffer aber rühren sie nicht an, seines herben Geschmacks wegen. Läßt man in dem Zimmer ein Stück rohes oder gebratenes Rindfleisch, so wird man es sogleich von Ameisenschwärmen überdeckt finden. Sie speisen allen Unrath, selbst die Aeser von Käfern, Kröten und Schlangen. Einen Vogel, den ich in seinen Kestig eingesperrt, und mit Fleisch gesättigt hatte, fand ich, als ich in das Zimmer zurückkehrte, von den Ameisen ausgezehrt. Sie machen sich sogar über die Schlafenden her. Wenn man des Nachts fest schläft, so rückt bald aus der Wand und bald aus dem Boden ein Ameisenschwarm hervor, arbeitet sich ins Bett hinauf, und zerstückt den Schlafenden, wenn er sich nicht eilends durch die Flucht rettet, von allen Seiten. Man darf mir dießfalls allerdings glauben; denn ich habe es selbst erfahren. In den Kolonien der Quaranier ist dieß nichts seltenes. Deswegen läßt man daselbst die ganze Nacht das Licht brennen; denn man hält ein angezündetes Blatt Papier, welches in einen Haufen heranziehender Ameisen geworfen wird,

für das einzige Mittel selbst zu verschaffen. Die Portugiesen heißen diese Thierchen nach einem alten Sprichwort die Königinnen von Brasilien. Auch wir erfahren, daß diese Beherrscherinnen von Paraguan, weit mächtiger sind als der vorgegebene König Mikolans. Ohne Zweifel würde man mit weit weniger Mühe alle Wilden unterjochen, als die Ameisen bezähmen: denn was man immer für Kunstmittel und Anstalten ausdenken möchte, so könnten sie doch damit nur eine Zeitlang vertrieben, nie aber völlig ausgerottet werden. Viele haben sich oft zu diesem Zwecke mit vielen Kosten Tagelöhner gemiethet, ihre Gruben zerstören und theils Feuer hineinwerfen und theils ihre Eyer wegnehmen lassen. Der Erfolg davon war, daß man des andern Tages in dem nämlichen Garten statt der alten neue sah. Steckt man in ihre Höhlen Schweine- mist, Kalk, oder Wohlgeruch, oder besprizet man selbe mit Harn, so ziehen sie sich zwar zurück, aber sie graben sich wieder in der Nähe neue Gruben. Der Schwefel ist hierzu noch unter allen das beste. Hier ist die Methode, wie man sich desselben bedienen muß: (wir hatten sie von den Portugiesen gelernt.) Man muß nämlich die Haupthöhle der Ameisen, die man im Garten oder Acker wahrnimmt, ausspüren. Hier- auf steckt man in das größere Loch, das zu ihren unterirdischen Schlupfwinkeln führt, eine Glutpfanne mit glühenden Kohlen. Mitteltst eines Blasbalges fa- chet man das Feuer an, indem man Schwefel darein wirft, den Rauch an. Alle andere Löcher, woraus man Rauch herauströbeln sieht, muß man fleißig mit Leimen verstopfen, damit der Rauch nicht weiter mehr herauskann. Hernach werfe man allen Schwefel in das Feuer und fache es mit dem Blasbalg an, da dann der Rauch in die ganze Höhle bringt, und alle Amei- sen, die darinnen sind, ersticket. Dieses Mittel ist in

Paraguay von vielen glücklich gebraucht worden. Wie aber! wenn es den Bewohnern jener Küsteneyen an Schwefel und an Gedult gebricht! Je nun so wird es ihnen auch an Trauben, Feld- und Baumfrüchten gebrachen. Die Ameisen werden alles verwüsten, alle Bemühungen des Landmanns vereiteln, und nur der Schwefelgeruch kann sie zu Haagen treiben.

Plinius erzählt im 11. Buch 31. Kap., daß in einigen ostindischen Provinzen Ameisen herumziehen, welche an Größe den ägyptischen Wölfen, an der Farbe aber den Katzen gleichen, und Hörner tragen. Ich gestehe es, daß man in Paraguay keine von der Art und Größe sieht; vielleicht aber sind sie blos von Schriftstellern im Traume, sonst aber von niemand gesehen worden. Plinius ist überhaupt nicht der Mann, auf dessen Worte ich schwören möchte; denn er pflegt den Erzeugnissen des Auslandes durchgängig eine übertriebene Größe oder Kleinheit, und wunderbare Kräfte und Eigenschaften anzudichten. Allein obschon die paraguayischen Ameisen so groß eben nicht sind, so haben sie dennoch Kräfte und Waffen genug die Menschen zu zerbeißen, und zu zerfleischen. Ich erinnere mich eines ganz hieher gehörigen Stelle aus dem Suetonius, wo er vom Nero, der immer seiner Schandthaten wegen des Nachts von Schreckensbildern geängstigt wurde, folgendes schrieb: Wiewohl er nie zu träumen pflegte, so sah er dennoch nach der Hinrichtung seiner Mutter im Schlafe, als ob er auf einem Schiffe das Steuerruder geführt, und man ihm dieses aus den Händen gewunden hätte. Hierauf wäre er von seiner Gemahlin Octavia in die abscheulichste Finsterniß geschleppt und bald von einem Heere geflügelter Ameisen bedeckt, bald u. Nicht ohne Grund schreien die

Ameisen, dieses Tag und Nacht unruhige, und allzeit unerträgliche Geschmeise, dem Nero im Schläfe als höllische Peiniger vor Augen. Was Nero träumte, erfahren wir in Paraguay, leider! durch so viele Jahre; denn sie plagten uns nicht nur auf dem Felde, sondern auch zu Hause, besonders wenn sie gereizt wurden, unablässig, indem sie das Ihrige eben so tapfer vertheidigen, als sie sich wacker das Fremde aneignen. Die Spanier nennen einen gewissen Baum den Anciafenbaum, die Chiquiten aber Auci n'occepez. Sein überaus weiches Holz ist von allen Seiten wie ein Sieb durchlöchert, und von den Ameisen bewohnt. Diesen Baum darf man auch nicht von Weiten antasthen: denn sogleich würden zahllose Ameisenschwärme, als wenn man ihnen die Pflanzung gegeben hätte, auf allen Seiten hervorbrechen, um den Unvorsichtigen zu zerfleischen. An seiner ganzen Haut würden sie keinen Fleck ungenagt lassen, und ihn folglich durch ihre Menge, wie Nero träumte, ganz aufreiben.

Allein ich würde den Ameisen unrecht thun, wenn ich jetzt, nachdem ich ihr Wesen so haarklein aneinander gesetzt habe, nicht auch des Guten, das sie leisten, erwähnen wollte. Einige von einer größern Art haben an dem hinteren Theil ihres Körpers ein kleines mit einer schneeweißen Zette angefülltes Kugelnchen hängen, welche sich die Spanier und Indianer von mehreren sammeln, im Feuer zerlassen, und wie Butter mit vielem Appetit verzehren. Ich habe ihnen oft zusehen, keinen aber um diesen Leckerbissen beneidet, noch hat mich jemals darnach gelüftet. Andere kleinere machen auf gewissen Sträuchern, auf welchen die so köstlich riechende Frucht Quabira miri wächst, ein von Natur ungemein weißes Wachs. Es besteht aus kleinen Körnchen, die man sammelt, schmilzt, und in



Stärkeren verwendet. Zündet man diese an, so duften sie einen Wohlgeruch aus, an dem ihnen kein Weib auch gleich kommt. Da sie aber sehr weich sind, so schmelzen sie bald, und verbrennen schneller als jede andere, wiewohl sie doppelt so hoch als diese zu stehen kommen. Auch giebt es Ameisen, welche Körnchen von einem wohlriechenden Harz in ihre Schlupfwinkel aufsammlen, und die man statt des Weibrauchs brauchen kann. In einigen Gegenden von Asien sammeln die Ameisen Goldkörnerchen von den Goldbergwerken. Da nun die Indianer ihre Höhlen, diese reichen Goldgruben, plündern möchten, so machen sie sich bei strenger Sonnenhitze darüber her; allein die fleißigen Thiere haben vertheidigen ihre Schätze mit so vieler Entschlossenheit, daß jene oft mit leeren Händen abgehen müssen, aber eben darum in ihrer Flucht weniger gehindert sind. Einige Gattungen der Ameisen geben für gewisse Waren, die deswegen Ameisenbäre heißen und von den unsrigen ganz unterschieden sind, eine Speise ab. Allein hiervon habe ich anderswo mehr gesagt. Oft stieg in mir der Wunsch auf, daß die, welche in Europa mit Nachtigallens und Lerchensfutter handeln, eine Reise nach Amerika thun möchten, weil sie dort ganze Schiffsladungen von Ameiseneyern finden würden. Sie würden sich nicht nur für ihre Unternehmung über alle ihre Erwartung belohnet sehen, sondern auch den gedachten amerikanischen Provinzen einen ganz angenehmen Dienst erweisen.

In den oder erst neuangebauten Gegenden giebt es ungeheure Kröten (die Quaranier heißen sie Cururu die Abiponer Hiy'meya und die Spanier Zapo) in einer unglaublichen Menge. Zu Conception, einem von uns von dem Fluß Narahagem an das Ufer des Rio Salado übertragenen Flecken, sammelte es auf allen  
-Hoffen

Häuser und Straßen von so vielen Kröten, und jene waren so schläpfrig, daß wir nicht auf der Erde sondern auf Eiß herumzugehen glaubten. Die Kapelle, unsere Hütten, alles war voll von ihnen. Sie fielen nicht selten von dem Dach auf den Boden, den Tisch und das Bett herab. Sie kletterten an der Wand herum und wie die Fliegen hinauf und herabkriechen. Wird das Küchenfeuer nicht auf einem erhabenen Herde, sondern auf der Erde angemacht, so schleichen sie sich oft in die Häfen und Töpfe. Ich schüttete einst aus einem kupfernen Gefäß siedendes Wasser in die dabei gestandene Kürbiß, dergleichen man sich in Paraguay statt der Theeschalen bedient, um paraguayischen Thee und Zucker darein zu thun. Das Wasser floß sparsam und schwarz. Nachdem ich nun in das Gefäß hineingesehen hatte, so fand ich darin mit Erstaunen eine gesottene Kröte, welche das Wasser abscheulich färbte, und von demselben so aufschwoll, daß sie die ziemlich enge Mündung des Gefäßes ganz verstopfte. Zum b. Rosenfranz, einer Kolonie, welche ich an das Ufer eines großen Sees hingebauet hatte, findet man gleichfalls einen Schwarm Kröten. In der Kapelle sah ich immer, wenn ich die Messe zu lesen hineinging, unzählige; und ob man gleich durch zwey ganze Jahre stündlich ihrer eine Menge tödtete, so schienen sie doch, anstatt weniger zu werden, sich täglich zu vermehren. Es giebt noch eine andere Gattung der Kröten, welche von den Spaniern Escuerzos genennet werden, noch einmal so groß als die europäischen sind, und dem Menschen nicht nur beschwerlich fallen, sondern auch, wenn man sie reizt, nicht wenig gefährlich werden. Um sich zu rächen pissen sie, und spritzen ihren Harn auf eine ungemeine Weite wider den, der sie beleidiget hat. Das Auge, das nur im geringsten davon getroffen wird, erblindet auf der Stelle. Kein Mensch zweifelt, daß nicht nur ihr

Harn

Harn sondern auch ihr Speichel, Blut und ihre Galle von einem äußerst verderblichen Gifte strotzen. Nach dem Zeugnisse bewährter Schriftsteller rösten die Brasilianer die Kröten, zerreiben sie hernach zu Pulver, und vergiften dadurch ihre Feinde, indem sie es unter ihre Speisen und Getränke mischen. Die Vergifteten empfinden bald, daß sich ihre Kehle entzündet und austrocknet. Sie werden auch von einem Erbrechen, dem Schluchzen, Ohnmachten, Wahnwitz, Glieder- und Bandschmerzen und nicht selten mit der rothen Ruhr gequält. Läßt noch die Gewalt des Gistes ein Heilmittel zu, so soll dasselbe durch Purganzen und Emetika, durch öfteres Schweiß treibendes Herumgehen und durch Bäder aus dem Leib geschafft werden. In eben dieser Absicht wird auch zuweilen der Kranke in einen mittelmäßig heißen Ofen, oder in ein frisch aufgeschnittenes Vieh gelegt. Außerdem braucht man auch verschiedene Gift abtreibende Kräuter und Wurzeln. Hierunter gehört der Vorzug dem Kraut, das die Brasilianer Nhambi nennen. Wird mit dessen Saft der Rücken oder der Kopf der Kröte, nachdem man diese Theile etwas auf dem Boden gerieben hat, beschmieret, so fällt die giftige Bestie auf der Stelle todt um. Eben diese Wirkung macht auch der Schnupftaback, wenn man welchen auf ihren Rücken leget. So bezeugen es wenigstens die die glaubwürdigsten Schriftsteller. Hieraus mag man auf die Kräfte der Kraute Nhambi und des Tabacks wider das Krötengift schließen. Die amerikanischen Kröten sind übrigens aschengrau oder kastanienbraun; man sieht auch buntgefleckte, mit Warzen besetzte, und nach Art der Igeln gestachelte. Daß einige Wilde gewisse Kröten essen, habe ich gelesen, aber nicht selbst gesehen. Daß das Pulver gedörrter und pulverisirter Kröten den Schweiß und den Harn treibe, und in der Wassersuche, der Pest und den Fiebern die trefflichsten Dienste thue, habe

habe ich von europäischen Aerzten gehört, nach deren Vorschrift man auch aus einer zerfloffenen Kröte einen Umschlag macht und denselben den Wassersüchtigen auf dem Rücken in der Gegend der Nieren auflegt. Wenn wir dem Woyts glauben wollen, der alles das anführt, so soll das Krötensöl den Kropfstein sehr erspriesslich seyn. Ebenderselbe empfiehlt auch wider das Krötengift, und dessen verderbliche Wirkungen Flaktrebsen, Dorschhorn, Weinblüthen und ich weiß nicht mehr, was alles. So sehr die paraquayischen Frösche (die Abiponer heißen selbe *dergetete*) an Farbe, Grösse und ihrem Gerauche von einander verschieden sind, in so unglaublicher Menge finden sie sich allenthalben. Sie schreyen und lärmen ebenso wie die europäischen, auch klagen sie wie diese in dem Schlamm ihre alte Klage fort, und fallen daher den Einwohnern und Reisenden gleich lästig. Sonst schaden und nützen sie niemanden, wiewohl man sie in Europa sowohl in der Küche als auch in der Apotheke braucht. Zu allen wird man einen Amerikaner eher bereden können, als daß er einen Frosch esse, oder sonst einen Gebrauch davon mache. Wir grauet vor denselben nicht weniger. Ich fürchte, daß man mir Kröten statt Frösche ansetze, so wie man manchen schon Ragen statt Haasen vorgesetzt hat. Wer weiß nicht, daß sich in Europa ganze Nationen der Frösche enthalten? Ich weiß wohl, daß es Unterscheidungsmerkmale giebt, woran man leicht eine Kröte von einem Frosch unterscheiden kann. Wie aber! wenn die Augen der Kröten manchmal umnebelt sind, und manchmal schlummern, so wie sie schon öfters Schierling für Petersilge und giftige Schwämme für genussbare auf die Tafel gesetzt haben, entweder, weil sie durch die Ähnlichkeit dieser Dinge getäuscht wurden, oder weil sie ihre Unterscheidungszeichen nicht aufmerksam genug beobachteten.

In Blutegeln (die Abiponer nennen sie Ypichi) haben die Seen, welche blos vom Regenwasser entstehen, nie einen Mangel; dennoch erinnere ich mich nicht, jemals so grosse wie die Unfrigen gesehen zu haben. Vier Jahre lang mußte ich beständig Wasser trinken, worin es von Blutegeln wimmelte: die ich aus meinem Becher meistens mit dem Löffel herausfischte. Bisweilen seihete ich dasselbe, wenn ich Zeit hatte, durch ein Leintuch. An die Abiponer, welche täglich in den Seen baden, schwimmen und spielen, hängen sie sich die Egel allenthalben an. So bald sie aus dem Wasser hervorkommen, löst sich einer von andern ab. Wunderbar ist es, daß noch keiner dieser Blut-sauger jemanden durch irgend einem Kanal in den Leib hineingebrochen ist. In den Flecken zum h. Rosenfranz waren einst alle Gassen nach einem heftigen Platzregen voller Egeln. Wir alle lachten und wunderten uns über dieses uns ganz fremde Ereigniß. Die Abiponer hingegen, welche stets mit bloßen Füßen herumgehen, beschwerten sich bitter, daß die bißigen Egeln, wo sie immer hintreten, sich an ihre Beine anhiengen, und fest kleben blieben. Allein diese Plage währte nicht lange; denn nach einer Stunde waren alle diese ungebetteten Gasse verschwunden. Wahrscheinlich sind sie dem nahen See zugeeilt.

In den Berghöhlen hatten sich überaus grosse Gledermäuse, welche die Quarantier Mbopi und die Abiponer Cahit nennen, verborgen. Sie kletterten in den Häusern und Feldern herum, und fielen Menschen und Vieh gleich gefährlich. Nach dem, was unser Rassei (im 2. B. von Indien S. 35. nach meiner Ausgabe) schreibt, sollen in Cananor Gledermäuse mit Fuchsschnauzen und Fuchszähnen in der That eines Fängerseers herumspazieren, welche man

dasselbe

dieselbst den ausgekostetsten Gerichten beizählet. So wie die Fledermäuse in Cananor den Menschen eine Speise abgeben, so geben hinwiederum die Menschen in Paraguay den Fledermäusen einen Trank ab; denn diese schleichen sich daselbst heimlich in die Zimmer, und saugen denen, die sie in einem tiefen Schlaf und schlecht zugedeckt antreffen, bald aus ihren Hüften und bald aus ihren Armen Blut heraus, aber mit einem so sanften Stichel, daß sie die Schlafenden nicht so sehr zu beißen als zu streicheln scheinen; indem sie über die Wunde, die sie ihnen mit den Zähnen beißen, durch das Platzen ihrer Flügel eine angenehme Kühle verbreiten. Erst wenn sie aufwachen, sehen sie an den mit Blut bespritzten Bettdecken, daß ihnen eine Fledermaus die Aufmerksamkeit gemacht habe. Die von ihnen an der Haut gemachte Wunde ist meistens weder schmerzlich noch gefährlich; es sey denn daß sich Fliegen, welche immer dem Ruchten nachgehen, darin aufsetzen. Schon aus diesem Grunde sind die Bisse der Fledermaus den Pferden und Maulthieren gefährlicher; denn da ihr wunder Rücken den Fliegen immer Hofgesetzt ist, so bringen sie oft die aus dieser ihrem Saamengeschmeiße ausgebrüteten Würmer, und das dadurch verursachte tiefe Geschwür um das Leben. Diesem Uebel zuvorzukommen, bestreuet man die noch frische Bisse der Fledermaus mit warmer Asche.

Man könnte Paraguay mit Recht nicht nur als die Pflanzstätte sondern auch als das Paradies der Mäuse und Ratten (die Quaranier nennen sie Anguja die Abiponer Patagnik) ansehen. Da man daselbst täglich so viele Döfse schlachtet, und von denselben so viel wegwirft, so stehen den paraguayischen Ratten, während daß die europäischen kümmerlich etwas zu nagen finden, Tag und Nacht die herrlichsten Schmanse vor ihren Augen.

Sie

Sie vermehren sich daher auch ins Unendliche. In Buenos Ayres sahen wir täglich mit Erstaunen ganze Herden Ratten, welche etwas größer als unsere Eichhörner sind, aus den alten Wänden auf den Platz herausziehen. Meine Gefährten und ich zählten oft über fünfhundert auf einem Haufen beisammen. In Cordoba in Tucuman blieg einst ein ganzer Ochse ausgezogen und ausgeweidet in einer Schreinerwerkstätte an einem Balken. Als des Morgens einige Tagelöhner hineintraten, sahen sie von Weitem, daß der ganze große Ochse von Ratten strotzte. Sie wollten aber noch genauer wissen, wie viel Fleisch selbe in der Nacht aufgefresset hätten, und giengen daher näher zum Ochsen hin. Obwohl schon nun die meisten Ratten aus Furcht vor ihnen aus dem Staub gemacht hatten, so fanden sie dennoch in dem durch so viele Zähne ausgehöhlten Fleisch, als sie dasselbe besühlten, bey dreyhundert Ratten wie in einem Laufgraben verborgen. Hierauf empfand ich einen solchen Ekel vor dem ausgefressenen Fleisch, daß ich mich zwei Tage lang nicht zur Tafel setzte und mich Brod vorlieb nahm. Ein schätzbarer Vortheil, den ich aus diesem meinen Grauen zog, war, daß man das Fleisch nochmals in einem schließlicheren und reinlicheren Ort aufbewahrte. Oft fiel ein ganzes Heer Ratten aus den südlichen Gegenden von Buenos Ayres trouppeweise in Tucuman ein, und verunstaltete Acker, Häuser und Scheuern. Ueber die Flüsse, die ihnen in dem Wege standen, setzten sie ohne alle Furcht mit Schwimmen. Die ungeheure Felderstrecke, durch welche sie zogen, war nach ihrem Abzuge wie geböhnet und von Fuhrwägen befahren. Die paraguayischen Landleute verließen, erschrocken über die zahllose Menge der Ratten, ihre Hütten, und ergriffen lieber die Flucht als die Waffen. Es wird auch der kräft- und nervenloseste Haufe durch seine Menge fürchterlich. Auch glaube man nicht,

II. Theil. daß

daß es den paraguayischen Ratten, bloß um Rindfleisch zu thun ist; sie läßt es auch nach Menschenfleisch und schei-  
nen also zur Klasse der Menschenfresser zu gehören: denn die Schlaffenden beißen sie nicht selten tödtlich. Ich habe einen aus meiner Gesellschaft gefannt, den eine Ratte in seinem Mittagsschlaf überfiel, und eini-  
gemale in den Finger biß. Seine von Blut triefende Hand habe ich selbst gesehen. Außerdem giebt es gar keine Trödelwaare oder Lumpen, die sie nicht zerbissen und zernagten und in ihr Magazin scharrten, um sich daraus ein Nest oder eine Speise zu bereiten. Seidene Bänder stahlen sie gleichfalls aus den Brevieren und ver-  
wandten sie zu ihren Rindbetten. Sie mausen auch Läu-  
feln, Hauben, Strümpfe und andere Fein- und Wohl-  
feßen, schleppen selbe in ihre Schlupfwinkel, und bedie-  
nen sich ihrer statt der Kissen und Bettdecken. Diese beschwerlichen Diebe verursachen nicht nur den Han-  
deln vielen Schaden, sondern setzen auch das Haus selbst täglich der Gefahr einer Feuersbrunst aus; denn sie sind  
durstig genug bei der Nacht die brennenden Unschlittfetzen  
mit ihren Zähnen anzupacken und damit in ihre Höhlen zu  
eilen, wobei sie die Pissen der spanischen Landleute  
oft anzünden. Sie haben mir deswegen in der neuen  
Kolonie zum h. Rosenkranz nicht wenig zu schaffen gege-  
ben. Wir mußten des Nachts aus verschiedenen Gründen  
ein Licht brennen lassen. Hatten wir kein Unschlitt, so  
nahmen wir dazu eine Art Fette, die wir aus den  
Kochensässen herauslochten. Fast alle Nächte stahlen uns  
die Ratten aus der Lampe, die immer auf dem Boden  
stand, den Locht sammt dem Blech, worin dieser steckte,  
um das stochende Del schlürfen zu können. Um ihrer  
Berwegenheit Einhalt zu thun, mußten wir in der Fol-  
ge das Blech mittelst einer kleinen Kette von Messing  
an die Lampe festmachen, und mit einem eisernen Ge-  
müße



Nicht beschweren. Wider Diebe muß man bald List und bald Gewalt brauchen.

Die gewöhnlichste und fast alle Jahre wiederkehrende Landplage in Paraguay sind die Heuschrecken — Insekten eines scheußlichen Anblicks und von ungemeiner Größe. Die Abiponer nennen sie Aorkaû. Sie sind länger als der Mittelfinger. Wenn so ein zahlloser Schwarm Heuschrecken heranzieht, so steigt an dem äußersten Ende des Gesichtskreises eine furchterliche Finsterniß empor; die Sonne wird umnebelt, und selbst das Mittagslicht verdunkelt. Man sollte schwören, daß eine Regen-Donners- und Hageltrachtige Gewitterwolke im Anzuge wäre. Oft griffen meine Abiponer nach ihren Waffen und stellten sich in Schlachtordnung, weil die von weitem gesehene Heuschrecken der Staubwolke glichen, welche die feindlich gegen uns gesinnten Wilden mit ihren Pferden, indem sie immer mit verhängtem Jägel heransprengten, zu erregen pflegten. Wo sich die Heuschrecken immer niederlassen, berauben sie die Aecker ihrer Früchte, die Bäume ihrer Blätter, das Feld seiner Gräser, und folglich Menschen und Vieh ihrer Nahrung. Die ungemein zahlreiche Brut, die sie zurück lassen, setzt das Jahr darauf die Verwüstung fort und vermehret das Elend. Um also zu verhindern, daß sich die heranstiegenden Heuschrecken nicht niederlassen, und die mit allerlei Früchten besäeten Felder nicht abfressen, wird getrommelt und gelärmet; man feuert Glinten wider sie ab, und schlägt mit den Palmästen stets in der Luft herum. Kann man sie durch alles dieses nicht abtreiben, so bemüht sich alles, was sich in den guaranischen Flecken nur regelt kann, selbe auf der Erde auszulesen, und zu vertilgen. Ich sah oft mit Vergnügen, wie man zuweilen an einem Tage mehrere Regnen von diesen Thieren sammelte, und sie bald zum Feuer und bald zum Wasser verbrannte. Die

Abiponer hingegen wollen lieber die Heuschrecken verzehren als ersäufen oder verbrennen. Sie schlagen ihrer daher mit langen Stöckchen, so viel sie können, im Fluge aus der Luft auf die Erde herab, stecken sie daran wie an Bratspieße, braten sie hernach bei einem langsamen Feuer, und schmausen sie mit eben der Lust, mit der wir Rebhühner oder Schnepfen speisen: wiewohl nicht ohne Unterschied; denn sie essen bloß die Weibchen mit Ausschluß der Männchen. Wir dürfen auch dieses den Wilden nicht verargen. Im Buch Levitic (11. K. 22. V.) werden die Heuschrecken den reinen Thieren beigezählet. Nach dem Diodorus aus Sicilien (3. B. 3. K.) dem Plinius (6. B. 30. K.) und dem h. Hieronymus (im 2. B. wider den Iovinian) sollen die Juden, Aethiopier, Lybier und Parther diese Insekten gesotten, oder gebraten oder zu Mehl zerrieben, auch gesalzen und geräuchert gegessen haben. Wenn so viele Völker Heuschreckenesser gewesen sind, warum sollen wir Anstand nehmen, die Heuschrecken, welche Johannes der Täufer nach dem Zeugniß der h. Schrift in der Wüste aß, für wahre Heuschrecken und nicht für ein Kraut, einen Fisch oder Krebsen gleiches Namens zu halten, wie einige Schriftausleger der Meinung sind, welche bald *ἀγγάδες* bald *ἐνγάδες* und bald *ἀχάδες* lesen, weil sie nicht begreifen können, daß die Heuschrecken essbar sind, wie ich doch selbst bei den Wilden mit Augen gesehen habe. Ich würde nie fertig werden, wenn ich alle Gattungen der Insekten, wovon Paraguay spricht, anführen wollte. Aus dem bisher gesagten mag man auf das Uebrige schließen, was ich hier Kürze halber übergehe. Wenn man von dergleichen Ungeziefer verfolgt wird, so ist man ohne Zweifel ärger daran, als wenn man sich wider Löwen, Lieger oder Krokodillen zu wehren hat. Diesen kann man durch die Flucht entgehen oder mit einem Gewehr den Rest geben, nicht

ebrg

aber feinen, oder doch weit schwerer und seltener. Sie sind so schädlich, weil man sie nicht sieht; und fürchterlicher als die grossen Thiere, weil sie zahlreicher, oder richtiger, unzählbar sind. Ich habe mir vorgenommen in diesem Kapitel bloß von den schädlichen Insekten, welche den Tod, oder Krankheiten oder sonst einen Schaden verursachen, zu schreiben. Welch einen unerschöpflichen Stoff fände ich vor mir, wenn ich auch die unschädlichen Insekten der Luft, der Erde und des Wassers auch nur leicht berühren wollte! Welch eine Mannichfaltigkeit und Menge von Fliegen, Wärmern, Bienen, Hummeln, Hornissen, Heuschrecken &c.! Wie vielerlei Arten der Johannesskäferchen, die bei der Nacht wie Sterne glänzen! Einige sind so groß wie Maykäfer und leuchten bloß, wenn sie die Flügel schütteln; andere mit den Augen allein, aber so sehr, daß man dabei ein Buch lesen könnte. Noch andere schimmern mit dem Hintertheile. Endlich giebt es auch etwas größere Würmer, die an dem ganzen Leib funkeln. Gaule Holze, Rohre, Baumblätter, Wurzeln &c. verbreiten des Nachts wie die Diamanten, Rubine, Smaragde, Chrysolithen, Topasse &c. in besonders feuchten Gegenden ein grünes, rothes, gelbes oder blaues Licht, und geben einen prächtigen Anblick. Dieses Schauspiel hatten wir in den zwischen den Flüssen Acaray und Monday gelegenen Wäldern Mbae vera alle Nächte vor Augen. Ich habe manches von diesem leuchtenden Unrath aufgehoben, und in meinen Flecken gebracht, wo es so lang leuchtete, als es feucht war. Begoß ich es mit Wasser, so erhielt es seinen vorigen Glanz, welcher am Ende aber dennoch aufhörte, ohne daß die Masse denselben jemals wieder herstellen konnte. Dergleichen leuchtende Materie ist mir sonst in Paraguay niemals zu Gesicht gekommen. So wie die Blumen die Felder schmücken, so zieren auch unzählige Schmetterlinge durch

ihre liebliche Farbenmischung die Ufer der Bäche und die Einfassungen der Wälder. Allein von diesen und andern Insekten sind mit aller erschöpfenden Genauigkeit keine Menge Bücher geschrieben worden, die in jedermanns Händen sind. Wir müssen wieder zu unsern Abiponern sehen, welche in Paraguay mehr Schaden angerichtet haben als alle Insekten. Denn nachdem beinahe alle wilde Völkerschaften ihren Nacken unter das spanische Joch gebeugnet hatten, schnitten die unüberwundenen Abiponer noch immer und besonders in diesem Jahrhundert der Spaniern unverdrossen die Köpfe ab. Sie verheerten die ganze Provinz weit und breit, wie Strassenräuber, durch beinahe tägliche Ueberfälle, durch Brand, Mord und Raub, entblößten einen grossen Theil derselben von Einwohnern, nahmen diesen Vieh und Haabschaften weg, und verachteten, als entschlossene Vertheidiger ihrer alten Freiheit, mit vielem Stolz die Tapferkeit und die Schlauheit der Spanier, so wie ihre Herrschaft. Bei den Spaniern heißen die Abiponer Mörder und Räuber; aber diese rühmen sich Krieger zu seyn; ob mit Recht oder Unrecht, mögen meine Leser entscheiden, denen ich nun ihre Kriegsordnung und was sonst noch zum Kriege gehört, vorzutragen Willens bin.



---

## Fünf und drenßigstes Hauptstück.

### Von den kriegerischen Eigenschaften der Abiponer.

---

Ich bin wirklich in Verlegenheit, wie ich die kriegerischen Eigenschaften der Abiponer schildern soll. So reichhaltig auch die lateinische Sprache an Ausdrücken ist, so fällt mir doch keiner bei, der dem Bilde entspräche, das mein langer Umgang mit gedachten Wilden meinem Gedächtnisse eingeprägt hat. Daß die Abiponer kriegerisch, unverdrossen und behende in Ausführung ihrer Entwürfe sind, wird auch kein Spanier in Zweifel ziehen. Dennoch möchte ich sie nicht unerschrocken und tapfer nennen. Denn auch Cicero unterscheidet (2. Philipp.) den Muthigen von dem Starkmuthigen. Damit er dir, sagt er, wo nicht Stärke der Seele, dennoch Muth zuvertraute. \*) Ich will die Geschichte der Abiponer und nicht ihre Lobrede schreiben. Nun aber ist es Pflicht des Geschichtschreibers, dem Leser die Sache, wie sie ist, ohne alle Schminke vor Augen zu legen. Dem Redner allein ist es erlaubt, Dinge, die seinem Helden nicht zum Ruhme gereichen, zu übergehen, ihre Farbe zu erhöhen, wenn es ihm gut deucht; und die Mängel, die über seinen Vorwurf ein minder vortheilhaftes Licht verbreiteten, mit einem Schleier zu verhüllen. Ich liebe die Auf-

S 4

richtig

---

\*) Ut cognosceret te, si minus fortem, attamen strenuum.

sichtigkeit zu sehr, als daß ich nicht unterholen mehr Gedanken heraus sagen sollte. Ich möchte wahrlich weder den Spott noch den Haß der göttlichen Wahrheit, der ich ganz huldige, auf mich laden.

Die Abiponer sind äußerst kriegsthusiastisch. Ihr Herz hängt ganz an den Waffen. Mit Lanzen und Bögen und überhaupt mit Gewehr aller Art wissen sie vorzüglich umzugehen. Im Reiten thut es ihnen niemand zuvor; auch erduldet niemand die Beschwerden des Krieges, der Bitterung, der Reisen, des Proviantmangels mit mehr Standhaftigkeit als sie. Ueber Flüsse, die Schiffern und Schiffen gleich gefährlich sind, setzen sie wacker schrocken mit Schwimmen. Ihre Wunden, wenn ihnen welche zu theil werden, sehen sie, als wenn es nicht ihre eigene wären, gelassen und ohne zu wimmern an. Sie haben sich alles eiaen gemacht, was wir den europäischen Kriegern ohne Ausnahme wünschen, aber bei den wenigsten wahrnehmen. Dieß einzige können sie noch nicht: nämlich den Tod verachten und den Ruhm aus den Gefahren herausholen. Sie prahlen sich mit ihrem Heldenthum, aber sie fürchten sich von ganzer Seele auf dem Bette der Ehren zu erblaffen. Muthig sind sie, aber starkmüthig keineswegs. Der Starkmüthige bleibt auch gelassen, wenn der Himmel einstürzt, und kennt gar keine andere Wechselwahl als Sieg oder Tod. Zwar wollen die Abiponer auch überwinden; aber sterben wollen sie durchaus nicht. Sie verwünschen den Sieg, der auch nur einem einzigen von ihnen das Leben kostet. Sie haßten die Lorber, die mit Eypressen umwunden sind, und verabscheuen jeden Siegesjubiläum, der durch die Geufier auch nur einer einzigen Wittwe oder Waise unterbrochen wird. So süß und rühnlich es auch ist für das Vaterland zu sterben, so glauben sie dennoch mit Owen dem Dichter, daß es noch süßer ist für das Vater-

Vaterland leben zu können. \*) Umsonst geben sich diese amerikanischen Krieger für eine Heldennation aus. Sie lagen gar zu sehr vor dem Tode. Ich wenigstens werde sie nie den Helden beizählen. Plutarch tadelt an dem Persus, König in Macedonien, seine allzugroße Liebe zum Leben (φιλοψυχία) sehr nachdrücklich und heist sie eine unkönigliche Schwachheit. Große Männer müssen auch mit einem grossen Muth über die Schrecken des Todes hinwegsehen. Es ist wahr, die Weisen warnen uns diesen uns angebohrnen Trieb der Selbsterhaltung nicht; wenn wir uns dadurch nur nicht verblenden lassen und schändliche Dinge thun oder leiden. Der mag das Leben gering schätzen, der dessen Werth nicht kennt, oder es nicht zu genießen weis. Nun aber ist das Leben so schätzbar, daß Cicero eine Ameise der schönsten Stadt vorzieht, weil diese gefühllos, jene aber nicht nur mit Sinnen, sondern auch mit Willen, Verstand und Gedächtniß ausgerüstet ist. Aus eben dem Grunde schreibt Augustin (L. 2. animadv. in Manich.) jedweder Fliege mehr innere Vortrefflichkeit als selbst der Sonne zu. Und Salomon sagt (Eccles. 9. v. 4.) Ein lebendiger Hund ist besser denn ein todter Löwe. Da also jeder seine Tage zu verlängern suchen soll, so verdiente Oberes, welcher sich für seinen Sohn Admet, König von Theffalien, zu sterben geweigert hatte, in den Augen der Geschichtschreiber Nachsicht. Vielleicht daß er sich die Stelle des Euripides zu Gemüth führte: Die Zeit in der Hölle währet lang. Dieses Leben hingegen ist kurz aber angenehm. Auch haben wir nicht zwei Seelen. Wir leben nur mit einer. Werth ist uns dieses göttliche Licht, ewig werth!

B 4 5

Mit

---

\*) Pro patria fit dulce mori licet atque decorum,  
Vivere pro patria dulcius esse reor.

Mit ihrem Leben gehen die Abiponer gewiß nicht verschwenderisch um. Mehr als alle Gottheit betten sie die Schiedsrichterin der Treffen, die goldene Sicherheit, an. Wo sie diese nicht wissen, da bringt sie kein Mensch auf den Wahlplatz. Wo es zweydeutig ausieht, da ziehen sie sich zurück, wenn sie können. Sie drohen immer andern und fürchten sich selbst ohne Unterlaß. Dem Glücke trauen sie nicht sehr. Ehe sie sich also zu einer kriegerischen Unternehmung entschließen, kundschaffen sie die Beschaffenheit des Orts, die Zahl der Feinde und die zu ihrem Vorhaben dienlichste Stunde mit einer ängstlichen Sorgfalt einigemale aus. Auf jede wahre oder vermuthete Gefahr lassen sie ihre Lanze, und, wären sie auch noch so erbittert, auf der Stelle ihren Rath sinken. Agis, König der Spartaner, brüstete sich, wie Plutarch in seinen lakonischen Kernsprächen meldet, keine spartanischen Völker fragten im Kriege nie, wie viel der Feinde und wie stark sie wären, sondern blos, wo sie wären, um sie alsogleich angreifen und schlagen zu können. Die Abiponer lassen sich nie so blindlings in ein Treffen ein. Sie eilen langsam, weil ihnen alles verdächtig scheint, und wagen keinen Angriff, ehe sie nicht alles genau ausgeforschet haben. Erst suchen sie sich sicher zu stellen, dann aber fallen sie so schnell als der Blitzstrahl über ihre Feinde her, indem sie bald dem schlauen Hannibal und bald dem bedächtlichen Fabius nachahmen. Sie wissen, daß die Kühnen oft vom Glücke begünstiget, oft aber auch, wenn man nicht vorsichtig alle Gefahren überdacht hat, von demselben verlassen werden. Wie wir also, wenn wir zu Pferd über einen reißenden Fluß setzen wollen, zuvor die Untiefen desselben zu gewinnen suchen, um nicht von den Wirbeln hingerissen zu werden, so nähern sich auch jene ihrem Feinde nicht eher, als bis sie alles rein überlegt haben, um den Sieg so wohlfeil als möglich zu erkansfen. Die von Natur furchtsamen Amerikaner würden

das



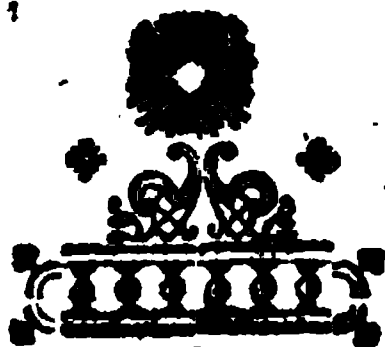
das ihre Berwegenheit ansehen, was wir in Europa Tapferkeit nennen. Sie denken oft und lange darüber nach, was sie einmal zu unternehmen Willens sind. Sie führen keinen Streich anders als überdacht, während daß die Hand, die selben führt, bei jedwedem Geräusche zittert. Selten treten sie ihrem Feinde geradezu unter die Augen: sie überfallen ihn meistens aus einem Hinterhalt. Unentschlossene Leute, die ihnen die Spitze weisen und auf ihrer Hut sind, wagen sie sich nicht sehr oft. Sie fürchten sich nie weniger, als wenn sie bemerken, daß man sie fürchtet. Durch ihre Verschmigttheit und schnellen Pferde richten sie weit schrecklichere Vermüstungen an, als durch ihre Macht, und kommen überhaupt mit den alten Hunnen sehr überein. Ich will ganz kurz anführen, was der h. Hieronymus (im 30. Br. an den Ocean, welcher die Grabchrift der Fabiola bettelt ist) von ihnen schreibt. Auf einmal, sagt er, ertatterte ganz Morgenland auf die von allen Seiten eingelaufenen Nachrichten, daß von den hintersten Gegenden an der mæotischen Pflüge zwischen dem heissesten Donfluß und den unzähligen Völkerschaften der Massageten, wo die Felsenpässe des Alexanders an dem Caucasus die wilden Nationen im Zaum halten, ganze Schwärme Sonnen hervorgebrochen wären, welche auf ihren schnellen Pferden hin und her flatterten, und alles mit Mord und Schrecken erfüllten. — Sie waren überall zugegen, wo man sie am wenigsten vermuthete, überreisten noch das Gerücht von ihrem Anzuge, schonten weder der Religion, noch des Alters, noch des Gewimmers der Anmündigen. Die nämliche Plage ertönte einst in Paquay über die Abiponer, die da in den vorigen Jahren einen grossen Theil dieser Provinz ins Verderben, und zur Verwüstung gebracht haben, eben so nämlich von uns in

Sotos

Kolonien versammelt und in der Religion und den Sittenspflichten unterrichtet worden waren. Ich werde an einem andern Orte die blutigen Niederlagen anführen, die sie unter den Spaniern und zwar meistens dazumal ausgerichtet haben, wenn kein Mensch an sie dachte. Diese ihre unvermuthete Uebersälle brachten sie durch ihre Pferde und Künste zu Stande, von denen ich nun alles haarelein erzählen werde. So sehr ihre Jagdbastigkeit zu tadeln ist, so bewunderungswürdig und den Regeln der Kriegskunst angemessen ist ihre Art Krieg zu führen. Die Frucht davon war, daß sie entweder ohne oder doch nur mit einem kleinen Verlust, und meistens mit einer Menge Köpfe, die sie den Spaniern abgeschnitten hatten, siegreich nach Haus kehrten, ganze Heerden Vieh und Gefangene im Triumphe vor sich hertrieben, und mit der in des Feindes Land geraubten Beute wie mit Siegeszeichen sich brüsteten. Die Kunst, sagt Flav. Vegetius (im 3. B. 10. K.) ist den Streitenden nothwendig, wodurch sie ihr Leben zu erhalten und den Sieg zu erlangen in den Stand gesetzt werden. In dieser Absicht bedienten sich selbst die Helden des Schildes und des Schwertes, dieses zum Angriff, jenes zur Vertheidigung. Den Abiponern sind ihre Schlagheit, die Behendigkeit ihres Körpers, und die Geschwindigkeit ihrer Pferde statt des Schildes und zuträglich noch als alle Schilde. Sehen sie etliche ihrer Landesleute auf dem Wahlplatze fallen, so machen sie sich sogleich aus dem Staub. Sind sie aber in die Enge getrieben, und ihnen alle Gelegenheiten zu entfliehen abgeschnitten, dann wehren sie sich auf das heftigste, indem ihre Furcht in eine Wuth übergeht. Der Dichter Martial verglich einen Soldaten mit einem Hunde, und heißt den Aergsten den Bravesten. Die erste Eigenschaft eines Hundes, sagt Seneca, ist die Spürkraft: wenn er das Gerölle auswittern, die

zweye

zweyte die Leichtigkeit des Laufes, wenn er es eriholen, und die dritte die Kühnheit, wenn er es angreifen und ihm den Fang geben soll. \*) Ob die Abiponer die Eigenschaften eines guten Hundes, die auch den gute Soldaten ausmachen, beſißen, können meine Leſer aus dem Folgenden abnehmen. Ist wollen wir von ihren Waffen, Kundschaftern, Kriegsrathsverſammlungen, Unternehmungen gegen die Feinde, ihrem Kriegsvorrath, ihrer Art zu ſechten, den Folgen ihrer Siege, und den Verheerungen handeln, die ſie in Paraguay angerichtet haben.



Sechs

---

\*) In cane ſagacitas prima eſt, ſi inveſtigare debet ſeras; curſus, ſi conſequitur; audacia, ſi mordere, & invadere.

## Sechs und dreßzigstes Hauptstück.

### Von den Waffen der Abiponer.

Bei den Abiponern steht Keiner in Ansehen, der sich nicht durch seine kriegerischen Eigenschaften auszeichnet. Darum sucht ein jeder mit einer ganz besondern Sorgfalt seine Waffen glänzend, brauchbar und auf alle Fälle reichfertig zu erhalten. Sowohl zum Angriff als auch zur Verteidigung bedienen sie sich hauptsächlich des Bogens und der Lanze. In ihren Gegenden wächst ein, so lang es frisch ist, purpursfarbiges Holz, welches in ihrer Sprache Neterge heißt, in Paraguay sonst nirgends gesehen wird, und dem Stahl an Härte gleichkömmt. Diesen Baum spalten sie, schneiden sodann ein Stück heraus und runden es mit einem Messer, oder in dessen Ermangelung mit einem geschärften Stein so künstlich, daß es jederman für gedächfelt ansehen würde. Um es gerade zu machen, wird es bei einem Feuer öfter gebogen, und dann zwischen zweien Pfählen rechts und links gebogen. Auf diese Weise verfertigen sich die Abiponer ihre Lanzen, welche um nichts kleiner als die macedonischen Sarissae sind, indem ihre Länge mehr noch, als fünf oder sechs Ellen beträgt. An beiden Enden werden sie zugespitzt in der Absicht, theils damit, wenn das eine stumpf soll geworden seyn, das andere noch zum Stechen gebraucht werden kann, und theils damit sie, wenn man auf dem Felde übernachtet, in die Erde eingesteckt werden können. Einst fochten sie mit hölzernen Lanzen, da sie nämlich vom Eisen noch nichts wußten;

wußten; bisweilen machten sie auch ein Hirschgeweihe statt  
 des Sticheisens daran fest. Sie ahmten hierin falls ge-  
 wissermassen den Jennen, einem alten deutschen Volke, nach,  
 von welchem Tacitus schreibt: Die Jennen setzen ihr  
 ganzes Vertrauen auf ihre Pfeile, an welche sie  
 aus Mangel an Eisen statt der Spitzen Beine ste-  
 cken. Allein nachdem sie den Spaniern eiserne Speis-  
 se theils abgetauscht und theils mit Gewalt abgenommen  
 hatten, wissen sie selbe an ihre Lanzen mit vieler Ge-  
 schicklichkeit fest zu machen, und diejenigen damit zu durch-  
 bohren, die ihnen solche gegeben hatten. Die mit Ei-  
 sen versehenen Lanzen heißen sie Catlaàn, die Spanier aber  
 Lanzas. Wenn sie schon im Begriffe sind das Treffen  
 anzuhängen, schmieren sie selbe mit Unschlitt, damit sie  
 solche desto leichter und tiefer in den Leib ihres Feindes  
 hineinstoßen. Wir haben oft Lanzen gesehen, die vier  
 Handbreiten weit mit feindlichem Blut überonnen wa-  
 ren. Mit so grosser Gewalt stießen sie ihr Mordzeug  
 den Wilden, die unsere Kolonie angriffen, in die Sei-  
 te. Da ihre Gezelte und Hütten meistens niedrig sind,  
 so stecken sie ihre Lanzen bei der Schwelle in die Erde,  
 um sie gleich im Nothfalle bei der Hand zu haben. So  
 viel man daselbst Lanzen steht, so viele Krieger wohnen  
 darinnen. So wie europäische Feldherren um die Schwä-  
 che ihrer Völker und ihren Mangel an Kriegsvorrath zu  
 verdecken, zuweilen hölzerne und angestrichene Kanonen  
 auf ihre Batterien hinsetzten, um dadurch dem zahlreichen  
 Feind Furcht einzujagen, so pflanzten wir mit der näm-  
 lichen Klugheit Lanzen von Rohr oder dem nächsten  
 besten Holze vor die Häuser der abwesenden Abiponer.  
 Dadurch wurden oft die feindlichen Rundschafter  
 untergangen und berichteten den Ihrigen, daß der Fle-  
 ten mit wehrhaften Leuten bis zum Ueberflusse besetzt sey,  
 weil sie aus der Anzahl der Lanzen auf die Zahl der  
 treibbaren Männer geschlossen hatten. Diese Kriegsmethode

schreide

schreckte oft die Wilden, die sich bereits zum Sturm an-  
geschicket hatten, und rettete aus. So sehten nicht nur  
die Europäer in ihren Lagern, sondern auch die Ame-  
rikaner in ihren Hütten öfters mit List als mit Gewalt.  
Troja, das durch keine Waffen bezwungen werden konn-  
te, wurde von den Griechen mit Betrug eingenommen.  
Auch darum verdienen die Abiponer gerühmt zu werden,  
daß sie nicht nur auf die Perfertigung ihrer Waffen vie-  
len Fleiß, sondern auch auf die Verzierung, Reinhalt-  
ung und Abglättung derselben eine außerordentliche, ich  
möchte fast sagen, übertriebene Mühe verwenden. Ihre  
Lanzeneisen glänzen immer wie Silber. Oft schämt ich  
mich der Spanier, wenn ich sie mit schlechten verrostet-  
en und unbrauchbaren Gewehren vor den Abiponern an-  
traf, die ihnen bald ihre Erdigkeit und bald ihre Ar-  
muth verwiesen. Jene bedienten sich oft eines Rohres,  
oder eines ungeschlachten Pfahles, oder eines knottich-  
ten Stockes, oft auch eines Baumastes statt einer Lan-  
ze; und banden statt des Sticheisens ein Stuch von ei-  
nem zerbrochenen Messer oder Degen mit einem Riemen  
daran. Bloss die reicheren haben Glinten, welche aber  
meistens schadhast und dem Feind minder gefährlich als  
furchtbar sind. Außerdem findet man sehr wenige, welche  
damit gut umzugehen wissen. Allein man bemerkte auch,  
daß ich bisher von den spanischen Landlenten, die wider  
die Wilden zu Felde ziehen müssen, gesprochen habe;  
denn regelmäßige Truppen sieht man außer Buenos Ayres  
und Montevideo in ganz Paraguay nicht.

Die Pfeilbogen werden aus dem nämlichen Baum  
Netergè wie die Lanzen gemacht, und zwar in der Größe  
seines Mannes. Wenn man die Sehne nachläßt, sind  
sie schnurgerade wie Stäbe, und haben die Krümme der  
türkischen und tartarischen nicht. Die Sehne des Bo-  
gens wird meistens aus den Gedärmen des Bücks, zu-  
weilen

Welche auch aus ungemein starken Fäden gewisser Palmbäume zugerichtet. Um bei dem Pfeilschießen die Bogensehne ohne Schmerz fest anspannen zu können, ziehen sie eine Art hölzerner Handschube an. Der Köcher ist aus Binsen geflochten, und mit einer bunten Schnur von Wollfäden gezieret. Die Pfeile sind eine Elle und eine Spanne lang, und bestehen aus einem Rohre, an dessen Ende eine Spitze von Bein, Eisen oder sehr hartem Holze befestiget ist. Die hölzernen Spitzen sind ärger als die eisernen, die beinernen aber (man macht sie aus der Rohre des Unterbeins der Gähse) am ärgsten: denn wenn man sie aus der Wunde herauszieht, zerbrechen sie oft wie Glas. Der Theil, der im Leib stecken bleibt, erregt nun eine Geschwulst und ein äußerst schmerzhaftes Geschwür, welches den Verwundeten keinen Augenblick ruhen läßt. Alles Holz hat von Natur etwas Giftartiges in sich, und verursacht auch mehr Geschwulst und Schmerzen als das Eisen. Ich schreibe dies aus eigener Erfahrung. Ein solcher hölzerner Pfeil, den mir ein Wilder von dem Volksstamm der Natakebit durch den Arm geschossen hatte, trieb der verwundeten Hand etliche Stunden lang häufigen Schweiß aus, das gewöhnliche Anzeichen der Vergiftung. Die Abiponer hingegen, welche meine Wunde so sehr schmerzte, als wäre es ihre eigene, wünschten mir mit vielem Frohlocken Glück, daß die Pfeilspitze nur von Holz nicht von Bein war. Ich habe auch diesen Unterschied der Pfeilspitzen durch die sorgfältige Behandlung der damit Verwundeten, deren Wunden ich so vielmal mitangesehen habe, kennen gelernt. Die eisernen hält man für die mindere gefährlichen und unschädlichsten. Die Abiponer vergiften ihre Pfeile niemals, wie doch viele amerikanischen Völker zu thun pflegen. Ich habe schon einmal gesagt, daß die Chiquiten, eine kriegerische Nation in Paraguay, von allen benachbarten Wilden bloß darum gefürchtet werden, weil, wenn ein ihriger Pfeil auch nur das äußerste Häutchen ver-

legt und einen einzigen Tropfen Blut herauslockt, die sich  
 schwillt sich sogleich in dem ganzen Körper ausbreiten  
 und der Verwundete ohne Rettung nach wenigen Stunden  
 sterben muß. Das so fürchterliche Gift, womit  
 die Chiquiten ihre Pfeilspitzen zu bestreichen pflegen, zu-  
 sen sie allein aus der Rinde eines uns unbekannten Ba-  
 umes herauszuziehen, und besitzen bis auf diesen Tag an-  
 schließungsweise dieses grausame Geheimniß. Ich vermu-  
 thete mich oft, daß ihnen noch keiner dasselbe abge-  
 rückt oder abgeschmeichelt hat. Sogar auf der Jagd be-  
 dienen sie sich zur Erlegung des Gewildes solcher vergif-  
 ter Pfeile. Sie schneiden hernach den verwundeten Thier  
 davon weg und essen das übrige ohne Nachtheil; so auch  
 die Quaranier von den Ochsen und Kälbern, die durch  
 einen giftigen Schlangenbiß um ihr Leben gekommen sind;  
 bloß das von der Schlange angefressene Stück wegwerfen  
 und das übrige ohne Furcht und Schaden verzehren. Da-  
 auch die wilden Einwohner an dem Fluß Urinoko ihre  
 Pfeile mit einem äußerst tödtlichen Gift, das sie selbst zu-  
 bereiten, besprühen, erzählt der P. Joseph Gumilla in  
 seiner Geschichte weitläufig. So weiß man ebenfalls,  
 daß sich die Parther und Scythen vergifteter Pfeile be-  
 dienen haben. So sagt Ovid (l. 3. Trist. el. 10.)

Pars cadit hamatis misere confixa sagittis,  
 Nam volucris ferro tinctile virus inest. \*)

Und Horaz: Venenatis gravidam sagittis pharetram  
 \*\*) Woraus sie ihr Gift zusammengesetzt haben, erzählt  
 er

\*) (Ein Theil fällt, mit hochtichten Pfeilen jämmerlich  
 durchbohret; denn das fliegende Eisen ist mit Gift  
 überfüllt.)

\*\*) (Den mit vergifteten Pfeilen beschwängerten Stier  
 Her 16.)



et uns Varicelli aus dem Range, Plinius und Aristoteles. Allein ich machte mir ein Gewissen daraus es wieder zu sagen, weil vielleicht jemand dieses teuflischen Kunststückes mißbrauchen könnte.

Die Federn, durch welche der Flug des Pfeiles beordert wird, nehmen die Abiponer aus den Rabenflügeln. Wenn also die Abiponer auf eine Rabenjagd ausgingen, so mußten wir, daß ein Krieg vor der Thüre war. Denn zu diesem bereiten sie sich vor, wenn sie sich einen Vorrath von Pfeilen machen. Von den Federn binden sie jede einzeln an das Ende des Rohres zu beiden Seiten mit einem überaus dünnen Faden an. Jedermann erkennet in Paraguay die Vilelas, oder wie sie von den Abiponern genennet werden, Raſegſanraikals treffliche Pfeilschützen. Diese binden die Federn nicht mit einem Faden an den Pfeil sondern leimen selbe mit dem Leim, den sie sich aus der Blase des Fisches Vagre zubereiten, sehr künstlich daran; die Spitze aber stecken sie nur leicht an das Rohr. Aus dieser Ursache sind ihre Pfeilschüsse äußerst gefährlich; denn wenn man das Rohr aus dem Fleisch des Verwundeten herauszieht, so bleibt hernach die Spitze allein in demselben stecken. Die Quaranier gehen hierinfall's wenigstens gewissenhaft zu Werke, und nehmen zu ihren Pfeilen bald Federn von Papagayen, und bald auch von andern Vögeln. Wenn oft mehr als vierhundert ihre Pfeile in dem nämlichen Augenblick nach einem und ebendemselben Ziele abdrücken, und gleich darauf die auf die Erde gefallenen oder in dem Brette steckenden sammeln, so kennt jeder an der Farbe der Federn die seinigen. Endlich hat jede Nation in der Verfertigung ihrer Bogen und Pfeile eine eigene Methode. Die kürzeren Pfeile sind gefährlicher als die langen; denn da man sie im Treffen schwerer ausnimmt, so vermeidet man sie auch schwerer. Die längeren haben den Vorzug, daß sie mit mehr Nachdruck

durch die Luft fahren, und ein weiteres Ziel erreichen. Daß die Abiponer im Pfeilschießen wenige ihres gleichen haben, ist eben so gewiß als leicht begreiflich. Sie üben sich darian schon von Jugend auf, und noch als Knaben erschießen sie die Vögel im Flug. Bei einem Wettschießen, da man für die besten Schützen einige Preise ausgesetzt hatte, war eine Citrone in einer äußerst weiten Entfernung das Ziel. Auf eine so große Anzahl Schützen verfehlten dasselbe nur sehr wenige. Alle Spanier, die dabei zusahen, erstaunten über ihre Geschicklichkeit. Man findet auch Quaranter, die in dieser Kunst keinem etwas nachgeben. Carl Morphy, aus Irland, königlicher Statthalter von Paraguan (er hatte seine Studien in Paris mit vielem Ruhme geendet, sich bei den Spaniern durch sein militärisches Talent längst berühmt gemacht, und an allen Siegen des Peter Zevallos über die Portugiesen Theil, und war überhaupt ein Mann von einer unbeflecklichen Keckheit und vieler Geselligkeit) besuchte mich im Jahr 1767 in S. Joachim und blieb vier Tage in meinem Hause. Um meinem militärischen Gast nachmittags die Zeit zu vertreiben, ordnete ich auf dem Platz ein gleichfalls militärisches Schauspiel an. Über neunhundert Pfeilschützen mußten ihre Pfeile auf einen von Holz geschnittenen Wilden zu Pferde abdrücken. Es ist unglaublich, mit was für einer Schußrichtigkeit die meisten den Kopf und die Brust ihres Zieles trafen, wiewohl sie ungemein weit von demselben abstanden. Eine Menge Reiter brachten ebendasselbe in vollem Galopp mit ihren Lanzen und Pfeilen zu Stande. Der Statthalter rühmte und bewunderte die Geschicklichkeit meiner Indianer so sehr, daß ich diese ihm so willkommene Waffendübung Nachmittags einigemal wiederholen lassen mußte. Denen, die sich am meisten dabei hervorgethan hatten, gab er mit eigener Hand kleine Geschenke, die ich ihm aus dem Hausvorrath des Fleckens gebracht hatte, als Messer, Schwer-

den,

en, Glasflugelschnüre, vergoldete Kreuze, allerlei Zeug  
und d. g. Ich wenigstens bin fest der Meinung, daß die  
indianischen Pfeilschützen weit besser als unsere Scharfschüt-  
zen zielen. Auf der Jagd üben sie sich täglich im Bogens-  
chießen, als welches ihnen, da sie noch in Wäldern her-  
umirrten, ihren Unterhalt gab. Auch mußte ein unge-  
richtiger Pfeilschütz oft und lange fasten, während die andern  
schmauseten. Der Hunger ist die beste Würze, aber  
auch der beste Lehrmeister verschiedener Künste. So wie  
also die Indianer außerordentlich geschrägig sind, so sind  
sie auch vortrefliche Schützen. Affen, die zu oberst an  
dem Gipfel eines Baumes miteinander spielten, Papageien  
und was sie sonst noch von Vögeln oder vom Ge-  
wilde sahen, schossen sie oft in meinem Beiseyn auf einen  
Schuß herab. Das Nämliche wiederfuhr auch den Fischen,  
wenn sie welche in einem durchsichtigen Wasser er-  
blickten.

Man hat daselbst Pfeile von verschiedener Art. Ein-  
nige sind länger und dicker, die nämlich, welche zur Er-  
legung des grösseren Gewildes bestimmt sind. Auch die  
Pfeilspitzen haben nicht einerlei Form. Einige sind flach  
und gerade; andere haben auf einer Seite einen Wider-  
hacken, andere auf beiden Seiten. Endlich sind auch  
einige mit einer viersachen Reihe Widerhacken besetzt.  
Daß die Amerikaner diese Pfeilgattungen keineswegs er-  
funden, sondern daß sich schon die Eten und andere Völ-  
ker des Alterthums derselben bedienet haben, erbhellet aus  
dem kurz vorher angeführten Verse des Ovid: Pars ca-  
dit hamatis misere confixa sagittis. Einen Pfeil mit  
was immer für Widerhacken kann kein Mensch aus dem  
Fleisch herausbringen, wenn er ihn nicht mit beiden Hän-  
den herumtreibt, so wie man in der Chokolade mit ei-  
nem Sprüheholze Schaum zu erregen pflegt. Durch die-  
ses Hin- und Hertreiben des Pfeiles macht man wohl et-

ne Oeffnung, durch welche die Widerhaken aus dem Fleisch herausgezogen werden können: allein wie wird nicht der Verwundete dabei gemartert! Ich zittere noch, wenn ich daran denke: denn der Pfeil, von dem ich getroffen worden war, hatte drey Widerhaken. Zerbricht die Spitze, und bleibt nur ein kleiner Theil davon in dem Fleisch stecken, so kommt es mit dem Verwundeten in Ermangelung chirurgischer Instrumente wirklich auf das Aeußerste. Sehen die Abiponer, daß die Splitter des Pfeiles in einem fleischichten Theil, z. B. in dem Schenkel oder in dem Arm zurückgeblieben sind, so schneiden sie sich mit einem gemeinen Messer das Stück Fleisch, worinn das Bruchstück der Pfeilspitze steckt, selbst heraus. Sie wälen wider ihren eigenen Körper, um ihn wieder herzustellen, heilen eine Wunde mit der andern, und bedienen sich eines Arzneymittels, welches ärger ist als die Krankheit selbst. Der berühmte Cacique Ychoalay, von dem wir noch oft sprechen werden, ließ sich einst mit seinem alten Rivalen, dem Oaherkaikin in ein überaus hitziges Gefecht ein, in welchem er mit einem beinernen Pfeil, der ihn an dem Hinterhauptbein nahe beym Genicke getroffen hatte, gefährlich verwundet wurde. Da man selben herausziehen wollte, brach er, und ein grosser Theil davon blieb in dem Hinterhaupt wie ein Nagel tief stecken. Weil der Schmerz immer heftiger ward, so ritt der Cacique auf unseren Rath von S. Hieronymus nach Santa Fe, einer Stadt, welche von dem erstern Ort sechzig Meilen weit wegliegt, um sich von einem Franciscanerbruder, der ein Portugiese und Wundarzt war, kuriren zu lassen. Vor allem mußte eine Incision gemacht werden, damit dieser die beinerne Pfeilspitze, die in dem Hinterhauptbein steckte, mit seiner chirurgischen Zange auffassen und herausziehen konnte. Die ganze Operation gelang nach Wunsche, wiewohl der arme Cacique dabei unfähliche Schmerzen auszustehen hatte. Allein dieser ertrag

nicht

nicht nur das blutige Herumschneiden auf seinem Kopf standhaft ohne einen Klagelaut von sich hören, und ohne sich von seinen Schmerzen etwas anmerken zu lassen, sondern sprach auch dem Wundarzt, der aus Furcht, ihn zu sehr zu martern, zauderte und unentschlossen zu Werke gieng, einigemal Muth zu. • Mir scheint, sagte er, du fürchtest dich? Fürchte dich nicht, schneide, bohre, thue, was du willst, frey ohne allen Anstand. Ich, der ich so vielmal mit Lanzen, Pfeilen und Flinten verwundet worden bin, habe mich längst an den Schmerz gewöhnet. Wie endlich der Wundarzt die beinerne Spitze aus der Wunde hob, strömte das Blut häufig heraus, wie aus einem Faß, in dem der Zapfse losgegangen ist. Diesem Schauspiel sah der Indianer heiter zu und dankte seinem Erretter von ganzem Herzen. Dies alles gieng in dem Hause, und unter den Augen eines vornehmen Spaniers vor, welcher über die Standhaftigkeit, womit sein alter Freund Ychoalay seine Marter ertrug, erstaunte, und über seine Wiederherstellung eine innige Herzensfreude empfand.

Wenn die Abiponer auf den Kampfplatz treten und den Feind angreifen wollen, legen sie einige ausgesuchte Pfeile auf die Seite um sie in einem entscheidenden Austritt aufzubehalten. Das war auch so bei den Alten gebräuchlich. Hierauf spielt Jesaias an, da er sagt: Er hat mich hingelegt wie einen ausgewählten Pfeil; in seinem Bócher verbarg er mich \* (49. K. 2. B.) Wie nämlich vorsichtige Seefahrer von ihrem festesten Anker, den sie den Rothanker nennen, bloß in der äußersten Gefahr Gebrauch machen, so pflegen auch die amerikanischen Streiter immer

H b 4

einen

---

\*) Posuit me sicut sagittam electam; in pharetra sua abscondit me.

einen Pfeil von vorzüglicher Güte bereit zu halten, um sich desselben sowohl zu ihrer Vertheidigung zu bedienen, als auch denjenigen, denen sie am liebsten vom Leben helfen möchten, damit zur Erde zu strecken.

Wollen sie gewisse Vögel oder andere kleinere Thiere nicht umbringen sondern lebendig fangen, so nehmen sie hierzu Pfeile, an deren Ende statt der Spitze eine hölzerne oder wächserne Kugel festgemacht ist. Durch diese werden die Thiere wohl betäubet und niedergeworfen, aber nicht getödtet. Können sie zuweilen ihren Pfeilen eines zwischen diesem und dem Ziele liegenden Hindernisses wegen die gerade Richtung nicht geben, so machen sie einen Bogenschuß, sowie die Bombardiers in Belagerungen ihre Bomben zu werfen pflegen. Dieser letzteren bedürfen die Abiponer zur Einäschung der Häuser nicht; denn sie drücken Pfeile, an deren Spitze brennende Baumwolle oder ein anderer Brandstoff angeklebet ist, auf die hölzernen oder strohern Dächer ab, und setzen damit auf der Stelle alles in Brand, wenn es auch noch so weit weg läge. Verschiedene spanische Ortschaften sind durch diesen betrübten Kunstvortheil ein Raub der Flammen geworden. In dem Flecken zum h. Rosenkranz, den ich für die Abiponer erbauet hatte, ließ ich das Stroh, womit mein Haus gedeckt wurde, mit Leinen wohl überknetten, um es unentzündbar zu machen und vor den Feuerpfeilen der Wilden zu sichern. Eine hölzerne Warte, woraus man die Bewegungen der herumschwärmenden Feinde von Weitem entdecken konnte, überkleidete ich in gleicher Absicht mit Ochsenhäuten. Auch habe ich meines Zweckes bei diesen meinen Vorichtsanstalten nicht verfehlet.

Die Lanze und der Bogen sind, wie ich schon gesagt habe, die vorzüglichsten Waffen der Abiponer, aber  
nicht

nicht die einzigen; denn sie pflegen auch außerdem drey mit Leder überzogene und an dreyen Riemen, die sich über in einen endigen, hängende Steinfugeln mit der Hand an einem Kreise herumzudrehen und gleich darauf mit der äußersten Wurfrichtigkeit auf Menschen oder Vieh zu schlendern, um ihnen die Knochen zu zerschmettern oder sie doch so zu verstricken, daß diese sich nicht mehr von der Stelle bewegen und also ohne Weiters mit Lanzen oder Messern niedergestochen werden können. Dieser fürchterlichen Waffe (die Spanier nennen selbe Las Bolas, die Abiponer hingegen Noaharharancate) bedienen sich vorzüglich die südländischen Wilden in dem magallanischen Lande, wie ich schon im vorläufigen Buche mit mehrerem gesagt habe. Die gemeinen Spanier, und alle Indianer und Schwarzen sieht man nie auf das Feld hinausreiten, ohne daß sie von ihrem Sattel oder Gürtel solche steinerne Kugeln herabhängen hätten. Und in der That machen auch alle vielfältig davon Gebrauch. Von dem hölzernen Kolben, welchen die Spanier Macana und die Abiponer Yitche oder Hepigin ankate nennen, und womit sie zu Hause spielen, anzuwärtz aber im Krieg oder auf der Jagd Feinde und Gewild erlegen, habe ich in dem siebenden Hauptstück, von der langen Lebensdauer der Abiponer weitläufiger gehandelt. Auf die Schleuder, womit die Quaranier so trefflich umzugeben wissen, halten die Abiponer nichts. Bloß die Knaben brauchen sie zuweilen die Vögel zu schrecken und zu stillen. Diese haben auch einen Bogen, an welchem statt der Schnur ein drey Finger breites, aus einer dem Hanf ähnlichen Materie gewebtes Band festgemacht ist. Dieses spannen sie nun an, und schnellen damit statt der Pfeile Thonfugeln auf die Vögel und anderes kleines Gewild, um es zu tödten. Das Glasrohr, woraus man Küschchen oder Polze bläst, kennen die Abiponer auch dem Namen nach

nicht: doch sollen einige Indianer in Peru bei den Moxos und Baures, wie ich höre, davon Gebrauch machen. Da diese keine eiserne Stiften haben, so stecken sie grosse, in einen aßtigen Saft eingetauchte Dornen in das hölzerne Rohr und blasen selbe mit aller Macht auf das Gewild oder ihre Feinde dergestalt, daß diese eine Zeitlang sinnlos daliegen und von jenen ohne alle Gefahr alsogleich umgebracht werden. Freylich muß man dieses nicht dem schwachen Dorn, sondern der Stärke des Stiftes zuschreiben.

Von den Schilden, als einer Schutzwehre, wissen die Abiponer nichts; doch bewahren sie den größten Theil ihres Körpers mit einem Panzer, welcher aus einer ungegärbten Elendthierhaut gemacht und aus- oder inwendig mit einer Liegerhaut besetzt wird. Er sieht ganz einem Levitenkleid ähnlich. In der Mitte hat er eine Oeffnung, damit man den Kopf dadurch stecken kann, und langet beiderseits bis auf den Ellenbogen und des Leibesmitte. Gemeine Pfeile dringen durch selben nicht, wohl aber Lanzen und Musketenkugeln, wiewohl er auch zuweilen diesen widersteht und ihrer Gewalt Einhalt thut. Zu dem Panzer thaten sie auch noch eine handbreite Gurte aus dem nämlichen Leder des Elendthieres, welches die Spanier la gran bestia, die Abiponer Alalek, die Quaranier Mborebĩ, und die gemeinen Paraquayer Antã nennen; seitdem ihr vornehmster Anführer Debayakaykin am Unterleib mit einer Lanze verwundet worden war. Dieser Abstellung bedienen sie sich, wenn sie sich mit andern Indianern in ein Gefecht einlassen, wiewohl viele auch ganz nackt auf den Kampfsplatz treten, und die Gefahr für desto geringer ansehen, je mehr sie durch ihre Leichtfertigkeit in den Stand gesetzt werden den tödlichen Streichen auszuweichen: denn so wie der Panzer durch seine

Dicke



Dick den Körper verwahrt, so verlieret dieser wegen jenes seiner Schwere und Ungeschmeidigkeit an Behendigkeit, worauf doch bei der Vertheidigung, nach ihrer Art zu fechten, überaus viel ankommt. Haben sie mit den Spaniern zu thun, so lassen sie Bogen und Panzer zu Hause, weil dieser ihnen wider Pulver und Blei schwerlich etwas helfen würde. Ihr ganzes Vertrauen setzen sie auf feste Lanzen, schnelle Pferde und ihre Hinterlist. Zu Fuß binden sie selten mit ihnen an, es sey denn, daß sie die Noth dazu treibt. Sie fechten lieber von der Ferne als in der Nähe, weil sie stets für ihr Leben besorgt sind, und es sicher stellen wollen. Sie geben ihren Feinden mehr Stiche als Hiebe. Obgleich die meisten mit Säbeln, die sie entweder den Spaniern abgekauft oder im Kriege abgenommen haben, umgürtet sind, so bedienen sich dennoch nur die wenigsten derselben. Nachdem wir nun die Waffen der Abiponer kennen, wird es meines Erachtens auch der Mühe werth seyn die Gelehrten mit den Benennungen derselben und ihres übrigen Kriegsgeräths bekannt zu machen.

**Der Bogen.** Netelranie. Eben diesen Namen geben sie auch der Glinte. Das Wort scheint von Nete abzustammen, welches ein Ungewitter bedeutet.

**Die Bogensehne.** Netelranie Lkacihè.

**Der Pfeil.** Lanaihà. Eben so nennen sie auch die Musketenkugel, die sonst auch in ihrer Sprache Lpetà (ein Korn) heißt.

**Das Schießpulver.** Netelranie Leenra (das Glintennmehl.)

Ein hölzerner Lanzenstock ohne Stricheisen, welcher auf spanisch Dardo heißt, Neterge welches aber eigentlich der Name des Baumes ist, aus dem  
selber

selber geschnitten wird. Ebendenselben bezeichnen sie auch mit dem Wort Lohelètè.

Eine Lanze mit dem Sticheisen. Catlaàn, welches Wort auch das Sticheisen allein bedeutet.

Ein Messer. Latañan. Dessen Spitze. Lapachik. Dessen Schneide Ylëra. Das Häft Lay.

Ein Säbel. Kategiaik.

Las Bolas oder die drey Steinflugeln. Noa hañhañrankatè.

Eine Schleuder. Kepakinñanrat.

Eine Macana oder ein hölzerner Kolbe. Yüelè oder Hepiginñrankatè.

Ein Panzer. Loachimà.

Eine Surte. Nalegè oder Naataikie.

Eine Art von Beckelhaube, die sie mit Glasflugeln und Federn zieren, und auf den Kopf setzen. Letapehè oder Ratahè.

Die schönen Vogelfedern der Beckelhauben. Laakate.

Schwarzer, rother, oder weißer Anstrich, womit sie sich vor dem Treffen das Gesicht bemahlen. Namenkà.

Schallmeyern, Hörner, und verschiedene Kriegspfeiffen. Lahaurè.

Der Krieg. Anegla oder Nahamatrick oder Noelakierèk. Nuichiriera.

Ein Krieger, Zankstüchtiger. Oelakiraiik.

Ein Herzhafter. Yapòt oder Ehooñraik.

Ein Sieger. Oagenñraik.

Ein Bundschafter, Auspäher, Emiffär, Vorläufer. Namalatenñanñraik oder Ealñraik.

Ein spanischer Soldat. Nauachèk.

Ein Pfeilschütz. Nainñanak. Ein geschickter Pfeilschütz. Uychak. Ein ungeübter. Patenñraik.

Der

Der Wahlplatz. Nahamatralatè oder Nalotralatè oder Kimitralatè.

Ein Bogengefecht. Noàtarek.

Ein Lanzengefecht. Nahamatrek oder Noaàanrek.

Ein Faustgefecht zwischen Betrunknen. Nemogetrek.

Ein Kriegsgefangener. Loak.

Ein Feigherziger, Flüchtling. Netachkaik. Natergek. Yakalò. Nematanraik.

Ein Anführer im Kriege. Nelaſeyràt.

Eine Niedermetzelung, ein Blutbad. Lanamichiriſi yoaliripi.

Die Beute. Retapſrankatè oder Auaraſankatè.

Eine Felderommel. Lamelge.



## Sieben und drenßigstes Hauptstück.

### Von den Aufkundschaftern und den Kriegsrathsversammlungen der Abiponer.

Ihre Art Krieg zu führen ist nach der Verschiedenheit ihrer Feinde, mit denen sie selbst führen, verschieden. Anders gehen sie zu Werke, wenn sie mit den Spaniern und anders, wenn sie mit Wilden, die ihnen gleichen, zu thun haben. Dennoch kann man ihnen überhaupt nachsagen, daß sie sich in Belriegung was immer für Völkerschaften keineswegs übereilen. Wenn sie den Sieg nicht, so zu sagen, in den Händen haben, so ergreifen sie die Waffen niemals, wiewohl sie sich auch oft in ihrer Rechnung betriegen, wie die europäischen Generale. Oft wurden ihnen Cypressen zu Theil, wo sie Lorber einzuerndten gehoffet hatten. Sie giengen aus (wie das spanische Sprichwort sagt.) Wollé zu suchen und kamen geschoren zurück. Das Kriegsglück ist immer veränderlich.

Ehe sie sich zu einer feindlichen Unternehmung wider andere entschliessen, pflegen sie allemal Aufkundschafter auszusenden, welche die Gegend, die überfallen werden soll und die Wege, die dahin führen, genau untersuchen, die Menge der Einwohner und ihrer Nachbarn, die ihnen zu Hilfe kommen können, die Zugänge

in ihren Häusern pünktlich ausforschen, sich um die in einem Hinterhalt dienlichsten Posten, und verdeckten Wege, durch welche sie sich heimlich in die Flecken schleichen, und durch welche sie sich im Falle der Noth wieder sicher zurückziehen könnten, sorgfältig umsehen, und die Viehweiden die Anzahl ihrer Wälder und andere dergleichen Umstände haarklein in Erfahrung bringen mußten. Diese Emissäre setzten auch ihren Auftrag mit so vieler Verschmißtheit in das Werk, daß sie, während daß sie alles sehen, von niemanden gesehen werden.

Die Pferde lassen sie entweder an dem ungangbaren Ufer eines Flusses oder in einem Walde zurück, und kriechen bald wie die wilden Thiere auf allen Vieren; bald aber verstecken sie sich hinter ein Gebüsch oder unter die Baumäste und beobachten alles, was um sie herum sowohl in der Ferne als auch in der Nähe vorgeht. Ja sie machen sich sogar, von dem nächtlichen Dunkel begünstigt, zuweilen zu den Häusern der Spanier und hören ihnen bei ihren Unterredungen zu. Ob sie nun gleich die Sprache nicht verstehen, so bemerken sie dennoch aus der Aussprache, ob mehr Männer oder Weiber darinn sind. Um sich nicht durch ihre Fußtapfen zu verrathen, und keinen Verdacht von einem feindlichen Ueberfall zu erregen, binden sie sich an die Füße ein Stück von einer Haut; denn durch diese Vorsicht machen sie ihre Fußtritte unkenntlich, oder vertretten selbe gänzlich. Sind die Gegenstände ihres Forschens etwas entfernt, so klettern sie auf einen Baum oder steigen auf des Pferdes Rücken hinauf wie auf einen Schimmel. Sie schicken selten einen Rundschaffter allein aus, meistens ihrer zweien oder drey. Diese theilen sich des Nachts auf verschiedene Wege aus; der eine nimmt diesen, der andere jenen. Vorher aber haben sie sich schon über den Ort und die Zeit verabredet,

bet, wo und wann sie wieder zusammentreffen werden. Um ihr Wort desto pünktlicher halten zu können, ahmen sie gleichfalls abgeredter massen bald die Stimme eines Vogels und bald die eines Gewildes nach. Dieß ist die Loosung, an der sie sich wechselweise erkennen und wodurch sie einander wieder finden. Allein auch diese List setzt viele Behutsamkeit voraus: denn wenn sie bei der Nacht das Zwitschern eines Vogels nachmachen wollten, der sich nur bei Tag hören läßt, so wüßten die Spanier sogleich aus Erfahrung, daß es von den Kundschaftern der Wilden herrührte; so würden sie daher auch zeitlich die nöthigen Anstalten zu ihrer Vertheidigung treffen, die Anschläge der Feinde vereiteln, und sogar, wenn sie Muth genug und ein Pferd bei der Hand haben, die Kundschafter selbst, weil sie zu Fuß wandern, ohne Mühe einholen. Ich erinnere mich noch wohl, daß sich dieser Fall, wiewohl sehr selten, ereignet hat. Oft giebt ein Auspäher dem andern durch abgebrochene Baumäste oder allerlei Grasgebünde zu erkennen, daß er schon vorausgegangen ist. Niemand aber taugt zu einem Kundschafter besser als diejenigen Abiponer, welche einst in der Jugend von den Spaniern im Kriege gefangen, und erzogen worden, nachher aber mit oder ohne Erlaubniß ihrer Herren wieder zu ihren Landesleuten zurück gelehrt sind. Denn ausserdem daß sie stets auf die Spanier erbittert und rachsüchtig sind, haben sie auch von ihrer Sprache und ganzen Gegend so genaue Kenntnisse, daß sie frey selbst in ihren Flecken herumgehen, sich für ihre Freunde ausgeben, und, da sie spanisch reden, und spanisch gekleidet sind, durchgängig für Spanier gehalten werden. Mittheilt dieser Maske nehmen sie alles auf dem öffentlichen Platz und am hellen Mittag in Augenschein, forschen nach allem, was mit ihrem Vorhaben in Beziehung zu stehen scheint, sehen, welche von der Willkür Geschäfte halber

halber abtiefend oder reisefertig, und wie viele Wagen mit Waaren besetzt sind, und hören, wohin der Zug geht. Auf diese Fuhrwägen sprengen nun die Wilden in den ungeheuren Wüsteneien zu, und plündern selbe ohne Widerstand, nachdem sie Fuhrleute und Bedeckung niedergemacht haben. Reißens gebrechts-diefen an Waffen, noch mehr aber an Muth. Wie viel Unheil die Abiponer, welche aus der Kriegsgefangenschaft der Spanier entlaufen, oder die Spanier, welche von den Abiponern gefangen worden, angerichtet haben, weiß leider! ganz Paraguay.

Sobald die Rundschafter von ihrer Reise zu Haus angekommen sind, und den Ihrigen von allem, was sie sahen, oder hörten, einer umständlichen Bericht abgestattet haben, werden alle zur Kriegsrathsversammlung, und zugleich auch zu einem öffentlichen Eriatgelage eingeladen; denn mit trockener Rehle trauet sich kein Abiponer Scharfsinn genug zu, etwas gehörig zu überlegen. Beim Weine berathschlagen sie sich, wie Strabo von den Persern sagt, über die wichtigsten Dinge, und glauben, daß diese ihre Rathschlüsse mehr gelten, als die, welche sie nüchtern gefaßt haben. In dergleichen Eriatgelagen bei den Eretenfern und allen Griechen, wenn sie sich über Kriegs- oder Friedensangelegenheiten berathschlugen, üblich gewesen sind, bemerkt Justus Lipsius. Mitten also unter den Bechern trägt der Cacique, der die Unternehmung in Vorschlag gebracht hat, seine Meinung vor, und fragt die andern um die ihrige. Nachdem stellt er ihnen das Beispiel ihrer Väter, die Beweggründe des Ruhmes, der dabei einzuwerden, und der Beute, die dabei zu erhaschen ist, vor, und ermahnet sie bei der Ausführung ihres Vorhabens heuchelt in Worte zu gehen. Durch das häufige Zutrinken erhitet er nicht nur ihr

Blut sondern auch ihren Ruch; denn der Ruch, den sie aus Honig oder Johannisbrod und Wasser bereiteigt, faum daß man davon auf die Zunge genommen hat, wie der feurigste Wein in den Kopf, welcher das Geschrey und den Gesang der Betrunknen, und die Lärm der Trommeln und Rührbisse unglaublich erhöht wird, so daß alle darüber gleichsam in Ruch gerathen. Die Heldenthaten ihrer Ahnen und die einst erfochtenen Siege sind der Gegenstand ihrer Lieder. Wenn je ein Schauspiel des Belachens werth war, so ist es dies. So viele Abiponer, so viele Eisenfresser. Jeder ist in seinen eigenen Augen ein Hector, Epaminandas, oder Hannibal. Man möchte sie auch für solche halten, wenn man bloß auf ihr mit Blutstriemen schrecklich bemahltes Gesicht, auf ihre mit Narben besetzte Brust und Arm und auf ihre funkelnden Augen Rücksicht nimmt, und ihr gefechts- und mordsüchtige Heldensprache hört. Könte man ihnen aber in ihr Inneres hineinsehen, so würde man bald gewahr werden, daß sie von Außen ganz anders scheinen, als sie von Innen sind. Man würde ein Schaale ohne Kern, unter der Löwenhaut den Haack und hinter ihrem donnernden Geschrey eitel Irrlichkeit, leere Prahlerey entdecken. Ob sie gleich in ihrer Trunkenheit, ihrer selbst nicht mächtig, auf der Erde herumkriechen, so glauben sie doch noch immer die Welt aus ihren Angeln heben zu können. Sie würden mit Caligula dem ganzen Menschengeschlecht, wenn es nur einen Hals hätte, auf einen Streich das Haupt von Kumpfe ablösen. Hätten sie im Gefechte so viel Ruch, als sie beim Zusammentrinken Ordbungen austossen, so würden sie in Amerika längst alle Spanier auf die Erde gelegt haben. Allein diese Trunkenbolde posaunen besser, als sie sechten, wie ein gewisser Schriftsteller sagt, Es sind nur mit ihrer Zunge Helden. Beim Tanz und  
Weine



Beine sind sie so unerschrocken wie Löwen, im Treffen aber wie Hasen jaghaft.

Fällt ein Abiponer durch die Hand eines Feindes, so pflegt der nächste Verwandte des Getödteten (wie denn die Amerikaner überaus rachgierig, und dieß gleichsam vermög eines bei ihnen allgemein eingeführten Gesetzes sind) seinen Tod zu rächen. Die Pflicht dieses Anverwandten ist, seine Landesleute, oder Hüttengenossen, oder auch Auswärtige einzuladen, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen, sie wider den Feind anzuführen, und den Angriff zuerst zu thun. So sahen wir Söhne den Tod ihrer Eltern, und Väter den ihrer Söhne und Enkel rächen. So wie sie den Nationen, mit denen sie in Freundschaft stehen, zuweilen Beistand leisten, so pflegen sie auch manchmal dieselben um den übrigen anzugehn, wenn sie sich entweder selbst zum Kriege rüsten, oder von andern angegriffen zu werden befürchten, mit denen sie es allein nicht aufzunehmen wagen. Allein auf die Hilfsvölker ist sich wenig zu verlassen, wie Europa täglich erfährt. Nichts ist so unzuverlässig und schwankend als die Freundschaft der Indianer; denn da sie die Verbindlichkeit der Bündnisse, die sie mit ihren Nachbarn eingehen, bloß nach dem Nutzen abmessen, den selbe ihnen abwerfen, so wenden sie oft ihren besten Freunden den Rücken, wenn sie sich nur den geringsten Vortheil davon versprechen.

## Acht und drenßigstes Hauptstück.

Von dem Anmarsche der Abiponer wider  
den Feind , ihrem Proviant und  
Lager &c.

**M**erkwürdig ist es , daß die Abiponer ihre Entschlüsse in Ansehung der kriegerischen Unternehmungen, die sie im Kaufte gefaßt haben , nächtern zur gesetzten Zeit pünktlich vollführen , ohne daß sie sich dabei säumten oder übereilten , es sey denn , daß ein unvermutheter Vorfall Aufschub gebietet , oder ein wichtiger Grund sie die Ausführung ihres Vorhabens beschleunigen heiße. So wie sie keine Kalender haben , so haben auch bei ihnen die Tage und Monate keinen Namen. Indessen wissen sie genau , an was für einem Tag der Mond aufgeht , zu- und abnimmt. Dieses Mondeswechsels bedienen sie sich statt eines Zeitmasses , die Tage anzugeben und zur Reise zu bestimmen , also zwar , daß alle , welche die Unternehmung mitmachen , wenn sie auch viele Tagreisen weit von einander entfernt wären , an dem gesetzten Tag , und sogar auch zur bestimmten Stunde an dem Ort ihrer Vereinigung richtig zusammentreffen. Denn ungeachtet sie für die Stunden keine Namen und auch kein Instrument haben , welches ihnen dieselben anzeigte , so ersetzen sie dennoch diesen Mangel mit ihren Fingern , als womit sie auf jene Himmelsgegend weisen , welche zu der Zeit die Sonne oder ein anderes nächstliches Gestirn erreichen wird. Am liebsten reisen sie , wenn von dem abnehmenden Monde

nur

ur noch wenig mehr zu sehen ist, weil sie dann im finsternen weniger zu befürchten haben, und auch schwerer beobachtet werden können. Zur Rückkehr wünschen sie sich, im Fall sie ihr Heil in der Flucht suchen müßten, alle Nächte des zunehmenden Mondes. So vorsichtig denken sie auf alles, wovon ihre Sicherheit abhängt, und so wenig verabsäumen sie davon das Geringste. Die Leise selbst aber treten sie gemeiniglich um Mittagszeit in der strengsten Sonnenhitze an, nicht in einem Haufen, sondern zerstreuet. Auf den Abend aber kommen sie als mal an dem abgeredten Orte zusammen.

Wenn in Europa ein König den andern mit Krieg überziehen will, so muß er nicht nur volle Zeughäuser, sondern auch eine volle Schatzkammer haben, um den ungeheuern Aufwand für Proviant und Magazine, und den Sold der Kriegsvölker bestreiten zu können. Ein Feldherr der Abiponer darf sich um alles dieses nicht bekümmern. Jeder von ihnen ist zu allen Zeiten mit Pferden, einer fürchterlichen Lanze, Köcher und Pfeilen hinreichlich versehen. Nun sind dieses ihre einzigen Werkzeuge im Kriege. Die Köpfe, die die Abiponer den Spaniern abhauen, die vielen tausend Pferde und Maulthiere, die sie diesen aus ihren Weiden wegtreiben, die Kinder, die sie den Müttern aus ihrem Schooße wegnehmen, und der daraus für sie entspringende Ruhm sind ihnen Sold und Siegeszeichen zugleich. Wenn gleich die Kolonie, über welche sie sich hermachen wollen, über hundert Meilen weit von ihrem Wohnplatz entfernt ist, so nimmt dennoch kein Abiponer auf die Reise mehr als drey Pferde mit, deren eines er zum reiten braucht, die andern zwey aber vor sich her treibt, um wechselweise ausruhen zu lassen. Sie würden sich häßlichen Lebensmittel auf die Reise mitzunehmen. Auch führt keiner etwas ess- oder trinkbares mit sich. Einst

sollen sie sich mit gebratenen Kaninchen zur Begehrung versehen haben. Vermuthlich müssen sie bald als im Jagen noch nicht so geübt, und an Pferden ärmer gewesen seyn. Zu unsern Zeiten stehen sie mit der Lanze das nächste beste Gewild gleichsam im Vorbeigehen nieder, um es zu verzehren. Finden sie im Wald keine Baumfrüchte, so treffen sie doch auf dem Feld Straußen, und ganze Haufen Straußeneier, wie auch Wildschweine, Kaninchen, Rehe, Hirschen, Löwen, Lieger, Rebhühner, eßbare Wurzeln u. d. gl. an. In der Luft sammelt alles von Vögeln, in den Bächen und Seen ab von verschiedenen Aenten, Wasserschweinen &c. Hat ein Wilder ein Gewehr in der Hand, so wird es ihm an Lebensmitteln nie gebrechen. Schon die Palmbäume allein, wovon in den portigen Gegenden alles voll ist, geben ihm mancherlei Nahrung. Um nicht im Jagen einander beschwerlich zu fallen, und einer desto größern Fang thun zu können, ziehen sie niemals schaarweise mit einander, sondern einzeln zerstreut, es sey dem, daß sie sich wegen des nahen Feindes geschlossen halten müssen. Sonst breiten sie sich weit auf dem Felde aus und kommen nur zu Nachts oder zu Mittags wieder zusammen. Denn sie wissen die Derter genau, wo sie Wasser und Holz zur Feuerung finden, und was das hauptsächlichste ist, wo sie vor feindlichen Ueberfällen gesichert und verborgen sind.

Kürbisse und Ochsenhörner, welche den Paraguayan bald Schalen und bald Becher abgeben, halten sie für ein überflüssiges Gepäck; denn sie schlürfen lieber das Wasser wie die Hunde mit abwärts gefehrtem Munde, oder aus der hohlen Hand, und glauben Muskat zu trinken, wenn es süß ist. Oft mangelt ihnen nicht an Seen und großen Flüssen. Diese führen aber oft salzigtes, und oft wie Galle so bitteres Wasser mit sich, welches weniger den Durst löscht

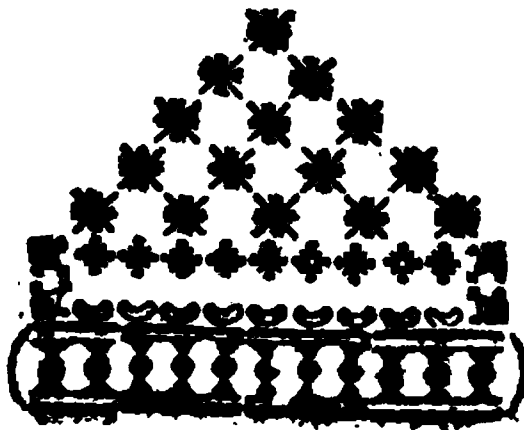
trifft, als den Wagen beschweret und selbst vom Viehe nicht getrunken werden kann. Das eiserne Messer sehen sie als ein zum Reisen unentbehrliches Werkzeug an: dergleichen den Wegstein, um jenes schärfen zu können; endlich auch zwey Hölzchen, durch deren Aneinanderreibung sie selbst im Pferde in einem Ru Feuer machen; denn sie pflegen die Felder anzuzünden, damit das unter dem hohen Grase verborgene Gewild aus Furcht vor dem Feuer hervorspringe, und ihnen, geschlachtet und gebraten, ein Mittag- oder Abendmahl abgebe. Den Wegstein und die zwey Hölzchen stecken sie unter ihre Sättel. In diesen wenigen Fahrnissen besteht das ganze Reisegekörr der Abiponer. Ein glückliches Volk, das alles das Gepäcke und allen den Troß von Fuhrwägen entbehrlich findet, welche in Europa nicht nur der Staatskasse, sondern auch den Kriegsbeeren zur Last fallen; denn es ist unglaublich, wie sehr sie die Truppen im Marsche aufhalten, sie mögen nun dem Feind nachhelfen und ihn verfolgen, oder vor ihm fliehen. Unsere Abiponer bleiben Tag und Nacht unter freyem Himmel. Bald werden sie also von der Sonne gebraten, und bald von viele Tage lang anhaltenden Regengüssen mächtig durchweicht. In der heftigsten Sonnenhitze gehen sie mit bloßem Kopf. Ihr Kleid, das entweder aus Schaafwolle, oder Otterhäuten zusammengeknähet ist, lassen sie über ihre Schulter, Arme und Brust hinab, und wollen lieber von den grausamen Schnasken unangefest zerschnitten werden, als bei der strengen Wärme in ihrem Schweiß schwimmen. Der Wasen ist des Nachts ihr Bett, der Sattel ihr Kopfküß, und der Himmel ihr Dach. Ist nun jemals für einen Feldherrn ein prächtigeres Gezelt aufgeschlagen worden? Jeder bedient sich selbst: und sogar der Anführer des ganzen Geschwaders braucht weder zur Zubereitung seiner Speisen noch zur Pflege seines Pferdes jemanden. Wenn sie über breite Flüsse, breiter noch als die Donau, oder

ungeheuerere Seen sehen müssen, so bedürfen sie dazu weder Rähne noch Brücken. Haben ihre Pferde nicht mehr Boden, so springen sie von denselben herab in das Wasser: und tragen in der linken Hand ihr Kleid (denn sie entkleiden sich völlig) und ihre Lanze, mit der rechten hingegen, mit der sie zugleich den Zügel des neben ihnen schwimmenden Pferdes lenken, rudern sie. So arbeiten sie schwimmend und miteinander kurzweilend dem entgegengesetzten Ufer zu. Läßt sich das Pferd von der heftigen Gewalt des Wassers abwärts mit fortreißen, so weisen sie es von Zeit zu Zeit mit Faustschlägen auf den rechten Weg zurück, der sie nämlich zu einem niedrigeren Ufer führt, wo ihnen weder Schlamm noch Bäume das Aussteigen beschwerlich machen. Fühlen sie sich von dem langwüthigen Schwimmen ermüdet, so halten sie sich an den Schwanz des Pferdes an. Alles dieses wird den Europäern unerhört, und mehr bewunderungswürdig als glaublich vorkommen. Allein in unsern Augen sind dies, weil wir es so vielmal mit angesehen haben, ganz ungewöhnliche Thatfachen.

So bald sie sich auf den Weg begeben, schicken sie täglich auf alle Seiten hin Rundschafter aus, welche, wenn sie eine Spur von einer fremden Völkerschaft, oder sonst einen feindlichen Anschlag wider sie gewahr werden, dem Geschwader sogleich von ihrer Entdeckung Bericht erstatten müssen. Ihr Nachtelager schlagen sie gemeiniglich an einem Orte auf, der rückwärts und auf den Seiten mit einem Morast, Fluß oder dicken Walde umgeben ist, wo sie folglich vom Feinde weder überraschet noch umrungen, sondern viele von wenigen zurückgetrieben werden können; und der ihnen auf alle Fälle die Flucht erleichtert. Sie lagern sich in einem Halbkreis herum. Jeder stützt seine Lanze bei seinem Haupt in die Erde. Ihrer vier oder fünf haben allezeit ein eigenes Feuer mitten unter ihnen;

es sey denn , daß sie aus Furcht von dem Feinde lieber verborgen bleiben wollen , und daher die Finsterniß dem Lichte vorziehen. Sie hätten sich manchmal sorgfältig ein Feuer anzumachen , um sich nicht durch dessen Helle, oder Rauch zu verrathen. In andern Fällen hingegen war es von großem Nutzen die Feuerhäuser zu vervielfältigen ; weil die Feinde dadurch hintergangen wurden : indem man aus der Anzahl derselben auf die Menge der um selbe herumliegenden Mannschaft zu schließen pflegt. Durch diese Kriegselist soll der berühmte Correa , wenn ich mich noch recht erinnere , die mexikanischen Wilden getäuscht haben. Indessen die einen schlafen , müssen die andern , die zu diesem Geschäfte ausgesendet werden , auf dem Felde herum patrouilliren , theils um die daselbst weidenden Pferde , die da oft vor den Schnacken und oft vor den Liegern davon laufen , zu hüten , und theils ihre schlafenden Mitbrüder vor der Gefahr , wenn ihnen eine bevorsteht , zu warnen , und durch den Schall ihrer Kriegstrompeten zu erwecken : denn diese vertrauen ihre ganze Sicherheit und ihr Leben der Treue und Wachsamkeit der herumreitenden Piquets an. Und in der That ich erstaunte oft über die strenge Pünktlichkeit , mit welcher diese Leute in unseren Kolonien die Pflichten einer Wache in ihrem ganzen Umfange erfüllten. Ganze Nächte ritten sie in der stürmischsten Witterung um den Flecken in den Feldern herum , wenn sich auch nur das unbedeutendste Gerücht von einem Feinde , der im Anzuge wäre , verbreitete. Von Zeit zu Zeit gaben sie uns durch den fürchterlichen Lärm , den sie mit ihren Kriegspfeifen und Hörnern erregten , Beweise von ihrer Wachsamkeit. Aber eben dadurch geschah es , daß die Feinde , weil sie sich bereits entdeckt sahen , ihren vorgenommenen Überfall nicht in das Werk setzten ; denn die Wilden wagen sich überhaupt nur an die Unvorbereiteten , welche sich keines Angriffs versehen. In den ganzen sieben Jahren , die ich

der Seelen- und Leibespflege der Abiponer gewidmet habe, erfuhr ich noch allemal, daß sie in den Nächten, die wir aus Furcht vor den Feinden schlaflos und unter den Waffen zubrachten, von denselben nicht eine Seele zeigte; daß sie hingegen in furchtbaren Haufen in unseren Kolonien wütheten, wenn kein Mensch an sie dachte. So wahr ist es, daß man den Feind nie mehr zu fürchten hat, als wenn man ihn gar nicht fürchtet.





## Neun und drenßigstes Hauptstück.

Von dem Uiberfall und den Anstalten,  
welche die Abiponer dazu vorlehen.

**E**s ist zum Erstaunen, mit welcher ängstlichen Vorsicht sie alles zu einem Angriff dienliche vor demselben in Bereitschaft setzen. Sie überdenken alles haarklein, was sich bei demselben ereignen kann. Um sich nicht in ihrer Meinung zu betriegen, pflegen sie sich allemal von einem ihrer Zauberer auf der Reise begleiten und in ihrer Unternehmung leiten zu lassen. Diesen ziehen die bis zum Unsinne leichtgläubigen Abiponer, weil sie ihm die Wissenschaft des Künftigen und Abwesenden antrauen, öfters zu Rathe, und ehren ihn wie ein delphisches Orakel. Seine Worte sind ihnen heilig. Hohe und Niedrige leisten seinen Winken Folge. Sie sind noch weit abergläubischer als die alten Römer, welche sich ohne den Rathschluß der Vögel und Eingeweidedeuter in keinen Krieg einließen. Entspricht auch der Erfolg den Voraussagungen des Schwarzkünstlers nicht, so wird doch kein Mensch auf ihn unwillig oder mißtrauisch. Strafte ihn auch die Erfahrung täglich Lügen, so werden ihn dennoch die Abiponer dafür zu Hause mit einem ansehnlichen Theil der Beute belohnen. Soll der Angriff den folgenden Tag unternommen werden, so untersuchen sie mit Argusaugen die wahre Lage der Sachen, und schreiten erst dann zur Ausführung ihres Vorhabens, wenn sie sich überzeugt haben, daß dabei gar keine Gefahr ist. Sie lassen hierauf an einem Orte, wo sie niemand sehen kann, die Pferde, die sie nicht brauchen, sammt den Zäumen und Sätteln zurück,

jurkt, nebst einigen, die selbe hätten müssen. Ihrem Gesicht geben sie mit allerlei Farben ein schreckbares Aussehen, wie es einst bei den alten Deutschen üblich war, und bei den meisten amerikanischen Völkern noch ist. Den Feinden nach ihrer Meinung noch mehr Furcht einzusagen, setzen sich einige eine Krone von Papageyensehern, andere eine mit glänzenden Glas- oder Schneeschalen- kugeln behangene Krone von rother Wolle, noch andere aber einen grossen Geierflügel auf den Kopf. Ich habe einen Whiponier gekannt, welcher die Haut eines Hirsch- kopfs sammt dessen Geweihen wie einen Helm auf seinen Scheitel fest machte, so oft man sich zum Treffen rüstete. Ein anderer band sich, ehe er auf den Kampflatz tratt, einen hohlen, wohl eine Spanne langen Inulafchnabel an seine Nase. Ich habe immer beobachtet, daß die, welche so gern durch ihre erkünstelte Gestalt schrecken wollten, aus allen die feigsten waren. Die Unerforschtenen besümmern sich um alles das wenig, sondern treten ihrem Feind ganz nackt, wiewohl immer mit bemahltem Gesicht unter die Augen. Doch ist bei ihnen durchgängig der Brauch, daß sie sich von allen ihren Pferden die besten auslesen, selbe ganz abdecken, und dann halb nackt bestiegen. Statt des Zaumes binden sie ihnen einen Riemen an ihr Maul, damit sie sich desselben wie eines Zügels bedienen können. Alles was das Pferd beschweren, oder in seiner Hurtigkeit aufhalten könnte, nehmen sie dem Pferde sorgfältig ab, damit sie sowohl im Angreifen als im Ausweichen desto behender seyn mögen.

Für die bequemste Zeit einen Uibersall zu bewerkstelligen, halten sie die Morgens oder Abenddämmerung, da es aber doch so licht seyn muß, daß man alle Gegenstände ausnehmen kann. Denn bei Auf- oder Untergang der Sonne treffen sie mehrere zu Haus und noch dazu meistens im tiefen Schlafe an, so, daß sie selbe ohne Mühe erschla-

erschlagen können, da hingegen untertags die Weissen Geschäfte halber von Hause abwesend sind. Wie aber des Morgens und Abends immer so viele Mordthaten verübet wurden, fiengen die Spanier an behutsam zu werden, zu dieser Zeit sonderlich auf ihrer Hut zu seyn, und durch ihre Wachsamkeit die Anschläge der Wilden zu vereiteln. Dieses bewog die Abiponer, um die Vorsicht der Spanier durch eine neue List zu täuschen, von ihrem alten Grundsatz zuweilen abzugehen, und selbst am hellen Mit-tage über diese unvermuthet herzufallen, so bald sie sich einen glücklichen Ausgang ihrer Unternehmung versprechen konnten. Nach dem Beispiel der Abiponer richteten sich gleichfalls die Mokobier, die Tobas und übrigen Wilden, also zwar, daß wir in den abiponischen Kolonien keine Stunde im Tage vor ihrem Uibersalle sicher waren, oder wenigstens uns sicher glaubten. Bei der Nacht aber werden sie schwerlich einen Angriff antunehmen, indem sie immer besorgen, im Finstern möchte jemand verborgen seyn, der sie umbrächte. Wenn sie von ungefehr des Nachts in einer freundschaftlichen Absicht in mein Zimmer hinein-traten, und dasselbe ohne Licht war, ergriff sie sogleich die Angst: Wie schwarz ist dein Haus, schrieen sie jag-hast, Kemen nenegin Greërigi, oder la naa! neno-kauvagi. Indessen scheuen sie dennoch auf freyem Feld die Finsterniß nicht, wenn sie Pferde wegstreiben, Wache halten, das Feld auskundschaften oder sonst was thun. Die Oackakolot, eine der wildesten Nationen (die Spanier nennen sie Quaycurus oder Lenguas) haben das Besondere, daß sie wider den Brauch anderer Wilden meistens bei der Nacht in die Kolonien einfallen, und darinn greulich wüthen. Sie pflegen immer einige aus ihrem Mittel vorauszuschicken, damit diese heimlich einige Palisaden, welche man zur Sicherheit des Orts um den- selben herumplanzet, ausheben, und dem nachkommenden Haufen einen Zugang öffnen, da sie dann die Ein-  
wohner,

wohner, welche sich nichts weniger als ihres so naßen Lebensendes versehen, im tiefen Schlafe ermorden. Schon dadurch hat dieses berittene Volk allenthalben Schrecken verbreitet. In unseren Kolonien wenigstens hat man ihrer wegen unzählige Nächte gewacht. Die Arter, eine der streitbarsten Nationen des alten Deutschlands, pflegten gleichfalls bei der Nacht zu sechten. Die Arter, sagt Tacitus, ein auf ihre Stärke, an welcher sie alle kurz vorher angeführten Völker übertreffen, trotzendes Volk, lassen noch ihrem angeborenen Grimm die Kunst und die Zeit fröhnen. Sie greifen mit schwarzen Schilden, gefärbtem Leibe und bei stockfinsterner Nacht an, und ängstigen ihren Feind durch die Furcht selbst, und das Düstere des mordsüchtigen Meeres; indem niemand den fremden und so zu sagen höllischen Anblick desselben aushält; denn die Augen werden immer in allen Treffen zuerst überwunden.

Beim Angriffe selbst gehen die Abiponer nicht allemal auf gleiche Weise zu Werke. Wollen sie eine christliche Kolonie überfallen, so nähern sie sich derselben heimlich auf unbekannten Wegen und in der größten Stille. Hierauf besetzen sie alle Zugänge dicht mit Reitern, damit den Einwohnern alle Gelegenheit zur Flucht abgeschnitten ist. Andere erbrechen zu Fuß die Thore der Wohnplätze. Sehen sie dabei Gefahr, so drücken sie von Weitem vorne an der Spitze mit brennender Baumwolle oder einem anderen Brandstoff behangene Pfeile häufig nach den Häusern ab, welche dann, wenn sie mit Stroh oder Holz bedeckt sind, sogleich Feuer fangen, und die Einwohner in die äußerste Noth versetzen. Die, den Flammern zu entweichen, sich auf die Gasse retten wollen, bekommen durch Lanzen oder Pfeile ihren Rest; wenigstens entgehen sie, selbst Knaben und kleine Mädchen nicht unangekommen,

nommen; der Gefangenschaft nicht. Die sich aber aus Furcht vor den Wilden im Hause verborgen halten, werden elendiglich verbrennet. Es ist eben so gewiß als unglaublich, daß viele die Hände der Wilden noch mehr als die Flammen fürchten. In dem nahe bei Corymtes gelegenen Flecken des Jakob Sanchez zündeten die Wilden, wie wir alle wußten, eine Kirche an, welche sammt dem Priester, der am Altar Messe las, und den Indianerinnen, Kindern und wenigen Männern (die andern waren wegen ihrer Geschäfte auf dem Lande abwesend) in Asche verbrannte. Den Ort, wo sich diese Trauergeschichte zutrug, habe ich auf einer Reise durch denselben selbst gesehen. Jetzt ist von allem außer der Brandstätte des eingedäscherten Fleckens und einigen dort angepflanzten Bäumen nichts mehr übrig. Eben so wollten auch viele Pflanzler in Tufuman und dem Gbiete von Assumption lieber durch das Feuer der Brandpfeile der Wilden als durch ihre Lanzen umkommen. Nachdem alles todt oder gefangen ist, nehmen die Abiponer, was sie nur immer brauchen können, mit sich; ja sie schleppen auch vieles, das sie nicht brauchen können, mit, um es zu zerbrechen oder in den nächsten Fluß zu werfen, damit es auch den Christen nichts mehr nützen kann. Ich übergebe hier die merkwürdigsten Verheerungen, die sie vor Zeiten fast in ganz Paraguay angerichtet haben, weil ich ihrer an keinem Orte gedenken werde.

Sind die Abiponer für gut, die spanischen Truppen anzugreifen, so pressen sie mit verhängtem Bügel auf sie los, aber nicht in geschlossenen Reihen wie die Europäer. Sie dehnen sich vielmehr so weit aus, daß sie in verschiedenen Haufen über ihren Feind zugleich von vorne, rückwärts, und auf beiden Flügeln herfallen, und mit ihrer Lanze, die sie über des Pferdes Kopf hinüber strecken, jeden, der ihnen in den Weg kommt, niederschießen.

stossen. Sie führen ihren Stoß: um aber keinen zurück zu erhalten, sprengen sie eben so schnell zurück, als sie hinausprengten, erholen sich wieder, und kehren so einigemal auf den Kampfplatz zurück. Jeder kommandirt sich selbst. Jeder folgt seinem eigenen Entsatzen. Ihr Pferd können sie mit der äußersten Geschwindigkeit vielmal nacheinander im Kreise herumdrähen; auch richtet sich dasselbe nach jedem ihrer Winke. Sie hängen sich oft mit den Füßen an des Pferdes Rücken auf, und machen in dieser Stellung wie die Seiltänzer allerlei Wendungen und Krümmungen. Zuweilen verstecken sie sich auch ganz unter den Bauch ihrer Roß, um von den Kugeln nicht getroffen zu werden. Durch diese List entgehen sie denselben vielmal, indem sie durch diese immerwährenden Drähungen und Veränderungen ihrer Lage das Auge des Spaniers, der auf sie zielt, täuschen und ermüden. Stehendes Fußes fechten wie die die Europäer wollen sie durchaus nicht, und halten den für einen Thoren, der immer auf dem nämlichen Fleck kaleblütig aushält, und seine Brust dem Nordbley zum Ziele darstellt. Daß ihr vorzüglichster Kunstvorthell im Kriege in dem hurtigen Hin- und Wegschwenken bestehe, versichern alle einstimmig. Wer diese Gelenksamkeit der Abiponer und ihren Charakter recht kennt, wird seine Knete nie gegen sie abfeuern, wenn er nicht seines Schusses gewiß ist. Denn haben sie einmal den Knall derselben gehört, ohne daß einer von ihnen gefallen ist, so legen sie ihre Furcht vor dem europäischen Gewehre ab, und werden dadurch nur um so verwegener. So lang sie jemand mit gespanntem Hahn auf sie zielen sehen, sind sie voller Angst, und weit mehr um die Erhaltung ihres Lebens als um die Niedermeglung anderer bekümmert.

Die unzeitige und verwegene Eilfertigkeit zu schießen hat manchen das Leben gekostet; das bedächtliche und fluge

Kluger Jaudern hingegen manchen das Ihrige gerettet, wie eine Menge Beispiele aus unserem Jahrhundert beweisen. Wir wollen deren einige kurz anführen. In dem Gebiet von S. Jakob de Storen kamen unter der Dämmerung auf einmal Abiponer von einem jähen und unwegsamen Felsen, den nie eines Menschen oder Pferdes Fuß betreten hatte, herabgeritten, und fielen in den spanischen Fleden Las Barrancas ein. Es kostete ihnen auch keine Mühe die Einwohner im Schlafe zu erwürgen. Ein Hauptmann, Namens Pilarius, mit dem ich einige Jahre darauf einen sehr vertrauten Umgang pflog, wurde theils von dem Schreie der Wilden und theils von dem gräßlichen Wimmern der Sterbenden wache, und stellte sich unter dem Eingang seines Hauses mit seiner Flinte hin, die er stets dem feindlichen Haufen anlehnte. Der Erfolg davon war, daß sich kein einziger zu ihm in die Nähe wagte. Durch dieses bloße Drohen rettete er sich und sein Töchterchen mitten unter den Leichen ihrer erschlagenen Nachbarn. Der Kapitän hat mir bei meiner Durchreise die Stelle, wo dieses vorgieng, selbst gewiesen. Ein anderer Spanier hielt einem Hausen Abiponer, als er sie den mit Palisaden nur schlecht verwahrten Hof seines Hauses umringen sah, eine ungeladene Flinte entgegen, und wachte damit bald auf diese und bald auf jene. Die Feinde von ihrem Vorhaben abzuhalten, war dieß hinlänglich. Ich habe einen Kapitän mit Namen Gorosito gekannt, der sich unter den Soldaten von S. Jago ungemein hervorgethan hatte. Seine Flinte aber war von der Art, daß man gar keinen Schuß damit thun konnte. Als ihn ein Soldat fragte, warum er selbe nicht wieder zurecht machen ließe, antwortete er, daß er es nicht für nöthig fände. Es ist genug, sagte er, daß man den Wilden die Flinte werfet, wenn sie auch nichts thut, weil sie auf den bloßen Muthiß derselben ertoten.

tern. Sie wissen nicht, daß mein Gewehr einen Fehler hat. Ich habe bei verschiedenen Scharmügeln mit Ruhm und unbeschädigt mitgekämpft. Aber wozu bedarf ich fremder Zeugnisse und Erfahrungen? Habe ich doch selbst durch sieben Jahre ganzen Schaaren eingefallener Wilden mit einer Flinte, ohne daß ich selbe auch nur einmal abgefeuert hatte, vielmal Furcht eingejagt, und zwar so sehr, daß sie nicht einmal der Kapelle in den Pallisaden meines Hauses nahe zu kommen, vielmehr darinn etwas zu verheeren sich getrauten.

Wie gefährlich es aber ist, die Musketen zu voreilig abzufeuern, haben wir in Paraguay vielmal, besonders aber zu meiner Zeit in einer neuangelegten indianischen Kolonie, wo wenige Besatzungssoldaten wegen der vielen Einfälle der Wilden die Gränzen von Tufman bewachen mußten, erfahren. Diesem Flecken setzten einst die ansehnlichen Mataquayer gegen den Abend mit Waffen von aller Art zu. In der Angst feuerten die Soldaten alle ihre Musketen wider die Wilden ab, aber zu ihrem nicht der Feinde Schaden; denn diese steckten, ohne ihnen Zeit zum Laden zu lassen, mit ihren Feuerpfeilen sogleich alle Häuser in den Brand, schossen auf die Soldaten, die sich auf den Platz herausretten wollten, einen Hagel von Pfeilen mit Widerhacken ab, und benahmen ihnen alle Gelegenheit zur Flucht. Zween aus unserer Gesellschaft, welche daselbst der Seelsorge vorstanden, nämlich der P. Juan Ugalde, ein Biskayer, und Romanus Darto aus Navarra (ich wohnte mit ihnen vormals in Cordova unter einem Dach) erfuhren ebenfalls in der Blüthe ihres Alters in der nämlichen Umzäunung die ganze Wuth der Wilden, eben als sie auf das Seelenheil der sterbenden Soldaten und ihre eigene Sicherheit bedacht waren. Mit tödtlichen Pfeilwunden überhäufet, und unter dem Schutze der bald

dort

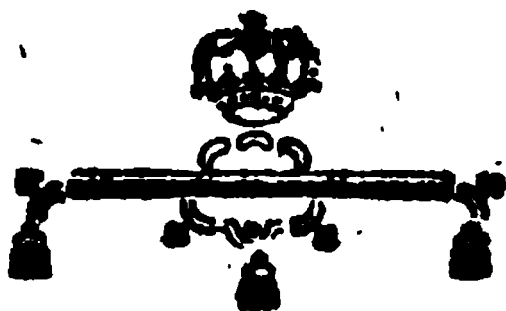


darauf eingeäscherten Kirche begraben, wurde der erste von diesen ein Opfer der Flammen, also zwar, daß von ihm nichts als ein kleines Beinchen übrig blieb, das wir nachmals in einer andern Kirche begruben. Ohne Zweifel ist er in den Aufenthalt der Seligen übergegangen. Dieß war wenigstens die Meinung aller derer, die seine unaeschränkte Gottesfurcht und liebenswürdige Herzensreinigkeit kannten und bewunderten. Sein Leben, welches zu Madrid spanisch herauskam, ist zu Wien in das lateinische übersetzt worden. Sein Amtsgefährte, der P. Romanus Harto (Wir führen miteinander von Lissabon nach Paraguay auf dem nämlichen Schiffe) wurde von zweenen Pfeilen verwundet. Ungeachtet ihm nun diese tief in der Seite stachen, so froh er dennoch unter Begünstigung der Nacht von seinen Hauspallissen in den nahen Wald, und entging dadurch dem Tod und den Augen der Wilden. In seinem Blut schwimmend, von den heftigsten Schmerzen seiner Wunden und dem daraus entstandenen unleidentlichen Durst gequält, brachte er die Nacht zwischen den Bäumen unter freiem Himmel zu, bei dem schrecklichsten Ungewitter, unter Stürmen, Regengüssen und Donner. Keine Seele war zugegen, von der er einige Hilfe erwarten konnte. Wie es am Himmel grau ward, froh er auf das Feld hinaus, wo er durch eine besondere Wohlthat der Vorsehung einen Soldaten antraff, der Tags vorher mit seinem Pferd die Flucht ergriffen hatte. Dieser nahm ihn nun auf das Pferd, und brachte ihn zu den Spaniern nach einer ungemein weiten Reise, wo er dann endlich wieder geheilet wurde. Was hat nun zu dieser Trauergeschichte, zu so vielen Mordthaten Anlaß gegeben? Bloss die unzeitige Eilfertigkeit der Handvoll Soldaten in Abfeuerung ihrer Musketen. Des blinde Lärm erschütterte nur die Luft; den Indianern hingegen stößte er Muth ein, so, daß sie nur desto furcht-

freyer und kühner auf die Spanier losgingen, ehe sie noch ihre Musketen laden konnten. Man sagte auch, daß es den meisten an Pulver, allen aber der Muth gemangelt habe, indem sie über die unvermuthete Erscheinung der Wilden, den Brand ihrer Wohnungen und den Mord so vieler Getödteten ganz ertattet waren. Wenn man Wilde zurückzuschlagen will, muß man weder zaudern, noch auch unvorsichtig zu Werke gehen. Man muß die Hand nicht in den Busen stecken; aber doch auch immer von seinem Waffenvorrath etwas auf alle Fälle zurück behalten; denn die Indianer, welche keine Gelegenheit ihrem Feind zu schaden ungenügt vorbeigehen lassen, brechen denen bald die Hälse, die entweder keine Waffen haben, oder mit denselben nicht umzugehen wissen. Wenn also dreysig Musketiery einen Posten vertheidigen sollen, müssen sie in drey Klassen abgetheilet werden. Zehn nämlich müssen ihre Musketen wider den heranprellenden Feind lösen, während daß die zweyten Zehn laden, und die dritten sich schussfertig halten. Wenn sie also im Schießen so miteinander abwechseln, werden sie immer noch Zeit haben ihre Feuersgewehr zu laden, und die Indianer Ursache sich zu fürchten. Man richte sich nach diesem Grundsatz, und dreysig Musketiery werden immer dreyhundert Amerikaner in die Flucht schlagen. Ferner hingegen dreyhundert Mann ihre Musketen auf einmal ohne Erfolg ab, so werden sie gegen dreysig Wilde den Kürzern ziehen, es wäre denn, daß ihre Kugeln angegriffen, und einige auf die Haut gelegt hätten. Denn die Abiponer nehmen, wie alle übrigen Amerikaner, so bald sie von ihren Landbedienten etliche fallen sehen, nach allen Seiten den Reißaus. Die ganze ungeheure Länderstrecke scheint ihnen manchmal auf ihrer Flucht zu enge zu werden. Man darf nur auf einen Baum, worauf eine Schaar Vögel sitzt, einen Schuß thun. Schnell werden sie

alle

alle ihr Heil in der Flucht suchen, so bald nur zween oder drey davon getroffen worden sind. Eben so darf nur einer oder der andere Amerikaner auf dem Plage bleiben, und die übrigen werden sich sogleich erschrecken aus dem Staube machen. So wenig wollen sie den Sieg mit dem Verlust ihres Lebens erkaufen. Was mag also wohl die Ursache seyn, daß sie so allgemein gefürchtet werden? Ich will es sagen.



## Vierzigstes Hauptstück.

Wodurch sich die Abiponer so fürchten  
lich machen, und wann man sie wirk-  
lich zu fürchten hat.

Da die Abiponer von Natur furchtsam sind, so machen sie sich bloß durch die Kunst fürchtbar. Den Mangel an Herzhaftigkeit, die vielen angeboren ist, suchen die Wilden durch den Lärm ihrer Kriegstrompeten, ihre hinterlistigen Überfälle, unglaubliche Geschwindigkeit, schrecklich bemahlten Gesichter und buntfarbigen Federkronen zu ersetzen. Wenigstens machen die Abiponer von diesen Künsten allemal Gebrauch, so oft sie einen Angriff thun wollen, oder von andern einen befürchten. Sie halten selbe für Hilfsmittel dem Feind Angst einzusagen; id aber hielt sie allemal für Beweise ihrer angeborenen Zähmigkeit. Sie zieren ihren Kopf mit Federn von allerlei Vögeln, die sie entweder wie einen Kamm in die Höhe richten, oder wie eine Krone zusammenordnen. Nun sie gehen ins Treffen wie zu einer Hochzeit, als wenn sie ihres Sieges schon gewiß wären; weil sie glauben, daß dem Feind, so bald er ihre Zuversicht bemerkt, der Wuth sinken werde. Diese Gewohnheit den Kopf mit Federn zu zieren ist nicht nur uralte, sondern auch fast allen Völkern des Erdbodens gemein. Ihre Helme sehen wir durchgängig mit Federbüschen von allerlei Farben wie mit einem Kamm aufgestuht. Daher sagt Virgil im 12. B. seiner Aeneide: Tum galeam Messapi habilem, cristisque decoram induit — (dann setzte er sich den geschnittenen

schmelzigen und mit einem Federbusch geschmückten Helm des Messapns auf.) Und ein anderer Dichter: Galeam quassabant rubra minitante vulnere crista. (Sie schüttelten den Helm mit seinem rothen Wunden drohenden Federbusch.) Die Eynibrer und Teutonen steckten sich außer den Bogelfedern noch aufgesperrte Klappen wilder Thiere auf ihre Beckelhäube, das mit sie auf dem Schlachtfelde noch grimmiger aussähen. Aus dieser Ursache tragen die europäischen Grenadiere noch ist Bäremützen, und die Reiter einen mit einem Federbusche gezierten Hut. Wenn wir dem Jovius, einem Geschichtschreiber, glauben wollen, so zeichnete sich der Bassa Cassan (ein türkischer Heersführer, der mit fünfzehntausend Türken Oberösterreich verheerte) unter allen durch seinen prächtigen Federbusch aus. Es war ein Geyersflügel, welcher vorn an der Stirne aus einer goldenen Scheide herausgieng, und, damit ihn alle kennen konnten &c. Andere Geschichtschreiber nennen diesen Mann nicht den Cassan, sondern den Hassan Bassa.

Mit dem Gebrauch der Federn vereinbaren die Abiponer auch noch vor dem Gefechte den Anstrich: denn sie färben ihr Gesicht bald weiß, bald purpurroth meistens aber schwarz. Diesen Dienst thut ihnen der Muschel, den sie von den Töpfen und Häfen abschaben. Auf der Reise, wo sie keinen solchen Muschel haben können, machen sie ein Feuer auf, und schwärzen sich mit dessen Rauch und klein zerstoßenen Kohlen. Die Frucht eines Baumes, den die Quaranier Urucuy nennen, giebt eine rothe Farbe, womit man auch die Wolle färben kann. In Ermangelung aller Farbmaterien bei unvermutheten Fällen durchstechen sie ihre Zunge mit einem Dorne, und bereichen sodann mit dem häufig daraus hervorquellenden Blut ihr Gesicht. Sie bemahlen sich aber nicht alle auf

einerlei Art. Die einen machen sich bloß die Stirn schwarz, die anderen nur ein Wang, noch andere alle beide. Es giebt auch einige, die sich mit allerlei regellosen, und andere, die sich mit schneckenförmigen Zügen ihr ganzes Antlitz beschmieren. Manche machten sich bloß um ihre Augen einen doppelten Kreis. Viele schwärzten sich ihr Gesicht so sehr, daß sie Höhlen vorstellen. Man glaubt Gespenster und höllische Larven von des Plutos Gefolge vor sich zu sehen. Die bekanntesten, mit denen ich täglich umgegangen war, erkannte ich nicht mehr, wenn sie sich bei der Annäherung des Feindes, den sie zurückschlagen wollten, so mit allerlei Farben angefloriet hatten. Diese Gewohnheit ist auch den übrigen paraquayischen Völkernschaften, besonders aber den bewitterten eigen. Sogar die alten Deutschen waren dafür eingenommen, wie aus den oben im vorigen Hauptstücke angeführten Worten des Tacitus, erhellt, als wo er sagt: Die Arier greifen mit schwarzen Schilden, gefärbtem Leibe und bei stockfinsterner Nacht an, und ängstigen ihren Feind durch die Furcht selbst und das Düstere ihres mordfüchtigen Heeres, indem niemand den fremden, und sozusagen höllischen Anblick desselben aushält; denn die Augen werden in allen Treffen zuerst überwunden.

Die Whiponer machen sich nicht nur den Augen sondern auch den Ohren ihrer Feinde furchtbar. Vor dem Gefechte lassen sie immer ihre Hörner, Kriegspfeifen, Schallmengen und Trompeten, an Tor, Korbe und Gefäß allerlei verschiedene Instrumente, erschallen. Die von Horn brüllen, die hölzernen klingen, die beinernen aus den Rohrbeinen großer Vögel und andern vierfüßigen Thieren tönen scharf und pfeifend: die von Rohr hingegen machen ein unaussprechliches Gekramme. Diejenigen Kriegs-

pfeif

reifen, welche man aus dem Schwanz eines am ganzen Leib bepanzerten Thieres macht, (die Spanier nennen es Armadillo, die Quaranier Tatu, die Abiponer (auiklaip oder Katoirak, die gemeinen Paraguaner (ber Kirikintschu) erfüllen, wenn man statt des Rundstückes ein Rohr daran steckt, nicht nur die Ohren, sondern auch die ganze Gegend mit einem entsetzlichen Lärme. Der Ausdruck verläßt mich, wenn ich den Bau und den Gebrauch aller ihrer Kriegsschallmeyern beschreiben will. Gewiß ist, daß in einer abipontischen Schlachtordnung so viele trompeten als streiten. Mit dieser schreckbaren Feldmusik verbinden sie noch ein abscheuliches Geheul, welches sie mit der Hand machen, indem sie diese schnell zu den Lippen hin- und wieder davon wegführen. Mit diesem scheint das übereinzustimmen, was Tacitus von den alten keltischen Deutschen meldet. Sie bestreben sich vorzüglich einen rauhen Ton und ein abgestoffenes Gebrumme mit ihren Lippen zu erregen, indem sie ihre Schilde an den Mund halten, damit ihre Stimme im Abprellen voller und tiefer werde. So sagt auch Ammian Marcellin im 16. B. Die, welche sich mit Schlachten durch langwährige Kriege so zu sagen vertraut gemacht haben, erschrecken ihre Feinde entweder mit ihren Gebärden oder sie machen ein entsetzliches Feldgeschrey, welches selbst in der Hitze des Treffens mit einem kleinen Gesumse anfängt, und sich immer mehr erhebt wie Fluthen, die an Felsen anprellen. Beide Schriftsteller erwähnen deutlich des Kriegsgeheules, dergleichen die Abiponer durch das wiederholte Lippenstossen anzustimmen pflegen. Uebrigens war fast keine Nation, die nicht während des Gefechtes in ein Geschrey ausbrach. Polybius bezeugt im 15. B. daß die Römer nach ihrem vaterländischen Gebrauch im Treffen zugleich

geschrien und zugleich mit ihren Schwertern, indem sie mit selben auf die Schilde klopfen, ein Getöse erzeugt hätten. Mit diesem stimmt auch Cäsar überein, da er im 7. B. von dem gallischen Kriege sagt: Die Feinde lieferten die Schlacht, während daß von beiden Seiten geschrien wurde. Die Türken wiederholen noch oft mit lautem Geschrey ihr gewöhnliches: Allaha Schikir. Gott sey gelobet, so oft sie auf den Feind anlaufen. Allein nur Reutengeworbene fürchten sich vor ihnen; alte versuchte Leute, die sich auf ihre Kriegskenntnisse verlassen können, lachen über sie. Wenn die Abiponer in ganzen Geschwadern heransprengen, rufen sie so laut, als sie können: Laharalk! Laharalk. Gehen wir, gehen wir: so wie sich die Quaranier mit ihrer Yaha! yaha! die Rusobier mit ihrem Zokolak! Zokolak! die Spanier mit ihrem Vamos oder Vamonos zum Treffen aufzumuntern pflegen. Eben dasselbe wiederholen auch andere mit anderen Worten vor dem Angriff. Die Franzosen schreyen immer Allons! Allons! Auf! hinan!

So lang die Abiponer fechten, wenden sie, sowohl ihre Streiche zu führen, als auch den feindlichen antzweichen, stets ihre Augen auf alle Seiten. Sie rufen auch unablässig mit rauber und so zu sagen heiserer Stimme drohend ihr Ho - Ho - Ho - wodurch sie den Feind herausfordern und sich selbst noch mehr zu entflammen suchen. Unstreitig hat die bei den europäischen Kriegsheeren gewöhnliche Feldmusik und der Lärm ihrer Trommeln keinen andern Endzweck als die Truppen aufzumuntern und zu leiten, und dem Feinde Furcht einzujagen. Dennoch wird kein Mensch läugnen, daß man nicht sowohl vor Alters als auch in unsern Zeiten mehrere Siege schweigend als lärmend erfochten habe. Möchten sich doch die Spanier in Paraguan diese Wahr-  
heit



heit zu Herzen nehmen, als welche allemal, wie die Wilden, ihren Angriff schreyend beginnen. Der königliche Unterstatthalter zu S. Jakob in Tufuman, Franz Bareda aus Andalusien, ein Mann, welcher seine Würde bei 30 Jahren bekleidet, und sich durch seine Thaten im Kriege sehr hervorgethan hat, klagte mir vielmal, daß er bei seinen Soldaten noch nie hätte zuwege bringen können, daß sie sich, wenn sie die Wilden in ihren Wohnplätzen überfielen, des Schreyens enthalten, um ihnen entweder die Gelegenheit zur Flucht abzuschneiden, oder sie niederzumachen, ehe sie zu den Waffen greifen könnten.

Ein kluger Kriegermann lacht bei dem Gedöse, daß die Feinde vor, oder während einer Schlacht erregen, und verachtet selbes, weil er weiß, daß bloß das Ohr dabei leidet und nicht der Körper. Es ist eben so bewunderungs- als bedauerungswürdig, daß sich auch härte Pflanze in Paraguay vor den Schreckengestalten der Abiponer und ihrem Zetterschrey so entsetzlich zu fürchten pflegen. Wir sahen nicht nur ihre Augen und Ohren darüber ganz erstarren sondern auch ihre ganze Seele in eine solche Verwirrung gerathen, daß sie ihrer selbst nicht mächtig, sich nicht mehr um Hilfsmittel der Vertheidigung, sondern um eine sichere Gelegenheit zur Flucht ängstlich bekümmerten. Dadurch retten sie wohl manchmal ihr Leben, aber nicht ihre Ehre: noch stellen sie sich dadurch sicher: denn die Wilden werden täglich desto kühner, je feiger man vor ihnen flieht und sich fürchtet. Wie vielmal haben nicht selbst die Spanier in den Städten gezittert, wenn sich ein fliegendes, oft grundloses Gerücht verbreitete, daß Wilde mit geschwärzten Gesichtern, furchtbar und grimmig in ihrem ganzen Anzuge, auf ihren leichten Pferden heranritten, den Lärm ihrer Kriegspfeifen mit ihrem Mordgeschrey be-

begleiteten, in der Faust eine ungeheure Lanze, auf dem Rücken einen Köcher voll Pfeilen, nach Mord und Brand schnaubten, und ihren Feinden mit ihren funkelnden Augen Gefangenschaft, Wunden und hunderterlei Todesarten androheten? Man sah sie schaaarenweise hin und her laufen, und über ihres Lebens nahes Ende jammern, wenn auch von Weitem von Feinden noch keine Seele zu sehen war. Nicht bloß das weiche Geschlecht sondern auch Männer vom Officierstrange verkrochen sich in die von Stein erbauten Kirchen, in die verborgensten Schlupfwinkel, Männer, die, wenn sie dem Feinde die Spitze und ihre Muffeten gewiesen hätten, die Wilden mit leichter Mühe zum Rückzuge genöthigt und den panischen Schrecken in ein allgemeines Gelächter verwandelt hätten. Der bloße Ruf, daß Wilde in der Nähe wären, hat oft alle zittern gemacht. Vor wenig Jahren verbreitete sich zu Buenos Ayres auf einmal an einem Sonntage unter Mittag das Gerücht, die südländischen Wilden, welche man daselbst Serranos, Aucas oder Pampas nennt, wären in grosser Anzahl, ich weiß nicht mehr, in welcher Gasse der Stadt eingefallen. Die dadurch entstandene Furcht bemächtigte sich aller Gemüther dergestalt, daß sie, vor Schrecken ganz außer sich und verblendet, wie Wahrsinnige alle Straßen abliefen und mit ihrem Jammer erfüllten. Man hätte darauf geschworen, das Schwert des Feindes sey ihnen schon auf dem Rücken, und ihr Leben ohne Rettung. Manche, die sich in sichere Oerter flüchteten, verloren im Laufen ihre Perüquen, Hüte und Mäntel. Man schickte indessen, die ganze Stadt zu recognosciren, von der dortigen Besatzung Reiter aus; allein sie kamen mit der Nachricht zurück, daß man weder Wilde noch eine Spur von ihnen entdecken konnte. Hierauf fieng es wieder an in den Gemüthern der Einwohner heiter zu werden, und an die Stelle des Zags tratten bei ihnen

Schau

**Schaam und Reue darüber.** Dergleichen Scenen ereigneten sich in Santa Fe, Assumption, Cordova, Salta &c. fast alle Tage, wenigstens sehr oft, indeß die Wilden ungeahndet in der ganzen Provinz herumstreifen; denn der furchtsame Pöbel hält alle Sagen für gewisse Wahrheit, und ahndet überall Gefahr, wo keine ist. Besonders merkwürdig und lustig ist der Vorfall, der sich in Corrientes zugetragen hat. Gegen den Abend erscholl in dieser Stadt plötzlich das Gerücht, ein Haufe Abiponer sey eingedrungen, und wäre bereits in der sogenannten Rosengasse. Sogleich lief alles in unsere von Stein gebaute Kirche zusammen. Selbst der oberste Kriegsbefehlshaber, ein alter Mann (ich weiß seinen Zunamen und kenne seine Söhne) gesellte sich den winselnden Mütterchen bei, und seufzte und betete mit. Hier, sagt er, hier in dem Tempel Gottes vor Jesu Christo müssen wir sterben. Unwillig über das unfriedliche Gemurmel dieses Kriegesmannes, versetzte hierauf ein eben hinzugelommener Weltpriester, ein junger aber herrhafter Mann: Bei Gott! Hier müssen wir nicht sterben. Wir müssen die Feinde auffuchen und niedermachen. Kaum hatte er dieses gesagt, als er schnell wie der Blitz auf ein Pferd sprang, und mit seiner Musquete an den Ort hinritt, wo die Abiponer bereits hätten herumwürgen sollen, um den Bedrängten betzuspriegen. Allein er fand alles daselbst friedlich, ruhig, im tiefen Schlafe, und kein Mensch dachte an einen Abiponer: er kehrte daher zurück in die Kirche, wo die Beigen noch zitterten, und benachrichtigte sie von der Falschheit der fürchterlichen Zeitung. Man sieht hieraus, welch eine Angst nicht bloß das Aussehen und die Gegenwart der Abiponer sondern auch der unzuverlässigste Ruf von ihrer Mordherung der Paraguayern eingejaget hatte.

Zwei Wahrheiten, die mir eine lange Erfahrung außer allen Zweifel gesetzt hat, wünschte ich allen tief einzuprägen. Nämlich, daß die Indianer nie weniger zu fürchten sind, als wenn sie am schreckbarsten aussehn, und das meiste Getöse machen: denn ihr fürchterlicher Apparat bei einem Ueberfall verräth ihre Furchtsamkeit. Mißtrauisch auf ihre Tapferkeit, Kräfte und Waffen erwarten sie den Sieg von ihrem buntscheckichten Anstrich, ihren Vogelfedern, ihrem Geschrey, und anderen Schreckenbildern, die sie zu Hilfe nehmen. Allein man darf nur ein wenig Muth und ganz mittelmäßige Waffen haben, so wird man alles das nichts weniger als fürchtbar finden und sich darüber, als über fahles Spielwerk, gleichgültig hinwegsetzen. Dies ist meine erste Erinnerung. Meine zweite besteht darin, daß man die Indianer nie mehr zu fürchten habe, als wenn sie sich vor uns zu fürchten scheinen. Sie verbergen sich manchmal, schweigen und geben kein Zeichen von sich. Wie die Windstille auf dem Meer die Anzeige eines nahen Sturms ist, so ist auch dieses Schweigen der Wilden gemeinlich ein Vorbothe des Ueberfalles, den sie zu unternehmen im Begriffe stehen. Sie werden sich auf einmal zeigen, und denen die Hälse brechen, die sich dessen am wenigsten versehen. Sie sind immer da, wo man auf sie gar nicht denkt. Daher sind die Zeiten und Derter, welche ganz gefahrlos zu seyn scheinen, immer verdächtig. In der Hitze des Treffens nehmen zuweilen die Abiponer jählings den Reißaus, hauptsächlich in der Absicht, die Spanier zum Nachsehen zu verleiten, und, da sie ihrer in geschlossenen Haufen nicht mächtig werden können, in zerstreuten Schaaren niederzumegeln. Daher geschah es nicht selten, daß die vermeinten Ueberwinder den stüchtligen Ueberwundenen unterlagen. Den Grund davon giebt Vegetius im 3. B. 22. K. an, da er sagt: Weil man

man wider fliehende Kämpfer und minder achtsam zu Werke geht. Nothwendig aber ist die größere Sicherheit auch mit einer größeren Gefahr verknüpft. Fliehende Abiponer muß man daher mit aller Vorsicht verfolgen. Die ist den Siegern den Rücken wenden, werden ihnen bald die Stirne und die Spitze bieten, wie die Parther, von welchen Justin im 41. B. schreibt. Mit ihrem Feinde können sie nicht in der Nähe fechten, so wenig als belagerte Städte erobern. Sie fechten entweder im Hinein- oder im Zurückreiten. Oft stellen sie sich auch an, als wenn sie stöhen, damit ihnen die Unbehutsamen nachsetzen. — — Auch können sie den Kampf nicht lang aushalten. Uebrigens würden sie unwiderstehlich seyn, wenn ihr Nachdruck und ihre Ausdauer eben so groß wäre, als ihr Anfall heftig ist. Sie verlassen meistens in der Hitze des Kampfes das Schlachtfeld, fangen aber kurz nachher das Treffen vom neuen an, und setzen ihren Feind in die größte Gefahr, eben da er sie besieget zu haben glaubt. Da Justin von den Parthern schrieb, schilderte er zugleich die fechtenden Abiponer ganz vortrefflich, als welche auch im Fliehen den Spaniern weit gefährlicher werden, als wenn sie sich mit ihnen auf dem Wahlplatze herumwalgen. Sie flüchten sich in den Pfützen, Wäldern, Hohlwegen, auf die Bergschlände, Felsen und Höhlen, weil sie über alle diese Derter, wegen der außerordentlichen Behendigkeit ihrer Pferde und ihrer eigenen im Reiten und Schwimmen, leicht hinwegsetzen, während daß die mit ihrem Anzuge und Gepäcke beschwerten Spanier, die ihnen nachsetzen, mit ihren unbeholfenen Pferden im Wasser oder Schlamm stecken bleiben, oder andern Beschwerden des ungebahnten Weges unterliegen, von einander getrennet und dann von den Feinden über-

ne Nähe mit Lanzen niedergestoßen werden. Statt andere Arten ihrer Kriegslust zu übergehen, so ziehen sie sich, wenn die Verheerung vollendet ist, die Häuser geplündert und die Einwohner erwürgt sind, auf den Schein zurück, und geben sich das Ansehen, als wenn sie ihre Flucht beschleunigten. Wenn man sie bereits viele Meilen weit weg glaubt, wiederholen sie auf einmal den Ueberfall, machen sie über die noch übrigen Spanier, die bereits die Gefahr überstanden zu haben glauben, auf einmal her und schneiden ihrer so vielen, als sie können, die Köpfe ab. So gewiß ist es, daß man die Wilden nie mehr fürchten mußte, als wenn sie sich selbst zu fürchten scheinen. Mein und anderer Erfahrung haben mich hiervon oft genug überzeugt.

Wenige Abiponer sind auch einer ihnen nun viel überlegenen Anzahl Spanier fürchtbar, wenn jene, von allen Seiten umringet, und auf das Äußerste getrieben werden, also zwar, daß sie nimmermehr entkommen können. In diesem Falle sind sie, sich zu wehren, in allem entschlossen. Was sie vor sich finden, muß ihnen ein Gewehr abgeben. Ihre Todesangst wird Wuth, und ihr Blut Galle. Ihr Zagen macht sie scharfschauend, und herabst, und ist daher mehr als alle ihre Tapferkeit zu fürchten. Sie wollen weder ungerächet noch unrähmlich sterben. Ganz richtig sagt Vegetius im 3. B. 22. § Die Eingeschlossenen macht die Verzweiflung kühn: und selbst der Furchtsame greift nach den Waffen, wenn keine Hoffnung für ihn übrig ist. Dieses könnte ich mit einer Menge Erfahrungen bestätigen; aber ich will deren nur drei anführen. Ein Abiponer ward einst von einer Anzahl Soldaten von S. Jakob umringet. Sein Weib reichte ihm in einem fort Pfeile und in deren Ermangelung die nächsten, besten

Stücke:

**Stöße:** und damit gab er, allein seinen Angreifern so viel schaffen, daß er erst nach vielen empfangenen und versetzten Wunden auf dem nämlichen Flecken Erde, wo er anfangs stand, todt niedersank. Selbst die von ihm verwundeten Spanier konnten die Standhaftigkeit dieses Wilden nicht genug erheben. Weit und breit erfüllte Nachiralärin, ein mehr durch die Niedermeglung der Spanier als durch seine Herkunft berühmter Anführer der Abiponer aus dem Volksstamme der Yaaukanigas, alle paraquayische Kolonien mit dem Schrecken seines Namens. Setzt Angehörigen oder Untergebenen nannte das gemeine Volk in Paraguay wegen ihrer grauen Lagenaugen Los Jarcos. Nichtiger hätten sie selbe los Garzos geheissen. Von diesem Schwarme begleitet, verheerte Nachiralärin die Gegenden von Corrientes, Santa fe, Cordova und Paraguay mehrere Jahre hindurch mit Mord und Raube, bis er endlich an dem Ufer des Tebiquary von ungefähr 200 Soldaten aus Assumption angegriffen wurde, und bei der Gelegenheit sein Leben und seine Räubereien beschloß. Mit vierzehn seiner Abiponer in dem Walde umringt und eingeschlossen, vertheidigte er sich wider die Spanier so hartnäckig, daß er erst nach einem Kampfe von etlichen Stunden unterlag, und erblagte. Dennoch konnte man nicht hindern, daß nicht einige seiner Leute entwichen. Diesen Sieg haben mir die Spanier, die bei diesem Scharmügel mitgefochten hatten, vielmal, aber immer äußerst ruhmrühnerisch bis zum Edel erzählt. Man hätte glauben sollen, sie sprächen von den blutigen Schlachten beim See Thrasumenus bei den Furcis caudinis, bei Höchstädt, Nordlingen &c. Wirklich erworb sich der Oberbefehlshaber bei dieser Unternehmung, Fulgentius de Yegros, wegen des glücklichen Ausfalges derselben keinen geringen Ruhm. Er gelangte dadurch zu den höchsten militärischen Ehrenstellen, und

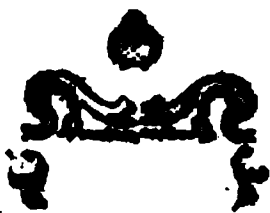
II. Theil. 21 sogar

sogar zur Statthalterwürde dieser Provinz. Hiernach füge man noch, daß einst zwanzig wilde Abiponer, als sie veräbter Todtschläge wegen, von 300 Christlichen Mosobiern und neugläubigen Abiponern angegriffen wurden, lieber sterben als weichen wollten. Es ist unglaublich, wie entschlossen sich diese handvoll Leute wider ihre zahlreiche Angreifer gewehret haben. Sie fielen alle auf dem nämlichen Plage, den sie zu Anfange des Treffens inne hatten. Der Anführer des ganzen Haufens, Ychamenraikin, (ein den Abiponern unvergesslicher Name) wurde gleich im ersten Angriff mit einem Pfeil verwundet, und bezahlte also den Sieg mit seinem Leben. Hieraus erhellet, daß sich auch ein zahlreicher Trupp vor einem kleinen, ihm an Zahl, Waffen und Kräften nachstehenden Haufen zu fürchten kann, wenn dieser auf allen Seiten umringt und durch die enge Lage des Ortes so in die Klemme gebracht wird, daß ihm kein Ausweg mehr zur Flucht übrig ist. Da sie sehen, daß es um ihr Leben geschehen ist, spornen sie die Verzweiflung an, dasselbe so theuer als möglich zu verkaufen. Während Nachsicht macht auch die Furcht ihnen Rath und dient ihnen statt der Waffen. Der Verlust ihres Lebens, auf das sie bereits Verzicht gethan haben, soll vielen Feinden das übrige kosten. Selbst die Lieger wachen grimmiger, sobald man ihnen das Entkommen unmöglich macht. Scipio glaubte wirklich, man müsse dem stehenden Feind einen Ausweg übrig lassen. Diesen Grundsatz befolgen meistens die Spanier in Paraguay, indem sie die Wilden großmüthig (oft großmüthiger, als sie sollten) und wider den Willen ihre Befehlshaber) entlassen lassen. Franz Barreda, dessen ich kurz vorher mit Ruhm gedacht hatte, erfuhr dieses bei dreißig Unternehmungen, die er als Oberbefehlshaber wider die Abiponer und Mosobier veranstaltete. Diese pflegen sich sorgfältig in ihren Wohnplätzen zu

theil



theilhaft gelegene Posten auszusuchen. Sie wählten sich gemeiniglich einen Ort, wo sie einen See, Bach oder Morast vor sich, einen Wald im Rücken und zu beiden Seiten Felder zu Pferdweiden haben. So oft Barreda nun einen solchen Wahuplag der Wilden anzugreifen hatte, befahl er, wie er mit selbst versicherte, seinen Soldaten immer, denselben von der Seite gegen den Wald zu umringen, damit nicht die Wilden dahin sich retten könnten. Allein seine Leute befolgten seine Befehle nie, weil sie wohl wußten, wie gefährlich es ist, diese Feinde zur Verzweiflung zu bringen, und wie zweifelhaft es hernach mit dem Sieg ausfähe.



## Ein und vierzigstes Hauptstück.

Was für Leute ich unter dem Namen spanischer Soldaten verstehe?

Wenn ich von paraguayischen Soldaten rede, so glaukt man ja nicht, daß ich von regulirten und in der Kriegskunst geübten Truppen spreche: denn diese (sowohl Fußvoll als Dragoner) liegen nur an den Ufern des Silberflusses und in den Eittadellen zu Buenos Ayres und Montevideo in Besaguna. Die Reiteren wird daselbst manchmal auf Streifzüge ausgeschiedet, um die südlichen Wilden im Zaum zu halten. Das Fußvoll hingegen wird oft eingeschiffet, und auf dem Silberflusse, dem Schleichhandel zu wehren, gebraucht. In dem übrigen ganzen grossen Paraguay müssen die Pflanzer selbst zu Feld ziehen, man mag nun feindliche Anschläge der Wilden vereiteln, oder solche wider sie ausführen wollen. Jede Stadt zählt in ihrem Gebiet einige Compagnien unregelmäßiger Völker sammt ihren Capitänen und Lieutenants, denen ein Maestro de Campo und Obristwachtmeister (Sargento mayor) vorsteht. Ihr Oberbefehlshaber ist der Unterstatthalter selbst, der auch zugleich die oberrichterliche Gewalt ausübt. Die Spanier geben ihm den Titel Teniente de Gobernador, justitia mayor, y Capitán à guerra. Außerdem ist auch in jedweder Stadt eine Compagnie, welche die Compagnie der ausgedienten Capitäne, la Compañia de los Capitanes reformados heißt. - Sie müssen den Unterstatthalter, so oft er zu Felde geht, begleiten, und werden gleichsam für seine Leibwache angesehen. Wie

te sind nur Ehrenmitglieder der Compagnie, weil sie in ihrem Leben weder Kapitän- noch andere Soldatendienste gethan haben. Sie kaufen sich diesen Titel, um der übrigen Kriegslast enthoben zu seyn: indem sie blos dajumal zu Feld zu ziehen gehalten sind, wenn der Unterstatthalter mitzieht. Die Ubrigen werden vom Statthalter oder dessen Stellvertreter zu Kriegsdiensten aufgeboten, ohne daß ihnen von Seite des Königs ein Sold gereicht, oder eine Montur abgegeben würde. Jeder muß sich selbst mit Waffen, Pferden und Mundvorrath versehen und zu Felde dienen, wann und wie oft die Befehlshaber es für gut befinden.

Die Spanier haben sich zu allen Zeiten, und in allen Ländern als tapfere und heldische Krieger erwiesen. Wer die Geschichte der alten und neuen Welt durchblättert hat, dem können unmöglich ihre herrlichen Thaten unbekannt seyn. Die spanischen Helden können eben so wenig aufgezählt als genug gerühmet werden. Fertigkeit vom Verstande, fest vom Körperbau, im Kriege unermüdet, in allen Gefahren zur See und zu Lande unerschrocken, abgehärtet wider Bitterung und Ungemach was immer für eines Himmelsstriches, und an Geistesgröße von keiner Nation übertroffen, haben sie allenthalben solche Thaten zu Stande gebracht, welche nicht blos die Erwartung ihrer Väter, sondern auch den Glauben der Nachkommen und die Kräfte des Menschen beinahe zu übersteigen scheinen. Ich übertreibe keineswegs das Lob oder das Verdienst der Spanier. Es ist vielmehr so groß und so vielfach, daß ich leider! keine demselben angemessene Ausdrücke finden kann. Die Siege, die sie über die streitbarsten Nationen erröckten, die Länder, die sie sich durch die Gewalt ihrer Waffen unterworfen, der größte und reichste Theil von Amerika, den sie sich unterthänig gemacht haben, bleiben ewige Beweise und Denkmä-

maale der spanischen Tapferkeit, kurz, ihre unabweis-  
 lichen Trophäen. Beneiden können sie ihre Nachbarn  
 darum, selbe aber läugnen, oder ihnen nehmen niemals.  
 Wer anders von ihnen denkt, versündigt sich wider eine  
 der edelsten und ruhmwürdigsten Nationen. Ich habe  
 mich mehr als zwanzig Jahre unter den Spaniern in  
 Amerika aufgehalten; aber auch eben so lang ihre Tapfer-  
 keit und ihren Scharssinn bewundert. Ich habe dich  
 kurze Vorrede darum vorangeschickt, damit nicht etwa  
 der Ruhm der Spanier durch das, was ich ohne alle  
 Nebenabsicht von der paraquayischen Landmiliz schreibe,  
 beeinträchtigt werde.

Bekanntermassen sind nicht alle, die sich für spani-  
 sche Abkömmlinge ausgeben, und mit dem ehrenvol-  
 len Namen eines Spaniers brüsten, wahre Spanier.  
 Bei einem so grossen Zusammenfluß der verschiedensten Be-  
 völkerungen rechnen sich viele unverdienter Weise zu den Spa-  
 niern, welche von Schwarzen, Mohren; Indianern und  
 einer spanischen Mutter, oder umgekehrt, oder auch aus  
 einem vermischten Geblüte aller dieser abstammen, und  
 durch ihre, der spanischen Herzhastigkeit ganz anwärdige  
 Thaten-beweisen, daß sie zu einem andern Menschenges-  
 schlecht gehören. Ihre gelbe oder dunkelbraune Gesichts-  
 farbe, ihr bartloses Sinn, und ihre kohl-schwarzen, wol-  
 artigen Locken überweisen nicht wenige unwidersprechlich ih-  
 res afrikanischen oder amerikanischen Ursprungs. Die eu-  
 ropäischen Spanier pflegen im Zorne zu den paraquayischen  
 mit vieler Verachtung zu sagen: *o es del ynga, o de  
 Mandinga*. Seine Eltern waren Indianer oder  
 Afrikaner: denn Ynga bedeutete einst einen König von  
 Peru; Mandinga aber heisst die afrikanische, jenseits  
 des sogenannten schwarzen Flusses gelegene Landschaft  
 Nigritien. Unzählige wollen durchaus für echte Spanier  
 gehalten seyn, aus denen man doch, wenn man alle ihre  
 Mern

Oben mit einer Lanzette öffnete und auspreßte, nicht einen einzigen Tropfen ächtes spanisches Blut herausbringen würde. Es verlohnet sich allerdings der Mühe, die mancherlei Benennungen derjenigen, die von verschiedenen Nationen abstammen, hier anzumerken, weil man dadurch die Schriften von Amerika ungleich verständlicher finden wird. Die in Amerika geborenen sind, deren beide Eltern aber Europäer waren, heißen Criollos. Die Sklaven, die man aus verschiedenen afrikanischen Provinzen aus Angola, Congo, Loango, Mandinga, Madagascar oder der Insel S. Laurentius, den Inseln des grünen Vorgebirgs, welche vormals Hesperides hießen, und andern Orten in Amerika bringt, oder die in Amerika aus solchen erzeugt werden, nennen Spanier und Portugiesen Schwarze (los negros) von der schwarzen Leibesfarbe. Von den Deutschen werden sie unrichtig Mohren genennet: denn die wahren Mohren oder Mauri in der Barbarey oder Mauritania Tingitana sind nicht alle schwarz; auch haben nicht alle krause Wollhaare. Die in der Stadt Algier (die vormaligen Namen derselben sind Ruscuno und Julia caesarea) geborenen und erzogen werden, sind ächte Mohren, aber am Gesicht so weiß und schön, daß man sie für geborne Engländer halten möchte. Dieses haben mir drey deutsche Karmeliter, welche daselbst in das zweyte Jahr gefangen waren, zu Lissabon erzählt. Die Algierer hingegen, die auf dem Lande wohnen, werden von der Sonne, weil sie daselbst sehr heiß scheint, nicht wenig abgebräunet. Dennoch unterscheiden sie sich nicht wie die übrigen schwarzen Afrikaner durch aufgestülpte Affennasen, Wollhaare und aufgeworfene Lippen von den Europäern. Wir selbst standen schon im Februar 1748, da noch ganz Italien vom strengsten winterlichen Frost erstarrte, die unglaubliche Hitze des algierischen Himmelsstriches aus, als wir einer eingefallenen Windstille wegen, einen ganzen Tag unweit des Hafens von Algier blieben und schwitzen mußten.

ten. Auch bedeutet das Wort Aethiopier eigentlich nicht jeden schwarzen Afrikaner durch die Haut, sondern bloß die Einwohner Aethiopiens; denn ungeachtet die Aethiopier schwarz sind, so sind doch nicht alle Schwarze Aethiopier, sondern in verschiedenen Landschaften von Afrika zu Hause. Ich glaubte aber dennoch mit dem bei den lateinischen Schriftstellern einmal angenommenen Wort alle Schwarze ohne Unterschied bezeichnen zu müssen, um nicht von dem allgemeinen Sprachgebrauch abzugeben. Bei den Indianern heißen alle Europäer Spanier. Indianer nennt man die, welche von indianischen Eltern herstammen. Da sich nun diese verschiedene Nationen nämlich die Europäer, Indianer und Afrikaner durch Heurathen verschieden vermischen, so erhalten auch ihre Kinder nach Verschiedenheit der Vermischung verschiedene Namen. So heißen

Die von einem Europäer und einer Indianerin erzeugten Mestizos.

Die von einem Europäer und einer Mestiza Quarterones.

Die von einem Europäer und einer Quarterona Ochavones.

Die von einem Europäer und einer Ochavona Pulchuelos.

Die von einem Indianer und einer Puchuela hält man schon für Spanier oder Europäer.

Die von einem Europäer und einer Schwarzen Mulatos.

Die von einem Europäer und einer Mulata Quarterones.

Die von einem Quarterone und einer Europäerin Saltatras.

Die von einem Mulaten und einer Indianerin Calpan mulatos.

Die von einem Calpan mulato und einer Indianerin Chinos.

Die von Schwarzen und Indianerinnen wie immer abstammen, heißen auch Zambos oder Zambaigos.

Eure

Europäer erzeugen oft mit Indianerinnen oder Nulaten schneeweisse Kinder, weisser als gewisse spanische: also zwar, daß in Ansehung ihrer die Erinnerung des Virgil statt findet: *Nimium ne crede colori* (Traue der Farbe nicht zu sehr). Outer Gott! Welch eine Vermischung so vieler an Charakter, Naturel, Farbe, Gestalt, Sitten, Sprache und Religion äußerst verschiedener Völkerschaften. Was für mannichfaltige und häßliche Namen! Allein was hindert uns alle diese aus verschiedenen Nationen abstammenden Hybridas zu nennen? So nannte Sueton im Leben des August einen gewissen Themasius Epikardus einen Hybridem, weil er einen Parther zum Vater und eine Römerinn zur Mutter hatte.

Aus so vielerlei Menschengeschlechtern sind die paraguayischen Truppen zusammengesetzt. Da nun so viele, die sich mit der spanischen Abkunft brüsten, die Unerfahrenheit im Kampfe eben so wenig, als das Vaterland mit den Spaniern gemein haben, so ist es kein Wunder, wenn diese unbärtigen und feigen Krieger, diese Stiefföhne der Bellona, von den grimmigen Wilden wie Säugesärfeln abgestochen werden. Allein sie sind zu entschuldigen und sogar auch zu bedauern: denn außer dem, daß es ihnen an Muth fehlet, fehlet es ihnen auch meistens an brauchbaren Waffen, wenigstens an der Geschicklichkeit, mit selben gehörig umzugehen. Außer dem Schwimmen und Reiten, zween Künsten, worinn fast alle Amerikaner geübt sind, wissen sie weder von der Kriegskunst, noch von der Kriegszucht etwas. Können doch auch die Soldaten von Cordova nicht einmal schwimmen. Viele von ihnen holen sich, wenn sie wider die Wilden ausziehen sollen, aus dem nächsten Walde statt der Lanzen Knottichte, ungeschlachte Stöcke; machen ein Bruchstück von einem Messer oder Bayonnet oder sonst eine eiserne Spitze daran fest, und dünken sich dann un-

verbesserlich ausgerüstet. Wir haben oft selbst, nicht ohne zu erröthen, gesehen, wie lächerlich diese schlecht manquirten Theatersoldaten den Abiponern, die sie erschrecken wollten, vorkamen. Musketen haben bloß die Reichen, weil sie sehr hoch zu stehen kommen, und oft um keinen Preis zu haben sind. Zu Buenos-Ayres wurden früh aus Spanien angekommene Karabiner (Flinten, wie sie die Reiter brauchen) in meinem Beiseyn jeder für 25 spanische Thaler, folglich für 50 Gulden unserer Währung verkauft. Und dieser Preis steigt in dem Maße (so wie der Preis der übrigen Waaren) als die Kolonia von dem Handelsplatze Buenos-Ayres entlegen sind. Daß eben nicht die schönsten Flinten zu S. Jakob, Assumption, Corrientes &c. um 40 und auch um 50 Thaler abgesetzt werden, haben mich selbst die Käufer versichert. Bricht an denselben etwas, so findet man selten einen Zugschmidt, der es wieder zurecht machen könnte. Man sieht also auf den Schultern mancher Soldaten Musketen von der Art, daß man eher aus einem Würfelfaß Wasser, als aus selben ein Günstchen Feuer herenzuschlagen könnte. Sie leiden an unzähligen Gebrechen: denn auf den langwährigen Reisen werden sie oft an Baumstämme und oft an Steine angestossen; oft werden sie naß, und oft auf eine andere Art verdorben. Die Truppen müssen daselbst die Nächte immer unter freiem Himmel, oft auch im Regen zubringen, über die größten Flüsse schwimmen und durch Pfützen, unwegsame Wälder und Felsengebirge reiten. Das richtet nun die Musketen zu Grunde, besonders da sie eben nicht auf das sorgfältigste verwahrt werden. Hierzu füge man noch, daß die Soldaten sehr oft entweder keine oder doch nur verdorbene Munition bei sich haben. Allein hätten sie auch die besten, und unmangelhaftesten Feuergewehre, so würden sie ihnen dennoch, drückten sie auch zehnmal los, zehnmal versagen. Paraguay bringt nämlich allerlei vortrefliche Flintensteine hervor.



herabr. Die schwärzesten und röchlichsten sind die feuerträchtigsten, folglich die besten, selbst in den Augen der Europäer. Aber man findet niemand, der sie schneiden und zum Gebrauche der Musketirer zurechten könnte. So hat sich die Natur in verschiedenen Dingen gegen Paraguay freygebig gewiesen; nichts destoweniger leidet dieses Land an vielen Bedürfnissen Mangel, weil es denselben an Käufern und Kunstarbeitern fehlet. In manchen Kolonten ließen die Soldaten auf das Gerücht, daß der Feind im Anzuge wäre, haufenweise in unser Haus und baten uns inständig um Flintensteine, die auch bei uns selten und kostbar waren. Ein Hauptmann war einst ein ganzes Monat mein Reisegefährte. So oft wir uns Mittags oder Abends in einem Feuer hinsetzten, hatte er immer an seiner Muskete mit ledernen Riemen zu binden: denn er ersetzte damit die längstverlorenen Schrauben des Feuerschlusses.

Wie oft sind nicht selbst in unseren Zeiten ganze Truppenabtheilungen, die donnerschraubend die Wohnplätze der Wilden angriffen, von diesen, weil ihnen ihr rostiger Stahl kein Feuer gab, oder ihr nasses Pulver keines fieng, und also nur die wenigsten zum Schuß gelangen konnten, weidlich ausgeflatschet, und viele unter ihnen mit Lanzen niedergestochen worden. Mit dergleichen bekannten Trauergeschichten könnte ich ganze Blätter anfüllen: allein ich will deren nur zwei, nämlich die neuesten erzählen. In dem Gebiet von S. Jakob streifte ein Schwarm Abiponer herum. Man schickte dreyßig Soldaten aus sie zu beobachten: allein die Wilden überraschten sie gegen den Anbruch des Tages unvermuthet aus einem Hinterhalt, und erschlugen sie alle elendiglich. Diese hatten die Nacht unter freyem Himmel zugebracht. Weil sie ihre Musketen nachlässig verwahrt hatten, wurde ihr Puldevorrath durch den etwas häufig gefallenen Thau

Thau so feucht, daß es sich kaum im Besatz entzündet hätte. Dieß war an dem Blutbade Ursache, das zwanzig abiponische Jünglinge unter ihnen angerichtet hatten. Eben so griffen auch einst 200 Mann aus Assuntin unter der Anführung des Fulgentio de Yegros die Wohnplätze der wilden Tobas an. Als die Befehlshaber derselben nach geendigter Unternehmung wieder in den Flecken zum h. Rosenkranz zurück kehrten, hörte ich mit Erstaunen einige jammern, andere aber auf den öffentlichen Platz im Scherze damit groß thun, daß ihnen beim Angriff der Wilden ihre Wanketen versagt und nicht das Geringste genügt hatten, weil selbe verrostet oder feucht gewesen wären. Den größten Theil der Nacht waren sie zu Pferde im Walde zwischen den Bäumen, von welchen der Thau häufig herabträufelte, geblieben, um bei der ersten Morgendämmerung un beobachtet den Feind überfallen zu können. Von dieser Unternehmung werde ich anderswo mehr sagen. Aus den Verheerungen, welche die Abiponer in Paraguay von Zeit zu Zeit angerichtet haben, und die ich in der Folge nach der Ordnung vornehmen werde, wird ohne Zweifel jedermann schließen, daß es daselbst fast immer den Soldaten an Waffen und den Waffen an Soldaten fehle.

Daß die unregulirten und ungelübten Truppen in Paraguay weder ihr Gewehr gehörig aufzubewahren, noch damit umzugehen gewöhnet sind, ist eben so gewiß, als leicht begreiflich. Wir beobachteten ja eben dasselbe bei unserer Land- und Stadtmiliz, wenn sie zum ersten mal Soldatendienste thun. Wer kann von einem Menschen, der Zeit seines Lebens irgend eine Kunst oder ein Handwerk getrieben hat, erwarten, daß er, ohne zum Krieger eigends gebildet zu werden, im Felde einen wohlgeübten Soldaten vorstelle? Ein großer Haufe ohne Kriegsjucht wird wohl das Lager durch seine Unzahl ausfüllen,

füllen, aber auch die Magazine leeren helfen, ohne daß der Feind von ihm einen Nachtheil zu befürchten oder das Vaterland einen Nutzen zu hoffen hätte. Unter denen, welche wider die Wilde zu Feld ziehen, sind viele bloß dem Namen nach Soldaten, bloß dem Namen nach Spanier. Werden bemittelte Pflanzler von einer besseren Verkunst, die Gewehre hätten, und sich auf dieselben verstanden, zu Kriegsdiensten aufgebotten, so mietben sie vor Geld einen andern, oft ungeschickten Längenknecht, der ihre Stelle vertrete. Andere bestechen die Befehlshaber mit Geschenken, um nicht der Zärtlichkeiten ihrer Gattinnen so lange entbehren, und ihre werthe Person den feindlichen Waffen bloßsetzen zu müssen. Die Folge hiervon ist, daß man die Last des Krieges hauptsächlich auf äußerst rohe und waffenbedürftige Landleute hinüberwägt, und meistens solche unbewehrte Soldaten den in den Künsten des Kampfes vollkommen bewanderten Wilden entgegen stellt, zum sichtbaren Schaden des Landes und zur Schande der spanischen Nation. Weil das gemeine Volk arm ist, muß es zu Felde dienen, während daß man die Reichen und Begüterten bei ihrer Wirtschaft zu Hause läßt. Da nun jene von Zeit zu Zeit Kriegsdienste machen müssen, und oft bei dieser Gelegenheit einige Monate nacheinander nicht nach Hause kommen, so werden sie von Tag zu Tag dürftiger, und gehen sammt ihren Familien durch die häufigen Mangeln zu Grunde.

Befiehlt sie der Oberbefehlshaber der Unternehmung zuweilen mit Musketen, so geben sie ihm solche nach Emdigung derselben meistens verdorben zurück, wenn sie auch keine Mähe damit erlegt haben. In dieser Absicht hat sich die Gemeinde der Stadt Assumption zweihundert vorzügliche Gewehre sammt den dazu gehörigen Bayonetten auf öffentliche Kosten angeschafft. Kaum waren drei Jah-

re verfloßen, als von den zweyhundert nur sechs brauchbare übrig, und die anderen alle verdorben waren. Die Patronen mangelten, oder sie waren, weil man sie ihrer auf der Reise zum Holzspalten und Fleischbraten bediente, zerbrochen oder vom Feuer enthärtet. Ein königlicher Officier von Cordova streifte einst an den dritten Fluß (el Rio terzero) hin, weil er den wilden Pampas feindselige Absichten introuete. Er versammelte daher an dem Lande seine Soldaten, und gab jedem sechs Patronen. Einer von ihnen schloß sogleich seine Flinte mit diesen sechs Patronen auf einmal an, und da das Rohr dennoch nicht ganz voll ward, so beklagte er sich vor seinem Befehlshaber, daß man ihm nicht genug Pulver gegeben habe, indem seine Flinte dessen wohl noch mehr fassen könnte. Ein anderer Soldat aus dem Gebiete von Paraguará schloß seine Musfete mit drey Patronen, und da das Papier worin sie stachen, das Ländloch der Musfeten verstopfte, so konnte er sie, aller damit angestellten Versuche ungeachtet, nicht abfeuern. Endlich bemerkte einer seiner Kameraden den Fehler, und jener wurde dafür von der ganzen Trupp tüchtig ausgezisset. Da die meisten keine Patronentaschen haben, so verwahren sie ihre Patronen in immer schlecht, zerreißen und zerstoßen sie, machen sie nass und verschütten das Pulver nicht selten. Viele, nach ihrer Art rüsten, nehmen ihr Pulver in ein Ochsenhorn und die Bleylugeln oder Kugeln in einem besonderen Beutel mit sich. Statt des Papiers, das in das Pulver oder die Kugel zu liegen kommt, brauchen einige Baumwolle, andere Moos oder Flachswurz, was sie sonst an der Hand haben. Die meisten rupfen diesem Endzweck aus ihrer wollenen Satteldecke Wolle heraus. Weil sie nun alle diese zur Ladung nöthigen Dinge von verschiedenen Orten zusammen suchen müssen, so ist selbe nämlich stecken haben, so brauchen sie zum Laden unglaublich viele Zeit. Da sie ferner mit dieser Langsamkeit

fest eine ziemlich Ungeschicklichkeit im Zielen verbinden, so haben sie endlich dadurch so viel zuwegegebracht, daß die Abiponer die Feuerrohre der Europäer von Tag zu Tag desto geringer zu achten anfangen, je mehr sie solche vor Zeiten fürchteten. Diese unschädlichen Schützen sehen sich immer mit vielem Stolz herum, und halten sich für beglückte Erdenkinder, wenn sie, was man aber für ein Wunder zu betrachten hat, ihre Flinte rauchen sehen und Knallen hören, wiewohl sie dem Feinde mit ihrem Schuß kein Haar gekrümmt, und bloß die Luft getroffen haben. Ich meines Theils halte es für eine ausgemachte Wahrheit, daß die Paraguayer auf einem guten Pferde mit dem Säbel und der Lanze mehr vermögen, als mit der Muskete. Haben sie zuweilen den Wilden eine Schlappe angedrückt, so bewiesen dieser ihre Wunden, daß man solche Ereignisse mehr jener ihrem Stahl als ihrem Blei zuschreiben müsse.

Warum also, wird jemand fragen, läßt man diese Pflanzler nicht in den Waffen? Dieses haben lange schon alle Gutgefinnten gewünscht. Man hat auch einigemal wiewohl vergebens den Versuch dazu gemacht; am Ende aber alle Hoffnung aufgegeben. Die vielen Bemühungen der Patrioten sind alle ins Stecken gerathen. Bald mangelte es an Lehrmeistern der Kriegskünste und bald an Schülern. Noch zu meiner Zeit wurde der Obristlieutenant von der Kavallerie, Franziskus Gonzalez, sammt andern Offizieren auf königliche Befehle aus Spanien nach Buenos Ayres gesandt, um die große Anzahl Kolonisten der dortigen Gegend im Kriegsdienste zu unterrichten. Allein kein Mensch wollte so was von ihm lernen. Die reicheren Spanier, welche sich in Städten und ansehnlicheren Pflanzungen aufhalten, entziehen sich gemeiniglich dem Ungemach des Soldatenlebens. Die übrigen sind auf den äußerst von einander entlegenen Repereyen zerstreuet, und  
geben

geben sich mit der Viehzucht ab: denn das Vieh ist der vorzüglichste Reichtum von Paraguay, und, da es dieses Lande an Bergwerken gebricht, und an manchen Orten auch der Handel darnieder liegt, nicht selten der einzige. Es ist kein leichtes, so viele Meilen weit von einander entfernte, und bald durch Flüsse, bald durch Wälder und unermessliche Ebenen von einander getrennte Leute auf einem einzigen Exercierplatz zu versammeln. Hundert Schwierigkeiten werden sich bei der Ausführung eines solchen Entwurfes zeigen. Auf das erste Aufgeboth werden eine Menge in der Kriegsschule erscheinen, nicht um etwas zu lernen, sondern aus Neugierde, die europäischen Reiter zu sehen, die ihnen so lächerlich vorkommen. Den zweiten Tag kommen sie in geringerer Anzahl, weil ihr Vorrath schon gesättiget ist. Den dritten Tag wird man daselbst schwerlich mehr zehn zählen können. Man mag sie durch königliche Befehle in die Kriegsschule einberufen, und diese Befehle mit Drohungen begleiten, man wird dadurch nichts anrichten. Sie werden bald dies und bald jenes zu ihrer Entschuldigung vorschützen. Der eine wird sich auf seine oder seines Weibes oder seiner Kinder Krankheit berufen. Der andere wird dem Weg, Regen oder Fluß, über den er der stürmischen Witterung halber nicht setzen konnte, die Schuld geben. Noch andere werden sich mit einer dringenden Reise oder mit einem Geschäft, das keinen Aufschub leidet, entschuldigen. Endlich werden auch einige dreist genug seyn, um zu gestehen, daß es ihnen nicht zu kommen beliebt habe. Dieses alles erfuhr J. Gonzalez (ich habe mit ihm genaue Bekanntschaft gepflogen) zu Buenos-Ayres, wo er lange Zeit mit seinen Leuten müßig und voll langer Weile gesessen hatte.

Wie aber, werden vielleicht einige sagen, wenn in jedem Flecken regelmäßige Truppen aus Spanien, um je

ie wider die Wilden zu schlagen, zur Befestigung lagen.  
Auch diesen Vorschlag kann ich nicht billigen. Für die  
ganze große Provinz dürfte ein förmliches Heer nicht  
zureichen, und, da es in so kleine Abtheilungen zerstückt  
werden müßte, wider so viele Feinde eben nicht viel ver-  
mögen. Solche Truppen würden wohl die Amerikaner  
in Geschicklichkeit im Schießen und Fechten übertreffen,  
aber im Schwimmen und Reiten und in Ertragung der  
Beschwerlichkeiten der Reise und Hitze, des Hungers und  
Durstes diesen bei weitem nicht gleich kommen. Mit  
dem Troß von Gezeelten, Fuhrwägen, Kähnen und Pon-  
ons, deren sie nicht entbehren könnten, würden sie die  
verumflatternden Wilden lange nicht einholen, noch  
weniger zu ihren Wohnplätzen, welche oft 200 Meilen  
weit von der Stadt entlegen sind, gelangen. Wirklich  
krebten sich die spanischen Dragoner, die zu Buenos  
Ayres in Besatzung lagen, allemal wider die südlichen  
Indianer auszuziehen, weil sie von denselben öfters ver-  
wundet als siegreich zurückkehrten. Bekanntermassen hat  
das regulirte Fußvolk, das einst der von den Mokolobiern  
und Abiponern so bedrängten Stadt Santa Fé zu Hilfe  
geschickt wurde, eben nicht viel zu Stande bringen können,  
weil die Wilden stets dem ordentlichen Gefechte mit der  
Infanterie ausweichen. Ich läugne nicht, daß es dem  
Dizarro und Cortes gelungen hat, mit ihren europäi-  
schen Truppen ganze Indianerheere aufzureiben, in die  
Flucht zu schlagen und zu unterjochen: allein dajumal  
waren die Indianer noch unberitten. Wenn diese Hel-  
den noch einmal mit den Abiponern, Mokolobiern, To-  
bas, Quaycurus, Serranos und andern berittenen Völ-  
kerschaften in Paraguay anfinden möchten, ich sehe ih-  
ren gut dafür, daß sie mehr zu thun sänden und wenig-  
er Lorber einernteten würden. Von den ersten Spaniern,  
welche in Amerika angelangt waren, und bewaffnet zu  
Pferde mit Rasselbärten, blitzenden Schwertern, und  
II. Theil. W m donner-

donnerndem Feuergeſchoß das Treffen eröffneten, wider die unbärtigen, nackten und unbewehrten, oder doch mit bloßem Holz bewehrten Indianer, weil ſie ihre neuen Feinde für ein unſterbliches Menſchengeschlecht anſahen, oder ſie ſich ihnen, wenn ſie nicht entweichen konnten, Die Wilden hingegen, die heut zu Tage mit den Spaniern Krieg führen, ſehen täglich, daß ſie überwunden werden und ſterben können. Sie haben auch eiſerne Lanzen und pfeilschnelle Pferde, mittelſt derer ſie ihrer Feinde Angriffe vortreflich zu vereiteln oder ſie ſelbſt, wenn es ihnen gut dünkt, anzugreifen im Stande ſind. Sie ſuchen den Spaniern nach und holen ſie ein. Oft fliehen ſie vor dieſen, und oft treiben ſie ſelbe in die Flucht. In ihren donnerſpendenden Feuerrohren ſangen ſie allmählig, weil ſie ſelbe nur ſelten losgehen, und dann meiſtens mit einem unſchädlichen Knall losgehen ſehen, ihre hohen Angriffe abzulegen, und als minder gefährlich und ihrer Feinde unwerth zu verachten. So ſehr hat die Zeit ſo viele Dinge auch die Art Krieg zu führen, die Sitten, die Gebräuche und die Geiſtesſtimmung der Nationen verändert. Wir leſen, daß einſt zehn Europäer hundert Indianer über den Haufen geworfen haben. Zu unſern Zeiten hingegen haben wir vielmal hundert Europäer vor zehn Indianern, die auf ſie losgiengen, fliehen geſehen. Da dieſes Schauspiel ſich eben ſo oft ereignet, als es unglauublich iſt, wird man aus dem, was ich noch in der Folge hiervon ſchreiben werde, zur Genüge abnehmen.

Mich hat eine lange Erfahrung in Paraguay auf die Meinung geführt, daß die Amerikaner, wenn man ſie mit dem gehörigen Kriegsvorrath und mit Waffen verſähe, und in denſelben gehörig übe, wegen ihrer angeborenen Geſchicklichkeit im Reiten und Schwimmen, und ihrer Abhärtung wider das Ungemach der Mitternacht und des Krieges wider die Anfälle der Wilden beſſere Dienſte



ſie als europäiſche Soldaten thun würden. In Paraquay ſieht man faſt überall junge Leute von ſpaniſcher Herkunft und mit wahrem ſpaniſchen Muth, ſcharffſinnig, behende, unerschrocken, groß und ſtark, und im Reiten zum Erſtaunen geſchickt. Würde man nun von dergleichen Leuten in jeglichem Gebiete eine Compagnie an, und gäbe man ihnen tüchtige Offiziers und ordentlichen Sold, wahrhaftig die Indianer würden bald gebändigt, und mit den Spaniern ausgeſöhnet ſeyn, die Bundesgenoſſen Wort halten, und die Kolonien von ihren Bedrängniſſen ſich wieder erholen. Würde man aber bei jeder bevorſtehenden Gefahr vier oder fünf ſolcher Compagnien zuſammenſtoſſen laſſen, ſo dürfte kein Wohnplatz der Wilden, wäre er auch noch ſo bevölkert, der Gewalt ihrer Waffen widerſtehen, vorausgeſetzt, daß ein Befehlshaber von geprüfter Tapferkeit und Kriegserfahrung an ihrer Spitze ſöchte. Bierzig ſolcher Reiter, welche die Stadt Santa Fe auf ihre Koſten unterhielt, und Blandenges nannte, haben ſich vielfmals ungemein hervorgethan. Petrus Zevallos, dieſer berühmte ſpaniſche General, verſicherte einſtemale öffentlich, daß ihm die Reiter, die er aus den paraquaiſchen Kolonien herausgezogen hatte, in dem Kriege wider die Portugieſen ganz beſonders zu ſtatten gekommen ſind. Ihre Geſchwindigkeit im Reiten, ihre Geſchicklichkeit im Überſetzen der Flüſſe ohne Schiff, und ihre unglaubliche Behendigkeit in allen Dingen hat er in meinem Weiſen vor dem Marqués Val de Lirios zu S. Borgia, einem guaraniſchen Flecken, mit Bewunderung vieler Lobſprüche gerühmet. Dergleichen Compagnien könnte man in jeglichem Flecken theils aus dem Schatze des Königs und theils aus den Weiſteuern der vermöglicheren Spanier ohne viele Beſchwerde beſolden; denn dieſen muß am meiſten daran gelegen ſeyn, daß ihre Meyereyen und das Kommerz in Sicherheit geſetzt werden.

## Zwen und vierzigstes Hauptstück.

### Von dem Schicksale der Getödteten, wenn die Abiponer obliegen.

Sobald die Abiponer sehen, daß sie einen Feind mit ihrer Lanze zur Erde gestreckt haben, ist ihre erste Sorge, dem Sterbenden den Kopf abzuschneiden. Sie thun dieses mit einer unglaublichen Hurtigkeit, also zwar daß sie hiernächst selbst einem Professor der Zerstückungskunst den Rang streitig machen würden. Ihr Messer setzen sie nicht an die Kehle sondern an das Genick an, und schneiden schnell und sicher. So lang sie gar kein Eisen hatten, vertrat ihnen eine Muschel, das Riefer des Fisches Palometa, ein gespaltenes Rohr, oder ein sorgfältig zugeschräpfter Stein die Stelle eines Messers. Noch zu meiner Zeit schnitten sie mit einem kleinen Messerchen die Köpfe, wie wenn es Hobelköpfe wären, mit einer Hurtigkeit ab, die man bei den europäischen Scharfrichtern, ihrer Schwerter ungeachtet, nur selten antrifft. Diese Fertigkeit haben sich die Wilden durch die lange Gewohnheit und fast tägliche Übung eigen gemacht. Denn so viele Feinde sie tödten, fast eben so viele Köpfe bringen sie auch nach Haus, indem sie diese entweder an ihren Sattel oder auch mit den Haaren der Todten an ihren Gürtel anbinden. Sobald sie vom Feinde weg, und in ein sicheres Ort gelangt sind, nehmen sie ihren Köpfen die Haut ab. Sie machen nämlich unter der Nase von einem Ohr zum andern einen Schnitt in dieselbe, worauf sie diese samt

den

den Haaren schnell und künstlich von Schädel ablösen. Die auf diese Art abgezogene Haut stopfen sie mit trockenem Gras aus, welche dann hernach, in der Luft getrocknet, einer Peruque gleichsieht, und von ihnen als ein Siegeszeichen mit der nämlichen Sorgfalt aufbewahrt wird, als die Europäer ihre dem Feind abgenommenen Fahnen in der Kirche aufhängen, um durch diese Denkmale ihrer Tapferkeit das Andenken des erfochtenen Sieges auf die Nachkommen fortzupflanzen. Welcher Abthuner zu Haus von diesen Häuten die meisten aufweisen kann, der wird von ihnen für den heldenmüthigsten gehalten.

Sie behalten auch zuweilen den Hirnschädel von Erschlagenen, das ist, dasjenige Bein vom Scheitel, das man die Hirnschale zu nennen pflegt, auf, um bei den öffentlichen Trinkgelagen daraus zu trinken. Diesen Brauch hatten auch andere Völker: Aenthalten angenommen, wie aus verschiedenen Schriftstellern erhellt. Daher mochte Calepinus Anlaß genommen haben bei dem Wort Cranium anzumerken, daß es die Hirnschale und zugleich auch eine Art Becher bedente, welche einer Hirnschale ähnlich sieht. Waperling hält diejenige Art von Trinkgeschirren, welche die Deutschen Topf (vielleicht war der alte Ausdruck Kopf) und die Franzosen Coupe nennen, für eine Spur des alten Gebrauchs, wodurch man sich der Hirnschalen statt der Becher bediente. Aventinus bezeugt noch, wenn er anders Glauben verdienet, daß er einst Deutsche aus einer menschlichen Hirnschale habe trinken gesehen. Herodot meldet im 4. Buch, die Scythen hätten immer die Häute der Feinde, die im Trefsen geblieben wären, als Denkmale ihrer Siege mit sich herumgetragen, und ihre Schädel statt der Trinkgefäße gebraucht. Bei den alten Galliern pflegten diejenigen, welche von der

Rm 3. Schlacht

Schlacht überlegt zurückzukehren, den Todten von des Feindes Partey die Köpfe abzuschneiden, an den Hals ihrer Pferde aufzuhängen, und in die Thürpfähle ihres Hauses einzustecken. So erzählt es Strabo im 4. B. seiner Erdbeschreibung. Die alten Belgier sollen auch nach dem Zeugniß des Diodor von Sicilien (im 5. B. 9. K.) auf eben die Art ihre Thüreschwellen mit den Häuptern ihrer Feinde gezieret haben. Als Ladislaus, König in Ungarn, im Jahr 1492 die Magnaten seines Reichs nach Ofen zusammenberuffen, schickte der Commendant von Severin zum Beweise seines erworbenen Sieges zween Wägen voll Türkenköpfe nach gedachter Hauptstadt. So bezeugt es Bonfinius im 2. B. seiner fünften Decas. Ich begreife auch ganz wohl, warum alle diese Völkerschaften ihren Feinden so sorgfältig die Köpfe abschnitten; denn diese sind doch immer der unumwiderprechlichste Beweis, daß so viele Feinde im Trossen geblieben sind. Das Haupt des Holofernes, welches Judith abgeschnitten und mit sich genommen hatte, benahm den Bürgern von Bethulien allen Zweifel über dessen Tod. Man muß nicht alle, welche verwundet auf die Erde niedersinken, sogleich unter die Todten rechnen. Viele verbergen sich, um ihr Leben zu retten, schlau unter die todten Leichname ihrer Brüder. Nach einem mörderischen Scharmügel, wobei sich die Mokosier und Abiponer herumgebalgt hatten, schnitten jene den vornehmsten Anführern dieser letzteren, die bereits erblattet waren, die Köpfe ab, zu Hause ihren Triumph damit zu verherrlichen. Zween gemeinen abiponischen Jünglingen, welche sie lange schon für todt hielten, weil sie allenthalben mit Lanzen durchstoßen waren, thaten sie noch in diesem Zustand in ihrem unersättlichen Grimme Gewalt an, und schnitten dem einen das Ohrläppchen und dem andern zween Finger weg. Dennoch erschienen beide nach wenigen Wochen, vollkommen

men

men wiedergehetet und gesund, in dem Flecken S. Gerónimo. Ihr ganzes Unglück bestand darin, daß dem einen keine Ohrläppchen und dem andern keine Finger mehr nachwachsen wollten.

Nachdem der einst den Spaniern so furchtbare, bei den Seinigen aber so berühmte Anführer der Abiponer Ychoalay seinen alten Gegner, und vornehmsten Caciquen der Waldindianer Debáyakaikin nach einer sechzehnjährigen Feindschaft im Felde erlegt hatte, hängte er seinen Kopf und die Köpfe seiner vornehmsten Anhänger auf dem öffentlichen Platz an einem eigens dazu errichteten Galgen auf. Gegen den Abend nahmen sie immer einige Weiber ab, und trugen sie mit einem gewissen Klagegesang in eine Hütte, damit sie nicht etwa von einem Unverwandten des Debáyakaikin des Nachts gemauet würden. aber beim Anbruch des Tages wurden sie sogleich wieder an die Schandsäulen aufgesteckt. Dies währte einige Tage, bis sie endlich jemand heimlich wegnahm. Diese Schmach übte der rachsüchtige Ychoalay an dem vornehmsten Caciquen der Nation, der sogar sein Unverwandter, aber auch der Urheber einer Menge Galgereyen und Todtschläge war, aus, damit nun der unruhige Kopf eines Mannes öffentlich verhöhnet wurde, der seine Hände in dem Blute so vieler ermordeter Menschen gebadet hatte. Dieses wird meinen Lesern verständlicher werden, wenn ich von dem Flecken S. Hieronimus sprechen werde.

Man wird ohne Zweifel diese Grausamkeit der Abiponer in Abschneidung und Abschälung der Köpfe ihrer Feinde verfluchen; allein man wird wieder gelassner, und diese rohen Wilden sogar gewissermaßen zu entschuldigen geneigt seyn, wenn man bedenkt, daß sie hierin falls den Bruch ihrer Väter und das Beispiel der meisten

Nationen des Erbbodens für sich haben, als welche, wenn sie ihre Rache wider ihre Feinde auslassen können, alle Gefühle der Menschlichkeit entsagt zu haben scheinen, und sich als Ueberwinder wider die Ueberwunden alles Mögliche erlauben, also zwar daß sie die äußerste Grausamkeit für eine Heldentugend achten. Nun-  
 ja, was ich kurz vorher von den Scythen, Belgern und alten Galliern aus verschiedenen Schriftstellern angeführt habe, gehört noch folgendes hinzu. Die Scythen und andere wilde europäische Völker tranken nach dem Herodot (4. B. R. 64.) das Blut des ersten, den sie ermordet hatten; die Köpfe der übrigen brachten sie dem König: denn wenn einer nicht einen feindlichen Kopf aufweisen konnte, verlor er sein Recht auf alle in diesem Kriege gemachte Beute. Die Häute, die sie den Köpfen der erschlagenen Feinde abzogen, pflagten sie bald an ihre Pferde als Stiegeszeichen anzuhängen, und bald zusammenzuheften, um sich Kleider oder Pferdebeden daraus zu machen. Einige verwandten die Haut, die sie sammt den Nägeln von einer feindlichen Hand ablöseten, zu einem Röcher, weil sie dicker und weißer als eine Thierhaut ist. Ich habe selbst die Haut eines tartarischen Spions, welcher bei der Belagerung von Wien im J. 1683 in die Hände deutscher Soldaten gerieth und von denselben ausgehäutet wurde, schon jugendlich gesehen. Nicht wenige Scythen gebrauchten die den Feinden abgezogenen Felle, nachdem sie solche wohl abgegerbet hatten, zu Kleidern und Pferdebeden. Elias Steed behauptet im Buch von der Religion der alten Deutschen und Gallier u. d. daß fast alle morgenländischen Nationen diesen Brauch, die Köpfe der Feinde anzuhängen, miteinander gemein haben. Vielleicht möchte sich dieses einige germaßen aus dem Worten des mosaischen Gesetzgebers (Deuteron. 32. R. 42. B.) beweisen lassen. Ich werde

werde meine Pfeile mit Blut tränken, und mein Schwert wird Fleisch fressen vom Blut der Erschlagenen, und aus der Gefangenschaft des entblößten Hauptes meiner Feinde. \*) Meiner Meinung nach ist es wahrscheinlicher, daß unter dem entblößten Haupt ein solcher, dem man die Haut abgezogen hat, als daß darunter einer, dem die Beckelhaube abgenommen worden ist, verstanden werde. Die dieser letzteren Ansetzung beipflichten, erinnern sich an die Gewohnheit der Alten, welche den erschlagenen oder gefangenen Feinden den Helm wegnahmen, so daß diese mit entblößtem Haupt dem siegreichen Heere nachtreten mußten. Ich weiß wohl, daß andere diese Stelle auch noch anders auslegen; auch bestreite ich ihre Meinung nicht. Es giebt unzählige Arten von Grausamkeit, welche andere Völke in Amerika wider die von ihnen geschlochten oder gefangenen Feinde ausüben. Die Iroquoisen in Canada lassen alle übrigen an Unmenschlichkeit hinter sich. Sie schneiden die Köpfe ihren Feinden oft bei lebendigem Leibe ab. Unser H. Joseph Kasstean, welcher sich bei diesen Völkern lang aufgehalten hat, versichert in seinem in so viele Sprachen übersetzten und so vielmal aufgelegten Werke: *Moeurs des Sauvages Américains etc.* er habe eine Französin gekannt, (sie war an einen Franzosen verheuratet und eine Mutter vieler Kinder) welche, ungeachtet ihr die Iroquoisen die Haut über den Kopf gezogen hatten, noch lange frisch und gesund lebte, und von den Franzosen darum *La tête pelée* genannt wurde. Außer diesem

Am 5

Beis

---

\*) *Inebriabo sagittas meas sanguine, et gladius meus devorabit carnes de cruce et de captivitate nudati inimicorum capitis.*

Weibe sollen auch viele andere von dieser Abhütung ihres Kopfes nicht gestorben seyn. Einige Kanadier nehmen ihre erschlagenen Feinde ganz aus, und tragen diese Helle, als Beweise ihres Sieges und ihrer Tapferkeit, überall zur Schau bei sich. Zuweilen machen sie Tabakbehältnisse daraus, welche die Franzosen *Sacs à petun* nennen.

So sehr auch bei allen diesen Völkern die Todten zerfleischt und geschunden werden, so sollte man doch noch lieber auf dem Felde umkommen als in die Gefangenschaft der Iroquoisen gerathen wollen. So kurz diese währet, so ist sie dennoch unerträglicher noch als der Tod selbst. Die Streitbarsten unter den Gefangenen, die sie fürchten, verbrennen sie gleich den ersten Tag und so zu sagen auf dem Schlachtfelde, so wie auch die Kinder und Greise, die ihnen auf der Reise zur Last fallen würden: die anderen die folgenden Tage, damit sie auf der Nachhausereise desto weniger beschwert seyn mögen. Zwingen sie die ihnen nachsetzenden Feinde ihre Flucht zu beschleunigen, so binden sie, des Wartens überdrüssig, die Gefangenen, jeden an einen andern Baum an, und zünden die Bäume rings um sie herum an, um sie bei einem langsamen Feuer zu braten und entweder dadurch, oder wenn auch das Feuer ihrer schonte, durch den Hunger hinarichten. Die übrigen Gefangenen, von denen sie zu Hause einigen Nutzen erwarten, führen sie, die Arme mit Stricken gebunden, mit sich fort. Alle Nächte spannen sie ihnen Hände und Füße, damit sie ihnen nicht im Finstern entweichen, auseinander, so daß sie ein lateinisches X vorstellen, und binden ihnen selbe an Pfäle an. Hierzu fügen sie noch zwei längere Stricke, deren einen sie ihnen um die Brust und den andern um den Hals unterwerfen, und festmachen. Das Ende davon behält der Herr in



der Hand, damit er aufwache, im Fall sein Gefangener sich von seinen Banden losmachen und entfliehen wollte. Solche Nächte sind für die armen Unglücklichen das schmerzhafteste und unleidentlichste, was sich denken läßt. Da sie am ganzen Leibe nackt, an Händen und Füßen gebunden und folglich keiner Bewegung fähig sind, so werden sie von den zahllosen Schwärmen Mücken und Wespen auf das grausamste zerfleischt, ohne daß sie sich ihrer Peiniger erwehren könnten. Gelangen sie nach allem diesem Ungemach in dem Vaterlande der Ueberwinder an, so werden sie entweder zum Scheiterhaufen oder zu einer elenden Sklaverey verurtheilt. Dieß und mehreres dergleichen erzählt unser P. Lafiteau, welcher um so mehr Glauben verdienet, indem er selbst lange mit den Iroquoisen umgegangen ist, und das übrige von unserem P. Julian Garnier gehört zu haben versichert. Dieser letztere brachte wohl etlich und sechzig Jahre bey dieser Nation zu, um ihr Menschlichkeit und Religion beizubringen, war der Sprachen, dieser Wilden vollkommen kundig, hatte vieles erfahren, vieles ausgestanden, und starb endlich von seiner apostolischen Arbeiten und seinen täglichen Kasteiungen erschöpft. Lafiteau genoß seines genauen Umgangs und Unterrichts mit vielem Nutzen.

Fast ebenso unmenschlich verfahren auch die südamerikanischen Wilden mit ihren Gefangenen. Die Brasilianer pflegen sie eine Zeitlang zu mästen, und dann mit vielem Gepränge im Beiseyn und unter lautem Frohlocken des Volkes mit einem Kolben, den sie ihnen an den Kopf schmettern, zu tödten. Hierauf werden alle ihre Glieder zerstücket und zu einem festlichen Schmause für die ganze Horde zubereitet, als welche sich daran nicht nur ihren Hunger stillen, sondern auch ihre brennende Rachgier wider ihre Feinde sättigen wollen; denn diese  
Völker

Völker sind Menschenfresser und führen stets mit den  
 benachbarten Völkern Krieg. Ich würde groß und  
 thun, wenn ich hier die Namelaten (Europäer, we-  
 che sich entweder Brasilianerinnen zu Weiber genommen  
 haben oder aus solchen Ehen entsprossen sind) zu  
 Stillischweigen überginge. Sie gaben sich wohl für  
 Christen aus: allein ihr vornehmstes Geschäft war Un-  
 sen zu fangen und ihrer ganze Herden zu fangen: und  
 wüteten sie grimmiger als alle Wilden. Ihr einziger  
 Gewerbe war der abscheuliche Sklavenhandel, indem  
 ihre unglücklichen Gefangenen an die Portugiesen in Bra-  
 silien in die Zuckerplantagen und zu anderen Arbeiten  
 mit unglaublichem Gewinn verkauften. Von diesem Ge-  
 schäft wurden (wie ich im vorläufigen Buch weitläufig  
 gesagt habe) einige hundert tausend Quaranier entwe-  
 der ermordet oder in die Gefangenschaft geschleppt, wo  
 che von uns mit unsäglicher Nähe in den Wäldern an-  
 gesucht, in Flecken, die sie sich selbst bauten, versam-  
 melt und daselbst in der h. Religion, in den Sittenleh-  
 ren und ihrer Lebensart angemessenen Gewerben zu-  
 rückerzogen unterrichtet worden waren. Mit Stahl und  
 Eisen und tausend Künsten der Hinterlist ausgerüstet,  
 stahlen diese Räuber über die bloß mit Holz bewehrte  
 Quaranier her; und trieben oft in einem Tag und an  
 einem Flecken mehrere hundert Neugläubige oder Neuge-  
 taufte, wie eine Herde Vieh, mit sich fort, ohne Un-  
 terschied des Geschlechtes und des Alters. Die, an wel-  
 chen sie einen Hang oder Kräfte und Geschicklichkeit zu  
 Flucht bemerkt hatten, schleppten sie des Tages in Ket-  
 ten, Stricken oder Riemen nach sich, bei dem Nacht-  
 der Nacht aber warfen sie selbe in die tiefen Gruben,  
 die sie in dieser Absicht auf ihrer Herreise ausgegraben  
 hatten. Vom Alter oder einer Krankheit Ausgema-  
 rkte wurden auf der Reise auf verschiedene Art abge-  
 macht, damit sie nicht ihre Raubhandweise verräthten.

Die fängenden Kinder nahmen sie den Müttern weg, damit diese nicht dadurch aufgehalten wurden, zerrissen oder zerhieben sie in hundert Stücke, oder schmetterten sie wider die Erde. Auf allen Straßen sah man Spuren ihrer Grausamkeit. Ich schene und schäme mich darüber noch mehr zu sagen, was sich jeder Leser leichter einbilden, als ich, ohne der Schamhaftigkeit zu nahe zu treten, niederschreiben kann. Diese verruchten, durch Grausamkeit, Heilheit und Gewinnbegierde gleich ausgezeichneten Menschenräuber sind noch von allen unpartheischen Schriftstellern mit den schrecklichsten Farben geschildert worden. Dennoch hält es schwer zu bestimmen, welches von den gedachten dreien Lastern sie auf das Meiste getrieben haben. Man lese, wenn man will, was ich im vorläufigen Buch von den Mameluden an gemerkt habe. Auch die besondere Art von Grausamkeit darf hier nicht übergangen werden, welche sich die südlichen Wilden nahe um Buenos Ayres herum ausgedacht haben. Wenn diese auf dem Felde eines Feindes haften, so tödten sie ihn nicht in ihrem Grimme, sondern sie sämeln ihm beide Hüfte, und lassen ihn so liegen, damit er, weil er sich schlechterdings nicht von der Stelle bewegen kann, unter den grausamsten Schmerzen eines langsamen Todes sterbe.

Vor dieser unmenschlichen Gewohnheit, wider die gefangenen und getödteten Feinde zu wüthen, die wir bei andern Indianern beobachtet, tragen die Abiponer einen grossen Abscheu. Sie tödten, aber blos diejenigen, die sie für ihre Feinde halten, deren feindselige Absichten ihnen bereits durch die Erfahrung bekannt sind, und denen sie also nichts Gutes zutragen. Die an ihren Wunden sterben, quälen und peinigten sie nicht. Wenn sie sich eines spanischen oder indianischen Wohnplatzes bemächtigt haben, so erwürgen sie nicht alle Einwohner ohne

ohne Unterschied, wie sie künften. Des Jartes M  
und Geschlechts schonen sie fast immer, es sey dem,  
sie, durch eine empfangene Wund heftig gereizt,  
des Todes schuldig halten. Die Kopfhäute der er  
genen Feinde nehmen sie als Denkmale ihrer Th  
mit sich nach Haus, um nicht ohne alles Siegesja  
zurückzukehren. Sie missbrauchen selbe aber nicht,  
wie andere zu ihrer oder ihrer Pferde Bedeck  
Die Kriegsgefangenen pflegen sie auf ihre Pi  
sigen zu lassen und behandeln sie sowohl auf der F  
als auch in Hause sehr leutselig und großmüthig. (A  
ußern auch meistens gegen dieselben ein besond  
Wohlwollen und eine unglaubliche Wohlthätigkeit wie ich  
im 13. Hauptstück von den Sitten und Gebräuch  
der Abiponer mit mehreren gesagt habe. Hieraus  
leicht beareiflich, daß die Gefangenen der Abiponer  
ihrem Loos zufrieden leben, aber auch oft von demselben  
Racheheil ihres Herrn, zum Verderben der Spanier  
zu ihrem eigenen Untergang den schändlichsten Mißbra  
machen, und dadurch oft ärger werden, als die Fe  
den selbst. Ich habe oft gewünscht, daß sich die Hä  
väter, Offiziers und Lehrmeister so gefällig und mi  
thätig gegen ihre Untergebenen, Soldaten und Ede  
zeigen möchten, als sich die Abiponer gegen ihre Ge  
genen liebevoll beweisen. Daß die Huronen und Iroquo  
sen, ihrer besondern Wildheit ungeachtet, ihren Krieg  
gefangenen zu Haus weiter kein Leid anthun, es  
denn daß sie die ersten Tage nach dem Ausspruch ihrer Vo  
nehmsten zum Feuer verdammet werden, bezeugt Le  
fiteau.



## Drey und vierzigstes Hauptstück.

Von den Waffen der Abiponer, und ihrer Schlachtordnung, wenn sie mit andern Wilden fechten.

Nach der Verschiedenheit der Feinde müssen auch die Waffen und die Schlachtordnung verschieden seyn. Selbst der Angriff scheint andere Waffen als die Vertheidigung zu erheischen. Wenn die Abiponer mit den Spaniern zu thun haben, setzen sie immer ihr meistes Vertrauen auf ihre flächtigen Pferde und starke Lanzen. Deswegen pflegten sie sich niemals ihrer aus Elendthierhäuten zusammenge Nähten Panzer zu bedienen; denn außerdem, daß ihnen diese wider die Musketenkugeln keine Sicherheit geben können, hindert sie auch ihre Schwere so wohl im Fliehen, als auch in Angreifen. Bei einem Streifzuge wider die Spanier lassen sie sogar Bogen und Pfeile zurück. Und in der That es wäre purer Unsinn den Muskelten Bogen, und den Bleylugeln Pfeile entgegen setzen zu wollen, denn jene reichen unweit weiter, wiewohl diese sicherer treffen, und zwar desto gefährlicher verwunden, je wideriger Holz und Weine, als woraus sie bestehen, auf das menschliche Fleisch wirken. Das Blei ist demselben bei weitem nicht so schädlich. Werden aber die Abiponer in ihren Wohnplätzen von was immer für einem Feinde angegriffen, so gebrauchen sie ihre Bogen mit gutem Erfolge; denn im Pfeilschießen haben

haben sie es durch ihre tägliche Uebung von Jugend an sowohl im Krieg als auf der Jagd so weit gebracht, daß sie mit ihrem Bogen weit sicherer treffen, als ein Spanier mit ihren Musketen. Ich behaupte dieses ohne allen Anstand, weil ich es selbst so vielmal mit meinen Augen gesehen habe.

Man sehen wir, daß sich in den Wohnplätzen der Wilden ein Gerücht von dem Ummarsche der Wilden verbreite. Haben sie Muth und Macht genug die Feinde zurückzuschlagen, so schicken sie auf allen Seiten Aufschauer von geprüfter Treue aus, die Feinde zu beobachten, und die Wege zu erforschen, die sie einschlagen. Indessen suchen die übrigen zu Hause so bald als möglich aus Honig oder Johannesbrod, wenn sie eines bei der Hand haben, einen Trauf zu einem öffentlichen Erntefest zu bereiten. Denn die Abiponier danken sich niemals scharfsichtiger im Rathgeben und herzhafter im Kampfe, als wenn sie tüchtig berauschet sind. In diesem Zustande pflegen sie, ihrem Vorgeben nach, entweder die Gefahr nicht zu sehen, oder sich darüber hinwegzusetzen, sich in geringer Anzahl an viele Feinde zu wagen, die Schmerzen der Wunden nicht sehr zu fühlen, und, bei Lebens ungedenk, dem Tode muthig entgegen zu gehen. Selbst die sonst blos glimmenden Funken des Heldenmuths sollen dadurch bei ihnen in eine heile Flamme auflodern. Alles das ist nicht ganz unwahrscheinlich, wenn wir zu Gemüth führen wollen, was unser H. Jo. miannus Strada in seiner Geschichte von dem niederländischen Krieg von Martin Schenk, einem berühmten Krieger und Feldherrn bei den Niederländern, schreibt. Niemals, sagt er im 10. B. der zweyten Decas S. 633. nach meiner Ausgabe, zeichnete er sich im Gefechte mehr aus, als wenn er vom Weine glühete

und betrunken war. \*) Die Abiponer richteten sich nach dem Grundsatz des Schenk; auch haben sie mit ihm gleiches Loos, wie ich vielmal gesehen habe. Zu S. Ferdinand zogen wir gewisse Nachrichten ein, daß in feindlicher Haufe von Tobas und Kolobiern wider uns in grossen Tagreisen heranziehe und daß sie längstens in Zeit von zweenen Tagen bei uns seyn würden. Er launt über diese Nachricht, aber nicht erschrocken, brachten sie die zween Tage mit Überlegen, Schwelgen und Jauchzen über den noch nicht ersochtenen Sieg zu. Nachdem sie die Pferde in die Veräunung des Fleckens, um sie gleich bei der Hand zu haben, eingesperrt, und ihr Gesicht nach ihrer Art schrecklich bemahlet hatten, erwarteten sie, den Becher in der einen Hand und ein Bündel Pfeile in der andern, den A griff ihrer zahlreichen Reinde. Am Sonntage Quinquagesima um 3 Uhr Nachmittag ließ sich ein Geschwader berittener Wilden von weitem sehen. Ungeachtet nun die Abiponer nach einem so langen Saufgelage weder ihrer Füße noch ihrer selbst mächtig waren, so griffen sie doch nach den Lanzen, schwangen sich durch Hilfe der Weiber auf ihre stets bereit gehaltenen Pferde, und sprengten ohne Ordnung, auf dem ganzen Felde zerstreuet, unter dem fürchterlichen Gekröse ihrer Kriegspfeifen, mit verhängtem Zügel auf die heranziehenden Feinde, mit einem so glücklichen Erfolge, daß diese sogleich ihr Vorhaben, die Kolonie zu zerstören, aufgaben, und in den nahen Wäldern Sicherheit suchten. Allein da die Abiponer überall hinter ihnen hersehten, und ihnen die Wege versperrten, so flohen die einen dorthin und die andern dahin. Die Feinde flüchteten sich im vollem Carriere. Die Abiponer ritten nicht  
wenig.

---

\*) Arma nunquam accuratius tractabat, quam  
quum effusa potus ac vino amens.

weniger schnell hinter ihnen drein. Es war eigentlich kein Gefecht, sondern ein Gesprenge von Fliehenden und Nachsehenden. Der Streit bestand mehr im Herumtummeln der Pferde, als in einem Kampf mit Waffen, wie wohl man auch diese dabei nicht sparte. Die Pfeile flogen rechts und links herum, aber meistens, weil man keinen sichern Schuß thun konnte, ohne jemanden zu beschädigen. Unsere Ueberwinder kehrten bei eitler Nacht wieder in die Kolonie zurück, einige auch erst gegen Anbruch des Tages, alle bis auf einen, dem ein Feind mit einem Kolben den Kopf eingeschlagen hatte, unbeschädigt und heiter. Ihren Raub hatten sie nicht durchs Schlafen, sondern was zum Erstaunen ist, durch das Herumwühlen und Reiten ausgedünstet. Wie viel vom Feinde geblieben, oder verwundet worden sind, weiß ich in der That nicht. Da ihrer mehr als zweyhundert von sechs Taumelnden in die Flucht geschlagen worden, so galt uns dieses statt eines entschiedenen Sieges. Nun wollen wir auch die übrigen Vorkehrungen der Abipona vor dem Treffen betrachten.

Wenn alles Nöthige zu dem öffentlichen, vor dem Treffen vorhergehenden Trinkgelage veranstaltet ist, liegt ihnen nichts mehr am Herzen, als wie sie ihre zahllosen Pferde vor den Augen und Händen der Wilden in Sicherheit bringen können. Die tauglichsten zum Kriegsdienste treiben sie in das nächste Gehege; die übrigen aber in solche Gegenden, wohin der Feind entweder wegen des hohen Ufers der Flüsse, oder wegen der Wälder oder auch der unbekannten Wege halber nicht gelangen kann. Sie setzen sich auch um Schupfwinkel an, wo sie ihre Weiber und Kinder und die übrigen Wehrlosen, so lang die Gefahr dauert, verbergen können. Die Spanier hatten oft, wie sie mir erzählten, ganze indianische Familien in Seen und Flüssen zwischen den Binsen wie die Mouten versteckt und

blos.



tos mit dem Kopf hervorragen gesehen. So bald das Gerücht von der nahen Ankunft der Feinde bei den Abinonern eifchell, strichen sie sich sogleich das Gesicht an, und trugen immer ein Bündel Pfeile und eine Kriegspfeife an ihrem Gürtel bei sich. Diese pflügen sie bei jeder Nacht öfters zu blasen, in der Absicht, die feindlichen Auspäher von ihrer Furchtlosigkeit, Wachsamkeit und Beharrlichkeit zu überzeugen. Bringen sie in Erfahrung, daß die Feinde immer näher herandrücken, so suchen sie sich auf allerlei Weise zu helfen. Fühlen sie sich gegen die ihnen überlegene Anzahl derselben zu schwach, so suchen sie ihre Schwäche durch ihre Arglist zu ersetzen. Am sich nicht mit jenen in ein förmliches Treffen einlassen zu müssen, bemühen sie sich selbst durch allerlei Kunstgriffe von den Glecken entfernt zu halten. Oft ziehen sie ihnen entgegen und überfallen sie unversehens aus einem Hinterhalt. Oft machen sie sich durch ein verstärktes Blasen ihrer Kriegspfeifen zahlreicher, als sie sind. Oft stellen sie mehrere von ihren Kriegspfeifern und Trompetern weit hinter ihnen irgendwohin, damit es das Ansehen gewinne, als wären sie bloß der Vortrapp und folglich nur ein Theil des ganzen nachkommenden Haufens. Bisweilen erscheinen auch einige in spanischen Kleidern, wenn sie solche haben, um den Feinden weis zu machen, daß spanische Truppen in der Nähe wären, die ihnen zu Hilfe eilen. Diese mannfaltige Kriegelust hat die Feinde schon manchmal vermocht dem Gefechte zu entsagen und wieder den Weg nach Haus zu nehmen. So wenig braucht es von Natur Furchtsame zu scheuen. Sie wollen uns sechten, wenn sie nicht ihres Sieges gewiß sind.

Aber nicht selten ist keine Zeit mehr auf eine Kriegelust zu denken. Bisweilen werden sie durch den plötzlichen Ueberfall der Feinde und bisweilen durch die Hoffnung zu siegen angereizt, denselben ein Treffen zu liefern. Hier-

zu wird nun ein Feld ausgewählt, welches den herantretenden feindlichen Scharen entgegen, und nahe bei ihrem Wohnplatze liegt, damit sie ihren Weibern und Kindern, wenn sie in Gefahr kommen sollten, soaleich hilfsreiche Hand bieten können. Bisweilen schickt auch der Feind Herolde voraus, welche den Einwohnern des Fleckens den Krieg und die Ursachen desselben ankündigen, und sie zum Kampfe auffodern. Allein wie ich öfters beobachtet habe, sie erhalten zur Antwort weiter nichts, als das Gebrüll der Kriegshörner und Schallmeyern und ein schreckliches Geschrey der Zurückeruffoderung. Für Europäer wäre das ganz besonders sehens- und belachens werth, was vor und bei ihrem Gefechte vorzugehen pflegt. Vor dem Angriffe würden sie einen Schwarzkünstler zu Pferde und mit lächerlichen Gebärden Palmzweige in der Luft im Kreise herumschwingen und den feindlichen Haufen mittelst ihres Zaubergesanges verwünschen sehen. Sie würden sehen, wie alte Schwarzkünstlerinnen, bald auf der Erde herumkriechend und bald auf dem Platze leicht herumhüpfend, mit grimmigen Augen und rauher Stimme einen Fluchgesang oder eine Verwünschung herabbrummen. Sie würden Abiponer mit furchtbar angestrichenen Gesichtern, mit bunten Federkronen auf dem Haupte, die Waffen in der Hand, einige nach ihrer Art geharnischt, andere aber um der größeren Behendigkeit willen ganz nackt, mit feyerlichen Schritten und gleichsam der ganzen Welt drohend auf den Wahlplatz hintreten sehen. Berge scheinen zu kreischen, wiewohl wir das lächerliche Wäuschen bald erblicken werden, das heranspäßen wird. Diese Helden wollen, wenn sie in Schlachtordnung stehen, von dem Vater, der die Aufsicht über den Flecken hat, gemustert und gezählt werden, weil sie sich selbst nicht zählen können. Wenn ich so durch ihre Reihen gieng, fragten sie mich ohne Unterlaß: Sind wir weniger viele? Sehr viele war hierauf gewöhnlich meine

Antw.

Antwort, damit sie nicht, durch ihre kleine Anzahl jaghaft gemacht, ihren Muth sinken ließen, und an dem Sieg zweifelten. Ob es gleich eine gewisse Erfahrung war, daß die Flecken gemeiniglich dazumal von zahlreichen Scharen Feinden angegriffen wurden, wenn die meisten Einwohner von Haus abwesend und der Jagd halber weit auseinander zerstreut waren. Allein die schlauen Wilden unternehmen nur dazumahl ihre Anfälle, die sie durch ihre Kundschafter wissen, daß die Kolonie von Vertheidigern entbloßet ist. Die Schlachtordnung, die sie formiren, stellt, wenn es die Beschaffenheit des Bodens zuläßt, meistens ein Bierock vor. In der Mitte stellen sie zuweilen ihre Bogenschützen, und auf beide Flügel die Lanzenträger. So hatte ichs einigemal beobachtet. Sonst stehen auch Bogenschützen und Lanzenträger in der Schlachtordnung unter einander. Die Motobler, Tobas und Quaycurus führen ihre Pferde etwas auf die Seite, doch so, daß sie selbe stets unter ihren Augen behalten, und setzen, ungeachtet sie berittene Nationen sind, zu Fuße. Der Cacique oder sonst der Ansehnlichste, der denen Abiponen vorsteht, und sie im Treffen anführt, stellet sich anfangs zu Pferde vor die Fronte hin; wenn aber das Gefecht angefangen hat, verläßt er seinen Posten, steigt vom Pferde herab, und kämpft mit unter den andern. Die Anführer der Abiponer sind besonders streitbar und herzhast. Die Beispiele der Befehlshaber haben immer bei ihren Untergebenen mehr Gewicht als ihre Worte: und der Soldat gehorcht lieber, wenn sein Offizier herzhast sieht, als wenn er ihn bloß von weitem zuspricht.

Anfangs stehen sie in geschlossnen Reihen, nachmals aber zerstreuen sie sich, wenn der Feind angegriffen oder zurückgeschlagen werden soll, so weit aus einander, daß einer vier und oft auch sechs Ellen weit von dem andern absteht. So lang der Streit währet, sieht man keinen

aufrecht, aber an einem Flecke ruhig bleiben. Immer paßet, immer den Leib abwärts gekrümmt und die Knie auf die Feinde geheftet, um ihren Streichen auszuweichen, oder ihnen einige zu versetzen, laufen sie stets hin und wieder. Drohend und herausfordernd schreien sie unablässig ihr ho, ho, ho, wobei sie ihre Stimme von dem tiefsten Ton bis zum höchsten erheben. Damit haben nicht die Bogenlehne wider ihren Willen aus ihren von Schweiß schlüpfrigen Fingern abglitscht, reiben sie sich die Hand, um durch den Erdstaub den Schweiß abzustreifen, und ihr die Schlüpfrigkeit zu benehmen, auf der Erde. Auch ahmen die Indianer nicht den Europäern nach, welche immer auf einmal ihre Feinde mit einem ganzen Hagel von Kugeln, ohne ihre Schöße abzumessen, zu bedecken pflegen. Jeder nimmt sich an den Feinden einen zum Ziel. Darum beobachtet immer einer das andere Augen und Bewegungen auf das Genaueste, und springt, so bald er bemerkt, daß einer nach ihm zielt, rechts und links, um seinen Standort stets zu verändern. Auf den Anführer und die berühmtesten Krieger brücken viele, wiewohl selten ausgehoben, ihre Pfeile ab; weil jeder vorzieht, daß die Erlegung eines solchen ihm viel Ehre bringen, unter den Feinden aber eine große Bestürzung verursachen würde. Weil oft mehrere auf einen zielen, so kann sich niemand, so hoch er auch mit Argutungen, und wäre er auch so leicht als der Wind, irgend eine Sicherheit versprechen; also zwar, daß derjenige, welcher vom Schlachtfelde unbeschädigt wegstimmt, dieses dem Glück und nur selten seiner Geschicklichkeit zuschreiben hat, am allerwenigsten seinem ledernen Panzer; denn daß dieser nicht nur den Lanzen, sondern auch härteren Pfeilen, die selbst durch das härteste Holz bringen, nicht widersteht, habe ich selbst gesehen.

Die vom Feind auf sie losgebrachten Pfeile schießen sie in Ermangelung eigener wieder zurück. Haben sie aber, wie es oft geschieht, ihre Köcher ausgeleert, und ihres Gemüthes in dem Kampfe erbigt, so treten sie, nachdem sie eine Zeitlang mit dem Bogen von weitem gefochten haben, näher zusammen, und beginnen ein Lanzengefecht, wobei sie mit gleicher Sorgfalt sowohl ihren Stosß anzubringen, als dem feindlichen auszuweichen trachten. Doch ist nicht zu beforgen, daß sie das Feld mit Menschenblut überschwemmen; denn so groß die Gewalt und der Grimm ist, womit diese breitshulterichten Wilden auf ihre Gegner zustoßen, so ist doch dieser ihrer Leichtigkeit im Ausweichen noch weit größer. Oft wird bei dem ganzen Kampf weiter nichts als wechselweise gedroht und geschrien; also zwar, daß man dabei zwar vielen Lärm hört, aber nur selten Blut sieht. Wenn auch zuweilen mehrere verwundet werden, so sterben doch nur äußerst wenige an ihren Wunden: denn wenn nicht Kopf oder Herz bei ihnen durchstoßen ist, so verzweifelt kein Mensch an ihrem Leben. Zerbrochene Rippen oder andere unglücklichere Wunden in den übrigen Gliedern, kommen ihnen weder gefährlich noch als etwas außerordentliches vor; sie betrachten sie also mit heiterer Miene ohne einen Schmerz darüber zu äußern, und werden oft von andern wider ihren Willen halb todt aus dem Schlachtfelde weggetragen. Gewiß ist, daß es diese Wilden, wenn man ihnen nicht alle Gelegenheit zur Flucht abschneidet, selten auf das Aeußerste kommen lassen. Sehen sie einige von ihrer Harte fallen, so nehmen sie, ohne sich um ihren Anführer zu bekümmern, auf alle Seiten hin die Flucht. Man darf ihnen nicht im Rückzuge blasen. Bohn oder zwanzig dürfen nur den Wahlplatz verlassen, und alle suchen ihr Heil, ohne Schaam, in der Geschwindigkeit ihrer Pferde, wenn sie diese bei der Hand haben; und sprengen mit ein Strom, der den Damm durchbricht.

auseinander. Wenn die Gefahr dringend ist, steht man oft zween oder drey auf einem Pferde sitzen, und davon reiten. Lassen sie sich zu Fuß in einen Schirmangel ein, so sehen sie sich vorsätzlich vor, daß es ihnen nicht an Auswegen zur Flucht fehle. Deswegen lassen sie ihre Pferde hinter ihnen noch innerhalb einer Pfeilschußweite gefattelt von Knaben hüten, welche darauf wie auf einer Warte den Streitenden ohne Gefahr zusehen, und dabei die Kunst zu sechten mit aller Sicherheit lernen.

Wendet das Kriegsglück den Feinden den Rücken also, daß sie sich zurückziehen müssen, so dürfen sie sich vor dem Nachsehen der Abiponer eben nicht sehr fürchten. Die Obflieger wollen sich durchaus nicht in Gefahr setzen, ihren Ruhm zu verlieren, oder den ungewissen Ausschlag eines neuen Gefechts erwarten. Den Verlust einer Lanze oder eines Kleides, das ihnen der Feind auf dem Schlachtfelde abgenommen hat, halten die Abiponer für den größten Schimpf, der ihrer Nation widerfahren könnte; und er fällt ihnen weit empfindlicher, als unsern Regimentern der Verlust ihrer Fahnen oder Panzen fällt. Die Lanze und zwey Kleidungsstücke, die gemeinen Abiponern in einem Schirmangel weggenommen wurden, waren der Ursprung, wenigstens die Veranlassung des langwierigen Zwistes zwischen den Enciquen Debayakaykin und Ychoalay. Unter den Friedensbedingungen, die sie im Kleinen S. Ferdinand miteinander eingingen, wurde die Zurückstellung dieser Erbdelwaaren zuvörderst ausbedungen. Da aber das Versprechen sechs Monate lang unerfüllt blieb, so gieng der Krieg wieder von Neuem an. Die Siege und den glücklichen Ausschlag der Treffen schreiben die Abiponer nichts weniger als ihrer Geschicklichkeit, sondern den Künsten ihrer Zauberer zu. Ungeachtet sie alle paraquayischen Nationen gering schätzen, und selbst an Del-

denmuth

Denmuth zu übertreffen glauben, so läugnen sie dennoch nicht, daß sie die wilden Quaycurius fürchten. Diese, sagen sie, stechen uns mit ihren Lanzen wie die Schwadme nieder, nicht als wenn sie uns an Waffen, Kräften oder Herzhaftigkeit überlegen wären, sondern weil sie im Treffen weit verständigere Schwarzkünstler zur Seite haben. Wenn sie einen anhauchen, so fällt dieser, wie mich Alaikin, ein alter Anführer der Abiponer, versicherte, als wäre er vom Donner getroffen, der Länge nach auf die Erde. So erbärmlich leichtgläubig sind die Wilden. Sie schreiben diesen Schalken übernatürliche Kräfte zu, da sie doch weiter nichts wissen oder vermögen, als die Abergläubischen durch schändliche Betrügereyen und Kunstgriffe hinter das Licht zu führen.

Aber laßt uns nun die siegreichen Abiponer nach dem Treffen in ihrem Frohlocken betrachten. Ist der Kampf nach ihrem Wunsche ausgefallen, so erfüllen sie alles mit freudigen meistens übertriebenen Nachrichten von ihrem Siege. Die sich dabei am tapfersten gehalten haben, ziehen aller Augen auf sich; auch sind sie der Gegenstand der meisten Gespräche. Die aus dem Treffen verwundet zurück kommen, lassen sich von der zusammengelaufenen Schaar Schwarzkünstler aussaugen und heilen; während daß die vielen Zuschauer, die sich um selbe versammeln, ihre Standhaftigkeit und ihren männlichen Muth laut bewundern, und mit vielen Lobsprüchen erheben. Haben sie feindliche Kopfhäute und Beute mitgebracht, so läuft alles zusammen, um selbe zu begaffen. Die Weiber überlassen sich der ausgelassensten Freude, und scheinen nicht so sehr zu frohlocken, als zu rasen. Sie würden ihres Singens, Tanzens und Jauchzens kein Ende machen, wenn sie nicht mit ganzem Ernste auf die Herbeischaffung alles zu einem öffentlichen Trinfelgelage Erforderlichen denken müßten. Dieses

veranlassen die Abiponer sowohl vor dem Treffen, als auch unmittelbar nach demselben, um das Andenken ihrer Thaten zu verherrlichen. So wie sie nach dem Rückzuge der Feinde sogleich ihnen schenßlichen Anstrich wegwischen, so suchen sie auch, so bald sie können, die gehaltenen Sorgen wegen des bevorstehenden Kampfes mit den Bechern aus ihrem Gemüthe wegzuspülen. Bei diesem Trunkgebothe wird nun der Sieg mit Schreien, mit dem Schlapper der Rührbisse und dem Lärm der Trommeln, womit sie ihren Gesang akkompagniren, gefeyert. Wenn sie bereits von dem häufigem Honiggetränke erhitzt sind, erzählen sie ihre eigenen Thaten, und tadeln zugleich oft mit heftenden Anmerkungen die Fehler, die Furchtsamkeit und das Davonlaufen der andern. Da nun kein Abiponer so was leidet, so gehen sie, kaum da sie vom Treffen zurück kommen, anfangs mit Händen, nachmals aber, wenn ihre Erbitterung wächst, mit Lanzen und Pfeilen aufeinander los. Käme ihnen nicht die liebevolle Beschäftigung ihrer vermittelnden Weiber, welche ihre Männer nach Haus führen, und ihnen die Waffen wegräumen, zu statten, so bin ich sehr überzeugt, daß weit mehr Abiponer nach dem Treffen, als in demselben das Leben einbüßen würden. Die so vielmal unbeschädigt von dem Schlachtplatz zurückgekehrt sind, sterben oft im Rausche durch die Hände ihrer gleichfalls berauschten Landleute. Wir dürfen auch diese barbarische Gewohnheit rohen Indianen nicht verargen, weil selbst die europäischen Soldaten davon nicht frey sind. Wie viele entgehen nicht in manchen Schlachten der Gefahr, die hernach ein Rausch in einer Schenke niedersticht oder versäumnelt? Vor ungefähr 40 Jahren sah ich auf einem Platz Offiziere miteinander gehen, deren jeder auf dem Gesicht eine starke Narbe trug. Wahrhaftig! sagte ich zu einem alten Gefühlshaber von dem nämlichen Regimente, mit dem ich eben



ben redete, diese müssen nahe zum Feinde gekommen seyn. Nicht ein einziger, mein Freund! war seine Antwort. Die Narben, die Sie an ihnen sehen, haben sie dem Bojuz und nicht dem Mars zu verdanken. Glauben Sie mir. Ich kenne sie alle schon lange.

Als einen Zusatz will ich noch dieses Wenige, weil es zu dieser Materie zu gehören scheint, hier setzen. Ist das Schlachtfeld weit vom Flecken entfernt, so wird ein Reiter aus ihrem Mittel vorausgeschickt, ihren Landeuten die Nachricht vom Ausgange des Treffens zu überbringen. So bald ihn diese von Weitem erblicken, rennen sie ihm haufenweise entgegen, begrüßen ihn, indem sie mit der Hand unablässig auf ihre Lippen klopfen, und begleiten ihn so in ihrer Mitte in sein Haus. Ohne auf dem Plaz ein Wort zu verlieren, stürzt er vom Pferde auf sein Bett hin. Hier berichtet er dann aufammengelaufenem Walle, wie von einer Kanzel herab, mit allem Aufstand und Ernst den Erfolg des Gefechtes. Sind vom Feind auch nur etliche getödtet oder verwundet worden, so beginnet er seine Erzählung gemeinlich mit dem Worte: Nalamichirini. Alle sind in die Ofanne gebauen. Dies sagt er mit einer ernsthaften Miene prahlerisch langsam; worauf ihn alle Umstehende anschauen. Nachher zählt er ihnen einige vor, die er im Gefecht erlegt hat; und setzt, um den Glanz seiner That noch mehr zu erheben, bei den meisten hinzu: Ekeiam Capitan. Dieser war ein Capitän: worunter er einen von Adel versteht. Es sey nun ein Indianer, der ein Mohr, wenn er nur auf spanische Art zierlich gekleidet ist, so heißen sie ihn schon einen Capitän oder einen von Adel; denn aus dem Anzuge schließen sie auf den Stand und die Würde. So oft er den Namen eines erschlagenen Feindes ausspricht, erschallet die Luft von nichts als: Kera ékernat! Ta yegam! mit welchen Worten

Worten sie ihre Bewunderung an Tag legen. Hier kommt in der Erzählung die Reihe an die Gefangenen die sie gemacht, und die Pferde und spanischen Frachtwägen, die sie erbeutet haben. Die Zahl, die er dann angiebt, ist meistens übertrieben; denn alles ist bei ihm unzählbar, Chik Leyèkalipi, weil sie nicht über drey zähler können, wie ich anderswo gesagt habe. Bei jede Erwähnung, die er von der unzählbaren Beute macht, brechen die Zuhörer in das Wort: Ndfe aus, wodurch sie andeuten wollen, daß sie nie was solches erwartet, gehört oder gesehen haben. Nachdem er alles, was ihnen der Sieg erschwerte aber auch verherrlichte, haarscharf auseinander gesetzt hat, kommt er endlich auch auf seine verwundete Landesleute. So wie er einen nach dem anderen nennet, wiederholen die Umstehenden allemal mit einem Seufzer ihr Tayretà. O du Armer! Die Aufgabe der im Felde Gebliebenen von ihrer Parthey spart er zum Schluß seiner Erzählung auf, weil selbe als Frohlocken über den Sieg und die Beute in ein lautes Gejammer verwandelt. Da die Abiponer es für unrecht halten, den Namen eines Verstorbenen auszusprechen, so macht der Berichterstatter immer folgende Umschreibung: Yoalè eknám oancerna Kamelen Lauenèk la chit kac-kà. Der mit dem Weibe Kamelen Verheuratete ist nicht mehr. Yoalè eknám Pachiekè letà la chit-kackà. Der Vater des Pachiekè ist nicht mehr. Und so von den übrigen, wenn mehrere ungelommen sind. So wie das Wasser das Feuer auslöscht, so verlöscht auch die Erwähnung eines einzigen vom Feinde Getödteten als freudige Empfindung über den herrlichsten Sieg, und verbittert jedem dessen Andenken. Wäre auch vom Feinde keine Seele entkommen; aber ein Abipaner hätte dabei sein Leben eingebüßt, so vermütheten sie den entscheidenden Sieg, sammt allen Gefangenen und der eingebrachten Beute, weil solcher in ihren Augen auch mit dem Tod

eines

ines Einzigen schon zu theuer erlanft worden ist. So wie also der Siegesboch in seiner Erzählung auch nur vom weitem auf seine im Felde erblichenen Mitbrüder kommt; so ziehen sich die vorhin so neugierigen Zuhörer nacheinander weg, so, daß jener am Ende ganz allein bleibt. Die ganze Weiberschaafe löset sich sogleich ihre Zöpfe auf, lauschet nach ihren Trommeln und Kirbissen, und läuft in langen Reihen auf dem Platz herum. Viele Stunden lang währet ihr schreckliches Geheul, mit dem sie die vom Feinde Erschlagenen besammern. Allein ich habe alles dieses im 26. Hauptstücke, da ich von der Trauer, den Requien und dem Leichenbegängnisse handelte, weitläufiger auseinandergesetzt.

Wenn die Abiponer wieder von ihrer Unternehmung zu Haus anlangen, so ziehen sie nicht auf einmal, sondern in verschiedenen Abtheilungen in den Flecken ein, ohne Stolz, wenn sie gesieget haben, und ohne Niedergeschlagenheit, wenn sie besiegt oder auch schwer verwundet worden sind; es wäre denn, daß sie ihren Caciquen, der sie in der ganzen Unternehmung angeführet hat, verloren hätten. In diesem Falle lehren sie, um ihren Schmerz anzuzeigen, mit abgeschornen Haaren zurück, und bringen die vom Fleisch abgeschälten Gebeine des umgekommenen Caciquen, so wie die der andern Geliebten nicht ohne vieles Trauergepränge mit, wie ichs im 27. Hauptstück umständlich beschrieben habe. Auf die Zurückkunft der Krieger, auf welche jedermann ängstlich wartet, sind aller Ohren, Augen, Mund und Hände gerichtet, indem die Einen die Schaaren Pferde, die Gefangenen und Beute, kurz die Früchte des Sieges beschauen; andere sich um das Wohlbefinden ihrer Verwandten erkundigen; endlich auch einige die Wunden der Verwundeten besichtigen, und ihnen Heilmittel reichen: die Weiber aber durchgängig jammern. Ein jeder behält die Gefangenen,  
die

die Pferde und Maulthiere, und überhaupt alles, was in seine Hände gefallen ist; außer er will, wie es bei ihnen der Brauch ist, mit seinen Freunden theilen. In einem einzigen Streifzug verheeren sie oft mehrere Regionen und die größten Felder von allen Seiten, und bringen manchmal mehrere tausend Pferde zurück. Die theilen sie untereinander, ich weiß zwar nicht, nach welcher Regel, aber dennoch so, daß kein Zank darüber entsteht. Die nächsten Tage darauf versucht jeder die Pferde, die ihm bei der Theilung zugefallen sind, mit der äußersten Hengierde. Die schnellsten sind ihnen die liebsten, ohne daß sie dabei auf die übrigen Schönheiten, die ein Pferd hat, sehr achten. Man sieht täglich eine Menge Raaben in Reiten mit einander wetteifern, und so gar auch zanken, weil ein jeder sein Pferd über alle übrigen erhebt. So wie wir den Uppel schmachhaft finden, den wir selbst vom Baum abgespaldet haben, so halten sie auch die frischgeraubten Pferde für die Besten, ungeachtet sie weit bessere zu Hause haben. Das Andenken eines erfochtenen Sieges erfüllet ihr Gemüth nicht bloß mit Freude, sondern auch mit Angst, indem sie Tag und Nacht in Furcht stehen, daß diejenigen, unter denen sie jüngsthin die Niederlage angerichtet haben, ihnen in Kurzen den Tod ihrer Landesleute und die von ihnen verübten Raubereyen zu rächen, über den Hals seyn werden. Um sich also wieder zu beruhigen, und die zur Bereitung der feindlichen Absichten nöthigen Maßregeln zu entwerfen, host ihnen nichts mehr am Herzen, als daß das gewöhnliche öffentliche Trinkgelage so bald als möglich veranstaltet werde. Denn dieses halten sie für das sicherste Mittel, Scham und Furcht zu erwecken.

~~gültig~~

Bier

## Vier und vierzigstes Hauptstück.

Von den jährlichen Gedächtnistagen ihrer Siege, und dem, was bei einem öffentlichen Trinktgebothe vorgeht.

Die Abiponer geben sich damit, daß sie noch mit blutigen Händen den kaum erfochtenen Sieg feiern, nicht zufrieden: sie pflegen auch jährlich dessen Andenken durch eine öffentliche Freude zu erneuern. Diese besteht im Singen, Trinken und andern Albernheiten. Wenn sie bereits einen Vorrath Honig, woraus sie nämlich ihren Trank bereiten, aus den Wäldern gesammelt haben, wird der zu gedachter Ceremonie bestimmte Tag festgesetzt; und eine geräumige Hütte ausgewählt, welche die große Schaar. Häuser fassen kann. Die letzten drei Tage vor dem festgesetzten läuft ein Herold, in einem schönen Mantel gehüllet, alle Hütten ab. Beim Eintritt wird er in einer jeden von den darinn wohnenden Weibern mit dem feyerlichen Lippenklatschen bewillkommenet. Seine Lanze, woran eine kupferne Schalle hängt, nimmt ihm allemal Ehrenhalber die Handschuh ab, wenn er kommt; giebt sie ihm aber wieder, wenn er fortgeht. Als er in ein Haus eintritt, setzt er sich auf ein zu dieser Absicht schon bereit gehaltenes Kissen, auf Stroh oder eine Thierhaut auf die Erde, und ladet hernach den Hausvater mit einer eigens dazu abgefaßten Formel zur gemeinschaftlichen Siegesfeier und zum Gelage ein. Beim Hinanagehen empfeh-

len

len sich die Hausweiber durch das gewöhnliche Lappen  
Platschen von ihm. Auf eben diese Weise geht er auch  
die anderen Hütten ab, immer von einer Schaar Rau-  
ben begleitet. Das Amt eines Herolden, welches zu  
allen abiponischen Familien von sich ablehnen und ge-  
ringschätzen, versehen meistens alte, angesehene Schwar-  
zkünstler aus einem gemeinen Geschlecht. Gemeine Rau-  
ben nehmen sie jeden Fremdling, der von Spaniern, oder  
einer anderen indianischen Nation abstammt; denn in  
sich selbst (ein lächerlicher Stolz!) halten die Abipo-  
ner für adelich, und alle andere verachten sie, als  
so thöricht als hochmüthig, als Leute von niedriger und  
wiedler Herkunft. Eine gefangene Spanierin mag in  
Jugend, in der Blüthe ihrer Jahre und Schönheit seyn,  
sie wird keinen Abiponer zum Liebhaber, vielweniger zum  
Mann bekommen, weil sie eine Fremde und ebendamit  
des hohen abiponischen Adels nicht werth ist.

Indessen wird die zu der künftigen Versammlung  
bestimmte Hütte in der Eile eingerichtet. Den Boden  
überdecken sie theils mit Lieger- und theils mit Stier-  
häuten, als worauf sich die Gäste setzen. Außerdem machen  
sie auch von Rohr, das sie ohne alle Kunst übereinan-  
der legen, einen Haufen, auf den sie die ausgezogene  
Kopfhäute der Feinde mit den Haaren, wie sie sind,  
als Siegeszeichen pflanzen. Ferner sie aber den Ein-  
gang der Hütten unter freyem Himmel, so stecken sie  
in dem Kreise, um welchen sie herumgehen, Lanzen auf  
und hängen diese Häute daran. Gegen Untergang der  
Sonne kommen die Eingeladenen an dem bestimmten Ort  
zusammen und setzen sich auf die Erde nieder. In ih-  
rer Mitte haben sie leberne Methgefäße vor Augen, wo-  
bei das Zusammentrinken selbst erst gegen den Abend  
des Tages anfängt: denn die ganze Nacht hindurch be-  
trinken sie ihre Gäste. Meinet langen und vielen Nach-  
den

denkens ungeachtet, fand ich in der ganzen lateinischen Sprache keine passende Worte, durch die ich diesen sonderbaren Gesang der Wilden hätte ausdrücken können. Leichter und besser läßt sich dieses mündlich und mit Noten zeigen.

Niemals fügen sie zusammen, sondern immer zwey und zwey mit allerlei abwechselnden Stimmen bald hoch und bald tief; bald singt einer vor, bald nach, bald unterbricht er den andern und bald accompagnirt er ihn. Bald macht dieser und bald jener eine Pause. Ihre Stimme ändern sich nach Maafgabe des Textes. Ihre Töne biegen und trillern sie auf allerlei Art. Wer schnellere und schärfere Triller schlägt, seine Stimme bald hinaus und bald einzieht, bald mit Lachen, bald mit Seuffzen unterbricht; wer durch seine Passstimme das Brüllen eines Stieres, und gleich darauf das zitternde Gewimmer einer Ziege am besten nachahmet, der hat ihren ganzen Beifall, und ist ihr Meistersänger. Kein Europäer wird in Abrede stellen, daß sich nicht bei diesem Gesange der Wilden etwas Düsteres, und Schauerlichtes seiner Seele bemessere. So gräßlich tönt derselbe; selbst das Gemüth wird davon durchdrungen, indem das nächtliche Dunkel den Eindruck des Traurigschreckbaren ihrer Stimme auf jenes ungemein erhöht und verschärft. Jeder Sänger schüttelt eine mit türkischem Korn oder anderen Saamenkörnern angefüllte Kürbiskloppe mit einem langen Hals, und zwar nach dem Takt. Bisweilen wird mit denselben allein der Gesang intonirt, bisweilen darauf geantwortet, und manchmal macht man auch damit eine Pause. Dieses wollte ich darum anmerken, daß man nicht glaube, diese höllische Musik sey ganz regel- und kunstlos. In der That scheint die Uebereinstimmung so vieler verschiedenen Stimmen, während daß nur zweyen zusammenfingen, ganz bewundernswert.

II. Theil.

Do

Man

Man bemerke auch, daß bei ihnen keiner im Singen stocken bleibt oder verstummet. Sie singen aber nicht in ihrer jähligen Begeisterung aus dem Stegreife, was ihnen in den Mund kommt. Jeder bereitet sich viel mehr lange Zeit dazu vor; und lernet alles das auswendig, was er in der öffentlichen Versammlung vorbringen soll. Ihre Lieder sind zwar nicht an ein gewisses Sylbenmaaß gebunden, doch enthalten sie immer eine Art von Reim. Den Klang der Verse ändern sie nicht willkürlich, sondern richten denselben nach der Verschiedenheit des zu besingenden Gegenstandes verschieden ein. Was die Wilden zu besingen, und worüber sie sich zu erlustigen pflegen, sind Kriegsunternehmungen, erlegte Feinde, abgezogene Kopfhäute gemachte Beute, Uebervältigungen der Flecten, Plünderungen der Weyren und Wägen, die Eindscherung und Entvölkerung der spanischen Colonien und dergleichen Trauerereignisse. Was immer mit Ort und Zeit, da der Sieg erschollen ward, verbunden ist, beschreiben sie nicht in einer gemeinen sondern in einer ausgesuchten Redensart. Sie vom Tannel einer inneren Begeisterung hingerissen, setzen sie sich mit eigends dazu eingerichteten Ausdrücken in Gesang wechselweise zornig, jaghaft, drohend und frohlich, und zwar eben nicht ohne alle Geschicklichkeit. Man sollte schwören, daß man bald den wüthenden Hercules, bald den mordsüchtigen Soldaten des Plautus und bald den Anchises höre, wie er sein unglückliches Troja beweinet. Indessen sind sie dennoch sehr darauf bedacht, daß sie, um die allgemeine Freude nicht zu stören, keines todtten noch eines verwundeten Abiponers erwähnen. Bei ihre Bemühungen zielen bloß dahin ab, die Niederlagen, die sie unter ihren Feinden angerichtet haben, zu verherrlichen. Während daß die Siegeslieder abgesungen werden, welches mehrere Stunden dauert, darf kein Zuhörer einen Laut von sich geben. Ja man wird nicht

ein



nimmal einen dabei gähnen sehen, so sehr auch die Nacht zum Schlafen einlädt. Sie sind für die Befugung ihrer Helden und Thaten so sehr eingenommen, daß sie auf den Schlaf und sich selbst vergessen und nicht einen Blick von ihren Sängern abwenden.

Da, wie Doras sagt, alle Sänger den Fehler haben, daß man sie bitten muß, wenn sie singen, und erinnern, wenn sie aufhören sollen, so haben Weiber, welche von den Männern abgesondert sitzen, den Auftrag jedes Paar Sänger schweigen zu heißen. Wenn also diese ungefähr eine Viertelstunde fortgesungen haben, rufen ihnen jene durch wiederholtes Lippenklatschen an, daß sie genug gesungen hätten, indem sie ihnen Klatsch (es ist genug) zurufen. Dieser Erinnerung eilen die Sänger sogleich Folge, und schließen die feyerliche Erwähnung ihrer Heldenthaten mit diesen Worten: Solche Leute nämlich sind wir. Gramachka akam, so wie die Redner mit ihrem Dixi und die Dichter mit ihrem Cecini zu schließen pflegen. Hierauf werden sie von einem andern Paar abgelöst; die Gesänge selbst aber bis gegen Anbruch des Tages fortgesetzt; da sich dann die Scene ändert, und das Zusammentrinken seinen Anfang nimmt. Ihre ermüdete und ausgetrocknete Kehle erfrischen sie nun mit ihrem Göttertrank, den sie entweder aus wildem Honig oder Johannisbrod bereiten, indem sie Wasser dazugießen und dann alles zusamm einige Stunden abkochen lassen. Dieser Getränk ist außerordentlich angenehm zu trinken, und auch mäßig zu sich genommen in verschiedenem Betracht sehr gesund, wie ich oben im ersten Hauptstücke mit mehreren gesagt habe. Der Trank aus Johannisbrod dienet (wie viele erfahren haben) den Kranken und Ausgehenden besser als alle Medizin und den vom Alter Ausgemergelten so gut als Milch: denn derselbe frischet die verfallenen Kräfte wieder auf, wel-

ches wir auch bei dem Bische beobachteten, das man mit dieser Frucht fütterte. Indessen dürfen dennoch die Abiponierinnen kein anderes Getränk als Wasser trinken. Es ist mir niemals eingefallen, die Ursachen dieser Enthaltbarkeit zu untersuchen. Ich vermute, daß in diesem Punkte wie in andern die Gewohnheit die Stelle des Gesetzes vertrete: doch halte ich diesen Gebrauch für eine besondere Fügung der Vorsicht, damit nämlich die nüchternen Weiber ihre betrunkenen Männer von Schlägereyen zurückhalten, wenn sie sich oft wechselweise ermorden wollen. Aber sie tragen auch oft für ihren Eifer, den Frieden unter ihren Männern zu erhalten, mit dem sie sich unter die Schläger hineinwagen, ihnen Lanzen und Pfeile verstecken, und dadurch den Balgereyen wehren wollen, zum Lohne schwere Wunden davon. Die Unverheuratheten sind ohne Rücksicht der Zahl ihrer Jahre von den öffentlichen Säuserversammlungen ausgeschlossen: in Geheim aber dürfen sie dennoch ihren Rektar kosten, so wie die Weiber das reine Honig schlürfen und Johannisbrod essen. Die alten Abiponer haben weislich verfügt, daß die Jünglinge zu den öffentlichen Trinkgeboten nicht zugelassen werden sollten, weil sie, durch ihr eiaenes Beispiel belehrt, vorsahen, daß aus ihrer Berausung viel Unheil entstehen würde. Junge Leute in ihrem blühendsten Alter gießen, wenn sie sich betrinken, Del in das Feuer, wie Ovid sagt:

*Et venus in vinis, ignis in igne fuit.*

Den zum Getränke nöthigen Honig müssen die Männer zusammensuchen. Die Abriac Arbeit bei der Zubereitung desselben wird den Weibern zu Theil. Man liegt es ob das Johannisbrod, sobald es reif ist, von den Bäumen zu sammeln, auf den Pferden nach Haus zu bringen, in Mörtern zu zerfressen, Wasser in Kan-

nen

ien aus dem nächsten Bach zu holen und dazu zu gießen, und die Ochsenhäute, die ihnen Rufen abgeben, zu recht zu machen. Hier ist die Methode, nach welcher sie dabei zu Werk gehen. Sie schneiden von den Ochsenhäuten die Füße ab, und machen selbe also viereckicht. Ihre vier Seiten werden zwei Spannen hoch aufgestellt und mit einem Riemen gebunden. Nun kann man alles in selben hineingießen, ohne daß ein Tropfen davon verloren gienge. So zugerichtet heißt eine Ochsenhaut, wenn sie zur Rufe dienet, auf spanisch El noque, auf abiponisch aber Aape: wenn sie aber beim Uebersejen der Flüße statt eines Rahnes gebraucht wird, la Pelota bei den Spaniern, bei den Abiponern hingegen Netak. Wie wir uns darauf setzten, von einem anderen Schwimmer ziehen lassen, und auf diese Art über die Flüße schiffen, habe ich bereits an einem andern Orte gesagt.

Das mit Wasser vermenigte Johannisbrod oder Horig erreicht nach Beschaffenheit der Bitterung früher oder später den verlangten Grad jener angenehmen Säure, und wird ohne allen andern Zusatz gewissermaßen Weinartig. Die gierigeren Säufer unter den Abiponern gehen nacheinander von Zeit zu Zeit nach den lederen Gefäßen hin, um zu riechen, ob sich der Trauf bereits genug verarbeitet hat. Layam Ycham. Er gähret schon allgemach, ruft ein jeder im Weggehen, bis endlich einer hinzutritt, der mittelst seiner Nase den Ausspruch that: La Ycham. Er hat schon die nöthige Schärfe. Hierauf versammelt sich alles an dem bestimmten Ort. Jedes von diesen lederen Gefäßen wird samt dem darin schäumenden Weith von sechs oder acht Mädchen mit ausgestreckten Armen frey in der Luft auch dahin getragen. Sobald sie ihre Last abgesetzt haben, gehen sie wieder alle, ohne ein Wort zu

den versammelten Trinkgästen zusagen, ihrer Bege. Ob Zweifel wären sie es werth, daß man sie den europäischen Mädchen als Lehrmeisterinnen der Sittsamkeit und der jungfräulichen Eingezogenheit vorsezte. Ehe noch das erste Gefäß ganz ausgeleeret ist, wird schon das zweite geholet; dann kommt die Reihe an das dritte, hernach an das vierte, u. s. w. also zwar daß die Männer mit den Mädchen, jene im Ausleeren, diese im Herbeischaufeln der Gefäße zu wetteifern scheinen.

Ich begriff gar wohl, warum sich die Weiber so anerkennend und dienstfertig gegen ihre Männer zeigen: denn je eifriger sie ist, desto mehr steht sie bei ihren Landesleuten in Ansehen und bei ihrem Manne in Ehren. Sie befürchten mit Recht von ihren Männern verstoßen, wenigstens kaltsinniger behandelt zu werden, wenn sie sich nicht alle Mühe geben ihren immer durstigen Männern den Honigtrank nie ausgehen zu lassen doch so auf eine Weise zu missfallen. Dennoch muß man auch den Abiponern nachsagen, daß sie, so viel sie auch auf das Zusammentrinken halten, bei ihren Mittag- oder Abendmahlzeiten nie etwas anderes als Wasser trinken. Habe ich doch auch solche gekannt, die weder vom Johannisbrod noch vom Honiggetränke tranken: aber ihrer waren so wenige, daß man ihre Namen auf einen Ring hätte bringen können. Diese, welche ihren seltenen und besondern Enthaltensart wegen die allgemeine Achtung verdient hätten, wurden dafür von allen als feige, ausgeartete Dummköpfe verachtet. Auch habe ich immer beobachtet, daß die Ansehlichsten und ihrer Herkunft und Heldenthaten wegen berühmtesten, auch meistens die größten Säufer waren. So wird also bei ihnen die Trunkenheit bald als ein Zeichen, bald als ein Mittel und bald als eine Belohnung ihrer inneren Trefflichkeit betrachtet. Man wird schwerlich eine solche

lche Schäferversammlung antreffen, bei welcher nicht  
 ie vornehmsten Abiponer und berühmtesten Helden mit-  
 ad vortränken, wiewohl sie bei den gewöhnlichen Zänke-  
 ren, die gemeinlich unter den Betrunknen entstehen,  
 in den Niedrigsten oft mit Häufen so zertrübet wer-  
 en, daß sie des andern Tages in ihren Gesichtern  
 le Farben des Regenbogens aufweisen können. Daß  
 ie Vornehmsten dieser kriegerischen Nation vorzüglich der  
 unmäßigkeit im Trinken ergeben sind, ist in meinen Au-  
 en eben so gewiß, als es niemand befremden kann, der  
 ch in der Geschichte des Alterthums umgesehen hat.  
 us dieser ersieht man, daß die Trunkenheit fast bei ab-  
 en Nationen der Fehler grosser Männer gewesen ist.  
 Alexander der Macedonier, Solofernes, Antio-  
 chus der große, Dionysius der kleine, Mithridas  
 es, König in Pontus, Kleomenes der Spartaner,  
 Cambyses der Perser, Prusias der Bithinier, Me-  
 entius der Hebrurier, Attila und Bela der zweyte,  
 der Hunnen Könige, Demetrius Phalerens, Man-  
 us Antonius, Maximinus der Jüngere u. u.  
 Welche Männer! aber auch welche Trunkenbolde!)  
 haben den Glanz ihrer Geburt und Thaten durch ihr  
 äußerst unmäßiges Weintrinken nicht bloß verdunkelt, son-  
 dern auch beinahe ausgelöschet. Das Laster der Trun-  
 kenheit warf auch Julius Cäsar Cato dem Jüngeren in  
 zweyen Büchern vor, die er die Anticatones betitelte.  
 Evidentes bekräftiget auch Horaz im 3. B. seiner Ge-  
 dichte: Narratur, sagt er, et prisca Catonis saepe mero  
 caluisse virtus (Des alten Cato Tugend soll, wie  
 man sagt, oft vom Lebenssaft begeistert gewesen  
 seyn). Der Kaiser Tiberius Nero wurde im Lager  
 meistens Biberius Mero genannt, weil er mit seinen  
 übrigen Fehlern die Trunkenheit verband. Auf dem Leis-  
 enstein des Darius, eines Sohns des Histaspes, setzte  
 man nach dem Strabo (im 15. B.) die Aufschrift.

Ich konnte tüchtig Wein trinken, und ihn auch trefflich ertragen. \*) In den Jahrbüchern aller Zeiten und aller Länder findet man grosse im Krieg und Frieden gleich berühmte Männer aufgezeichnet, die da immer zu wenig zu trinken glaubten, wenn sie nicht übermäßig tranken. Von diesen sagte man scherzweise, daß sie nicht des Lebens sondern des Trinkens wegen das Tageslicht erblicket hätten (ut biberent, non ut viverent). Wer soll sich nun darüber wundern, daß dergleichen Schwelger unter den Wilden der kühnsten Himmelsstriche in Amerika Nachahmer gefunden haben? Ihnen kann man so was desto leichter verzeihen, weil sie mir lieber vernünftig als durstig sind.

Sie bedienen sich zuweilen zum Trinken, wie ich schon gesagt habe, der Hirnschädel erschlagener Feinde, zuweilen der Kürbisse, oft aber auch eines Ochsenhorns. Von dem Gesundheitstrinken der Europäer wissen sie nichts. Wenn jemand ihnen den Entwurf zu einer Kriegsunternehmung vorlegt, und die um ihn Herumstehenden dazu einlädt, so greifen diese nach den Bechern, raffen. La schon, und zeigen durch einen tüchtigen Trunk, daß sie damit einverstanden sind. Auch das verdienet erwähnt zu werden. Ihrer außerordentlichen Geschäftigkeit ungeachtet nehmen die Abiponer, wie die anderen Amerikaner, fast gar keine Speise zu sich, so lang sie bei ihren Bechern sitzen, sollte das auch Tag und Nacht in einem fortwähren. Hieraus läßt sich schließen, daß der Honig und das Johannisbrot, woraus der gedachte Trank bereitet wird, viele Nährkraft und auch viele Nervenlichteit mit dem Bier haben müsse, als welches, wie wir

---

\*) Potui large vinum bibere, idque egregie sustinere.

wir täglich erfahren, die Europäer fett macht. Ich meines Theils konnte es nie über mich bringen, daß ich, obwohl ich über hundertmal dazu eingeladen wurde, einen Tropfen von dieser Herzstärke der Abiponer auf meine Zunge gebracht hätte, weil ich mich ganz gewiß erbrochen haben würde. Denn ich hatte vielmal beobachtet, daß sie das bereits im Munde zermalnte Johannisbrot und die zerlauten Honigkuchen wieder anspieen und in einem Topf aufbehielten, um es, bei dem nächstkömftigen Trinfgebothe ihrem Getrånke beizumengen. Ihrer Meinung nach geben diese Hefen des Johannisbrods, weil sie mit Speichel vermifcht find, eine Säure ab, welche die übrige Maffe defto eher in Gährung und zur verlangten angenehmen Schärfe bringt. Aus eben diefem Grunde laffen die Indianer und Spanier in Paraguay das zum Getrånke bestimmte türkiſche Korn (die Quaranier nennen es Abati, die Abiponer Namelk, die Spanier Mayz) von alten Weibern mit den Zähnen zermalpen. Junge Weiber ſchließen ſie von diefem Gefchäfte aus, weil ſie ihrer Meinung nach von ungeſunden Feuchtigkeiten ſtrohen. Dieſer Gebrauch iſt bei den Amerikanern eben ſo allgemein, als uralt. Wenn wird nun nicht, wenn er dieſes weiß; und ſonſt auch nicht im geringſten eckelhaft iſt, alle Trinklufft zu dieſem Getrånke (die Paraguayer nennen es Chicha, die Abiponer Laaga) vergehen? Ich meines Theils hätte immer gefürchtet, daß ich dadurch meine Eingeweide von mir geben müßte. Dennoch hatte dieſer unflätige, mit alter Weiber Speichel vermengte Tranf in Amerika immer mehr Anbether als einſt Helena in Griechenland.

Solche Trinfgebothe werden immer aus verſchiedenen Urfachen veranſtaltet. Die gewöhnlichſten ſind ein erſuchter Sieg, ein bevorſtehendes Treffen, Trauer- und Geburtstagsfeſtlichkeiten, wenn dem Cariquen ein Sohn

gebohren wird, eine Kopfschure bei Wittwen und Wittwern, die Veränderung des Namens, die Anrufung eines neu installirten Kapitäns, die Ankunft eines vornehmen Gastes, eine Hochzeit, und, was sich am öftesten zu ereignen pflegt, eine Kriegsrathsversammlung, worinn sie sich berathschlagen, wie sie den Fried angreifen oder ihm entgehen wollen: denn wie gesagt, sie dünken sich niemals klüger, als wenn sie der Rausch völlig um ihren Verstand gebracht hat. Dennoch sind die Hipponer die einzigen nicht, die diese Meinung hegen. Auch andere Völker setzten in diesem Irrthum. Ueber die wichtigsten Angelegenheiten berathschlagen sich die Perser beim Wein, sagt Herodot im 1. B. Nicht wenige glaubten mit dem Mann aus Erete, dessen Worte Sallust im 15. B. 2. R. anführt, daß der Verstand durch das Trinken geschärft wird; denn sie halten den Wein für den Zunder und den Sporn des Witzes.\*.) Hierher gehört auch Dolds Urtheil, daß die Dichter Verse machen, wenn sie der Wein begeistert. Diese Meinung des Dold hat Horaz mit Beispielen erläutert. Denn er behauptet im 1. B. 19. Ep. daß aus der poetischen Feder eines Wassertrinkers noch kein guter Vers, der lange gefallen hätte, geflossen sey.

Nulla placere, diu nec vivere carmina possunt,  
Quae scribantur aquae potoribus - -

Deß

\*.) Vinum fomes est atque incitabulum ingenii

\*\*.) Verse, die ein Wassertrinker schreibt, können weder gefallen, noch sich lange erhalten.



Desgleichen, daß Ennius, der Vater der lateinischen Dichtkunst, ohne vom Weine erhitet zu seyn, nie Verse gemacht habe.

Ennius, ipse pater nunquam nisi potus ad arma  
Profuit scribenda — — — \*)

Evident auch, daß er den Homer im Verdacht der Trunkenheit habe, weil er den Wein so gar sehr gerühmt hätte.

Laudibus arguitur vini vinosus Homerus. \*\*)

Wenn also der Verstand durchs Trinken geschärft wird, wer soll den Platon verdanken, daß er, als ein Lehrer der Weisheit, das gemäßigte Zusammentrinken gebilliget habe, und die Adiponer, daß sie ein solches anstellen, wenn sie sich über Kriegsentwürfe berathschlagen, wiewohl ihnen ihr Rektor auch bei anderen Gelegenheiten nicht weniger zu schmecken pflegt. Wenn es ihnen nur nicht an Honig und Johannesbrod gebricht, an gutem Willen und an Ursachen zu trinken wird es ihnen nie gebrechen. Da, wie Honig suchen, denselben allenthalben finden, so mangelt es ihnen in keiner Jahreszeit an Weib, welcher durch seine Schmeichelei die Indianer zum Trinken reizt, und durch seine Stärke sie über den Haufen wirft. Da man aber dennoch den Honig selten in so großer Menge antrifft, als für ihre große Anzahl erforderlich ist, so dauern diese Honigschweigereien nicht lange, gleich den jählings

---

\*) Selbst Vater Ennius schrieb seine Helbengedichte nie anders als betrunken.

\*\*) Aus dem Lob, das Homer dem Weine beilegt, sieht sich, daß er dem Wein nicht abhold war.

jährlings entstandenen Ungewittern und Wirbelwinden. Vom Christmonat an bis auf den April, das ist zu der Zeit, wo es in den Wäldern reifes Johannisbrot im Überflusse giebt, ist dieses Trinksieber unter ihnen am meisten ansteckend. In diesen Monaten werden die Becher niemals leer, und das Schmelzen geht ohne Aufhören fort. Tag und Nacht wird in die Wette fortgetrunken, wie Horaz im I. B. 19. Ep. schreibt. Die nächtlichen Stunden haben keine andere Bestimmung als die des Tages, und dem Bischen Essen und Schlafen wird keine andere Zeit gewidmet, als wenn ein Betrunkener in seinem Tummel umfällt, oder vom Schlafe aufwacht und sich ein wenig hungrig fühlet. Die meisten kehren wieder nach einem äußerst kurzen Schlummer, und kaum noch, daß sie bei sich selbst sind, oft mit wankendem Schritt in die Versammlung der übrigen Trunkenbolde zurück. Zu dieser Zeit wird man die wenigsten bei Sinnen finden. Trinken heißt bei ihnen leben; und je mehr sie trinken, desto mehr, sollte man glauben, dürstet sie, wie die Abgesandten der Scythen, nach dem Zeugniß des Plinius im 19. B. 22. K. von den Parthern sprachen. Diogenes würde gewiß mit seiner Lampe hier noch weniger als auf dem volkreichen Platz von Korinth einen Menschen finden, oder er würde die taumelnden Abiponer für Corybanten ansehen, welche nach dem Vorgeben der Alten, so bald sie aus dem Gallus, einem Fluß in Phrygien, getrunken hatten, wütend wurden, und so oft sie die Heftigkeiten der Cybele begiengen, ganz außer sich, ihre Arme mit Messern zerfleischten. Aber wie kommt das Wasser des Flusses Gallus zum amerikanischen Weine? wie die Raserey der Corybanten dem Unsinne der berauschten Abiponer? Freylich zerflechten sich diese (die Ursachen davon habe ich anderswo angeführt) mit spitzen Krokodilbeinen und scharfen Dornen in die Wette Brust und Arme, durchbohren sich nicht selten die Zunge, und einige sogar

sogar die — Aber weg mit diesen Albernheiten ! Die Schaamhaftigkeit verbietet mir etwas zu schreiben, worüber meine Leser erröthen, und das, so gewiß ichs auch weiß, andern unglaublich und lebensgefährlich vorkommen dürfte. In der That es ist äußerster Eukhism von Seite der Wilden, daß sie sich die zartesten Glieder von der reißbarsten Gähbarkeit so grausam verwunden, um sich einander wechselweise zu bereben, daß sie die Vergießung ihres Blutes für nichts achten, unempfindlich gegen den Schmerz, und daß Wunden für sie ein wahres Vergnügen sind. Die Thracier streiten mit einander mit ihren zur Erleichterung geschaffenen Bechern, sagt Horaz. Hieraus schließen die Geschichtschreiber, die Scythen und Thracier hätten bei ihren Saufgelagen einander an der Zahl der ausgetrunkenen Becher zu übertreffen gesucht.

Die betrunkenen Abiponer wollen es täglich einander im Selbstverwunden zuvorthun; auch sanken sie immer, weil ein jeder von ihnen der Herzhafteste seyn will. Dieser Streit giebt sehr oft zu einem Zetterschrey, zu Balgeeyen, Wunden und Todtschlägen Anlaß. Bei diesem Scharmügel bist du feige Kemme davon gelaufen, wirst etwa einer dem andern vor. Dieser glaubt den Schimpf nicht auf sich lassen zu müssen, und fängt nun an: Hegà? Hegmeèn gracàtegì. Was? Was sagst du? Von den Worten kommt es allgemach, wenn sich niemand ins Mittel legt, zu den Fäusten, Lanzen, und Pfeilen. Oft werden alle in einen anfänglich zwischen zweenen entstandenen Zank verwickelt, also war, daß die ganze Schaar zu den Waffen greift, sich theils zu der einen und theils zu der andern Parthey schlägt, und in zweyerlei Abtheilungen auf den Kampfplatz tritt. Brüder gehen mit allem Grimme wider Brüder los, als wenn es Feinde wären, und stoßen einander nieder. Dieses Schauspiel ist zur Zeit.

Zeit der öffentlichen Trankgebothe nichts seltenes, und wird oft mehrere Stunden lang unter einem jammertlichen Geschrey der Gehtenden und unter vielem Blutvergießen fortgesetzt. Greulicher noch als Circe verwandelt die Unmäßigkeit im Trinken die Amerikaner in Lieger.

Die Spartaner hatten, wie Plutarch erzählt, den Grundsatz, ihre Knechte zu berauschen, und dann, wenn sie in der äußersten Trunkenheit herumtaumelten, ihren Kindern vorzuführen, auf daß sie durch den Anblick ihrer Sinnlosigkeit den Wein als ein magisches Getränk, das die Menschen in Thiere umstaltete, verabscheuen lernten. Diese Verwandlung ist bei den Abiponern etwas alltägliches, und macht auf das Gehirn der Betrunknen allerlei Eindrücke. Diese lachen aus vollem Halse und find die Freude selbst. Jene winseln unter dem Druck der Schwermuth. Andere prahlen sich, von ihren eigenen Thaten aufgeblasen, ganz unerträglich wie der Eisenspreßer Thraso beim Terentius und der ruhmrednerische Soldat des Plautus. Die meisten von ihnen toben herum, und drohen allen, die ihnen in den Weg kommen, mit Mord und Tod. Ich kannte einen, der im Rausche allemal sein Schmachchen umzubringen drohete, und, da er sich nicht auf den Füßen erhalten konnte, auf der Erde liegend mit seinem neben ihm stehenden Weib mit solcher Gewalt schrie, daß man ihn in der ganzen Nachbarschaft hörte. Ein anderer wollte allemal, so oft er betrunken war, von uns getauft werden. Tak nakarigi yema-tat! grahalgali! Geh, wasche mir den Kopf, polterte er ohne Unterlaß, wiewohl er nächstern nie an die Taufe gedacht hatte. Ein dritter lief wider seine sonstige Gewohnheit zu uns, um uns mit vieler Ehrenbezeugung die Hände zu waschen. Ein vierter froh mit Bogen und Pfeilen bewaffnet in unser Haus, und fragte mich mit drohender Miene, wiewohl er bei den Weinigen nichts weniger

weniger als im Ansehen stand, ob ich ihn für einen großen Kapitän, das ist, für einen Mann von grossen Thaten ansähe. Weil mir bei seiner gerunzelten Stirne, und seinem Pfeilbündel nicht wohl zu Rnth war, hielt ich ihm statt der Antwort eine herrliche Lobrede, ungeachtet ihn jedermann als einen Feigherzigen verachtete. So waren auch einige, die in ihrer Trunkenheit allemal auf die Verloffung ihrer Weiber und auf eine neue Heurath antrugen. Ein weder seiner Geburt noch seiner Thaten wegen berühmter Alter zu S. Ferdinand wollte durchaus nicht leiden, daß ihn seine Mitsäufer Lanaraik einen Gemeinen hießen, und wehrte sich daher wider diesen Schimpf mit einem albernen Geschrey und selbst mit Waffen, wiewohl vergebens. Denn sein Weib, eine rüstige Alte, hatte immer auf ihren rasenden Mann Acht, daß er nicht den Fäusten oder Lanzen seiner Beleidiger unterläge. Sie nahm ihn daher bei den Füßen wie bei einer Deichsel, schleifte ihn durch den Platz, und legte ihn in Hantel nieder, wo sie ihn zur Ruhe und zum Stillschweigen ermahnte; aber umsonst. Die Erinnerung an den ausgestandenen Schimpf ließ ihn und er die Nachbarn gar nicht schlafen, indem er immer mit rauher Stimme forthat: Tà yeegam! Aym Lanaraik? Tà yeegam! La rihe Lahe. Was! Ich vom Pöbel, ich ein Gemeiner! Ich will Bewegung. Wenn er nun, durch diese Gedanken in Harnisch gesagt, sich wieder aufrichtete und nach der Lanze greifen wollte, warf ihn das ergrimnte Weib immer wieder zu Boden. Dieses Spiel währte oft einige Stunden zum äussersten Mißvergnügen der neben ihnen Wohnenden. Nur wenige konnten ihren Unwillen unterdrücken, aber viele lachten. Beinahe alle Weiber sind in dem nämlichen Falle, wenn sie oft, nicht ohne Gefahr verwundet zu werden, alle ihre Kräfte anstrengen, ihren Männern die Waffen, den Waffen aber ihrer blutgierigen Angreifer

fer

fer ihre Männer zu entreißen. Lange schon würde von der ganzen abiponischen Nation nichts mehr übrig seyn, wenn die Weiber und unverheuratheten Jünglinge, gleich den verheuratheten Männern, bei den öffentlichen Trinkgelagen mitschwoelgen dürften. Die jungen Abiponer pflegen den Weibern in ihren Bemühungen, unter dem betrunkenen Unholden den Frieden herzustellen, und ihrer Wuth, mit der sie einander verwunden, Einhalt zu thun, getreulich an die Hand zu gehen.

Die bei den Abiponerinnen herrschende Gewohnheit, sich von allen berausenden Getränken zu enthalten, war auch bei den Römerinnen durch eines der strengsten Gesetze eingeführt. Man höre, was Gellius im 10. B. 2. K. sagt. Die von der Lebensart und von den Sitten des römischen Volkes geschrieben haben, sagen, daß die Weiber in Rom und Italien ohne Wein und enthaltsam ihre Tage verlebt, das ist, daß sie sich des Weines, welcher vor Alters Temetum hieß, enthalten hatten. Daß diese Enthalttsamkeit nicht willkürlich, sondern durch ein Gesetz anbefohlen war, erhellet aus anderen Stellen dieses nämlichen Schriftstellers. Marcus Rato sagt: Wenn ein Weib etwas Unrechtes oder Greuliches gethan hat, wird sie gestraft; trinkt sie Wein, oder hat sie mit einem fremden Manne etwas Schändliches verübet, so wird sie verurtheilet. Man sehe, wie hier eine Säuferin einer Ehebrecherin gleichgeachtet wird. Es sollen auch einige wegen Uebertretung dieses Gesetzes streng hingenommen worden seyn. Pompilius Jannus schlug die Jaria Janna mit Myrrhentuchen bis auf den Tod, weil sie wider die herrschende Sitte und den königlichen Wohlstand heimlich einen Topf mit Wein ausranst, und darüber berauschet wurde.

wurde. Noch zu Lebzeiten des Romulus durfte der Mann sein Weib, wenn es Wein trank, ungeahndet umbringen, und selbst die Richter entschuldigten diesen Mord. Auch glaubten die Alten den Jünglingen nicht ohne Unterschied das Weintrinken gestatten zu müssen. Plato, dieser Lehrer der Weisheit, verbot in seinen Gesetzen, die er für den vollkommensten Freystaat entworfen hatte, allen Jünglingen den Wein, die noch nicht das achtzehnte Jahr erreicht hätten. In einem andern Ort rath er, daß die jungen Leute nur vor den Alten Wein trinken sollten, damit sie sich nicht wider die Mäßigkeit entschuldigten, und, wenn sie sich darwider verfloßen hätten, von den Alten zurecht gewiesen würden. Den Rath des Plato befolgen die jungen Abiponer; möchten doch auch die alten die Mäßigkeit der Ersteren und das Beispiel des Eretenser, Spartaner und Carthaginenser nachahmen, als welche ihren Soldaten das Weintrinken untersagt haben, wie Alexander ab Alexandris anmerket. Ptolemäus Niger, dem sein Heldenthum den Weg zum Ehren gebahnet hatte, ließ seinen Kriegsvölkern in das Lager keinen Wein zuführen, und gab seinen Legionen in Aegypten, als sie ihn um Wein angingen, zur Antwort: Sie hätten keinen Wein nöthig, weil sie dem Fluß Nil so nahe wären. Zu wünschen ist es, aber nicht zu hoffen, daß sich die Abiponer an das Wasser allein gewöhnen möchten. Eher würde man die Fische bereben, daß sie sich vom Wasser beurlaubten. Die Abiponer sind eben so wackere Käufer als treffliche Krieger. Nach dem Aristoteles sollen oft die Syrausaner durch neunzig Tage hindurch nicht nüchtern geworden seyn. Von den Abiponern hingegen behauptete ich, daß sie vom December an bis zu Ende des Aprils, in welcher Zeit sie Johannisbrod im Ueberfluß haben, und Tag und Nacht in einem fort ihre Saufgelagen fortsetzen, immer betrunken, und kaum eine kurze Zeit bei sich selbst sind. In eben diesen Monaten fand ich

fruchtbar als mühsam kriegerisch. Es vergeht fast kein Tag, daß sie nicht in ihrer Trunkenheit einen neuen Entwurf zu einer Kriegsunternehmung auf die Bahn brächten, oder sich nicht mit allerlei Gerüchten von der Vernichtung der Feinde herumtrügen. Stets wird getrunken und gelacht.

Alle Greuel, deren ein Amerikaner fähig ist, wird man weit eher aus dem Gemüthe der Abiponer antworten, als jenes verderbliche und verruchte Kaiser des Zusammentriebs. Daß sie sich mit einem Worte begnügen, des Mordens und Märdens, ihnen zur Natur gewordenen Gewohnheiten, enthalten, über den alten Glauben ihrer Väter hinwegsehen, auf den Häufwerk und Welterbau verlegen, sie, die sonst immer der Arbeit von ganzem Herzen abhold sind u. wird man sie endlich allmählig bereben: aber daß sie den Erntgeböthen entsagen, das ist eines der schwierigsten Unternehmungen, ist eine Arbeit von vielen Jahren, ein Geschäft, das diejenigen, die sich mit der Bekehrung der wilden Nationen und der Bildung ihrer Sitten nach dem göttlichen Befehle abgeben, mit aller ihrer Geredsamkeit und allem ihrem Fleiße nicht zu Stande bringen konnten. Dieses haben wir bis zu Jahre hindurch bei den Abiponern, und andere aus meiner Gesellschaft bei den übrigen amerikanischen Nationen erfahren. Dennoch haben wir am Ende mit innigem Entsetzt wahrzunehmen, daß unser unermüdetter Eifer über die abscheuliche Gewohnheit des Zusammentriebs gesetzt, und der größte Haß sich jetzt auch hierin unter das Geß des Evangeliums geschnitten hat. Die Versammlungen der Abiponer bei ihren Lebern mit Honiggetränke angefüllten Kufen, sind sie was anders, als ein Gegenbild derjenigen Feyerlichkeiten, welche die Alten zu Ehren des Bacchus begingen? Einige hießen Alcola von dem gleichnamigen Wort *alco*, welches einen

Glanz



# Inhalt des zweiten Theiles. Geschichte der Abiponer.

## Erstes Hauptstück.

	Seite
Von dem Aufenthalt, Ursprung und verschiedenen Benennungen der Abiponer. . . . .	1

## Zweytes Hauptstück.

Von der natürlichen Farbe der Amerikaner. . . . .	16
---	----

## Drittes Hauptstück.

Von der Gestalt und dem Körperbau der Abiponer. . . . .	22
---	----

## Viertes Hauptstück.

Von den bei den Abiponern von Altersher gebräuchlichen Verunstaltungen ihrer natürlichen Gestalt. . . . .	33
---	----

## Fünftes Hauptstück.

Von dem bei den Wilden gewöhnlichen Durchstechen der Ohren und Lippen. . . . .	40
--	----

## Sechstes Hauptstück.

Von der Leibesstärke und der langen Lebensdauer der Abiponer. . . . .	49
---	----

## Siebentes Hauptstück.

Von den Ursachen der Munterkeit und des langen Lebens der Abiponer. . . . .	58
---	----

## Achtes Hauptstück.

Von der Religion der Abiponer. . . . .	76
--	----

## Neuntes Hauptstück.

Von den Zauberern der Abiponer, oder besser zu sagen, ihren Betrügnern. . . . .	90
---	----

## Zehntes Hauptstück.

Muthmassungen, warum die Abiponer den Fensel für ihren Großvater, und das Siebengestirn, die Gluckhenn, für sein Bild halten. . . . .	112
---	-----

## Elftes

**Erstes Hauptstück.**

Von der Eintheilung der abiponischen Nation, ihrer Ent-  
völkerung, und der vornehmsten Ursache derselben. 122

**Zwölftes Hauptstück.**

Von den Obrigkeiten der Abiponer, ihren Capitänen,  
Caciquen, &c. und ihrer Regierungsform. 127

**Dreizehntes Hauptstück.**

Von der Nahrung, den Reisen, und anderen häusli-  
chen Einrichtungen der Abiponer. 138

**Vierzehntes Hauptstück.**

Von dem Stoff und der Gestalt ihrer Kleider, und der  
Verfertigung ihres übrigen Geräths. 158

**Fünfzehntes Hauptstück.**

Von den Sitten und Gebräuchen der Abiponer. 167

**Sechzehntes Hauptstück.**

Von der Sprache der Abiponer. 190

**Siebenzehntes Hauptstück.**

Von anderen Eigenschaften der abiponischen Sprache. 216

**Achtzehntes Hauptstück.**

Verschiedene Muster amerikanischer Sprachen. 239

**Neunzehntes Hauptstück.**

Von den Heurathen der Abiponer. 251

**Zwanzigstes Hauptstück.**

Von dem Ehestande der Abiponer. 259

**Ein und zwanzigstes Hauptstück.**

Das Merkwürdigste von den Entbindungen der Abi-  
ponerinnen. 269

**Drei und zwanzigstes Hauptstück.**

Spiele, welche wegen der Geburt eines männlichen  
Erben des Caciquen angestellt werden. 277

**Drei und zwanzigstes Hauptstück.**

Von den Krankheiten, Aerzten und Arzneyen der Abi-  
poner. 281

**Vier und zwanzigstes Hauptstück.**

Von einer besondern Krankheit der Abiponer. 296

**Fünf**

der sich mit seiner Familie brüstet, sind die Worte des Tragediendichters Seneca in seinem wütendem Herfules 339. V. nicht sich sondern nur andere erhebe. Die Ursache hiervon giebt Seneca der Weltweise an, da er sagt: Niemand hat zu unserem Ruhme gelebt. Auch ist das nicht unser, was vor uns war. Der Geist adelt, als welcher sich in allen Ständen über das Glück erheben kann. Es ist daher strenge wahr, was Juvenal in seiner 8. Satyr schreibt: Die Tugend macht einzig und allein den Adel aus. \*\*) Eben so denken auch die Abiponer. Nicht gegen die adelich Gebornen, sondern gegen die, welche sich durch ihren Seelenadel auszeichnen, hegen sie ihre meiste Achtung. Zu den Söhnen und Enkeln ihrer Caciquen und Capitane, wie sie selbe nennen, tragen sie wohl eine natürliche Zuneigung als gegen die Sprossen eines vornehmen Geschlechts; machen aber mit ihnen, wenn sie dumm, feigherzig oder von rauhen Sitten sind, nicht viel Wesens, und vertrauen ihnen nie das Amt eines Anführers in kriegerischen Unternehmungen oder eines Vorgesetzten in einem Wohnplatze an. Sie werden vielmehr gemeine aber herabste, verständige, unerschrockene und gelassene Männer dazu erwählen. Wer immer von seinem Heldenthum öffentliche Beweise abgelegt hat, wird mit vielem Gepränge, welches ich sogleich beschreiben werde, zum Capitän erklärt.

Die Namen der Abiponer, welche noch nicht zu der militärischen Ehrenstufe erhoben worden sind, gehen in verschiedene Buchstaben aus. Ich werde deren einige auführen. So habe ich einige gekannt, die, Oahè, Oahar'i, Kiemkè, Ychohake, Hemakie, Rachik, Evofayelck, Neochiralari, Cañal, Laagalà, Caàmènga.

¶ ¶ 3

---

\*\*) Nobilitas sola est, atque unica virtus.

meſga, Tabanari, Melle, Ypiz, Ychoalay, Kebachichi, Hana, Nare, Devork, Richivil, Revachigi &c. hießen. Wenn ſie aber, wegen ihrer Verdienſte im Kriege, ſeyerlich in den Adelsſtand erhoben worden ſind, legen ſie den Namen ab, den ſie als Jünglinge geführt haben, und erhalten dafür einen andern, der allzeit in in ausgeht. Hier ſind deren einige. So waren: Debayakain, Ychamenſaikin, Alaykin, Malakin, Kebachin, Ychilimin, und Ypirikin lauter Caciquen. Andere hießen Geernſain, Hamihegemkin, Nachiralain, Lamamin, Oaherkaikin, Nakalotenkodin, Neotenkin, Kepakainkin, Pazanoirin, Oapelkain, Kain, Kapalaikin, Kaamalarin. Dieſer letztere war der älteſte Greis der ganzen Nation, welcher, nachdem ich ihn getauſt hatte, einſchlieſ und ſanft verſchied. Die nach dem alten Herkommen ſeyerlich geadelt worden ſind, werden Höcheri genennet, und haben eine eigene Mundart. Dem ungeachtet ſie die Wörter der Volkſprache beibehalten, ſo verändern und verſtellen ſie ſelbe dennoch durch allerlei Einſchieſel und Sylbenzuſätze dergeltalt, daß man Mühe hat ſie zu verſtehen. Von dieſer Mundart habe ich ſchon lange das Nöthige geſagt.

Es waren auch einige, welche, ihrer edlen Herkunft und trefflicher Thaten ungeachtet, aus affectirter Beſcheidenheit niemals dahin gebracht werden konnten, daß ſie ſich nach hergebrachter Gewohnheit unter die Höcheri hätten aufnehmen laſſen. Sie begnügten ſich durch ihr ganzes Leben mit dem Namen, der ihnen in der Jugend beigelegt worden, und mit der gemeinen Sprachart. Hierunter verdienen vorzüglich Ychoalay und Kebachichi, (ewig unvergeßliche Namen bei den Abiponern und Donnersworte in den Ohren der Spanier) einer Erwähnung. Aus dem, was Revachigi in ſeiner Jugend gethan hatte, ſchloß man durchgängig, daß er die beiden vorigen noch über-

**Essen** bedeutet: denn solche volle Weinblände wurden dabei gebraucht. Andere nannte man Orgia. Es war, nichts so lasterhaft, unsinnig oder schändlich, was nicht darin mit vor kam; also zwar, daß der Rath diese verruchte Feyer kaum mit aller seiner Gewalt abstellen konnte. Die schon in den ersten Jahrhunderten zur Religion Jesu bekannten, konnten, ungeachtet sie von ihrem übrigen Aberglauben und dem Götzenbilderdienste längst abgesanden waren; nur sehr schwer dahin gebracht werden, daß sie auch das Bacchusfest ungeseyert ließen. Wollte Gott! daß auch ihr bei den Christen keine Spuren mehr von diesen Bacchanalien übrig wären!

## Fünf und vierzigstes Hauptstück.

Von den Gebräuchen, welche bei den Abiponern statt haben, wenn einer, der sich in Krieg hervorgethan hat, zum Kaptän gemacht und als ein solcher ausgeruffen wird.

**A**uch bey den wilden Nationen bleibt die Tugend nicht unbelohnet. Ob sie gleich kaum wissen, daß sie Menschen sind, so haben sie dennoch ihre Ehrennamen, wodurch einer von andern unterschieden und vor andern geehret wird. Für den rühmlichsten Adel halten die Abiponer nicht den, welchen man durch die Geburt als ein zurückgelassenes Gut erbet, sondern den, welchen man sich durch eigene Verdienste erwirbt. So wie bei ihnen kein Sohn den Namen seines Vaters fährt, so wird auch keiner bei ihnen durch die Verdienste seines Vaters oder Groß- oder Urgroßvaters geadelt. Nicht der Geschlechts- sondern der Geistes- und Herzensadel wird bei den Abiponern geschätzt und geehret. So sehr diese Gesinnung der Wilden den europäischen Sitten zuwiderläuft, so gemäß ist sie der Lehre der Alten und den Aussprüchen der Vernunft. Denn, wie jemand beim Ovid (in 13. B. seiner Verwandl. 140. B.) sagt, so kann ich Geschlecht und Ahnen, und was ich nicht selbst gethan habe, nicht als mein eigen ansehen \*) indem derjenige,

---

\*) Et genus & proavos & quæ non fecimus ipsi  
Vix ea nostra puto. . . .

So bald die Haare abgeschoren sind, hält die Alte über den Kandidaten eine Lobrede, rühmet seinen Heldemuth, seine Heldenthaten, Geschicklichkeit mit Waffen und Pferden umzugehen, Unererschrockenheit in Gefahren u. erzählt, wie viel Feinde er umgebracht, welche Beute er ihnen abgenommen hat, wie sehr sich seine Ahnen im Krieg hervorgethan haben, u. d. gl. und schließt damit, daß sie also den Kandidaten in mancherlei Rücksicht werth halte, daß man ihm den Rang eines Kapitäns seines Volkes, das ist, eines edlen Kriegers ertheile, und alle Vorzüge und Rechte der Höcheri angedeihen lasse. Zugleich wird sein neuer Name, der auf in ausgeht, bekannt gemacht, indeß ihm die herumstehende Weiberschaare mit ihrem Tippenklatschen feyerlich zuwispelt. Die Männer finden eben nicht viel Vergnügen daran trockenen Earemonien lange beizuwohnen. Volle Becher sind ihnen lieber als leere Worte. Sie ellen also freudig zu den bereitstehenden und mit Honiggetränke angefüllten Federbehältnissen, und endigen die ganze Funktion mit dem herrlichsten Nachtrag, einem Trinfgeboth.

Sonderbar ist es, daß auch von den Weibern nicht wenige in den Adel erhoben werden; folglich der Vorzüge der Höcheri genießen, und auch ihre Mundart sprechen. Ihre Namen gehen inen wie die der Männer in In aus. S. B. Napalahen, Hamahen, Rekalenken, &c. Wodurch aber die Weiber zu dieser Ehrenstufe gelangen, weiß ich nicht. Ich habe mir nie zu fragen getrauet, weil ich besorgen mußte, daß sie mich mit einer läppischen Antwort abgespeiset hätten. Für das wahrscheinlichste hielt ich immer, daß man ihnen wegen der Verdienste ihrer Ahnen oder Brüder, nicht aber wegen ihrer Schönheit oder der Zahl ihrer Jahre diesen Vorzug ertheile. Ich habe oft Mädchen die Sprache der Edeln, also und runtschte Mastronen hingegen die Volksmundart sprechen gehört. Wie wohl

wohl kein Gemeiner für sich einen Namen in zu über wenn es ein Weib ist, in zu annehmen darf, so affectiren dennoch viele nach ihrem Gutsdünken die Lebensart der Höcheri manchmal aus Prahlerey, und manchmal im Eifer: so wie oft gemeine dummstolze Europäer dem hohen Adel in Kleidung und Sprache nachsehen.

Die Abiponer halten es für groß Unrecht, ihren eigenen Namen auszusprechen. Wenn oft einer des Nachts an meine Thüre anpochte, und ich ihn fragte: Wer bist du? Mickakarni? so brachte ich aus ihm, wiederholte ich auch meine Frage zehnmal, weiter nichts heraus, als: Ich bins. Gramachka aym. Fragte ich unbekannte Fremde, wie sie heißen, so stießen sie immer mit dem Ellenbogen an den zunächst bei ihnen stehenden, daß er an ihrer Stelle antwortete. Sie sprechen nämlich einer des andern Namen aus, keiner aber seinen eigenen. Auch ist es in ihren Augen ein Greuel den Namen eines Verstorbenen auszusprechen. Bringen es die Umstände mit sich, daß man seiner erwähnen muß, so sagen sie: Jener der nicht mehr ist. Eknarn Chitkaeka, und setzen einige Bestimmungen dazu, woran man ihn erkennen kann. Vergißt sich einer in einer Säuserversammlung und spricht den Namen eines Todten aus, so giebt sein Versprechen oft zu Nordhändeln Anlaß. Und das ist nun in allem Ernst ein förmlicher Wortstreit. Auch das ist lächerlich, daß viele Weiber keinen Namen haben. Als ich einst ein Verzeichniß der Einwohner meines Fleckens verfassen wollte, ließ ich Abiponer zu mir kommen, welche um ihre Landesleute am besten wußten. Fragte ich sie nun um die Namen der Weiber, so antworteten sie mir oft: Diese hat keinen Namen. Oder Ihr Name ist nicht im Brauche. Chitkaeka Lacalatoet. Chitquibe lacalatoet. Chigat eyga.



übertroffen haben würde, wenn nicht ein giftiger Schlangenbiß seinen Siegen so wie seinem Leben ein Ende gemacht hätte. Auch dieser bewarb sich um den militärischen Ehrenrang, so sehr er auch denselben verdiente hätte. Die Gebräuche, die bey der Ertheilung desselben Statt haben, werde ich hier kurz berühren.

Haben die andern jemand zu diesem Range zu erheben beschlossen, so wird zuerst seine Leidenfähigkeit auf die Probe gesetzt. Diese Prüfung ist bei allen die nämliche. Man legt ihm nämlich eine schwarze Kugel auf die Zunge; und so muß er drey Tage zu Hause sitzen bleiben, wie auch des Redens, Essens und Trinkens sich gänzlich enthalten. In der That ein hartes Gesetz, aber dennoch mit den Qualen nicht zu vergleichen, welche einige Indianer, die in diesen Kriegsorten aufgenommen zu werden wünschen, am Fluß Urinoko auszustehen haben. Man setzt diese auf einen Krost, unter welchen glühende Kohlen zu legen kommen, und bedeckt sie mit Palmblätter bis zum Ersicken, damit sie von dem Rauch und der Hitze noch nicht gequält werden. Andere werden mit Honig am ganzen Leibe überstrichen, an einen Baum angebunden und den Bienen, Wespen, Hummeln und Hornissen preisgegeben. Ich übergehe mehrere andere Prüfungen dieser Ertragsamkeit, welche der Vater Gumilla in seiner Geschichte vom Fluß Urinoko weitläufig anführt, und kehre zu meinem Abiponer, der in seiner Hütte hungrig sitzt, und schweigt, zurück. Am Vorabend dieser Feiertlichkeit versammeln sich alle Weiber vor der Schwelle seines Hauses. Mit entbloßten Schultern, und aufgelösten Haaren stehen sie in einer langen Reihe herum und betrauern mit ihrem Geheule und Kürbißgeklapper, Hände und Füße ineinander werfend, die Vorleuten desjenigen, der des andern Tages zum Höcheri eingeweiht werden soll. Dieses Gesammere währet so lang als die Nacht. Sobald es grau

wird, steigt unser Aufzunehmende nach der hiesigen Landesart herrlich gekleidet und seine Lanze in der Hand auf ein mit Federn, Glöckchen und anderem Glitterwerk mehr beschwertes als geschmücktes Pferd, und sprengt in vollem Carriere gegen Norden, wohin ihm ein großer Haufe Abiponer gleichfalls zu Pferde nachsetzt. Bald darauf kehrt er eben so schnell wieder zurück zu der Hütte, wo ihn eine alte Schwarzkünstlerin, die Ceremonienmeisterin bei seiner feyerlichen Einweihung, erwartet. Wie er vom Pferde absteigt, hält ihm eine Abiponerin von Adel Zügel und Lanze. Hierauf wird er von der übrigen Weiberschaafe mit ihrem gewöhnlichen Lippenküssen einige Male begrüßt, wornach er einer kurzen Rede der Betel, die auf einer Ochsenhaut sitzt, wie delpische Orakelsprache ehrfurchtsvoll anhört. Nach geendigter Rede setzt man sich wieder zu Pferde, und reitet, wie vorher, gegen Mittag, gegen Morgen und Abend, steigt aber nach jeglichem Ritt wieder bei dem Gezelte ab, wo die alte Abiponerin allemal ihre Beredsamkeit austramet. Wann der vierfache Ritt gemacht ist, schickt man die Pferde weg, und alles begiebt sich in die in ihren Augen so heilige Hütte, dem feyerlichen Gepränge zuzusehen, womit man verdienstvolle Krieger auszeichnet. Dieses Gepränge besteht in dreyen Stücken. Zuvörderst wird der Kopf des Aufzunehmenden von der Alten also geschoren, daß von der Stirne bis zum Hinterhaupt ein kahler oder weißer Streife von dreyen Fingern in der Breite zu sehen ist, den sie Nalemia nennen. Selbst den Kindern beyderlei Geschlechts lassen sie am Vorderhaupte, wie ich im 2ten Hauptstück von der Gestalt der Abiponer gesagt habe, gleichsam aus einem religiösen Matrieb einige Haare abschneiden. Allein die jungen Abiponer setzen sich erst über diesen Aberglauben hinaus, lassen sich das Haar lange wachsen und erst bei reifern Jahren am Tage ihrer Aufnahme in den Orden der Mönche auf die besagte Weise abschneiden.



<b>Fünf und zwanzigstes Hauptstück.</b>	<b>Seite</b>
Von den Kinderpocken, Kinderflecken und der Blies- fuche. . . . .	308
<b>Sechs und zwanzigstes Hauptstück.</b>	
Von den Ärzten und Arzneyen der Abiponer. . . . .	317
<b>Sieben und zwanzigstes Hauptstück.</b>	
Von den Gebräuchen der Abiponer bei und nach ih- rem Tode. . . . .	343
<b>Acht und zwanzigstes Hauptstück.</b>	
Von der Trauer, den Exequien und den übrigen Lei- chenceremonien der Abiponer. . . . .	366
<b>Neun und zwanzigstes Hauptstück.</b>	
Von dem feyerlichen Versetzen der Gebeine. . . . .	372
<b>Dreßßigstes Hauptstück.</b>	
Von den merkwürdigsten Schlangen in Paraguay. . . . .	378
<b>Ein und dreßßigstes Hauptstück.</b>	
Von ebendenselben und anderen Insekten. . . . .	396
<b>Zwey und dreßßigstes Hauptstück.</b>	
Von den Heilmitteln wider die vergifteten Schlangens- bisse. . . . .	409
<b>Drey und dreßßigstes Hauptstück.</b>	
Von anderen schädlichen Insekten und den Mitteln dawider. . . . .	428
<b>Vier und dreßßigstes Hauptstück.</b>	
Fortsetzung der Materie von den Insekten. . . . .	439
<b>Fünf und dreßßigstes Hauptstück.</b>	
Von den kriegerischen Eigenschaften der Abiponer. . . . .	472
<b>Sechs und dreßßigstes Hauptstück.</b>	
Von den Waffen der Abiponer. . . . .	478
<b>Sieben und dreßßigstes Hauptstück.</b>	
Von den Auslandschastern und den Kriegsrathsvers- sammlungen der Abiponer. . . . .	494
<b>Acht und dreßßigstes Hauptstück.</b>	
Von dem Amarsche der Abiponer wider den Feind, ihrem Proviant und Lager ic. . . . .	500
<b>Neun</b>	

~~Ein und dreissigstes Hauptstück.~~  
**Neun und dreissigstes Hauptstück.**  
Von dem Miberfall, und den Anstalten, welche die  
Abiponer dazu vornehmen. . . . . 507

**Vierzigstes Hauptstück.**  
Wodurch sich die Abiponer so fürchterlich machen, und  
worauf man sie wirklich zu besorgen hat. . . . 518

**Ein und vierzigstes Hauptstück.**  
Was für Leute ich unter dem Namen spanischer Sol-  
daten verstehe. . . . . 532

**Zwey und vierzigstes Hauptstück.**  
Von dem Schicksale der Getödteten, wenn die Abi-  
poner abziehen. . . . . 548

**Drey und vierzigstes Hauptstück.**  
Von den Waffen der Abiponer und ihrer Schlachtord-  
nung, wenn sie mit anderen Wilden fechten. 559

**Vier und vierzigstes Hauptstück.**  
Von den jährlichen Gedächtnistagen ihrer Siege,  
und dem, was bei einem öffentlichen Trunkge-  
heisse vorgeht. . . . . 572

**Fünf und vierzigstes Hauptstück.**  
Von den Gebräuchen, welche bei den Abiponern statt  
haben, wenn einer, der sich im Kriege hervorge-  
setzt hat, zum Kapitan gemacht, und als  
ein solcher ausgeruffen wird. . . . . 596

---

Als einen Anhang setze ich noch folgendes hieher. Die Abiponer ändern ihre Namen wie die Europäer ihre Kleider. Die Ursachen dieser Veränderung sind entweder rühmliche Thaten, der Tod der Eltern, Söhne, Gattin &c. Ihr Weileid zu bezeugen verwechseln alle Verwandten ihren alten Namen mit einem neuen. Ich kenne einige, die nach und nach sechs und mehr Namen angenommen, die vorigen aber immer abgelegt haben. Auch die Römer legten ihren Landesleuten verschiedene Namen bei, oft ihrer herrlichen Thaten wegen, als: Scipio Africanus, Germanicus, Numantinus, Asiaticus, Cunctator &c. oft aber auch von einer körperlichen oder Geistes Eigenschaft, als: Crassus, Pulcher, Superbus, Pius &c. So heißt auch bei den Abiponern: Kaurin ein Geiler; Oaherkaikin, ein Lügner; Ychoalay, ein Barger; Neetraikin, ein Trunkenbold &c. Von den Söhnen und Töchtern erhält jedes einen Namen, der mit dem Namen der Eltern gar nichts gemein hat. Bei den Quaraniern nennen sich jetzt, seitdem sie Christen geworden, die Söhne meistens nach ihrem Vater, und die Töchter nach ihrer Mutter. Das ist aber bloß vom Zunamen zu verstehen. Daß dieses auch bei den Parthiern, einem alten Volke, Sitte war, liest man in den Annalen zum Tacitus, welcher zum Gebrauche des Delphius herausgegeben worden ist. In dem dritten Theil meiner Geschichte, welcher schon gedruckt wird, werden wir die von den Abiponern theils empfangene, theils zugesagte Niederlagen, die Stiftung, den Fortgang, die Abänderungen ihrer neuen Kolonien, und die den Spaniern dadurch zugewachsene Vortheile deutlich vortragen.

Ende des zweiten Theils.

---



# D r u c k f e h l e r.

---

Seite.	Seite.	statt	lies.
8	6	Mitternacht	Mittag
20	27	Joseph	Thomas
24	5	scharfsichtigste	scharfsichtigste
—	13	Mann	Mann
36	7	soll es heißen: nach dem Zeugnisse des Kardinals Baronius (auf das Jahr 591)	
45	24	seinem	seinem
62	5	Jahre	Jahr
66	9	drey Handbreiten	drey Spannen
70	17	wenn	wann
72	32	trinkend	trinken
—	33	zerschm lzenen	zerschmolzenen
76	14	da giebt auch	da giebt es auch
79	Seitenzahl 76		79
81	6	Als	Als
84	8	unglaublichen	unglaublichen
—	27	Seelenkräfte	Seelenkräfte
120	9	in Peru	in Peru
129	27	bedeuet wie unser	bedeutet wie unser
—	28	verschied	verschie
144	23	werden	werden
—	24	weniges	weniger
157	6	vor Räbnen	mit Räbnen
159	25	Yequy	Yeyuy
204	11	Legyekalipi	Leyekalipi
217	16	bedeut	bedeutet
220	17	ohne Grund	ohne Grund
—	22	Oage	Ouge
221	10	Henoaage	Heonaage
—	24	Hehoto	Hehotoa

Seite.	Zeile.	statt	lies.
222	18	R	Rat
223	14	türkſchen	türkſchen
225	Seitenzahl	222	225
232	Seitenzahl	32	232
234	5	Kollektanten	Kollektaneen
235	8	vertauſchet	vertauſchet
236	32	ſo wenn auch	ſo nennen auch
239	7	jegli-	jeglichen
240	24	ſtters	ſtters
—	25	ihru	ihrer
—	26	Kreuz	Kreuz
243	7	Dieſe	Dieſe
246	13	ic.	ic. reden
260	9	Gattinn	Gattinnen
269	24	kaiſ. Erbarzte	kaiſ. Hofarzt
370	33	daſſelbe	ſelbe
291	271	Bermundet	Bermundete
296	13	Die Wichtelkopf	Der Wichtelkopf
297	4	Dollſinnigen	Tollſinnigen
312	28	nicht	nicht eher
320	31	die	ſeine
321	2	laſchenswerth	belachenswerth
325	27	kurir-	kurirte
327	17	den Rieſwurf	der Rieſwurf
341	6	Ricinus	Ricinus
363	15	ihm	ihnen
410	22	ſder	der
416	34	Wurzel	Wunde
421	21	Zengiffe	Zeganiffe
432	22	auf Zügel	auf Zügel und Zaum
472	28	haſſen	haſſen
479	7	Speiſſe	Spieße
489	27	zu ſtillen	zum Spielen
499	Seitenzahl	399	499
524	15	Ruff	Ruff



Seite.	Zeile.	statt	lies.
524	24	Wahrsinnige	Wahnsinnige
528	8	sie	sich
529	2	schaffen	zu schaffen
536	14	Berschiedenhet	Berschiedenheit
537	11	Sueton	Sueton
556	12	Zuckerplanlagen	Zuckerplantagen
565	8	die sie	wenn sie
—	20	denen Abiponen	den Abiponern
567	25	Gewiß ist	Gewiß ist
572	5	übertrieben	übertrieben
—	12	der Sieg	den Sieg
556	7	Leute	Leute
—	8	ode	oder
581	8	selben	selbe
588	30	dem	zum
589	22	seige Memme	wie eine seige Memme
603	27	theils empfangene theils erlittenen theils	theils empfangene theils erlittenen theils
		theils zugefügte	angerichteten

---

